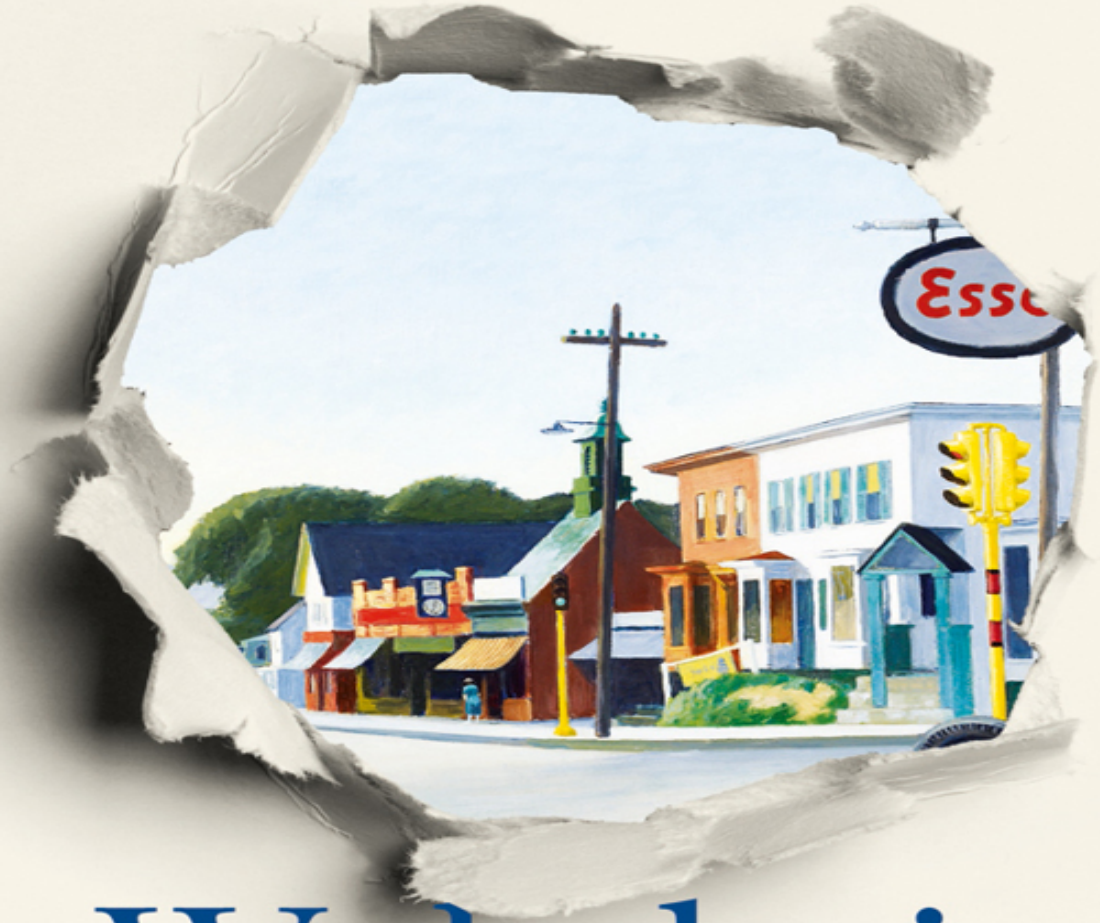
Joël Dicker

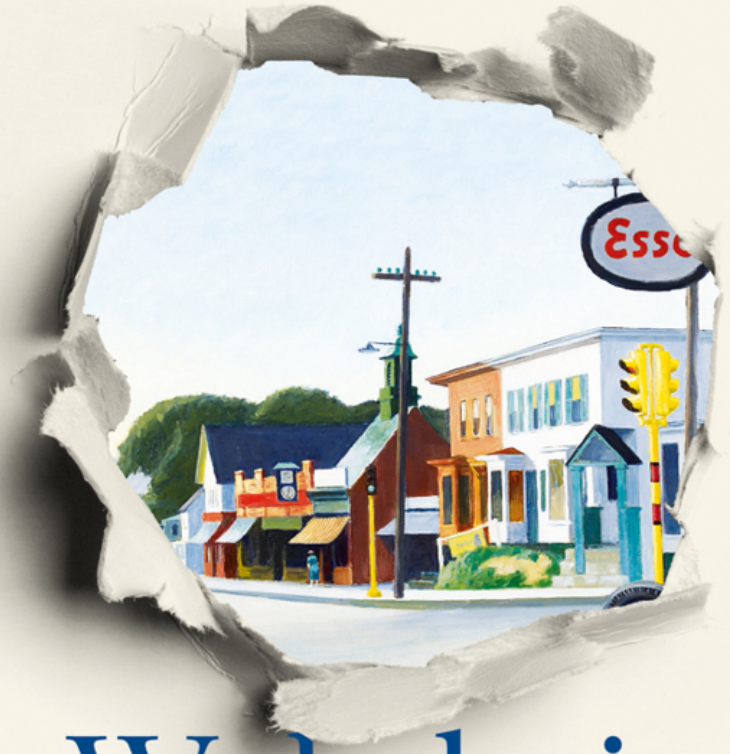


Roman

PIPER

Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert

Joël Dicker

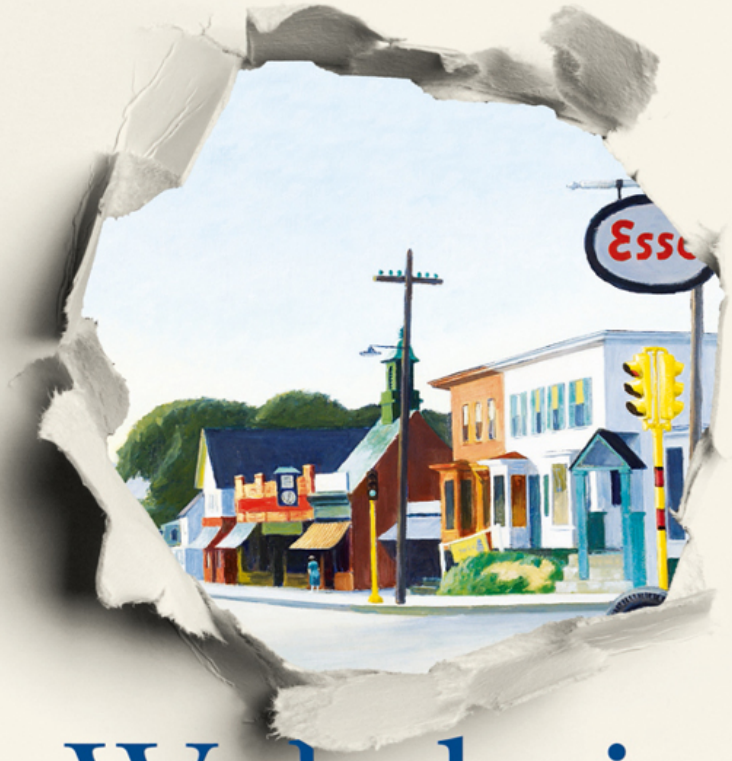


Roman

PIPER

Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert

Joël Dicker



Roman

Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert

PIPER

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de

Für meine Eltern

Übersetzung aus dem Französischen von Carina von Enzenberg

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel »La Vérité sur l'Affaire Harry Quebert« bei Éditions de Fallois.

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Piper Verlag erschienenen Buchausgabe
1. Auflage 2013

ISBN 978-3-492-96367-1
© Éditions de Fallois/L'Age d'Homme, 2012
Deutschsprachige Ausgabe:
© 2013 Piper Verlag GmbH, München
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg, unter Verwendung einer Abbildung von © corbis und eines Gemäldes von Edward Hopper, 1882–1967, Portrait of Orleans, 1950, Oil on canvas, 66 x 101,6 cm, The Fine Arts Museums of San Francisco, gift of Jerrold and June Kingsley, 1991.
Datenkonvertierung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Der Tag des Verschwindens

Samstag, 30. August 1975

»Polizeizentrale! Sie möchten einen Notfall melden?«

»Hallo? Mein Name ist Deborah Cooper. Ich wohne in der Side Creek Lane. Ich glaube, ich habe gerade gesehen, wie ein Mädchen im Wald von einem Mann verfolgt wurde.«

»Was genau ist passiert?«

»Ich weiß es nicht! Ich habe am Fenster gestanden und in den Wald geschaut, und da habe ich dieses Mädchen gesehen, das zwischen den Bäumen entlanglief … Ein Mann war hinter der Kleinen her … Ich glaube, sie hat versucht, ihm zu entkommen.«

»Wo sind die beiden jetzt?«

»Ich … Ich kann sie nicht mehr sehen. Sie sind im Wald.«

»Ich schicke sofort einen Streifenwagen zu Ihnen, Madam.«

Dieser Anruf war der Auftakt zu den Geschehnissen, die das Städtchen Aurora im Bundesstaat New Hampshire erschüttern sollten. Nola Kellergan, ein fünfzehnjähriges Mädchen aus der Gegend, verschwand an diesem Tag spurlos.

VORWORT

Oktober 2008

Dreiunddreißig Jahre nach dem Verschwinden

Das Buch war in aller Munde. Ich konnte in New York nicht mehr in Ruhe durch die Straßen schlendern oder durch den Central Park joggen, ohne dass Spaziergänger mich erkannten und ausriefen: »He, das ist Goldman! Der Schriftsteller!« Manche hefteten sich mir sogar im Laufschritt an die Fersen, um mir die Fragen zu stellen, die sie so beschäftigten: »Was Sie da in Ihrem Buch schreiben, ist das wahr? Hat Harry Quebert das wirklich getan?« In meinem Stammcafé im West Village schreckten manche Gäste nicht einmal davor zurück, sich an meinen Tisch zu setzen und mir ein Gespräch aufzudrängen: »Ich lese gerade Ihr Buch, Mr Goldman. Ich kann es einfach nicht aus der Hand legen! Das erste war ja schon gut, aber das hier …! Hat man wirklich eine Million Dollar abgedrückt, damit Sie es schreiben? Wie alt sind Sie denn? Knapp dreißig? Dreißig Jahre und haben schon so viel Kohle gescheffelt!« Sogar meinen Doorman hatte ich dabei ertappt, wie er immer dann, wenn er nicht gerade die Tür aufhalten musste, die Nase in das Buch steckte, und kaum hatte er es ausgelesen, nagelte er mich vor dem Fahrstuhl fest, um mir sein Herz auszuschütten: »Das ist also mit Nola Kellergan passiert! Wie grauenhaft! Wie kann man nur so etwas tun? Sagen Sie, Mr Goldman, wie ist so etwas möglich?«

Die New Yorker Society schwärmte von meinem Buch. Es war kaum zwei Wochen zuvor erschienen und versprach bereits der größte Verkaufserfolg des Jahres auf dem gesamten amerikanischen Kontinent zu werden. Alle wollten wissen, was sich im Jahr 1975 in Aurora zugetragen hatte. Überall wurde darüber berichtet: im Fernsehen, im Radio, in den Zeitungen. Ich war noch nicht einmal dreißig und durch dieses Buch, erst das zweite meines Lebens, zum gefragtesten Autor des Landes avanciert.

Dieser Fall, der Amerika so in Aufregung versetzte und der den Kern meiner Erzählung bildet, war einige Monate zuvor im

Frühsommer wiederaufgerollt worden, nachdem man die Überreste eines seit dreiunddreißig Jahren verschollenen Mädchens entdeckt hatte. Damit begannen die Ereignisse in New Hampshire, von denen hier die Rede sein wird und ohne die das Städtchen Aurora im restlichen Amerika mit Sicherheit unbekannt geblieben wäre.

ERSTER TEIL

Die Schriftstellerkrankheit

Acht Monate vor Erscheinen des Buchs

31.

In den Abgründen des Gedächtnisses

»Das erste Kapitel, Marcus, ist entscheidend. Gefällt es den Lesern nicht, werden sie Ihr Buch nicht weiterlesen. Was für ein Einstieg schwebt Ihnen vor?«

»Keine Ahnung, Harry. Glauben Sie, ich schaffe es irgendwann?«

»Was?«

»Ein Buch zu schreiben.«

»Da bin ich mir sicher.«

Zu Beginn des Jahres 2008, also rund anderthalb Jahre nachdem ich dank meines ersten Romans zum neuen Hätschelkind der amerikanischen Literaturszene geworden war, ereilte mich eine fürchterliche Schaffenskrise, ein Syndrom, das bei Schriftstellern, die einen sofortigen, durchschlagenden Erfolg erlebt haben, offenbar nicht selten vorkommt. Die Krankheit befiel mich allerdings nicht schlagartig, sondern nistete sich ganz langsam ein. Es war, als würde mein Gehirn, einmal befallen, nach und nach einfrieren. Den ersten Symptomen schenkte ich noch keine Beachtung: Ich redete mir ein, meine Inspiration werde schon am nächsten Tag oder am übernächsten oder am überübernächsten wiederkommen. Aber die Tage, Wochen und Monate vergingen, und die Inspiration kehrte nicht zurück.

Mein Abstieg in die Hölle gliederte sich in drei Phasen. Die erste – unabdingbare Voraussetzung für jeden anständigen schwindelerregenden Fall – bestand in einem fulminanten Aufstieg: Mein erster Roman hatte sich zwei Millionen Mal verkauft und mich im Alter von achtundzwanzig Jahren auf den Rang eines Erfolgsautors katapultiert. Das war im Herbst 2006, und innerhalb weniger Wochen war ich wer. Überall war ich zu sehen: im Fernsehen, in den Zeitungen, auf den Titelseiten der Magazine. Mein Gesicht prangte in den U-Bahn-Stationen von riesigen Werbeplakaten. Selbst die gestrengsten Kritiker der großen Tageszeitungen der Ostküste waren sich einig: Der junge Marcus Goldman hatte das Zeug zum großen Schriftsteller.

Ein Buch nur, ein einziges Buch, und mir öffneten sich die Türen zu einem neuen Leben: dem der millionenschweren Jungstars. Ich zog bei meinen Eltern in Montclair, New Jersey, aus und richtete mich in einem schicken Apartment im Village ein. Ich tauschte meinen Ford aus dritter Hand gegen einen nagelneuen schwarzen

Range Rover mit getönten Scheiben. Ich verkehrte fortan in feinen Restaurants und nahm die Dienste eines Literaturagenten in Anspruch, der sich um mein Zeitmanagement kümmerte und mit mir in meiner neuen Bleibe auf einem riesigen Flachbildschirm Baseball schaute. Außerdem mietete ich einen Steinwurf vom Central Park entfernt ein Büro an, in dem eine Sekretärin, die ein bisschen in mich verliebt war und auf den Vornamen Denise hörte, meine Post sichtete, mir Kaffee machte und alle wichtigen Unterlagen ablegte.

In den ersten sechs Monaten nach der Veröffentlichung des Buchs genügte es mir vollauf, die angenehmen Seiten meines neuen Daseins auszukosten. Ich schaute morgens im Büro vorbei, um die jüngsten Artikel über mich zu überfliegen und die Fanbriefe zu lesen, die täglich zu Dutzenden ins Haus flatterten und die Denise danach in dicken Ordnern abheftete. Anschließend bummelte ich selbstzufrieden und in dem Gefühl, bereits genug gearbeitet zu haben, durch die Straßen von Manhattan, in denen die Passanten zu tuscheln anfingen, wenn ich an ihnen vorbeiging. Die restliche Zeit des Tages nutzte ich, um die neuen Rechte zu genießen, die der Ruhm mir gewährte: das Recht, mir alles zu kaufen, worauf ich Lust hatte; das Recht auf eine VIP-Loge im Madison Square Garden, wenn ich mir ein Spiel der Rangers ansehen wollte; das Recht, mit Musikstars, von denen ich in jüngeren Jahren sämtliche Platten gekauft hatte, über den roten Teppich zu schreiten; das Recht, mit Lydia Gloor, der umschwärmten Hauptdarstellerin aus der derzeit angesagtesten Fernsehserie, auszugehen. Ich war ein berühmter Schriftsteller und hatte das Gefühl, den schönsten Beruf der Welt auszuüben. In der Gewissheit, dass mein Erfolg ewig währte, hatte ich die ersten Warnungen meines Agenten und meines Verlegers in den Wind geschlagen, die mich drängten, mich wieder an die Arbeit zu machen und mit meinem zweiten Roman zu beginnen.

In den nächsten sechs Monaten merkte ich, dass sich der Wind zu drehen begann: Die Fanbriefe wurden immer spärlicher, auf der Straße wurde ich immer seltener angesprochen. Schon bald

konfrontierten mich die wenigen Passanten, die mich überhaupt noch erkannten, mit Fragen wie: »Mr Goldman, worum geht es in Ihrem nächsten Buch? Und wann erscheint es?« Mir wurde klar, dass ich loslegen musste, und das tat ich. Ich hatte bereits Ideen auf lose Blätter notiert und Exposés in den Computer getippt, aber sie taugten nichts. Ich brachte neue Ideen hervor und verfasste neue Exposés. Wieder ohne Erfolg. Schließlich legte ich mir einen neuen Computer zu in der Hoffnung, dass er zusammen mit guten Ideen und hervorragenden Exposés verkauft würde. Fehlanzeige. Also änderte ich die Methode: Ich nahm Denise bis spätnachts in Beschlag, um ihr zu diktieren, was ich für große Sätze, Bonmots und Vorstöße zu außergewöhnlichen Romanen hielt. Doch am nächsten Tag kamen mir die Wörter abgeschmackt, die Sätze holprig und meine Vorstöße wie Rückschläge vor. Phase zwei der Krankheit hatte begonnen.

Im Herbst 2007 war seit der Herausgabe meines ersten Buchs ein Jahr vergangen, und ich hatte noch keine einzige Zeile des nächsten zu Papier gebracht. Als es keine Briefe mehr abzulegen gab, man mich in der Öffentlichkeit nicht mehr erkannte und die Plakate mit meinem Konterfei aus den großen Buchhandlungen verschwunden waren, begriff ich, dass Ruhm vergänglich ist. Er ist eine ausgehungerte Gorgo, und wer sie nicht füttert, wird rasch ersetzt: Angesagte Politiker, das Sternchen aus der jüngsten Reality-Show, eine Rockband, der gerade der Durchbruch gelungen war – sie beanspruchten nun meine Portion des öffentlichen Interesses. Dabei waren seit Erscheinen meines Buchs erst zwölf Monate vergangen, eine in meinen Augen lächerlich kurze Zeitspanne, für den Rest der Menschheit jedoch eine Ewigkeit. Im selben Jahr war allein in den USA eine Million Kinder geboren worden, eine Million Menschen war gestorben, auf gut zehntausend war geschossen worden, eine halbe Million waren drogensüchtig, eine Million zu Millionären geworden, siebzehn Millionen hatten sich ein neues Handy angeschafft, fünfzigtausend waren bei Autounfällen ums Leben

gekommen und zwei Millionen bei selbigen mehr oder weniger schwer verletzt worden. Und ich, ich hatte nur ein Buch geschrieben.

Schmid & Hanson, der einflussreiche New Yorker Verlag, der mir für den ersten Roman ein hübsches Sümmchen offeriert hatte und große Hoffnungen in mich setzte, machte meinem Agenten Douglas Claren Druck, und der wiederum lag mir in den Ohren. Er sagte, die Zeit dränge, ich müsse unbedingt ein neues Manuskript vorlegen. Ich bemühte mich, ihn und damit auch mich selbst zu beruhigen, und beteuerte, dass es mit dem zweiten Roman gut voranginge und er sich keine Sorgen zu machen brauche. Doch trotz der vielen Stunden, die ich mich in meinem Büro verkroch, blieben die Seiten leer: Meine Inspiration hatte sich sang- und klanglos davongemacht, und ich fand sie beim besten Willen nicht wieder. Wenn ich abends schlaflos im Bett lag, überlegte ich mir, dass es den großen Marcus Goldman schon bald, noch vor seinem dreißigsten Geburtstag, nicht mehr geben würde. Diese Vorstellung erschreckte mich dermaßen, dass ich, um auf andere Gedanken zu kommen, Urlaub zu machen beschloss: Ich gönnte mir einen Monat in einem Luxushotel in Miami, sozusagen, um wiederaufzutanken, weil ich zutiefst davon überzeugt war, dass mir die Entspannung unter Palmen zur Wiedererlangung meines vollen kreativen Potenzials verhelfen würde. Doch Florida war natürlich nur ein herrlicher Fluchtversuch, und schon zweitausend Jahre vor mir hatte der Philosoph Seneca dieselbe leidvolle Erfahrung gemacht: Wohin man auch flieht – die Probleme mogeln sich ins Gepäck und folgen einem überallhin. Es war, als wäre mir nach der Landung in Miami ein freundlicher kubanischer Gepäckträger zum Ausgang nachgelaufen und hätte zu mir gesagt: »Sind Sie Mr Goldman?«

»Ja.«

»Dann gehört das hier Ihnen.«

Und er hätte mir einen Umschlag mit einem Papierstoß darin hingehalten.

»Sind das meine leeren Seiten?«

»Ja, Mr Goldman. Sie wollten New York doch wohl nicht ohne sie verlassen?«

Ich verbrachte also einen Monat allein, elend und verdrossen mit meinen Dämonen in einer Hotelsuite in Florida. Das mit »NeuerRoman.doc« benannte Dokument auf meinem Computer, der Tag und Nacht lief, blieb zu meiner Verzweiflung blank. Dass ich mir eine in Künstlerkreisen weitverbreitete Krankheit eingefangen hatte, wurde mir an dem Abend klar, an dem ich den Pianisten der Hotelbar auf eine Margarita einlud. Er erzählte mir an der Theke, dass er in seinem ganzen Leben nur einen einzigen Song geschrieben habe, aber der war ein Bombenhit gewesen. Er war damit so erfolgreich gewesen, dass er nie wieder etwas hatte schreiben können, und jetzt war er total abgebrannt und unglücklich und hielt sich über Wasser, indem er für die Hotelgäste die Hits von anderen auf dem Klavier klimperte. »Früher habe ich Mordstourneen gemacht und bin in den größten Sälen des Landes aufgetreten«, erzählte er und packte mich am Hemdkragen. »Zehntausend Menschen haben meinen Namen geschrien, die Puppen sind reihenweise in Ohnmacht gefallen, und ein paar haben mir sogar ihr Höschen zugeworfen. Das war was!« Nachdem er wie ein kleiner Hund das Salz rund um sein Glas abgeleckt hatte, fügte er hinzu: »Ich schwör dir, das ist die Wahrheit.« Und das war ja gerade das Schlimme: Ich wusste, dass es stimmte.

Phase drei meines Unglücks begann mit meiner Rückkehr nach New York. Auf dem Heimflug von Miami las ich an Bord einen Artikel über einen Nachwuchsautor, von dem soeben ein von der Kritik beweihräucherter Roman erschienen war, und bei meiner Ankunft am Flughafen LaGuardia starrte mir in der Gepäckhalle von großen Plakaten sein Gesicht entgegen. Das Leben verhöhnte mich: Man vergaß mich nicht nur, sondern, schlimmer noch, man war dabei, mich zu ersetzen. Douglas, der mich am Flughafen abholte, war außer sich: Bei Schmid & Hanson war man am Ende der Geduld,

man wollte einen Beweis, dass ich vorankam und imstande war, ihnen bald das fertige Manuskript zu präsentieren.

»Es sieht schlecht aus für uns«, sagte er im Auto auf der Fahrt nach Manhattan. »Sag mir, dass du in Florida Kraft getankt hast und mit deinem Buch ein gutes Stück vorangekommen bist! Da ist dieser Kerl, von dem jetzt alle reden … Sein Buch wird der große Weihnachtsknaller. Und du, Marcus? Was hast du für Weihnachten zu bieten?«

»Ich knie mich rein!«, rief ich in Panik. »Ich krieg das hin! Wir starten eine große Werbekampagne, dann klappt das schon! Die Leute haben mein erstes Buch gemocht, dann werden sie auch das nächste mögen!«

»Marc, du begreifst es nicht: Vor ein paar Monaten hätten wir das noch tun können. Das war ja gerade unsere Strategie: auf der Welle deines Erfolgs reiten, das Publikum bei Laune halten und ihm geben, was es will. Das Publikum wollte Marcus Goldman, aber da Marcus Goldman sich in Florida auf die faule Haut gelegt hat, haben die Leser sich das Buch von einem anderen gekauft. Verstehst du was von Wirtschaft, Marc? Bücher sind ein austauschbares Produkt geworden. Die Leute wollen ein Buch, das ihnen gefällt, sie ablenkt und unterhält. Und wenn du ihnen das nicht lieferst, tut es dein Nachbar, und du bist abgemeldet.«

Douglas' Orakelsprüche hatten mir einen gehörigen Schrecken eingejagt, und ich stürzte mich in die Arbeit: Ich fing um sechs Uhr morgens an und hörte nicht vor neun oder zehn Uhr abends auf. Im Rausch der Verzweiflung verbrachte ich ganze Tage in meinem Büro, schrieb ohne Unterlass, saugte mir Wörter aus den Fingern, reihte Satz um Satz aneinander und sammelte Einfälle für meinen Roman. Doch zu meinem größten Leidwesen kam nichts Brauchbares dabei heraus. Denise verbrachte ihrerseits die Tage damit, sich Sorgen um meinen Zustand zu machen. Da sie nichts mehr zu tun hatte – kein Diktat, das sie aufnehmen, keine Post, die sie durchsehen, keinen

Kaffee, den sie kochen musste –, tigerte sie im Gang auf und ab, und wenn sie es nicht mehr aushielt, trommelte sie an meine Tür.

»Ich flehe Sie an, Marcus, machen Sie auf!«, jammerte sie. »Kommen Sie aus Ihrem Büro, und gehen Sie ein bisschen im Park spazieren. Sie haben heute noch nichts gegessen!«

Ich schrie zurück: »Ich habe keinen Hunger! Kein Buch, kein Essen!«

Sie fing fast an zu schluchzen. »Sagen Sie nicht so schreckliche Sachen, Marcus. Ich gehe zum Deli an der Ecke und hole Ihnen Roastbeefsandwiches, die mögen Sie doch. Ich beeile mich! Bin gleich wieder da!«

Ich hörte, wie sie sich ihre Handtasche schnappte, zur Wohnungstür lief und gleich darauf die Treppe hinunterstürmte, als könnte ihre Eile etwas an meiner Situation ändern. Ich hatte endlich erkannt, woran ich so litt: Aus dem Nichts heraus ein Buch zu schreiben war mir leichtgefallen. Aber jetzt, wo ich mich auf dem Gipfel des Ruhms befand, jetzt, wo ich meinem Talent gerecht werden und noch einmal den beschwerlichen Marsch zum Erfolg antreten sollte – denn nichts anderes ist das Verfassen eines guten Romans –, fühlte ich mich der Sache nicht mehr gewachsen. Die Schriftstellerkrankheit hatte mich erwischt, und niemand konnte mir helfen: Alle, mit denen ich darüber redete, meinten, das sei Kinderkram und bestimmt normal, und wenn ich mein Buch nicht heute schriebe, dann eben morgen. Ich versuchte, bei meinen Eltern in Montclair zwei Tage am Stück in meinem alten Zimmer zu arbeiten, in demselben Zimmer, in dem ich zu meinem ersten Roman inspiriert worden war. Aber dieser Versuch scheiterte kläglich, woran meine Mutter vielleicht nicht unschuldig war, denn sie saß beide Tage neben mir und wiederholte, den Blick fest auf den Bildschirm meines Notebooks geheftet, immer wieder: »Das ist sehr gut, Markie.«

»Mama, ich habe nicht eine Zeile geschrieben«, sagte ich irgendwann.

»Aber ich spüre, dass es gut wird.«

»Mama, wenn du mich eine Weile allein lassen könntest …«

»Allein lassen? Warum? Hast du Blähungen? Musst du furzen? Du kannst in meiner Gegenwart furzen, mein Schatz. Ich bin deine Mutter.«

»Nein, ich muss nicht furzen, Mama.«

»Bist du hungrig? Hast du Lust auf Pancakes? Waffeln? Etwas Herzhaftes? Eier vielleicht?«

»Nein, ich bin nicht hungrig.«

»Warum soll ich dich dann allein lassen? Willst du damit sagen, dass dich die Anwesenheit der Frau stört, die dir das Leben geschenkt hat?«

»Nein, du störst mich nicht, aber …«

»Aber *was*?«

»Nichts, Mama.«

»Was du brauchst, ist eine Freundin, Markie. Glaubst du etwa, ich wüsste nicht, dass du dich von dieser Schauspielerin aus dem Fernsehen getrennt hast? Wie hieß sie noch?«

»Lydia Gloor. Wir waren nicht richtig zusammen, Mama. Ich meine, es war nur eine Affäre.«

»*Nur eine Affäre, nur eine Affäre!* So halten das die jungen Leute heutzutage: immer nur *Affären*, und mit fünfzig haben sie eine Glatze und stehen ohne Familie da!«

»Was hat die Glatze damit zu tun, Mama?«

»Gar nichts. Aber findest du es richtig, dass ich aus einer Zeitschrift von deiner Beziehung mit diesem Mädchen erfahre? Welcher Sohn tut seiner Mutter so etwas an, sag? Stell dir vor, da gehe ich kurz vor deiner Abreise nach Florida zu Scheingetz – dem Friseur, nicht dem Metzger –, und dort sehen mich alle so komisch an. Ich frage, was los ist, und da hält mir Mrs Berg mit der Trockenhaube auf dem Kopf die Zeitschrift, die sie gerade liest, unter die Nase. Darin ist ein Foto von dir und dieser Lydia Gloor. Es zeigt euch zusammen auf der Straße, und in der Überschrift steht, dass ihr

euch getrennt habt. Der ganze Friseursalon wusste über eure Trennung Bescheid, und ich, ich wusste nicht einmal, dass du was mit diesem Mädchen hattest! Natürlich wollte ich nicht als die Dumme dastehen, und deshalb habe ich gesagt, dass die Kleine bezaubernd ist und oft zum Abendessen bei uns war.«

»Mama, ich habe dir nichts davon erzählt, weil es nichts Ernstes war. Sie war nicht die Richtige, weißt du.«

»Es ist nie die Richtige! Du lässt dich immer mit den falschen Frauen ein, Markie! Das ist das Problem. Oder glaubst du, eine Fernsehschauspielerin könnte dir den Haushalt führen? Stell dir vor, gestern habe ich im Supermarkt Mrs Emerson getroffen. Ihre Tochter ist auch noch ledig. Sie wäre perfekt für dich. Außerdem hat sie sehr schöne Zähne. Soll ich ihr sagen, dass sie uns mal besuchen soll?«

»Nein, Mama. Ich versuche zu arbeiten.«

In diesem Augenblick klingelte es an der Tür.

»Ich glaube, das sind sie«, sagte meine Mutter.

»Wer sind *sie*?«

»Mrs Emerson und ihre Tochter. Ich habe sie für sechzehn Uhr zum Tee eingeladen, und jetzt ist es Punkt sechzehn Uhr. Eine gute Frau ist eine pünktliche Frau. Liebst du sie nicht jetzt schon?«

»Du hast sie zum Tee eingeladen? Wirf sie raus, Mama! Ich will sie nicht sehen! Ich muss ein Buch schreiben, verdammt! Ich bin nicht hier, um Kaffeekränzchen abzuhalten, ich muss einen Roman schreiben!«

»Oh, Markie, du bräuchtest wirklich eine Freundin, ein Mädchen, mit dem du dich verlobst und das du heiratest. Du denkst viel zu viel an deine Bücher und vergisst darüber das Heiraten …«

Niemand begriff, was auf dem Spiel stand: Ein neues Buch musste her, und sei es nur, um die Klauseln des Vertrags zu erfüllen, der mich an den Verlag band. Im Januar 2008 bestellte mich Roy Barnaski, der allmächtige Direktor von Schmid & Hanson, in sein Büro im einundfünfzigsten Stock eines Hochhauses in der Lexington

Avenue, um mir ernsthaft ins Gewissen zu reden: »Also, Goldman, wann kriege ich Ihr neues Manuskript?«, polterte er. »Wir haben einen Vertrag über fünf Bücher. Sie müssen sich an die Arbeit machen, und zwar dalli! Wir wollen Ergebnisse sehen! Wir müssen Umsatz machen! Sie sind mit der Abgabe in Verzug! Sie sind mit allem im Verzug! Sie haben ja gesehen, wie dieser Bursche, der vor Weihnachten sein Buch rausgebracht hat, Sie in der Gunst des Publikums verdrängt hat! Sein Agent sagt, dass sein nächster Roman schon fast fertig ist. Und Sie? Durch Sie verlieren wir nur Geld! Also, reißen Sie sich am Riemen, und bringen Sie die Sache in Ordnung. Landen Sie einen großen Coup, schreiben Sie mir ein gutes Buch, und retten Sie Ihre Haut. Ich gebe Ihnen sechs Monate. Bis Juni.«

Sechs Monate, um ein Buch zu schreiben! Dabei war ich seit fast anderthalb Jahren blockiert. Aussichtslos. Aber es kam noch schlimmer: Barnaski hatte mir zwar eine Frist gesetzt, mich aber nicht über die Konsequenzen aufgeklärt, die ich würde tragen müssen, wenn ich es nicht schaffte. Das übernahm Douglas zwei Wochen später bei seiner x-ten Unterredung mit mir. Er sagte: »Du musst das Buch schreiben, Junge, du kannst dich nicht länger verkriechen. Du hast für fünf Bücher unterschrieben! Fünf Bücher! Barnaski ist stinksauer und mit seiner Geduld am Ende. Er hat mir erzählt, dass er dir eine Gnadenfrist bis Juni gesetzt hat. Ist dir klar, was passiert, wenn du es verbockst? Sie lösen deinen Vertrag auf, verklagen dich und saugen dich bis aufs Mark aus. Sie nehmen dir deine ganze Kohle weg, und dann ist Schluss mit dem schönen Leben, dem schicken Apartment, den italienischen Slippern und dem dicken Auto: Dann hast du nichts mehr. Sie werden dich bluten lassen.«

Noch vor einem Jahr war ich als neuer Stern am Literaturhimmel gefeiert worden, und nun galt ich als größte Enttäuschung, als schlimmster Bummelant der nordamerikanischen Verlagsszene. Lektion zwei: Ruhm ist nicht nur vergänglich, sondern hat auch Konsequenzen. Am Abend nach Douglas' Standpauke griff ich zum

Telefon und wählte die Nummer des einzigen Menschen, von dem ich annahm, dass er mir aus dieser Notlage heraushelfen konnte: Harry Quebert, mein ehemaliger Professor und zudem einer der meistgelesenen und angesehensten Autoren Amerikas, mit dem ich seit gut zehn Jahren, seit ich am Burrows College in Massachusetts bei ihm studiert hatte, eng verbunden war.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich ihn seit über einem Jahr nicht mehr gesehen und fast genauso lange nicht mehr mit ihm telefoniert. Ich rief ihn zu Hause in Aurora, New Hampshire, an.

Als er meine Stimme hörte, meinte er spöttisch: »Ah, Marcus! Sind Sie es wirklich? Kaum zu glauben! Seit Sie ein Star sind, lassen Sie nichts mehr von sich hören. Vor einem Monat habe ich versucht, Sie zu erreichen, aber Ihre Sekretärin hat mich wissen lassen, dass Sie für niemanden zu sprechen sind.«

Ich erwiderte unumwunden: »Mir geht's schlecht, Harry. Ich glaube, ich kann nicht mehr schreiben.«

Er wurde schlagartig ernst. »Was reden Sie da, Marcus?«

»Ich weiß nicht mehr, was ich schreiben soll. Ich bin erledigt. Schreibhemmung … seit Monaten … vielleicht einem Jahr.«

Er stimmte ein warmes, beruhigendes Lachen an. »Eine geistige Blockade, das ist es, Marcus! Schreibhemmung klingt genauso albern wie Ladehemmung beim Sex. Das Genie kriegt die Panik, genau wie Ihr Schwanz schlapp macht, wenn Sie gerade mit einer Ihrer Verehrerinnen Schubkarre spielen wollen und zu sehr daran denken, wie Sie ihr einen Orgasmus verschaffen, den man auf der Richterskala messen kann. Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf über die Genialität, reihen Sie einfach nur ein Wort ans andere. Die Genialität kommt dann von ganz allein.«

»Meinen Sie?«

»Da bin ich mir sicher. Allerdings sollten Sie Ihr mondänes Leben mit den Cocktailpartys ein wenig zurückfahren. Schreiben ist eine ernste Angelegenheit. Ich dachte, das hätte ich Ihnen eingebläut.«

»Aber ich arbeite hart! Ich tue nichts anderes mehr! Und trotzdem kommt nichts dabei heraus!«

»Vielleicht fehlt Ihnen ja nur die richtige Umgebung? New York ist schön und gut, aber viel zu laut. Warum kommen Sie nicht hierher, so wie damals, als Sie noch bei mir studiert haben?«

Raus aus New York und ein Tapetenwechsel! Noch nie war mir eine Einladung ins Exil sinnvoller erschienen. Mich in der amerikanischen Provinz in Gesellschaft meines alten Meisters auf die Suche nach der Inspiration für ein neues Buch machen – das war genau das, was ich brauchte. Und so brach ich eine Woche später, Mitte Februar 2008, nach Aurora in New Hampshire auf, nur wenige Monate vor den dramatischen Ereignissen, von denen ich Ihnen hier berichten werde.

Vor diesem Fall, der im Sommer 2008 ganz Amerika erregte, hatte noch nie jemand von Aurora gehört. Es ist eine Kleinstadt am Meer, mit dem Auto etwa eine Viertelstunde von der Grenze nach Massachusetts entfernt. In der Hauptstraße gibt es ein Kino, dessen Programm im Vergleich zum Rest des Landes stets hinterherhinkt, ein paar Läden, ein Postamt, ein Polizeirevier und eine Handvoll Restaurants, darunter das Clark's, das historische Diner der Stadt. Drumherum friedliche Wohnviertel aus bunt gestrichenen Holzhäusern mit einladenden Veranden, Schieferdächern und tadellos gepflegten Rasen. Es ist ein Stück Amerika, dessen Bewohner ihre Haustüren nicht abschließen, einer von diesen Orten, wie es sie nur in Neuengland gibt, und so beschaulich, dass man meint, hier könnte nichts Böses geschehen.

Ich kannte Aurora gut, weil ich Harry in der Zeit, als ich noch sein Student war, oft besucht hatte. Er wohnte in einem herrlichen Haus aus Stein und massiven Kiefernbohlen außerhalb der Stadt an der Route 1 in Richtung Maine, am Ufer eines Meeresarms, der in den Landkarten als Goose Cove verzeichnet ist. Es war eine wahre Schriftstellervilla, die mit ihrer Sonnenterrasse, von der eine Treppe

direkt zum Strand hinunterführte, über dem Ozean thronte. Die Umgebung war wilde Beschaulichkeit pur: der Küstenwald, die Uferstreifen mit ihren Kieseln und riesigen Steinen, die feuchten, farn- und moosbewachsenen Wäldchen, ein paar Spazierwege, die am Strand entlangführten. Man hätte sich am Ende der Welt wähnen können, hätte man nicht gewusst, dass einen nur wenige Meilen von der Zivilisation trennten. Und man konnte sich lebhaft vorstellen, wie der in die Jahre gekommene Autor, von den Gezeiten und Sonnenuntergängen inspiriert, auf der Terrasse seine Meisterwerke verfasste.

Am 10. Februar 2008 verließ ich New York auf dem Höhepunkt meiner Schaffenskrise. Im Land ging es hoch her, denn die Präsidentschaftswahlen standen vor der Tür: Am Super Tuesday (der ausnahmsweise im Februar und nicht im März stattgefunden hatte – ein Beweis dafür, dass dies ein außergewöhnliches Jahr werden sollte) hatte bei den Republikanern einige Tage zuvor Senator McCain das Rennen gemacht, während bei den Demokraten noch immer der Kampf zwischen Hillary Clinton und Barack Obama tobte. Ich fuhr ohne Pause bis Aurora durch. Der Winter war schneereich, und unterwegs zogen tiefweiße Landschaften an mir vorbei. Ich liebte New Hampshire.

Ich liebte die Ruhe dort, die riesigen Wälder, die von Seerosen bedeckten Teiche, in denen man im Sommer schwimmen und auf denen man im Winter Schlittschuh laufen konnte, und ich mochte die Vorstellung, dass man hier weder Mehrwert- noch Einkommenssteuer zahlte. In meinen Augen war New Hampshire ein libertärer Staat, und sein in die Kennzeichen der mich auf der Autobahn überholenden Fahrzeuge eingeprägtes Motto *FREI LEBEN ODER STERBEN* umriss sehr gut das starke Freiheitsgefühl, das mich bei jedem meiner Aufenthalte in Aurora durchdrungen hatte. Und ich erinnere mich noch gut, wie mich bei meiner Ankunft in Goose Cove an diesem kalten, nebligen Nachmittag plötzlich ein Gefühl tiefen inneren Friedens überkam. Harry erwartete mich, in

eine dicke Winterjacke gehüllt, unter dem Portalvorbau seines Hauses. Als ich aus dem Wagen stieg, kam er mir entgegen, legte mir die Hände auf die Schultern und schenkte mir ein breites, ermutigendes Lächeln.

»Was ist los mit Ihnen, Marcus?«

»Ich weiß es nicht, Harry …«

»Na, na, Sie waren schon immer ein viel zu sensibler junger Mann.«

Noch bevor ich meine Sachen auspackte, machten wir es uns im Wohnzimmer bequem, um uns ein wenig zu unterhalten. Er schenkte uns Kaffee ein. Im Kamin knisterte ein Feuer. Im Inneren des Hauses war es gemütlich, während ich durch die riesige Panoramascheibe den von eisigen Winden aufgepeitschten Ozean sah und den nassen Schnee, der auf die Felsen fiel.

»Ich hatte vergessen, wie schön es hier ist«, murmelte ich.

Er nickte. »Ich werde mich gut um Sie kümmern, mein junger Freund, Sie werden sehen. Sie werden uns hier einen Mordsroman zusammenschreiben. Machen Sie sich keinen Kopf, alle guten Schriftsteller durchlaufen mal solche schwierigen Phasen.«

Er hatte diese gelassene, zuversichtliche Art, wie ich sie seit jeher von ihm kannte. Ich hatte diesen Mann noch nie zweifeln sehen. Charismatisch und selbstsicher, strahlte er eine natürliche Autorität aus. Obwohl er auf die siebenundsechzig zuging, war er mit seiner vollen, silbergrauen, stets gepflegten Mähne, den breiten Schultern und dem kräftigen Körper, dem man das jahrelange Boxen ansah, eine eindrucksvolle Erscheinung. Harry war Boxer, und durch diese Sportart, die ich selbst fleißig praktizierte, hatten wir uns am Burrows College angefreundet.

Meine Verbundenheit mit Harry, auf die ich in diesem Buch noch eingehen werde, war sehr tief. Er war im Jahr 1998 in mein Leben getreten, als ich ein Studium am Burrows College in Massachusetts aufgenommen hatte. Damals war ich zwanzig, er siebenundfünfzig gewesen. Seit nunmehr fünfzehn Jahren hatte er damals der

literarischen Fakultät dieser bescheidenen Provinzhochschule mit ihrer gemütlichen Atmosphäre und netten, höflichen Studentenschar goldene Zeiten beschert. Bis dahin hatte ich den großen Schriftsteller Harry Quebert nur dem Namen nach gekannt. In Burrows begegnete ich »Harry«, kurz und knapp. Trotz des Altersunterschieds sollte er einer meiner engsten Freunde werden und mir das Schreiben beibringen. Er selbst hatte die höheren Weihen Mitte der 1970er-Jahre empfangen, als sich sein zweites Buch, *Der Ursprung des Übels*, fünfzehn Millionen Mal verkaufte und ihm sowohl den National Book Award als auch den National Literary Award, die beiden angesehensten Literaturpreise des Landes, einbrachte. Seither publizierte er in regelmäßigen Abständen und schrieb eine viel beachtete monatliche Kolumne im *Boston Globe*. Er zählte zu den Galionsfiguren der amerikanischen Intelligenzija, hielt zahlreiche Vorträge und war ein gefragter Gast bei den wichtigeren kulturellen Veranstaltungen. Seine Meinung in politischen Fragen hatte Gewicht. Er genoss hohes Ansehen, war der Stolz seines Landes und zählte zum Besten, was Amerika hervorzubringen imstande war. In den Wochen, die ich bei ihm verbringen wollte, würde es ihm hoffentlich gelingen, wieder einen Schriftsteller aus mir zu machen und mir zu zeigen, wie ich mich aus dieser kreativen Sackgasse herausmanövrieren konnte. Ich musste allerdings feststellen, dass Harry meine Lage zwar schwierig, aber nicht ungewöhnlich fand. »Autoren haben manchmal einen Blackout, das gehört zum Berufsrisiko«, klärte er mich auf. »Machen Sie sich an die Arbeit, Sie werden sehen, das Problem löst sich von ganz allein.« Er stellte mir sein Arbeitszimmer im Erdgeschoss zur Verfügung, wo er selbst all seine Bücher geschrieben hatte, auch den *Ursprung des Übels*. Dort brachte ich lange Stunden mit dem Versuch zu, ebenfalls etwas zu Papier zu bringen, doch ich war zu sehr in die Betrachtung des Ozeans und Schnees auf der anderen Seite der Fensterscheibe versunken. Wenn Harry mir Kaffee oder etwas zu essen brachte und meine verzweifelte Miene sah, versuchte er mich aufzumuntern.

Eines Morgens sagte er schließlich zu mir: »Machen Sie nicht so ein Gesicht, Marcus. Man könnte meinen, Sie müssten sterben.«

»Ich bin nah dran …«

»Aber, aber … Zermartern Sie sich von mir aus den Kopf über den Gang der Welt oder den Krieg im Irak, aber doch nicht wegen einem lausigen Buch … Dafür ist es noch zu früh. Sie sind wirklich rührend, wissen Sie das? Sie machen ein Riesentheater, weil es Ihnen schwerfällt, auch nur drei Zeilen zu schreiben. Sehen Sie doch mal den Tatsachen ins Auge: Sie haben ein großartiges Buch geschrieben, Sie sind reich und berühmt geworden, und Ihr zweites Buch hat ein bisschen Mühe, aus Ihrem Kopf herauszukommen. An dieser Situation ist überhaupt nichts Merkwürdiges oder Beunruhigendes …«

»Was ist mit Ihnen? Haben Sie dieses Problem nie gehabt?«

Er lachte schallend. »Eine Schreibblockade? Soll das ein Scherz sein? Mein armer Freund: öfter, als Sie sich vorstellen können!«

»Mein Verleger sagt, wenn ich nicht jetzt sofort ein neues Buch schreibe, bin ich erledigt.«

»Wissen Sie, was ein Verleger ist? Ein gescheiterter Schriftsteller, dessen Papa reichlich Kohle hatte und es ihm ermöglichen konnte, sich das Talent anderer anzueignen. Sie werden sehen, Marcus, alles kommt ganz schnell wieder in Ordnung. Vor Ihnen liegt eine steile Karriere. Ihr erstes Buch war bemerkenswert, Ihr zweites wird noch besser. Kopf hoch, ich helfe Ihnen.«

Ich kann zwar nicht behaupten, dass mir mein Rückzug nach Aurora die Inspiration zurückgab, aber er tat mir unbestreitbar gut. Harry auch, denn er war oft einsam, das wusste ich: Er hatte keine Familie und nicht viel Ablenkung. Wir verlebten glückliche Tage. Genau genommen waren es die letzten glücklichen Tage, die wir gemeinsam verbrachten. Wir machten ausgedehnte Spaziergänge am Meer, hörten uns wieder einmal die großen Opernklassiker an, zogen auf den Langlaufloipen unsere Bahnen, klapperten die kulturellen Veranstaltungen der Gegend ab und unternahmen Ausflüge in die

umliegenden Supermärkte, um nach den kleinen Cocktailwürstchen Ausschau zu halten, deren Verkaufserlös der amerikanischen Armee zugutekam, denn Harry war ganz wild auf sie und meinte, allein diese Würstchen rechtfertigten die militärische Intervention im Irak. Wir aßen auch oft im Clark's zu Mittag und verbrachten ganze Nachmittage dort, tranken Kaffee und philosophierten über das Leben wie zu der Zeit, als ich noch sein Student gewesen war. Jeder in Aurora kannte und respektierte Harry, und auch mich kannten die Leute von früher. Von allen am meisten lagen mir Jenny Dawn, die Besitzerin des Clark's, und Erne Pinkas, der ehrenamtliche Gemeindebibliothekar. Er stand Harry sehr nahe und kam abends manchmal auf ein Gläschen Scotch in Goose Cove vorbei. Ich selbst suchte die Bücherei jeden Morgen auf, um die *New York Times* zu lesen. Am ersten Tag war mir aufgefallen, dass Erne Pinkas ein Exemplar meines Buchs in einem gut sichtbaren Aufsteller platziert hatte. Stolz hatte er es mir gezeigt und gesagt: »Siehst du, Marcus, dein Buch steht in vorderster Reihe. Es ist seit einem Jahr das am häufigsten ausgeliehene Buch. Wann erscheint dein nächstes?« – »Ehrlich gesagt komme ich nicht so richtig in die Gänge. Deshalb bin ich hier.« – »Mach dir nichts draus. Du hast bestimmt bald eine zündende Idee, da bin ich mir sicher.« – »Zum Beispiel?« – »Davon verstehe ich nicht viel, du bist der Schriftsteller. Aber man muss ein Thema finden, das die Leute begeistert.«

Harry saß im Clark's seit dreißig Jahren am selben Tisch, nämlich an dem mit der Nummer 17, an den Jenny eine Metallplakette hatte schrauben lassen. Sie trug die Aufschrift:

An diesem Tisch verfasste der Schriftsteller Harry Quebert im Sommer 1975 seinen berühmten Roman
Der Ursprung des Übels.

Ich kannte diese Plakette seit jeher, hatte ihr aber nie wirklich Beachtung geschenkt. Erst bei diesem Aufenthalt begann ich mich näher für sie zu interessieren und betrachtete sie lange. Schon bald gingen mir die ins Metall gravierten Worte nicht mehr aus dem Kopf: An diesem armseligen, von Fett und Ahornsirup klebrigen Tisch im Diner einer Kleinstadt von New Hampshire hatte Harry also gesessen und sein gewaltiges Meisterwerk verfasst, das ihn zu einer literarischen Legende gemacht hatte. Woher hatte er die Inspiration genommen? Auch ich wollte mich an diesen Tisch setzen, schreiben und darauf warten, dass mich ein Geistesblitz traf. Also ließ ich mich zwei Nachmittage in Folge mit Papier und Stift daran nieder – doch vergebens. Schließlich fragte ich Jenny: »Er hat sich also hier an diesen Tisch gesetzt und geschrieben?«

Sie nickte. »Den ganzen Tag, Marcus, den lieben langen Tag. Pausenlos. Das war im Sommer 1975, daran erinnere ich mich noch gut.«

»Und wie alt war er damals?«

»So alt wie du. Um die dreißig. Vielleicht ein paar Jahre älter.«

In mir wallte ein grimmiger Wunsch auf: Auch ich wollte ein Meisterwerk verfassen, auch ich wollte ein Buch schreiben, das Maßstäbe setzte. Harry begriff das, als er feststellte, dass ich nach fast einmonatigem Aufenthalt bei ihm keine Zeile zu Papier gebracht hatte. Die folgende Szene spielte sich Anfang März in seinem Arbeitszimmer in Goose Cove ab, in dem ich immer noch auf die göttliche Erleuchtung wartete, als er, mit einer Schürze um den Bauch, hereinkam und mir ein paar eigenhändig frittierte Donuts brachte.

»Geht's voran?«, erkundigte er sich.

»Das wird der ganz große Wurf«, behauptete ich und reichte ihm den Papierstapel, den mir der kubanische Gepäckträger drei Monate zuvor hinterhergetragen hatte.

Er stellte das Tablett ab, um einen Blick darauf zu werfen: »Sie haben nichts geschrieben? Sie sind seit drei Wochen hier und haben

nichts geschrieben?«

Ich fuhr aus der Haut: »Nein, nichts! Jedenfalls nichts Brauchbares! Nur Ideen für einen schlechten Roman.«

»Herrgott, Marcus! Wollen Sie einen Roman schreiben oder nicht?«

Ich erwiderte, ohne nachzudenken: »Ein Meisterwerk! Ich will ein Meisterwerk schreiben!«

»Ein Meisterwerk?«

»Ja. Ich will einen großartigen Roman mit großartigen Ideen schreiben! Ich will ein Buch schreiben, das Eindruck macht.«

Harry musterte mich kurz und brach dann in Gelächter aus. »Ihr übertriebener Ehrgeiz geht mir auf die Nerven, Marcus, das sage ich Ihnen schon seit einer Ewigkeit. Sie werden ein ganz großer Schriftsteller, davon bin ich überzeugt. Aber wollen Sie wissen, was Ihr Problem ist? Sie haben es viel zu eilig! Wie alt sind Sie jetzt?«

»Dreißig.«

»Dreißig! Und Sie wollen schon jetzt eine Kreuzung aus Saul Bellow und Arthur Miller sein? Der Ruhm wird schon kommen, immer schön mit der Ruhe. Ich bin jetzt siebenundsechzig, und manchmal wird mir angst und bange, weil die Zeit so schnell vergeht. Jedes Jahr, das vergeht, ist ein Jahr weniger, und ich kann es nicht zurückholen. Was haben Sie geglaubt, Marcus? Dass Sie Ihr zweites Buch einfach so raushauen können? Eine Schriftstellerlaufbahn braucht ihre Zeit, mein Freund. Und um einen großen Roman zu schreiben, braucht man keine großartigen Ideen. Seien Sie einfach nur Sie selbst, dann schaffen Sie es bestimmt, da mache ich mir bei Ihnen keine Sorgen. Ich unterrichte seit fünfundzwanzig Jahren Literatur, seit fünfundzwanzig langen Jahren, und Sie sind der klügste Kopf, der mir dabei untergekommen ist.«

»Danke.«

»Danken Sie mir nicht, es ist schlicht und einfach die Wahrheit. Aber jammern Sie nicht wie ein altes Waschweib, weil Sie den Nobelpreis noch nicht bekommen haben. Himmel noch mal, mit

dreißig! Also, wirklich! Schlagen Sie sich das mit dem großen Roman aus dem Kopf. Einen Nobelpreis für den größten Schwachsinn haben Sie verdient!«

»Aber wie haben Sie es angestellt, Harry? Ihr Buch *Der Ursprung des Übels* aus dem Jahr 1976 ist ein Meisterwerk! Dabei war es erst Ihr zweites Buch … Wie haben Sie das gemacht? Wie schreibt man ein Meisterwerk?«

Er lächelte traurig.

»Marcus, Meisterwerke schreibt man nicht, sie entstehen einfach. Außerdem existiert für viele Menschen nur dieses eine Buch von mir. Damit will ich sagen, dass keines von denen, die darauf gefolgt sind, auch nur annähernd so erfolgreich war. Im Zusammenhang mit mir denken die Leute sofort und nahezu ausschließlich an *Der Ursprung des Übels*. Das ist traurig, denn wenn man mir mit dreißig gesagt hätte, dass ich den Zenit bereits erreicht habe, hätte ich mich wahrscheinlich ins Meer gestürzt. Also immer schön mit der Ruhe.«

»Bereuen Sie es, dass Sie dieses Buch geschrieben haben?«

»Ein bisschen vielleicht … Ich weiß es nicht. Reue ist ein Begriff, den ich nicht mag: Er bedeutet nämlich, dass wir nicht zu dem stehen, was wir getan haben.«

»Was soll ich denn jetzt machen?«

»Was Sie schon immer am besten gekonnt haben: schreiben. Und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, Marcus: Machen Sie es nicht wie ich. Wir beide sind uns ausgesprochen ähnlich, wissen Sie, und deshalb beschwöre ich Sie: Wiederholen Sie nicht die Fehler, die ich begangen habe.«

»Welche Fehler?«

»Als ich im Sommer 1975 hierherkam, wollte ich auch unbedingt ein Meisterwerk schreiben. Ich war von der Idee und dem Wunsch besessen, ein berühmter Schriftsteller zu werden.«

»Und Sie haben es geschafft …«

»Sie verstehen nicht: Gewiss, heute bin ich ein ›großer Schriftsteller‹, wie Sie es nennen, aber ich lebe allein in diesem

riesigen Haus. Mein Leben ist leer, Marcus. Lassen Sie nicht zu, dass der Ehrgeiz Sie auffrisst. Sonst wird Ihr Herz einsam und Ihre Feder traurig. Warum haben Sie eigentlich keine Freundin?«

»Weil ich keine finde, die mir wirklich gefällt.«

»Ich glaube eher, dass Sie es mit dem Vögeln genauso halten wie mit dem Schreiben: entweder Ekstase oder nichts. Suchen Sie sich ein anständiges Mädchen, und geben Sie der Kleinen eine Chance. Und mit Ihrem Buch machen Sie es genauso. Geben Sie sich selbst eine Chance! Geben Sie Ihrem Leben eine Chance! Wissen Sie, was meine Hauptbeschäftigung ist? Möwen füttern. Ich sammle trockenes Brot in der Blechschachtel, der aus der Küche mit der Aufschrift *SOUVENIR AUS ROCKLAND, MAINE*, und das werfe ich den Möwen hin. Sie sollten nicht immer nur schreiben …«

Trotz der Ratschläge, die Harry mir erteilte, ließ mir ein Gedanke keine Ruhe: Was war bei ihm, als er in meinem Alter gewesen war, der Auslöser gewesen? Welcher Geistesblitz hatte es ihm erlaubt, *Der Ursprung des Übels* zu schreiben? Ich war wie besessen von dieser Frage, und da Harry mir sein Arbeitszimmer überlassen hatte, nahm ich mir die Freiheit, ein wenig darin herumzustöbern. Nie hätte ich mir vorstellen können, was ich entdecken würde! Alles begann damit, dass ich auf der Suche nach einem Stift eine Schublade aufzog und darin ein handgeschriebenes Heft und ein paar lose Blätter fand: Originale von Harry. Wie aufregend! Hier bot sich mir die unverhoffte Gelegenheit herauszufinden, wie Harry arbeitete, ob es in seinem Heft von Streichungen wimmelte oder ob er einfach wirklich ein Genie war. Begierig machte ich mich in seiner Bibliothek auf die Suche nach weiteren Manuskripten. Um freie Bahn zu haben, musste ich jedoch warten, bis Harry außer Haus war; also auf den Donnerstag, da unterrichtete er in Burrows: Er brach frühmorgens auf und kehrte in der Regel erst am späten Abend zurück. So kam es am Nachmittag des 6. März 2008 zu einer Begebenheit, die ich augenblicklich wieder zu vergessen beschloss: Ich fand heraus, dass Harry im Alter von vierunddreißig Jahren eine Affäre mit einem

fünfzehnjährigen Mädchen gehabt hatte. Das war im Jahr 1975 gewesen.

Ich kam seinem Geheimnis auf die Spur, als ich hemmungslos die Regale in seinem Arbeitszimmer durchforstete und dabei hinter ein paar Büchern auf eine große Lackschachtel mit Klappdeckel stieß. Ich witterte Beute, vielleicht sogar das Manuskript von *Der Ursprung des Übels*. Also nahm ich die Schachtel und öffnete sie, doch zu meinem großen Verdruss enthielt sie kein Manuskript, sondern lediglich ein paar Fotos und Zeitungsartikel. Die Fotos zeigten einen jungen Harry, einen flotten Dreißiger: elegant, stolz, neben sich ein junges Ding. Vier oder fünf Fotos waren es insgesamt, und auf allen war dieses Mädchen zu sehen. Auf einem posierte Harry mit nacktem Oberkörper, braun gebrannt und muskulös am Strand: Er drückte das lächelnde Mädchen an sich; die Kleine hatte sich die Sonnenbrille in ihr langes, blondes Haar geschoben, um es zurückzuhalten, und küsste ihn auf die Wange. Auf der Rückseite des Fotos stand: *Nola und ich, Martha's Vineyard, Ende Juli 1975*. Vor lauter Aufregung über meinen Fund merkte ich nicht, dass Harry viel früher als erwartet vom College zurückkam. Ich hörte weder die knirschenden Autoreifen seiner Corvette auf der Kiesauffahrt von Goose Cove noch seine Stimme, als er das Haus betrat. Nichts hörte ich, denn ich entdeckte in der Schachtel unter den Fotos einen undatierten Brief. Auf dem hübschen Papier stand in kindlicher Handschrift:

> *Machen Sie sich meinetwegen keine Sorgen, Harry, ich schaffe es schon irgendwie zu unserem Treffpunkt. Warten Sie in Zimmer acht auf mich. Ich liebe diese Zahl, das ist meine Lieblingszahl. Warten Sie dort um neunzehn Uhr auf mich. Und dann gehen wir für immer fort.*
>
> *Ich liebe Sie so!*
> *In Zärtlichkeit,*
> *Nola*

Wer war diese Nola? Mit klopfendem Herzen nahm ich mir die Zeitungsausschnitte vor: In allen Artikeln war vom rätselhaften Verschwinden einer gewissen Nola Kellergan an einem Augustabend des Jahres 1975 die Rede, und die Nola auf den Zeitungsfotos sah exakt so aus wie die Nola auf Harrys Aufnahmen. In diesem Augenblick betrat Harry, die Tür mit dem Fuß aufstoßend, das Arbeitszimmer, in den Händen ein Tablett mit Kaffeetassen und einem Teller Kekse, das er fallen ließ, als er mich, den Inhalt seiner geheimen Schachtel vor mir ausgebreitet, auf dem Teppich hocken sah.

»Was … Was machen Sie da?«, brüllte er. »Sie schnüffeln herum, Marcus? Ich lade Sie in mein Haus ein, und Sie schnüffeln in meinen Sachen herum? Was sind Sie denn für ein Freund?«

Ich stammelte ein paar ungelenke Erklärungsversuche: »Ich bin zufällig auf die Schachtel gestoßen, Harry. Ich hätte sie nicht öffnen dürfen … Es tut mir leid.«

»Das hätten Sie tatsächlich nicht! Wer gibt Ihnen das Recht? Wer gibt Ihnen, verdammt noch mal, das Recht?«

Er riss mir die Fotos aus den Händen, raffte hastig die Zeitungsartikel zusammen, stopfte alles mit fliegenden Händen in die Schachtel, verschwand damit in seinem Schlafzimmer und schloss sich ein. So hatte ich ihn noch nie erlebt, und mir war nicht klar, ob es sich um Schrecken oder Wut handelte. Vor seiner Tür stehend, erging ich mich in Entschuldigungen. Ich erklärte immer wieder, dass es nicht meine Absicht gewesen sei, ihn zu kränken, dass ich die Schachtel zufällig entdeckt hätte, doch es half nichts. Erst zwei Stunden später kam er wieder heraus und ging schnurstracks hinunter ins Wohnzimmer, um sich ein paar Gläser Whisky zu genehmigen.

Als ich das Gefühl hatte, dass er sich ein wenig beruhigt hatte, ging ich zu ihm. »Harry, wer ist dieses Mädchen?«, fragte ich leise.

Er senkte den Blick. »Nola.«

»Wer ist Nola?«

»Fragen Sie nicht, wer Nola ist. Bitte!«

»Harry, wer ist Nola?«, beharrte ich.

Er nickte. »Ich habe sie geliebt, Marcus. Ich habe sie so geliebt!«

»Warum haben Sie mir nie davon erzählt?«

»Das ist kompliziert …«

»Unter Freunden ist nichts kompliziert.«

Er zuckte mit den Schultern. »Da Sie ja nun die Fotos gefunden haben, kann ich es Ihnen eigentlich auch erzählen … Als ich 1975 nach Aurora gekommen bin, habe ich mich in dieses Mädchen verliebt. Sie war damals erst fünfzehn, hieß Nola und war die Frau meines Lebens.«

Es folgte ein kurzes Schweigen, dann fragte ich aufgewühlt: »Was ist aus Nola geworden?«

»Das ist eine schlimme Geschichte, Marcus. Sie ist verschwunden. Eines Abends Ende August 1975 ist sie verschwunden. Eine Nachbarin hatte sie zuletzt blutend gesehen. Nachdem Sie die Schachtel geöffnet haben, haben Sie sicher auch die Zeitungsartikel gesehen. Sie wurde nie gefunden. Keiner weiß, was ihr zugestoßen ist.«

»Wie schrecklich!«, stieß ich leise hervor.

Er nickte mehrmals.

»Wissen Sie«, sagte er, »Nola hat mein Leben verändert. Mir hätte es nichts bedeutet, der große Harry Quebert, der bedeutende Schriftsteller zu werden, mir hätten mein Ruhm, mein Geld und mein Erfolg nichts bedeutet, wenn ich nur Nola hätte behalten können. Nichts von all dem, was ich seither zustande gebracht habe, hat meinem Leben so viel Sinn gegeben wie der Sommer, den ich mit ihr verbringen durfte.«

Noch nie, seit ich Harry kannte, hatte ich ihn so erschüttert gesehen. Er blickte mich prüfend an und fügte dann hinzu: »Marcus, niemand hat je von dieser Geschichte erfahren. Sie sind jetzt der Einzige, der es weiß, und Sie müssen dieses Geheimnis für sich behalten.«

»Selbstverständlich.«

»Versprechen Sie es mir!«

»Ich verspreche es Ihnen, Harry. Das ist unser Geheimnis.«

»Wenn in Aurora jemand erfährt, dass ich eine Liebesbeziehung mit Nola Kellergan hatte, wäre das vermutlich mein Untergang …«

»Sie können sich auf mich verlassen, Harry.«

Das war alles, was ich über Nola Kellergan erfuhr. Wir sprachen nie wieder über sie, auch nicht über die Schachtel, und ich beschloss, diesen Vorfall für immer in den Tiefen meines Gedächtnisses zu vergraben, nicht ahnend, dass uns Nolas Geist wenige Monate später durch eine seltsame Fügung abermals erscheinen sollte.

Ende März kehrte ich nach New York zurück, nachdem ich es auch in den sechs Wochen in Aurora nicht geschafft hatte, meinen nächsten großen Roman aus der Taufe zu heben. Nur noch drei Monate bis zum Ende der Frist, die Barnaski mir gesetzt hatte, und mir war klar, dass ich keine Chance mehr hatte, die Sache zu retten. Ich hatte mir die Flügel verbrannt, mein Untergang war besiegelt, ich war der unseligste und unproduktivste aller New Yorker Paradeautoren. Während die Wochen vergingen, arbeitete ich mit Feuereifer daran, meine Niederlage vorzubereiten: Ich verschaffte Denise eine neue Anstellung, nahm Kontakt zu Anwälten auf, falls Schmid & Hanson tatsächlich gegen mich vor Gericht zog, und erstellte eine Liste der Dinge, an denen ich am meisten hing und die ich bei meinen Eltern verstecken musste, bevor die Gerichtsvollzieher an meine Tür klopften. Als der Juni anbrach, der Schicksalsmonat, der Monat des Schafotts, begann ich die Tage bis zu meinem Tod als Künstler zu zählen: dreißig kurze Tage noch, dann eine Einbestellung in Barnaskis Büro und schließlich die Exekution. Der Countdown hatte begonnen. Ich konnte nicht ahnen, dass ein dramatisches Ereignis das Blatt wenden sollte.

30.

Der Fabelhafte

»Ihr zweites Kapitel ist sehr wichtig, Marcus. Es muss Biss haben und die Leser umhauen.«

»Und wie geht das, Harry?«

»Das ist wie beim Boxen. Sie sind Rechtshänder, aber in der Deckungsposition ist immer Ihre linke Faust vorn. Nach Ihrer ersten Geraden ist Ihr Gegner angeschlagen, und schon kommt Ihre kraftvolle Rechte und haut ihn um. Genau so muss Ihr zweites Kapitel sein: eine Rechte gegen den Unterkiefer Ihrer Leser.«

Es geschah am Donnerstag, den 12. Juni 2008. Ich hatte den Vormittag zu Hause verbracht und im Wohnzimmer gelesen. Draußen war es heiß, aber es regnete: Seit drei Tagen ging ein lauwarmer Sprühregen auf New York nieder. Gegen dreizehn Uhr erhielt ich einen Anruf. Ich hob das Telefon ab, und zunächst kam es mir so vor, als wäre niemand am anderen Ende der Leitung. Dann vernahm ich ein unterdrücktes Schluchzen.

»Hallo? Hallo? Wer ist da?«, fragte ich.

»Sie … Sie ist tot.«

Obwohl seine Stimme kaum zu hören war, erkannte ich ihn sofort.

»Harry? Sind Sie das, Harry?«

»Sie ist tot, Marcus.«

»Wer ist tot?«

»Nola.«

»Was ist passiert?«

»Sie ist tot, und es ist alles meine Schuld. Marcus … Was habe ich nur getan? Verdammt, was habe ich getan?«

Er weinte.

»Harry, was reden Sie da? Was wollen Sie damit sagen?«

Er legte auf. Sofort rief ich ihn zurück, aber er nahm nicht ab. Auch auf seinem Handy erreichte ich ihn nicht. Ich versuchte es noch ein paarmal und hinterließ auf seinem Anrufbeantworter mehrere Nachrichten, doch ich hörte nichts mehr von ihm. Ich machte mir große Sorgen. Da konnte ich noch nicht wissen, dass Harry mich vom Hauptquartier der State Police in Concord angerufen hatte. Ich hatte keine Ahnung, was vor sich ging, bis gegen sechzehn Uhr Douglas anrief. »Du meine Güte, Marc, hast du es schon mitgekriegt?«, schrie er heiser.

»Mitgekriegt? Was?«

»Schalt den Fernseher an, verdammt! Es geht um Quebert! Harry Quebert!«

»Um Quebert? Was ist mit ihm?«

»Mach den Fernseher an, verdammt noch mal!«

Schnell schaltete ich einen Nachrichtensender ein. Verdutzt erblickte ich auf dem Bildschirm Fotos von Harrys Haus in Goose Cove und hörte den Sprecher sagen: *Hier, in seinem Haus in Aurora in New Hampshire, wurde heute der Schriftsteller Harry Quebert verhaftet, nachdem die Polizei auf seinem Grundstück eine Leiche ausgegraben hat. Ersten Ermittlungen zufolge könnte es sich um die sterblichen Überreste von Nola Kellergan handeln, einem Mädchen aus der Gegend, das im August 1975 im Alter von fünfzehn Jahren von zu Hause verschwunden war. Man hatte nie herausgefunden, was ihr zugestoßen war …* Plötzlich drehte sich um mich herum alles, und ich ließ mich benommen auf die Couch fallen. Ich verstand überhaupt nichts mehr: weder den Bericht im Fernsehen noch Douglas, der am anderen Ende der Leitung ins Telefon bellte: »Marcus? Bist du noch dran? Hallo? Er hat ein junges Mädchen umgebracht! Er hat ein junges Mädchen umgebracht!« In meinem Kopf ging es drunter und drüber, es war wie in einem bösen Traum.

Also erfuhr ich zeitgleich mit dem Rest des schreckensstarren Amerikas, was sich einige Stunden zuvor abgespielt hatte: Am frühen Morgen war eine von Harry bestellte Gartenbaufirma in Goose Cove eingetroffen, um in der Nähe des Hauses große Hortensien einzupflanzen. Beim Graben waren die Gärtner in einem Meter Tiefe auf Menschenknochen gestoßen und hatten unverzüglich die Polizei verständigt. Kurz darauf hatte man ein vollständiges Skelett freigelegt und Harry verhaftet.

Im Fernsehen jagte ein Bericht den anderen. Abwechselnd gab es Liveübertragungen vom Schauplatz in Aurora und aus Concord, der sechzig Meilen nordwestlich gelegenen Hauptstadt New Hampshires, wo Harry sich derzeit in den Räumen der Kriminalpolizei in Haft befand. Scharen von Journalisten hatten sich schnellstens vor Ort

begeben, um die Ermittlungen aus nächster Nähe zu verfolgen. Offenbar gab ein bei der Leiche aufgefundenes Indiz ernsthaften Anlass zu der Vermutung, dass es sich um die Überreste von Nola Kellergan handelte. Ein leitender Polizeibeamter hatte bereits verlauten lassen, dass, sollte sich diese Information bestätigen, Harry Quebert überdies des Mordes an einer gewissen Deborah Cooper verdächtigt würde. Sie war die Letzte gewesen, die Nola am 30. August 1975 lebend gesehen hatte, und war am fraglichen Tag kurz nach ihrem Anruf bei der Polizei ermordet aufgefunden worden. Das alles war absolut haarsträubend. Die Gerüchteküche kochte über, die Nachrichten machten in Echtzeit im Land die Runde, da sie im Fernsehen, Radio, Internet und in den sozialen Netzwerken verbreitet wurden: Der siebenundsechzigjährige Harry Quebert, einer der bedeutendsten Autoren der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, war ein gemeiner Kindermörder.

Ich brauchte lange, vielleicht mehrere Stunden, um zu begreifen, was da vor sich ging. Als Douglas um zwanzig Uhr besorgt bei mir aufkreuzte, um nachzusehen, ob ich die Nachricht einigermaßen verkraftete, war ich immer noch überzeugt, dass es sich um einen Irrtum handelte. Ich sagte zu ihm: »Wie kann man ihm zwei Morde anlasten, wenn man sich nicht mal sicher ist, dass es sich tatsächlich um die sterblichen Überreste dieser Nola handelt?«

»Immerhin war in seinem Garten eine Leiche verscharrt.«

»Aber warum hätte er an einer Stelle graben lassen sollen, an der er angeblich eine Leiche verbuddelt hat? Das ist doch absurd! Ich muss dahin.«

»Wohin?«

»Nach New Hampshire. Ich muss Harry verteidigen.«

Douglas antwortete mit dieser bodenständigen Vernunft, wie sie für Menschen aus dem Mittleren Westen typisch ist: »Bloß nicht, Marc. Fahr nicht dorthin. Lass dich nicht in diesen Sumpf reinziehen.«

»Aber Harry hat mich angerufen …«

»Wann? Heute?«

»Gegen dreizehn Uhr. Ich nehme an, das war der eine Anruf, auf den er ein Recht hat. Ich muss ihm beistehen! Das ist jetzt wichtig.«

»Wichtig? Wichtig ist dein zweites Buch. Ich hoffe, du hast mich nicht verschaukelt und kriegst das Manuskript wirklich bis Ende des Monats fertig. Barnaski ist drauf und dran, dich fallen zu lassen. Ist dir eigentlich klar, was Harry bevorsteht? Lass dich da nicht reinziehen, Marc, dafür bist du zu jung! Versau dir die Karriere nicht.«

Ich antwortete nicht darauf. Im Fernsehen war soeben der stellvertretende Staatsanwalt vor ein Heer von Journalisten getreten. Er zählte die Verbrechen auf, die Harry zur Last gelegt wurden: Entführung sowie zweifacher Mord. Harry wurde offiziell angeklagt, Deborah Cooper und Nola Kellergan ermordet zu haben – und darauf stand die Todesstrafe.

Das war erst der Anfang von Harrys Sturz. Die Bilder von der vorläufigen Anhörung, die am nächsten Tag stattfand, gingen durchs Land: Durch das Auge Dutzender Fernsehkameras sah man, wie Harry im Blitzlichtgewitter der Fotografen in Handschellen und von Polizeibeamten flankiert den Gerichtssaal betrat. Er wirkte sehr mitgenommen: die Miene düster, unrasiert, die Haare zerzaust, der Hemdkragen offen, die Augenlider geschwollen. Benjamin Roth, sein Anwalt, stand neben ihm. Roth war ein angesehener Rechtsbeistand aus Concord, der Harry in der Vergangenheit des Öfteren beraten hatte. Ich kannte ihn flüchtig, weil ich ihm ein paarmal in Goose Cove begegnet war.

Das Fernsehen, dieses Wunderwerk der Technik, erlaubte es ganz Amerika, die Anhörung live mitzuverfolgen, in der Harry sich in allen Anklagepunkten für unschuldig erklärte und der Richter ordnete seine Verbringung in Untersuchungshaft im Männergefängnis von New Hampshire an. Dies war erst der Anfang des Orkans: Zu diesem Zeitpunkt hegte ich noch die blauäugige

Hoffnung auf ein rasches Ende der Geschichte, doch eine Stunde nach der Anhörung erhielt ich einen Anruf von Benjamin Roth.

»Harry hat mir Ihre Nummer gegeben«, erklärte er. »Er hat darauf bestanden, dass ich Sie anrufe. Er möchte Ihnen sagen, dass er unschuldig ist und niemanden getötet hat.«

»Ich weiß, dass er unschuldig ist!«, entgegnete ich. »Davon bin ich überzeugt. Wie geht es ihm?«

»Schlecht, wie Sie sich vorstellen können. Die Bullen haben ihn unter Druck gesetzt. Er hat gestanden, dass er mit Nola in dem Sommer, in dem sie verschwunden ist, eine Affäre hatte.«

»Das mit Nola wusste ich. Aber was ist mit dem Rest?«

Roth zögerte eine Sekunde, bevor er antwortete: »Er bestreitet alles. Aber …« Er brach ab.

»Aber *was*?«, hakte ich besorgt nach.

»Marcus, ich möchte Ihnen nicht verheimlichen, dass die Sache schwierig wird. Es gibt ein belastendes Beweisstück.«

»Was meinen Sie damit? Nun reden Sie schon, verdammt! Ich muss es wissen!«

»Das muss aber unter uns bleiben. Niemand darf davon erfahren.«

»Ich behalte es für mich. Sie können mir vertrauen.«

»Die Ermittler haben bei den Überresten des Mädchens das Manuskript von *Der Ursprung des Übels* gefunden.«

»Was?«

»Sie haben richtig gehört: Das Manuskript von diesem verfluchten Buch war zusammen mit ihr begraben. Harry sitzt ganz schön in der Scheiße.«

»Hat er dafür eine Erklärung?«

»Ja. Er behauptet, dass er das Buch für sie geschrieben hat. Er sagt, dass sie häufig bei ihm in Goose Cove war und manchmal seine Texte mitgenommen hat, um sie zu Hause zu lesen. Angeblich hat sie auch das Manuskript, wenige Tage bevor sie verschwunden ist, mitgenommen.«

»Was?«, entfuhr es mir. »Er hat dieses Buch für sie geschrieben?«

»Ja. Aber das darf sich unter keinen Umständen herumsprechen. Stellen Sie sich den Skandal vor, wenn die Medien Wind davon kriegen, dass eines der meistverkauften Bücher Amerikas der letzten fünfzig Jahre nicht einfach nur eine erfundene Liebesgeschichte ist, wie alle Welt bislang glaubt, sondern die Frucht einer verbotenen Liebesbeziehung zwischen einem Vierunddreißigjährigen und einer Fünfzehnjährigen!«

»Glauben Sie, Sie kriegen ihn auf Kaution frei?«

»Kaution? Sie begreifen den Ernst der Lage nicht, Marcus! Bei Kapitalverbrechen gibt es keine Freilassung auf Kaution. Harry muss mit der Todesspritze rechnen. Innerhalb der nächsten zehn Tage wird er der Grand Jury vorgeführt, die darüber zu entscheiden hat, ob die Anklage aufrechterhalten und ein Prozess stattfinden wird. Das ist oft nur eine Formalität, und jetzt besteht kein Zweifel darüber, dass es einen Prozess geben wird. In den nächsten sechs Monaten, vielleicht in einem Jahr.«

»Und bis dahin?«

»Muss er im Gefängnis bleiben.«

»Aber wenn er unschuldig ist?«

»So ist das Gesetz. Ich wiederhole: Die Lage ist sehr ernst. Er wird beschuldigt, zwei Menschen ermordet zu haben.«

Ich sank auf meiner Couch zusammen. Ich musste mit Harry sprechen. »Sagen Sie ihm, dass er mich anrufen soll!«, trug ich Roth auf. »Es ist sehr wichtig.«

»Ich richte es ihm aus.«

»Sagen Sie ihm, dass ich unbedingt mit ihm sprechen muss und auf seinen Anruf warte!«

Kaum hatte ich aufgelegt, zog ich *Der Ursprung des Übels* aus meinem Bücherregal. Auf dem Deckblatt stand eine Widmung des Meisters:

Für Marcus, meinen begabtesten Studenten.
In tiefer Freundschaft,

H. L. Quebert, Mai 1999

Erneut tauchte ich ein in dieses Buch, das ich schon seit Jahren nicht mehr aufgeschlagen hatte. Es war eine Liebesgeschichte, in der sich Erzählung und Briefpassagen miteinander abwechselten, die Geschichte eines Mannes und einer Frau, die sich liebten, obwohl sie es nicht durften. Harry hatte dieses Buch also für das geheimnisvolle Mädchen geschrieben, über das ich noch nichts wusste. Als ich das Buch mitten in der Nacht ausgelesen hatte, dachte ich lange über den Titel nach. Zum ersten Mal fragte ich mich nach seiner Bedeutung. Warum *Der Ursprung des Übels*? Was meinte Harry mit dem »Übel«?

Es vergingen drei Tage, in denen die DNA-Analysen und Zahnabdrücke bestätigten, dass das in Goose Cove entdeckte Skelett tatsächlich von Nola Kellergan stammte. Die Untersuchung der Knochen hatte ergeben, dass es sich um ein etwa fünfzehnjähriges Kind handelte, was darauf schließen ließ, dass Nola gleich oder kurz nach ihrem Verschwinden ums Leben gekommen war. Eine Fraktur am Hinterkopf lieferte noch mehr als dreißig Jahre nach den Geschehnissen den eindeutigen Hinweis, dass man dem Opfer mindestens einen Hieb versetzt hatte und es dadurch zu Tode gekommen war: Nola Kellergan war erschlagen worden.

Von Harry hatte ich noch immer nichts gehört. Also versuchte ich über die State Police, das Gefängnis oder Roth mit ihm Kontakt aufzunehmen, jedoch ohne Erfolg. Ich drehte in meinem Apartment fast durch, Tausende von Fragen quälten mich, und sein mysteriöser Anruf ging mir nicht mehr aus dem Sinn. Als ich es am Wochenende nicht länger aushielt, sagte ich mir, dass mir wohl kaum etwas anderes übrig blieb, als selbst nachzusehen, was da in New Hampshire los war.

Am Montag, den 16. Juni 2008, verstaute ich frühmorgens mein Gepäck im Kofferraum meines Range Rovers und verließ Manhattan auf dem Franklin Roosevelt Drive, der am East River entlangführt. Ich sah New York an mir vorbeiziehen – die Bronx, Harlem –, bevor ich auf die I-95 Richtung Norden fuhr. Erst als ich schon tief genug in den Staat New York vorgedrungen war, um nicht mehr in Gefahr zu geraten, mich von meinem Vorhaben abbringen zu lassen und schön brav nach Hause zu fahren, rief ich meine Eltern an und informierte sie darüber, dass ich unterwegs nach New Hampshire war. Meine Mutter erklärte mich für verrückt.

»Was soll das, Markie? Willst du diesen barbarischen Verbrecher etwa in Schutz nehmen?«

»Er ist kein Verbrecher, Mama. Er ist mein Freund.«

»Dann sind deine Freunde eben Verbrecher! Dein Vater steht neben mir. Er ist der Meinung, dass du wegen der Bücher aus New York fliehst.«

»Ich fliehe nicht.«

»Dann läufst du also vor einer Frau weg?«

»Ich habe dir gerade gesagt, dass ich nicht weglaufe. Außerdem habe ich zurzeit keine Freundin.«

»Wann hast du endlich eine? Mir ist diese Natalia wieder eingefallen, die du uns letztes Jahr vorgestellt hast. Das war eine nette Schickse. Warum rufst du sie nicht noch mal an?«

»Du konntest sie nicht ausstehen.«

»Und warum schreibst du keine Bücher mehr? Alle haben dich geliebt, als du ein großer Schriftsteller warst.«

»Ich bin immer noch Schriftsteller.«

»Komm nach Hause. Ich mache dir ein paar gute Hotdogs und einen warmen Apfelkuchen, auf dem du eine Kugel Vanilleeis schmelzen lassen kannst.«

»Mama, ich bin dreißig Jahre alt. Ich kann mir selbst Hotdogs machen, wenn ich welche will.«

»Dein Vater darf keine Hotdogs mehr essen, stell dir vor. Das hat der Arzt gesagt.« Ich hörte meinen Vater im Hintergrund klagen, dass er sehr wohl ab und zu ein Hotdog essen dürfe, worauf meine Mutter ihn anfuhr: »Schluss mit Hotdogs und diesem Mist! Der Arzt hat gesagt, dass du davon Verstopfung kriegst. – Markie, Schatz? Papa sagt, du solltest ein Buch über Quebert schreiben. Das würde deine Karriere wiederankurbeln. Alle reden über Quebert, also würden auch alle über dein Buch reden. Warum kommst du nicht mehr zum Abendessen zu uns, Markie? Es ist so lange her … Mhmmm, denk doch nur mal an den guten Apfelkuchen …«

Nachdem ich Connecticut durchquert hatte, verfiel ich auf die dumme Idee, meine Opern-CD abzuschalten und mir stattdessen im Radio die Nachrichten anzuhören, und auf diese Weise erfuhr ich, dass vonseiten der Polizei etwas durchgesickert war: Die Medien waren darüber informiert, dass man bei den sterblichen Überresten von Nola Kellergan das Manuskript von *Der Ursprung des Übels* gefunden hatte, und Harry hatte eingestanden, dass er sich beim Verfassen des Buchs von seiner Beziehung zu ihr hatte inspirieren lassen. Binnen eines Vormittags hatte diese Meldung im ganzen Land die Runde gemacht. Im Shop einer Tankstelle kurz hinter New Haven, wo ich volltankte, klebte der Tankwart an der Mattscheibe eines Fernsehers, in dem eine Dauersendung zu diesem Thema lief. Ich stellte mich neben ihn, und als ich ihn aufforderte, den Ton lauter zu stellen, und er meine bestürzte Miene sah, fragte er: »Haben Sie das nicht mitgekriegt? Seit Stunden reden alle drüber. Wo waren Sie? Aufm Mond?«

»In meinem Auto.«

»Ha. Haben Sie kein Radio?«

»Ich habe Opern gehört. Das bringt mich auf andere Gedanken.«

Er musterte mich kurz. »Sie kenn ich doch, oder?«

»Nein«, entgegnete ich.

»Mir kommt's so vor, als würde ich Sie kennen …«

»Ich habe ein Allerweltsgesicht.«

»Nein, ich bin sicher, dass ich Sie schon mal gesehn hab … Sie sind ’n Typ aus dem Fernsehen, stimmt’s? Schauspieler?«

»Nein.«

»Was machen Sie beruflich?«

»Ich bin Schriftsteller.«

»Klar, Mann! Wir haben hier letztes Jahr Ihr Buch verkauft. Ich erinnere mich noch gut. Ihre Visage war auf dem Einband.« Er klapperte die Regale nach dem Buch ab, das offensichtlich nicht mehr da war. Schließlich trieb er eines hinten im Lager auf, kam zurück zur Verkaufstheke und verkündete triumphierend: »Hier, das sind Sie! Schauen Sie, das ist Ihr Buch! Marcus Goldman, steht drauf. Das ist Ihr Name.«

»Wenn Sie es sagen …«

»Und? Was gibt’s Neues, Mr Goldman?«

»Nicht viel, ehrlich gesagt.«

»Und wohin geht’s, wenn ich fragen darf?«

»Nach New Hampshire.«

»Hübsche Gegend, vor allem im Sommer. Was haben Sie dort vor? Gehen Sie angeln?«

»Ja.«

»Und was? Da oben soll’s Mordsbarsche geben.«

»Wohl eher Mordsärger. Ich fahre zu einem Freund, der Probleme hat. Riesenprobleme.«

»Ach was! So groß wie die Probleme von Harry Quebert können sie gar nicht sein!«

Er lachte schallend und schüttelte mir überschwänglich die Hand, weil man »hier nicht so oft berühmte Leute zu sehen kriegt«, dann spendierte er mir vor der Weiterfahrt einen Kaffee.

Die Öffentlichkeit stand kopf: Schon das Manuskript, das bei Nolas Knochen gelegen hatte, belastete Harry eindeutig, aber vor allem sorgte sein Eingeständnis, dass das Buch von der Liebesgeschichte mit einer Fünfzehnjährigen inspiriert war, für tiefes Missbehagen. Was sollte man jetzt von diesem Buch halten? Hatte

die große Mehrheit Amerikas einen Triebtäter für gesellschaftsfähig erklärt, indem sie ihn zum Starautor gekürt hatte? Vor dem Hintergrund dieses Skandals stellten die Journalisten nun die unterschiedlichsten Hypothesen auf, was Harry veranlasst haben könnte, Nola Kellergan zu ermorden. Hatte sie gedroht, ihr Verhältnis publik zu machen? Hatte sie Schluss machen wollen, und ihm waren daraufhin die Sicherungen durchgebrannt? Über diese Fragen grübelte ich auf der ganzen Autofahrt bis New Hampshire. Ich versuchte, auf andere Gedanken zu kommen, indem ich vom Radio wieder zu einer Oper wechselte, aber es gab keine Arie, bei der ich nicht an Harry denken musste, und kaum dachte ich an ihn, fiel mir das Mädchen wieder ein, das über dreißig Jahre unter der Erde gelegen hatte, gleich neben dem Haus, in dem ich die wohl schönsten Jahre meines Lebens verbracht hatte.

Nach fünfstündiger Fahrt erreichte ich schließlich Goose Cove. Ich war planlos drauflosgefahren. Warum war ich eigentlich hierhergekommen und nicht nach Concord, zu Harry und Roth? Auf der Route 1 parkten am Straßenrand Satellitenübertragungswagen, und an der Abzweigung zum schmalen Kiesweg, der zum Haus führte, standen sich Reporter die Beine in den Bauch und berichteten per Liveschaltung für allerlei Fernsehsender. Als ich einbiegen wollte, drängten sich alle neugierig um meinen Wagen und versperrten mir den Weg. Einer von ihnen erkannte mich und rief: »He, das ist dieser Schriftsteller! Das ist Marcus Goldman!« Nun kam richtig Bewegung in die Meute: Fernsehkameras und Fotoapparate wurden auf meine Scheiben gerichtet, und ich hörte, wie man mir alle möglichen Fragen zubrüllte: »Glauben Sie, dass Harry Quebert dieses Mädchen getötet hat?« – »Wussten Sie, dass er *Der Ursprung des Übels* für sie geschrieben hat?« – »Sollte das Buch aus dem Verkauf genommen werden?« Ich wollte mich nicht dazu äußern, deshalb ließ ich die Fenster zu und die Sonnenbrille auf. Ein paar Polizeibeamte aus Aurora, die sich an Ort und Stelle befanden,

um die Massen von Journalisten und Schaulustigen im Zaum zu halten, schafften es schließlich, mir einen Weg zu bahnen, und ich verschwand im Schutz der Maulbeerbäume und großen Kiefern in der Auffahrt. Ein paar Reporter riefen mir noch hinterher: »Mr Goldman, warum sind Sie nach Aurora gekommen? Was machen Sie bei Harry Quebert? Mr Goldman, warum sind Sie hier?«

Warum ich hier war? Weil es um Harry ging. Und weil er wahrscheinlich mein bester Freund war. Denn so erstaunlich es klingen mochte – und ich selbst begriff es auch erst in diesem Moment: Harry war der wertvollste Freund, den ich hatte. In den Jahren auf der Highschool und auf dem College war ich unfähig gewesen, tiefere Bindungen mit Gleichaltrigen einzugehen, geschweige denn Freundschaften fürs Leben zu schließen. In meinem Leben gab es nur Harry, und seltsamerweise stellte ich mir überhaupt nicht die Frage, ob er schuldig war oder nicht: Die Antwort hätte ohnehin nichts geändert. Das war ein komisches Gefühl. Ich glaube, ich hätte ihn lieber gehasst und ihm mit der ganzen Nation ins Gesicht gespuckt, das wäre einfacher gewesen. Stattdessen sagte ich mir nur: Er ist ein Mensch, und Menschen haben ihre Dämonen. Jeder von uns. Die Frage ist nur, wie viel man diesen Dämonen durchgehen lässt.

Ich stellte den Wagen neben dem überdachten Hauseingang auf dem kiesbedeckten Parkplatz ab. Harrys rote Corvette stand wie immer vor dem kleinen Nebengebäude, das als Garage diente – als wäre der Meister zu Hause und alles in Ordnung. Ich wollte ins Haus gehen, doch es war abgeschlossen. Soweit ich mich erinnern konnte, war es das erste Mal, dass die Tür sich mir nicht öffnete. Ich drehte eine Runde ums Haus. Polizisten waren zwar keine mehr zu sehen, aber der Zugang zum rückwärtigen Teil des Grundstücks war durch Bänder versperrt. Also begnügte ich mich damit, mir das abgesteckte weitläufige Areal, das sich bis zum Waldrand erstreckte, aus einigem Abstand anzusehen. Ein Stück vor mir war undeutlich der gähnende Krater zu erkennen, der von den aufwendigen Grabungsarbeiten der

Polizei kündete, und direkt daneben die vergessenen, langsam vor sich hintrocknenden Hortensienbüsche.

Ich musste gut eine Stunde dort gestanden haben, als ich hinter mir ein Auto hörte. Es war Roth, der gerade aus Concord kam. Er hatte mich im Fernsehen gesehen und sich sofort auf den Weg gemacht. Seine ersten Worte waren: »Sie sind also gekommen.«

»Ja, warum?«

»Harry hat mir gesagt, dass Sie ein alter Dickschädel sind und hier auftauchen werden, um Ihre Nase in die Angelegenheit zu stecken.«

»Harry kennt mich gut.«

Roth kramte in seiner Jackentasche und zog einen Zettel heraus. »Das ist von ihm«, sagte er.

Ich faltete das Papier auseinander. Es handelte sich um eine handgeschriebene Nachricht.

Mein lieber Marcus,
wenn Sie diese Zeilen lesen, sind Sie nach New Hampshire gekommen, um sich nach Ihrem alten Freund zu erkundigen.

Sie sind ein mutiger Mensch, daran habe ich nie gezweifelt. Ich schwöre Ihnen, dass ich unschuldig bin und die Verbrechen, die man mir zur Last legt, nicht begangen habe. Dennoch werde ich wohl einige Zeit im Gefängnis zubringen müssen, und Sie haben Besseres zu tun, als sich um mich zu kümmern. Kümmern Sie sich lieber um Ihren Roman, den Sie Ende des Monats Ihrem Verleger abliefern müssen. Das ist für mich das Wichtigste. Verschwenden Sie Ihre Zeit nicht mit mir.

Alles Gute, Harry

PS: Sollten Sie trotzdem eine Weile in New Hampshire bleiben oder ab und zu herkommen wollen, wissen Sie ja, dass Sie in Goose Cove zu Hause sind. Sie können dort so lange wohnen, wie Sie möchten. Ich bitte Sie nur um einen Gefallen: Füttern

Sie die Möwen. Streuen Sie Brot auf der Terrasse aus. Füttern Sie die Möwen, das ist wichtig.

»Lassen Sie ihn nicht hängen«, sagte Roth zu mir. »Quebert braucht Sie.«

Ich nickte. »Wie stehen seine Aktien?«

»Schlecht. Haben Sie die Nachrichten gesehen? Alle wissen von der Sache mit dem Buch. Das ist eine Katastrophe. Je mehr ich darüber erfahre, desto ernsthafter frage ich mich, wie ich ihn noch verteidigen soll.«

»Von wo ist diese Information durchgesickert?«

»Meiner Meinung nach direkt von der Staatsanwaltschaft. Sie wollen den Druck auf Harry erhöhen, indem sie die Öffentlichkeit gegen ihn aufbringen. Sie wollen ein umfassendes Geständnis, weil sie wissen, dass in einem dreißig Jahre alten Fall nichts an ein Geständnis herankommt.«

»Wann kann ich ihn sehen?«

»Gleich morgen früh. Das Staatsgefängnis liegt am Ortsausgang von Concord. Wo werden Sie wohnen?«

»Hier, wenn das geht.«

Er legte die Stirn in Falten. »Das bezweifle ich«, sagte er. »Die Polizei hat das Haus durchsucht. Es handelt sich schließlich um einen Tatort.«

»Ist der Tatort nicht dort, wo sich das Loch befindet?«, fragte ich.

Roth ging los, inspizierte die Eingangstür, drehte rasch eine Runde ums Haus und kehrte gleich darauf lächelnd zu mir zurück.

»Sie würden einen guten Anwalt abgeben, Goldman. Die Tür ist nicht versiegelt.«

»Heißt das, ich habe das Recht, mich hier einzuquartieren?«

»Das heißt, dass es Ihnen nicht verboten ist, sich einzuquartieren.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich das verstanden habe.«

»Das ist das Schöne am amerikanischen Recht, Goldman: Wenn es kein Gesetz gibt, erfinden Sie eben eines. Und wenn jemand es wagt, Ihnen ans Bein zu pinkeln, gehen Sie bis zum Obersten Gerichtshof. Der gibt Ihnen recht und erlässt in Ihrem Namen einen Beschluss: Goldman gegen den Staat New Hampshire. Wissen Sie, warum man Ihnen in diesem Land bei einer Verhaftung Ihre Rechte vorlesen muss? Weil in den 1960er-Jahren ein gewisser Ernesto Miranda aufgrund seines Geständnisses wegen Vergewaltigung verurteilt wurde. Und nun stellen Sie sich vor, was sein Anwalt gesagt hat: Er hat gesagt, das ist ungerecht, weil der gute Miranda nicht lange zur Schule gegangen ist und deshalb nicht wusste, dass ihm die Bill of Rights das Recht gab, die Aussage zu verweigern. Dieser Anwalt veranstaltete einen Riesenwirbel und brachte den Fall vor den Obersten Gerichtshof und das ganze Trallala, und stellen Sie sich vor, der Arsch hat gewonnen! Das Geständnis wurde für ungültig erklärt, der Beschluss in der Sache Miranda gegen den Staat Arizona erlangte Berühmtheit, und seitdem muss der Bulle, der Sie einbuchtet, zu Ihnen sagen: ›Sie haben das Recht zu schweigen und das Recht auf einen Anwalt, und wenn Sie sich keinen Anwalt leisten können, wird Ihnen von Amts wegen einer zur Verfügung gestellt.‹ Kurzum, dieses Blabla, das man ständig im Kino hört, verdanken wir unserem Freund Ernesto! Moral und Gerechtigkeit in Amerika, Goldman, das ist Teamarbeit: Alle können daran mitwirken. Also nehmen Sie diesen Ort ruhig in Besitz, nichts hält Sie davon ab, und falls die Polizei die Frechheit haben sollte, Ihnen auf den Wecker zu fallen, sagen Sie denen, dass es da ein juristisches Vakuum gibt, erwähnen Sie den Obersten Gerichtshof, und drohen Sie mit saftigen Schadenersatzforderungen. Das zieht immer! Ich habe nur leider keinen Hausschlüssel.«

Ich zog einen Schlüsselbund aus der Tasche. »Harry hat ihn mir damals überlassen«, erklärte ich.

»Goldman, Sie sind ein Zauberer! Aber übertreten Sie bloß nicht die Polizeiabsperrung, sonst gibt’s Ärger.«

»Versprochen. Was hat die Hausdurchsuchung eigentlich ergeben, Benjamin?«

»Nichts. Die Polizei hat nichts gefunden. Deshalb darf man auch ins Haus.«

Roth fuhr davon, und ich betrat das riesige, verlassene Haus. Ich verriegelte die Tür hinter mir und ging geradewegs ins Arbeitszimmer, um nach der berühmten Schachtel zu suchen. Aber sie war nicht mehr da. Was hatte Harry damit gemacht? Ich wollte sie unbedingt haben und fing an, die Bücherregale im Arbeits- und Wohnzimmer zu durchsuchen – vergeblich. Also beschloss ich, mir sämtliche Zimmer im Haus vorzunehmen und nach der kleinsten Kleinigkeit Ausschau zu halten, die mir Aufschluss darüber geben könnte, was sich hier im Jahr 1975 abgespielt hatte. War Nola Kellergan in einem dieser Zimmer ermordet worden?

Bei meiner Suche stieß ich auf ein paar Fotoalben, die ich noch nie gesehen oder bislang nicht bemerkt hatte. Ich schlug eines aufs Geratewohl auf und erblickte darin alte Aufnahmen von Harry und mir auf dem College: in den Vorlesungssälen, im Boxraum, auf dem Campus, in jenem Diner, in dem wir uns oft getroffen hatten. Sogar Fotos von meiner Diplomübergabe gab es. Das nächste Album war voller Zeitungsausschnitte über mich und mein Buch. Manche Textpassagen waren rot umkringelt oder unterstrichen. In diesem Moment begriff ich, dass Harry meinen Werdegang mit großer Aufmerksamkeit verfolgt und fast andächtig alles aufgehoben hatte, was damit in Zusammenhang stand. Sogar einen anderthalb Jahre alten Auszug aus einer Tageszeitung von Montclair, der über die zu meinen Ehren organisierte Feier an der Felton Highschool berichtete, entdeckte ich. Wo hatte er diesen Artikel nur her? Ich erinnerte mich noch gut an jenen Tag. Es war kurz vor Weihnachten 2006 gewesen: Mein erster Roman hatte sich über eine Million Mal verkauft, und der Schulleiter meiner alten Highschool hatte sich vom Hype um den Erfolg mitreißen lassen und beschlossen, mir die in seinen Augen angemessene Würdigung zuteilwerden zu lassen.

Eine groß aufgezogene Feier hatte an einem Samstagnachmittag in der Aula der Felton Highschool vor einem aus handverlesenen Schülern, Ehemaligen und Vertretern der örtlichen Presse bestehenden Publikum stattgefunden. Die illustre Gesellschaft saß auf Klappstühlen zusammengepfercht vor einem großen Laken, das der Schulleiter nach einer triumphalen Ansprache fallen ließ, um eine große Glasvitrine mit der Aufschrift *Zu Ehren von Marcus P. Goldman, genannt* Der Fabelhafte*, der von 1994 bis 1998 Schüler der Felton Highschool war* zu enthüllen. Darin waren ein Exemplar meines Romans, meine alten Schulzeugnisse, ein paar Fotos sowie mein Hockey- und mein Lauftrikot ausgestellt.

Als ich diesen Artikel nun erneut las, musste ich schmunzeln. Meine Zeit in Felton High, einer kleinen, sehr beschaulichen, im Norden von Montclair gelegenen und von braven Teenagern besuchten Einrichtung, hatte auf meine Mitschüler und Lehrer so großen Eindruck gemacht, dass sie mir den Spitznamen *Der Fabelhafte* verliehen hatten. Was sie an diesem Dezembertag des Jahres 2006, als sie meine Ehrenvitrine beklatschten, alle nicht ahnten, war, dass ich meinen Status als unangefochtener Star von Felton in den vier schönen langen Jahren einer Reihe von Mogeleien und anfangs zufälligen, später geschickt eingefädelten Umständen verdankte.

Das Heldenepos des *Fabelhaften* begann mit meinem ersten Schuljahr an der Highschool, als ich eine Sportart wählen musste. Ich wollte Fußball oder Basketball spielen, doch in den beiden Mannschaften gab es nur eine begrenzte Anzahl von Plätzen, und zu meinem Pech erschien ich am Tag der Einschreibung mit großer Verspätung im Anmeldebüro. »Ich habe geschlossen«, beschied mich die dicke Frau, die dafür zuständig war. »Komm nächstes Jahr wieder.« – »Bitte, Madam«, bekniete ich sie, »ich muss unbedingt in einer Sportart angemeldet sein, sonst falle ich durch.« – »Dein Name?«, fragte sie seufzend. – »Goldman. Marcus Goldman,

Madam.« – »Welcher Sport?« – »Fußball. Oder Basketball.« – »Beides voll. Ich habe noch Tanzakrobatik und Hockey.«

Hockey oder Tanzakrobatik – also Pest oder Cholera. Mir war klar, dass mir Tanzakrobatik den Spott meiner Mitschüler eintragen würde, also entschied ich mich für Hockey. Allerdings hatte Felton schon seit zwei Jahrzehnten keine gute Hockeymannschaft mehr gehabt, was zur Folge hatte, dass keiner mitspielen wollte: Die Mannschaft setzte sich also aus denen zusammen, die bei den anderen Sportarten rausgeflogen, und jenen, die wie ich zu spät zur Einschreibung gekommen waren. So landete ich in einer zahlenmäßig dezimierten, nicht sehr wackeren, tollpatschigen Mannschaft, die mir jedoch zu Ruhm verhelfen sollte. In der Hoffnung, in der laufenden Saison doch noch von der Fußballmannschaft abgefischt zu werden, wollte ich sportliche Großtaten vollbringen, um auf mich aufmerksam zu machen: Ich trainierte mit ungeahnter Motivation, und schon nach zwei Wochen sah unser Trainer in mir den Star, auf den er immer gewartet hatte. Ich wurde auf der Stelle zum Mannschaftskapitän befördert und musste nicht einmal großartige Anstrengungen unternehmen, um schon bald als bester Hockeyspieler in der Geschichte der Highschool zu gelten. Mühelos knackte ich den – absolut erbärmlichen – Torrekord der letzten zwanzig Jahre und wurde für diese Spitzenleistung mit einem Eintrag in der Ehrenliste der Highschool belohnt, was zuvor im ersten Schuljahr noch keiner geschafft hatte. Das verfehlte nicht seine Wirkung auf meine Mitschüler und Lehrer. Diese Erfahrung lehrte mich, dass es ausreicht, den anderen etwas vorzugaukeln, um als *fabelhaft* zu gelten. Schließlich ist alles nur eine Frage des Scheins.

Rasch fand ich Geschmack an dem Spielchen. Natürlich war es für mich jetzt undenkbar, aus der Hockeymannschaft auszutreten, denn mein erklärtes Ziel war es nun, unter allen Umständen der Beste zu sein und um jeden Preis im Rampenlicht zu stehen. Dann kam der Wettbewerb der wissenschaftlichen Einzelprojekte, den eine

hochbegabte dumme Ziege namens Sally gewann und bei dem ich lediglich auf Platz sechzehn landete. Bei der Preisverleihung in der Aula der Highschool riss ich das Wort an mich und erfand Geschichten von ganzen Wochenenden mit ehrenamtlicher Tätigkeit bei geistig Behinderten, die das Vorankommen meines Projekts erheblich beeinträchtigt hätten, um mit feuchten Augen zu schließen: »Was bedeutet schon ein erster Preis, wenn ich meinen Freunden, den mongoloiden Kindern, ein Fünkchen Glück schenken kann.« Natürlich waren alle aus dem Häuschen. Ich hatte es nicht nur geschafft, Sally die Show zu stehlen, sondern obendrein lehnte Sally, die einen schwerbehinderten Bruder hatte – was ich nicht wusste –, ihren Preis ab und forderte, dass man ihn mir gab. Dieser Begebenheit verdankte ich es, dass mein Name nunmehr in drei Kategorien, nämlich Sport, Wissenschaften und Kameradschaftlichkeit, auf der Ehrenliste stand, die ich insgeheim in »Entehrtenliste« umbenannt hatte, da ich mir meiner Hochstapelei durchaus bewusst war. Aber ich konnte nicht mehr aufhören; ich war wie besessen. Eine Woche später brach ich den Rekord beim Verkaufen der Tombolalose, indem ich die Lose mit dem Geld, das ich mir in den beiden zurückliegenden Sommern mit Mülleinsammeln auf der Wiese des Gemeindeschwimmbads verdient hatte, samt und sonders selbst kaufte. Mehr brauchte es nicht, und kurz darauf ging in der Highschool das Gerücht um: Marcus Goldman war ein Mensch von außerordentlichen Fähigkeiten. Diese Feststellung brachte Schüler und Lehrer dazu, mich *Der Fabelhafte* zu nennen, wie eine Fabrikmarke, eine unbedingte Erfolgsgarantie. Meine bescheidene Berühmtheit sprach sich schon bald im ganzen Viertel in Montclair herum und erfüllte meine Eltern mit gewaltigem Stolz.

Meine erschlichene Reputation veranlasste mich, die edle Kunst des Boxens auszuüben. Ich hatte schon immer ein Faible für den Boxsport gehabt und war auch immer ein passabler Kämpfer gewesen, doch mich trieb etwas anderes dazu, heimlich in einem eine

Bahnstunde von zu Hause entfernten Club in Brooklyn zu trainieren, wo mich niemand kannte, wo *Der Fabelhafte* nicht existierte, und das war die Sehnsucht, fehlbar sein zu dürfen. Ich wollte das Recht haben, von jemandem geschlagen zu werden, der stärker als ich war, das Recht, das Gesicht zu verlieren. Es war der einzige Weg, dem Monstrum der Perfektion zu entfliehen, das ich erschaffen hatte. In dieser Boxschule durfte *Der Fabelhafte* verlieren, durfte er schlecht sein, und Marcus konnte existieren. Denn mit der Zeit hatte meine Obsession, die unbestrittene Nummer eins zu sein, die Grenzen aller Vernunft gesprengt, und je öfter ich siegte, desto größer wurde meine Angst zu verlieren.

In meinem dritten Schuljahr sah sich der Schulleiter aufgrund von Budgetkürzungen gezwungen, die Hockeymannschaft aufzulösen, weil sie die Highschool im Verhältnis zu dem, was sie ihr einbrachte, zu viel kostete. Zu meinem großen Leidwesen musste ich mir eine neue Sportart aussuchen. Zwar wurde ich sowohl von der Fußball- als auch von der Basketballmannschaft umworben, aber mir war klar, dass ich, träte ich in eine der beiden ein, es mit Spielern würde aufnehmen müssen, die weitaus begabter und entschlossener als meine Hockeykumpane waren. Ich würde Gefahr laufen, in den Schatten gestellt zu werden, wieder in der Anonymität zu versinken oder, schlimmer noch, deklassiert zu werden. Was würden die anderen sagen, wenn Marcus Goldman alias *Der Fabelhafte*, der ehemalige Kapitän der Hockeymannschaft und erfolgreichste Torschütze der letzten zwanzig Jahre, plötzlich zum Wasserträger der Fußballmannschaft wurde? Ich durchlebte zwei bange Wochen, bis ich vom vollkommen unbekannten Laufteam der Highschool hörte, das aus zwei kurzbeinigen Dickwänsten und einem kraftlosen Hänfling bestand. Zudem stellte sich heraus, dass Laufen die einzige Sportart war, bei der Felton an keinem schulübergreifenden Wettkampf teilnahm: Das war für mich die Garantie, dass ich mich nie mit jemandem würde messen müssen, der mir gefährlich werden konnte. Erleichtert und ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, trat

ich dem Laufteam von Felton bei und stellte schon beim ersten Trainingslauf unter den entzückten Blicken einiger Groupies sowie des Schulleiters mühelos den Geschwindigkeitsrekord meiner gutmütigen Teamkollegen ein.

Alles wäre wunderbar gewesen, wäre der Schulleiter, von meinen Leistungen angespornt, nicht auf die Schnapsidee gekommen, unter den umliegenden Schulen einen großen Wettlauf zu veranstalten, um das Image seiner Highschool aufzupolieren, denn er war sich sicher, dass *Der Fabelhafte* haushoch gewinnen würde. Als ich davon erfuhr, bekam ich Panik und trainierte einen Monat lang pausenlos. Trotzdem wusste ich, dass ich gegen die wettkampferprobten Läufer der anderen Schulen keine Chance hatte. Bei mir war alles nur Fassade, ein einziger Bluff: Ich würde mich der Lächerlichkeit preisgeben, noch dazu auf heimischem Boden.

Am Wettkampftag fanden sich ganz Felton sowie mein halbes Viertel ein, um mir zuzujubeln. Der Startschuss knallte, und wie befürchtet, hängten mich die anderen Läufer sofort ab. Das war der alles entscheidende Moment: Mein Ruf stand auf dem Spiel. Der Lauf ging über sechs Meilen, also über fünfundzwanzig Stadionrunden. Fünfundzwanzig Demütigungen! Ich würde, besiegt und entehrt, als Letzter ins Ziel kommen. Vielleicht würde mich der Erste sogar noch einmal überrunden. Ich musste den *Fabelhaften* retten, koste es, was es wolle. Also nahm ich all meine Kräfte zusammen, legte einen ebenso unerwarteten wie wahnwitzigen Sprint hin und schob mich unter den Hurrarufen meiner Fangemeinde an die Spitze vor. In diesem Augenblick setzte ich den hinterhältigen Plan um, den ich mir ausgedacht hatte: Als ich vorübergehend in Führung lag und spürte, dass ich an meine Grenzen stieß, tat ich, als würde ich über eine Unebenheit stolpern, und ließ mich fallen – mit aufsehenerregenden Purzelbäumen, Geheul, Geschrei der Menge und am Ende einem gebrochenen Bein, was natürlich nicht eingeplant gewesen war, aber um den Preis einer Operation und eines zweiwöchigen Krankenhausaufenthalts meinen

großen Namen rettete. Die Schülerzeitung schrieb eine Woche nach dem Vorfall:

> Bei diesem mustergültigen Rennen fiel Marcus Goldman alias *Der Fabelhafte*, der seinen Gegnern um Längen voraus und auf dem Weg zu einem vernichtenden Sieg war, dem schlechten Zustand der Bahn zum Opfer: Er stürzte schwer und zog sich einen Beinbruch zu.

Das war das Ende meiner Karriere als Läufer und als Sportler überhaupt. Aufgrund der schweren Verletzung wurde ich bis zum Ende meiner Schulzeit vom Sport freigestellt. Meine Leistung und mein Opfer brachten mir eine Plakette mit eingraviertem Namen in der Ehrenvitrine ein, in der schon mein Hockeytrikot ausgestellt war. Der Schulleiter verfluchte den schlechten Zustand der Sportanlagen von Felton und ließ im Stadion für teures Geld den kompletten Bahnbelag erneuern. Die Arbeiten finanzierte er mit Mitteln, die er vom Ausflugsbudget der Highschool abzweigte, was die Schüler aller Klassen im Folgejahr um sämtliche Unternehmungen in dieser Richtung brachte.

Nach meinem Abschluss an der Highschool, in der ich mit guten Noten, Ehrenurkunden und Empfehlungsschreiben überhäuft worden war, stand ich vor der schicksalhaften Wahl der Hochschule, und als ich eines Nachmittags in meinem Zimmer auf dem Bett lag, vor mir drei Zusagebriefe – einer von Harvard, der zweite von Yale und der dritte von Burrows, einem kleinen, unbekannten College in Massachusetts –, zögerte ich nicht einen Moment: Ich wollte nach Burrows. Wenn ich auf eine der großen Universitäten ging, setzte ich meinen Beinamen aufs Spiel. Harvard oder Yale hieße, die Latte zu hoch zu legen. Ich hatte keine Lust, mich mit den unersättlichen Eliten zu messen, die aus allen Landesteilen herbeiströmten und sich dort auf den Ehrenlisten breitmachten. Die Ehrenlisten von Burrows erschienen mir weit zugänglicher. *Der Fabelhafte* wollte nicht das

Gesicht verlieren. Er wollte *Der Fabelhafte* bleiben. Burrows war perfekt: ein bescheidenes College, an dem ich garantiert glänzen konnte. Es war nicht weiter schwer, meine Eltern davon zu überzeugen, dass die Literaturabteilung von Burrows der von Harvard und Yale in jeder Hinsicht überlegen war, und so zog ich im Herbst 1998 aus der kleinen Industriestadt Montclair nach Massachusetts, wo ich Harry Quebert begegnen sollte.

Am frühen Abend saß ich noch immer auf der Terrasse, blätterte in den Fotoalben und hing meinen Erinnerungen nach –, da rief mich Douglas entsetzt an: »Herrgott noch mal, Marcus! Ich kann nicht glauben, dass du nach New Hampshire gefahren bist, ohne mir Bescheid zu sagen! Ich habe Anrufe von Journalisten gekriegt, die mich gefragt haben, was du dort treibst, und ich war nicht mal auf dem Laufenden. Ich musste erst den Fernseher einschalten, um es zu erfahren. Komm nach New York zurück. Komm zurück, solange es noch geht. Diese Sache wird dir total über den Kopf wachsen! Verschwinde gleich morgen früh aus diesem Kaff, und komm zurück nach New York. Quebert hat einen erstklassigen Anwalt. Lass ihn seine Arbeit machen und konzentriere du dich auf dein Buch. Du musst Barnaski das Manuskript in vierzehn Tagen geben.«

»Harry braucht jetzt einen Freund«, erwiderte ich.

Kurzes Schweigen, dann sagte Douglas leise, als begreife er erst jetzt, was ihm seit Monaten entgangen war: »Du hast kein Buch, richtig? Barnaskis Frist läuft in zwei Wochen ab, und du hast es nicht geschafft, dieses beschissene Buch zu schreiben! Ist es das, Marc? Hilfst du wirklich einem Freund, oder fliehst du aus New York?«

»Halt die Klappe, Doug.«

Wieder schwieg er eine Weile. »Marc, sag mir, dass du wenigstens eine Idee hast. Sag mir, dass du einen Plan hast und es einen guten Grund für deine Fahrt nach New Hampshire gibt.«

»Einen guten Grund? Aus Freundschaft. Reicht das nicht?«

»Was bist du Harry verdammt noch mal schuldig?«

»Alles, absolut alles.«

»Was soll das heißen: *alles*?«

»Das ist kompliziert, Douglas.«

»Was willst du damit sagen, verdammt?«

»Doug, in meinem Leben gab es eine Phase, von der ich dir nie erzählt habe. Als ich von der Highschool kam, hätte es böse mit mir enden können. Aber dann habe ich Harry kennengelernt … Er hat mir gewissermaßen das Leben gerettet. Das war 1998 in Burrows. Ich stehe in seiner Schuld. Ohne ihn wäre ich nie der Schriftsteller geworden, der ich jetzt bin. Ich verdanke ihm alles.«

29.

Kann man sich in ein fünfzehnjähriges Mädchen verlieben?

»Ich würde Ihnen gerne das Schreiben beibringen, Marcus, aber nicht, damit Sie wissen, wie man schreibt, sondern damit Sie Schriftsteller werden. Bücher zu schreiben ist nämlich kein Kinderspiel: Schreiben kann jeder, aber nicht jeder ist ein Schriftsteller.«

»Und woher weiß man, dass man einer ist, Harry?«

»Das weiß man nicht. Die anderen sagen es einem.«

Alle, die sich an Nola erinnern, werden sagen, dass sie ein tolles Mädchen war. Eine von denen, die einen bleibenden Eindruck hinterlassen: sanft und aufmerksam, vielseitig und strahlend. Anscheinend besaß sie diese einzigartige Lebensfreude, die Licht in den düstersten Regentag bringen kann. Samstags kellnerte sie im Clark's. Leichtfüßig wirbelte sie zwischen den Tischen umher, dass ihre blonden Locken tanzten. Sie hatte immer für jeden Gast ein freundliches Wort. Und alle hatten nur Augen für sie. Nola – sie war eine Welt für sich.

Sie war die einzige Tochter von David und Louisa Kellergan, Evangelisten aus dem Süden, genauer gesagt, aus Jackson in Alabama, wo Nola am 12. April 1960 zur Welt gekommen war. Im Herbst 1969 waren die Kellergans nach Aurora gezogen, weil der Vater eine Stelle als Pastor in der Pfarrgemeinde von St. James angetreten hatte, der größten Glaubensgemeinschaft von Aurora, die damals einen bemerkenswerten Zustrom erlebte. Die am südlichen Stadtrand gelegene St.-James-Kirche war ein stattlicher Holzbau, von dem heute nichts mehr übrig ist, da die Gemeinden von Aurora und Montburry wegen Sparmaßnahmen und schrumpfender Gläubigenzahlen zusammengelegt werden mussten. Heute steht an derselben Stelle ein McDonald's. Die Kellergans hatten bei ihrer Ankunft ein hübsches, eingeschossiges Haus in der Terrace Avenue 245 bezogen, das der Gemeinde gehörte. Allem Anschein nach war Nola sechs Jahre später, am Samstag, den 30. August 1975, durch das Fenster ihres Zimmers entfleucht.

Dies waren so ziemlich die ersten Beschreibungen, die mir die Stammgäste des Clark's lieferten, als ich das Lokal am Morgen nach meiner Ankunft in Aurora besuchte. Ich war unverhofft bei Tagesanbruch aufgewacht, weil mich das unangenehme Gefühl plagte, nicht wirklich zu wissen, was ich hier eigentlich sollte.

Nachdem ich am Strand joggen gegangen war, hatte ich die Möwen gefüttert und mich anschließend gefragt, ob ich wirklich bis nach New Hampshire gefahren war, nur um Meeresvögeln Brotkrumen auszustreuen. Ich war erst um elf Uhr mit Benjamin Roth in Concord verabredet, um Harry zu besuchen, und da ich in der Zwischenzeit nicht allein sein wollte, war ich ins Clark's gegangen, um Pancakes zu essen. Als ich noch Student gewesen war und bei Harry gewohnt hatte, hatte er die Angewohnheit besessen, mich schon frühmorgens dorthin zu schleppen: Er weckte mich noch vor Tagesanbruch mit einem unsanften Schütteln und erklärte, es sei Zeit, die Sportklamotten anzuziehen. Dann gingen wir zum Joggen und Boxen hinunter ans Meer. Sobald er schwächelte, markierte er den Trainer: Er blieb stehen, angeblich um meine Bewegungen und meine Haltung zu korrigieren, aber mir war klar, dass er vor allem wieder zu Atem kommen wollte. Laufend und schattenboxend legten wir am Strand die paar Meilen von Goose Cove nach Aurora zurück. Am Grand Beach kletterten wir über die Felsen nach oben und durchquerten die noch schlafende Stadt. In der im Dunkeln liegenden Hauptstraße war schon von Weitem das grelle Licht zu sehen, das durch das große Glasfenster des Diners fiel. Es war das einzige Lokal, das zu dieser frühen Stunde geöffnet hatte. Im Innern herrschte tiefer Friede. Die wenigen Gäste waren Fernfahrer oder Vertreter, die schweigend ihr Frühstück hinunterschlangen. Im Hintergrund lief ein Radio, das immer auf einen Nachrichtensender eingestellt war, allerdings so leise, dass man nicht jedes Wort verstand. An sehr heißen Tagen wälzte der Deckenventilator die Luft mit metallischem Quietschen um und ließ den Staub um die Lampen tanzen. Wir setzten uns an Tisch 17, und sogleich erschien Jenny, um uns Kaffee einzuschenken. Mich bedachte sie jedes Mal mit einem milden, fast mütterlichen Lächeln. Sie sagte: »Armer Marcus, er zwingt dich im Morgengrauen aufzustehen, was? Das macht er, seit ich ihn kenne.« Und dann lachten wir.

Aber an diesem 17. Juni 2008 herrschte im Clark's trotz der morgendlichen Stunde bereits große Aufregung. Alles redete nur über den Fall, und als ich eintrat, hängten sich die mir bekannten Stammgäste wie Kletten an mich und wollten wissen, ob es wahr sei, dass Harry ein Verhältnis mit Nola gehabt und Deborah Cooper getötet habe. Ich wich den Fragen aus und setzte mich an Tisch 17, der unbesetzt war. Da stellte ich fest, dass die Plakette verschwunden war: An ihrer Stelle fanden sich lediglich zwei Schraublöcher im Holz sowie ein heller Abdruck im Lack des Tisches.

Jenny brachte mir Kaffee und begrüßte mich freundlich. Sie wirkte bekümmert. »Du willst bei Harry wohnen?«, fragte sie.

»Ich denke, ja. Und du hast die Plakette abgemacht?«

»Ja.«

»Warum?«

»Er hat das Buch für dieses Mädchen geschrieben, Marcus. Für eine Fünfzehnjährige! Ich kann die Plakette nicht dranlassen. Diese Liebesgeschichte ist einfach widerlich.«

»Ich denke, die Sache ist ein bisschen komplizierter«, hielt ich dagegen.

»Und ich finde, du solltest dich da nicht einmischen, Marcus. Du solltest nach New York zurückfahren und dich aus allem raushalten.«

Ich bestellte Pancakes und Würstchen bei ihr. Auf dem Tisch lag eine fettfleckige Ausgabe des *Aurora Star*. Von der Titelseite starrte mir ein riesiges Foto von Harry aus seiner Glanzzeit entgegen: Achtung gebietendes Äußeres, durchdringender, selbstsicherer Blick. Direkt darunter befand sich ein Foto von ihm beim Betreten des Gerichtsgebäudes von Concord: in Handschellen, mit zerzaustem Haar, verwahrlost, mitgenommen, niedergeschlagen. In Medaillonform je ein Porträt von Nola und von Deborah Cooper. Und obendrüber die Schlagzeile: WAS HAT HARRY QUEBERT GETAN?

Erne Pinkas traf kurz nach mir ein und setzte sich mit seiner Kaffeetasse zu mir. »Ich habe dich gestern Abend im Fernsehen

gesehen«, sagte er. »Bleibst du jetzt hier?«

»Schon möglich.«

»Und weshalb?«

»Keine Ahnung. Wegen Harry.«

»Er ist unschuldig, nicht wahr? Ich glaube einfach nicht, dass er so etwas getan hat … Das glaube ich einfach nicht.«

»Was weiß ich, Ernie.«

Auf meine Bitte hin erzählte mir Pinkas, wie die Polizei Nolas Überreste einige Tage zuvor in Goose Cove in einem Meter Tiefe freigelegt hatte. An jenem Donnerstag war ganz Aurora von den Sirenen der aus dem gesamten Bezirk anrückenden Polizeifahrzeuge aufgeschreckt worden: Einsatzwagen der Autobahnstreife, Zivilfahrzeuge der Kriminalpolizei und sogar ein Kastenwagen der Spurensicherung.

»Als wir hörten, dass es sich vermutlich um die Überreste von Nola Kellergan handelt«, erklärte Pinkas, »waren wir alle geschockt! Keiner konnte es fassen: Die ganze Zeit über hat die Kleine dort gelegen, direkt vor unseren Augen. Wie oft bin ich zu Harry gegangen, habe auf seiner Terrasse gesessen und Scotch getrunken! Quasi neben ihr … Sag mal, Marcus, hat er dieses Buch wirklich für sie geschrieben? Ich kann nicht glauben, dass die beiden was miteinander hatten. Wusstest du davon?«

Um nicht antworten zu müssen, rührte ich den Kaffee in meiner Tasse um, bis ein Strudel entstand. Dann sagte ich einfach nur: »Das ist alles ein Riesenschlamassel, Erne.«

Wenig später setzte sich Travis Dawn, der Polizeichef von Aurora und Jennys Ehemann, zu uns an den Tisch. Er gehörte zu denen, die ich von früher aus Aurora kannte: ein sanftmütiger Kerl, angegraut und um die sechzig, Typ gutherziger Provinzbulle, der schon lange keinem mehr Angst machte. »Tut mir leid, mein Junge«, sagte er zur Begrüßung.

»Was?«

»Na, diese Geschichte. Sie hat dich kalt erwischt. Ich weiß, dass du Harry sehr nahestehst. Das ist bestimmt nicht einfach für dich.«

Travis war der Erste, der sich um meine Gefühle sorgte. Ich nickte, dann fragte ich: »Warum habe ich in all der Zeit, die ich hier verbracht habe, nie etwas von Nola Kellergan gehört?«

»Weil das, bis man ihre Leiche in Goose Cove gefunden hat, eine alte Geschichte war. Und zwar die Art von Geschichte, an die man sich lieber nicht erinnern möchte.«

»Travis, was ist am 30. August 1975 passiert? Und was ist dieser Deborah Cooper zugestoßen?«

»Das ist eine schlimme Sache, Marcus, eine ganz schlimme. Ich habe sie an vorderster Front miterlebt, weil ich an jenem Tag Dienst hatte. Damals war ich nur ein einfacher Polizist. Ich habe den Anruf aus der Zentrale entgegengenommen … Deborah Cooper war ein nettes altes Mütterchen und bewohnte seit dem Tod ihres Mannes ihr abgelegenes Haus am Waldrand bei Side Creek allein. Weißt du, wo Side Creek ist? Dort, wo dieser endlose Wald anfängt, zwei Meilen hinter Goose Cove. Ich erinnere mich gut an die alte Cooper. Ich war damals noch nicht lange bei der Polizei, aber sie rief regelmäßig an. Vor allem nachts, um irgendwelche verdächtigen Geräusche zu melden, die sie bei sich gehört hatte. Sie hatte eine Heidenangst in ihrem Häuschen dort am Waldrand und brauchte jemanden, der sie ab und zu beruhigen kam. Sie entschuldigte sich jedes Mal für die Störung und bot den Polizeibeamten, die angerückt waren, immer Kaffee und Kuchen an. Und am nächsten Tag kam sie aufs Revier und brachte uns eine Kleinigkeit vorbei. Ein nettes altes Mütterchen eben. Leuten wie ihr tut man gern einen Gefallen. Kurzum, am 30. August 1975 hat die alte Cooper die Nummer des Polizeinotrufs gewählt und gemeldet, dass sie ein Mädchen gesehen habe, dem ein Mann in den Wald hinterhergerannt sei. Ich war der einzige Streifenpolizist in Aurora und fuhr sofort zu ihr. Zum ersten Mal hatte sie am helllichten Tag angerufen. Als ich eintraf, wartete sie vor ihrem Haus. Sie hat gesagt: ›Sie halten mich bestimmt für

verrückt, Travis, aber diesmal habe ich wirklich etwas Merkwürdiges gesehen.‹ Ich habe den Waldrand abgesucht, wo sie das junge Mädchen gesehen hatte, und ein Stück roten Stoff gefunden. Ich habe sofort begriffen, dass die Sache ernst ist, und Chief Pratt, den damaligen Polizeichef von Aurora, benachrichtigt. Er hatte zwar seinen freien Tag, kam aber sofort. Der Wald ist riesig, und zu zweit waren wir nicht gerade der ideale Suchtrupp. Trotzdem haben wir uns ins Unterholz geschlagen und nach gut einer Meile Blutspuren, blonde Haare und noch mehr rote Stofffetzen entdeckt. Allerdings blieb uns keine Zeit, uns näher damit zu beschäftigen, weil in diesem Augenblick aus der Richtung von Deborah Coopers Haus ein Schuss knallte … Also rannten wir zurück. Die alte Cooper lag in einer Blutlache in ihrer Küche. Später erfuhren wir, dass sie kurz vorher noch mal in der Zentrale angerufen hatte, um zu melden, dass sich das Mädchen, das sie zuvor gesehen hatte, zu ihr geflüchtet hatte.«

»Das Mädchen war zu ihrem Haus zurückgekommen?«

»Ja. Während wir im Wald waren, war die Kleine blutüberströmt und Hilfe suchend wiederaufgetaucht. Aber als wir eintrafen, befand sich außer der Leiche der alten Cooper niemand mehr im Haus. Es war total verrückt.«

»Und dieses Mädchen war Nola?«, fragte ich.

»Ja. Das wurde uns bald klar, weil ihr Vater wenig später anrief, um sie als vermisst zu melden. Außerdem hatte Deborah Cooper sie identifiziert, als sie die Zentrale anrief.«

»Was ist danach passiert?«

»Nach dem zweiten Anruf der alten Cooper hatten sich bereits mehrere Einheiten aus der Gegend in Bewegung gesetzt. Am Waldrand bei Side Creek fiel einem Hilfssheriff ein schwarzer Chevrolet Monte Carlo auf, der in nördlicher Richtung flüchtete. Es kam zu einer Verfolgungsjagd, aber das Fahrzeug ist uns trotz Straßensperren entwischt. Anschließend haben wir wochenlang nach Nola gesucht: Wir haben in der ganzen Gegend jeden Stein umgedreht. Wer wäre schon auf die Idee gekommen, dass sie bei

Harry Quebert in Goose Cove war? Alle Anzeichen sprachen dafür, dass sie sich irgendwo in diesem Wald befand. Wir haben ihn unermüdlich durchkämmt. Das Auto und das Mädchen wurden nie gefunden. Wenn man uns gelassen hätte, wir hätten das ganze Land umgegraben, aber nach drei Wochen mussten wir die Suche schweren Herzens einstellen, weil bei der State Police ein paar hohe Tiere beschlossen hatten, dass die Suche zu kostspielig und der Ausgang zu ungewiss sei.«

»Gab es damals einen Verdächtigen?«

Er zögerte kurz, dann sagte er: »Es war zwar nie offiziell, aber .... wir hatten Harry in Verdacht. Dafür hatten wir unsere Gründe. Um es klar zu sagen: Die kleine Kellergan ist drei Monate nach seiner Ankunft in Aurora verschwunden. Merkwürdiger Zufall, oder? Und was für ein Auto fuhr er damals? Einen schwarzen Chevrolet Monte Carlo! Aber wir hatten nicht genug gegen ihn in der Hand. Im Grunde ist dieses Manuskript der Beweis, nach dem wir vor dreiunddreißig Jahren gesucht haben.«

»Ich glaube das nicht. Nicht Harry! Außerdem: Warum hätte er einen so schwerwiegenden Beweis bei der Leiche lassen sollen? Und warum hätte er die Gärtner ausgerechnet an der Stelle graben lassen sollen, an der er angeblich eine Leiche verscharrt hat? Das ist nicht schlüssig.«

Travis zog die Schultern hoch. »Vertraue auf meine Erfahrung als Polizist: Man weiß nie, wozu Menschen fähig sind. Vor allem die, die man gut zu kennen glaubt.« Mit diesen Worten stand er auf. »Wenn ich irgendetwas für dich tun kann, lass es mich wissen«, sagte er noch, bevor er ging.

Pinkas, der die Unterhaltung kommentarlos verfolgt hatte, rief ungläubig: »Na, so was! Ich wusste gar nicht, dass die Polizei Harry damals verdächtigt hat.«

Ich erwiderte nichts darauf, sondern riss lediglich die Titelseite von der Zeitung und steckte sie ein. Dann machte ich mich, obwohl es noch zeitig war, auf den Weg nach Concord.

Das staatliche Männergefängnis von New Hampshire liegt nördlich von Concord in der North State Street 281. Von Aurora kommend, fährt man hinter dem Capitol-Einkaufszentrum vom Highway 93 ab, biegt am Holiday Inn in die North Street ein und folgt ihr etwa zehn Minuten. Nach dem Friedhof von Blossom Hill und einem kleinen, hufeisenförmigen See in Flussnähe kommt man schließlich an langen Drahtzäunen und Stacheldrahtspulen vorbei, die schon jeden Zweifel ausräumen, und kurz darauf kündigt dann ein Schild das Gefängnis offiziell an, und man erblickt nüchterne rote, von einer dicken Schutzmauer umgebene Backsteingebäude und gleich darauf die Gittertore des Haupteingangs. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befindet sich ein Autohändler.

Roth erwartete mich auf dem Parkplatz. Er rauchte eine billige Zigarre und machte einen gelassenen Eindruck. Zur Begrüßung gab er mir einen Klaps auf die Schulter, als wären wir alte Freunde.

»Zum ersten Mal im Gefängnis?«, fragte er.

»Ja.«

»Machen Sie sich locker.«

»Wer sagt Ihnen, dass ich das nicht bin?«

Er deutete auf ein Rudel Journalisten, die in unserer Nähe herumlungerten.

»Die sind überall«, sagte er. »Antworten Sie bloß nicht auf deren Fragen. Das sind Aasfresser, Goldman. Die nehmen Sie so lange in die Zange, bis Sie ein paar pikante Details ausspucken. Bleiben Sie standhaft, und schweigen Sie. Selbst die kleinste Äußerung von Ihnen könnte, wenn man sie böswillig auslegt, gegen uns verwandt werden und meine Verteidigungsstrategie ins Wanken bringen.«

»Wie lautet denn Ihre Strategie?«

Er sah mich ernst an. »Alles leugnen.«

»Alles?«, fragte ich.

»Alles: das Verhältnis, die Entführung, die Morde. Wir werden auf nicht schuldig plädieren. Ich werde für Harry einen Freispruch

erwirken und bin fest entschlossen, den Staat New Hampshire auf Schadenersatz in Millionenhöhe zu verklagen.«

»Und was ist mit dem Manuskript, das die Polizei bei der Leiche gefunden hat? Und mit Harrys Eingeständnis, dass er ein Verhältnis mit Nola hatte?«

»Das Manuskript beweist gar nichts! Schreiben ist nicht Töten. Außerdem hat Harry erklärt – und diese Erklärung klingt plausibel –, dass Nola das Manuskript mitgenommen hat, bevor sie verschwunden ist. Und was ihr Techtelmechtel angeht: na ja, eine kleine Romanze eben … Das ist nichts Verwerfliches. Und erst recht kein Verbrechen. Sie werden sehen, der Staatsanwalt wird ihm nichts nachweisen können.«

»Ich habe mit dem Polizeichef von Aurora, Travis Dawn, gesprochen. Er hat mir erzählt, dass Harry damals verdächtigt wurde.«

»Schwachsinn!«, schimpfte Roth, der leicht ausfällig wurde, wenn er sich ärgerte.

»Offenbar fuhr der Tatverdächtige damals einen schwarzen Chevrolet Monte Carlo. Und Travis sagt, dass Harry genau dieses Modell besessen hat.«

»Doppelter Schwachsinn!«, legte Roth nach. »Aber nützlich zu wissen. Gut gemacht, Goldman, das ist genau die Art von Informationen, die ich brauche. Übrigens: Da Sie diese ganzen Bauerntrampel aus Aurora kennen, horchen Sie die Leute doch mal ein bisschen aus, damit wir wissen, was für Geschichten sie den Geschworenen auftischen, wenn sie im Prozess als Zeugen geladen werden. Und versuchen Sie herauszufinden, wer zu viel trinkt oder seine Frau schlägt: Ein Zeuge, der trinkt oder seine Frau schlägt, ist nämlich kein glaubwürdiger Zeuge.«

»Eine ziemlich miese Methode, finden Sie nicht?«

»Krieg ist Krieg, Goldman. Bush hat die Nation belogen, um den Irak anzugreifen, aber es war nötig. Sehen Sie doch selbst: Wir haben

es Saddam gezeigt, wir haben das irakische Volk befreit, und seither geht es der Welt viel besser.«

»Die Mehrheit der Amerikaner war gegen diesen Krieg. Er war ein einziges Desaster.«

Er machte ein enttäuschtes Gesicht. »Oh nein«, sagte er. »Ich wusste es …«

»Was?«

»Werden Sie etwa die Demokraten wählen, Goldman?«

»Selbstverständlich werde ich die Demokraten wählen.«

»Sie werden sehen: Die werden stinkreichen Bürgern wie Ihnen sagenhafte Steuern aufbrummen. Aber dann fangt bloß nicht an zu heulen. Um Amerika zu regieren, braucht man Eier in der Hose. Und Elefanten haben nun mal größere Eier als Esel, das liegt in den Genen.«

»Was Sie nicht sagen, Roth! Die Demokraten haben die Präsidentschaftswahlen längst gewonnen, weil Ihr großartiger Krieg so unpopulär war, dass das Pendel zur anderen Seite ausgeschlagen hat.«

Er setzte ein spöttisches, fast ungläubiges Lächeln auf. »Das glauben Sie doch selbst nicht! Eine Frau und ein Schwarzer, Goldman! Eine Frau und ein Schwarzer! Sie sind doch ein intelligenter Bursche, deshalb jetzt mal im Ernst: Wer wählt schon eine Frau oder einen Schwarzen an die Spitze des Staates? Schreiben Sie darüber doch ein Buch, einen hübschen Science-Fiction-Roman. Und was kommt als Nächstes? Eine puerto-ricanische Lesbe und ein Indianerhäuptling?«

Nach den üblichen Formalitäten ließ mich Roth auf meine Bitte hin erst mal allein zu Harry in den Raum, in dem er uns erwartete. Er saß an einem Plastiktisch, trug Häftlingskleidung und wirkte bedrückt.

Als ich hereinkam, hellte sich seine Miene auf. Er erhob sich, und wir umarmten uns lange, bevor wir uns schweigend an die

gegenüberliegenden Seiten des Tisches setzten. Nach einer Weile sagte er: »Ich habe Angst, Marcus.«

»Wir holen Sie hier raus, Harry.«

»Ich habe hier Fernsehen, wissen Sie. Ich kriege alles mit. Ich bin erledigt. Auch als Schriftsteller. Mein Leben ist vorbei. Das ist erst der Anfang vom Ende. Ich habe das Gefühl zu fallen.«

»Man darf nie Angst vor dem Fallen haben, Harry.«

Er verzog das Gesicht zu einem traurigen Lächeln. »Danke, dass Sie gekommen sind.«

»Dafür sind Freunde da. Ich wohne in Goose Cove und habe die Möwen gefüttert.«

»Wenn Sie nach New York zurückfahren wollen, würde ich das sehr gut verstehen.«

»Ich fahre nirgendwohin. Roth ist ein seltsamer Vogel, aber er macht den Eindruck, als wüsste er, was er tut. Er sagt, dass Sie freigesprochen werden. Ich bleibe hier und helfe ihm. Ich werde alles tun, um die Wahrheit ans Licht zu bringen und Ihre Ehre wiederherzustellen.«

»Und was ist mit Ihrem neuen Roman? Ihr Verleger erwartet ihn doch bis Ende des Monats, oder nicht?«

Ich ließ den Kopf hängen. »Es gibt keinen Roman. Mir fällt nichts mehr ein.«

»Was soll das heißen: Ihnen fällt nichts mehr ein?«

Ich antwortete nicht, sondern wechselte das Thema, indem ich die Zeitungsseite herauszog, die ich ein paar Stunden zuvor aus dem Clark's mitgenommen hatte.

»Harry«, sagte ich, »es ist wichtig, dass ich alles verstehe. Ich muss die Wahrheit wissen. Ihr Anruf von neulich geht mir nicht aus dem Kopf: Sie haben sich gefragt, was Sie Nola angetan haben …«

»Die Gefühle sind mit mir durchgegangen, Marcus. Ich war kurz zuvor verhaftet worden und hatte das Recht auf einen Anruf, und der einzige Mensch, den ich benachrichtigen wollte, waren Sie. Und zwar nicht von meiner Verhaftung, sondern von ihrem Tod. Sie waren der

Einzige, der von Nola wusste, und ich musste meinen Kummer mit jemandem teilen … All die Jahre hatte ich gehofft, dass sie noch lebt … irgendwo … Dabei war sie die ganze Zeit über tot. Sie war tot, und ich habe mich aus verschiedenen Gründen dafür verantwortlich gefühlt. Verantwortlich, weil ich sie nicht hatte beschützen können vielleicht. Aber ich habe ihr nie wehgetan! Ich schwöre Ihnen, dass ich in allem, was man mir zur Last legt, unschuldig bin.«

»Ich glaube Ihnen. Was haben Sie der Polizei erzählt?«

»Die Wahrheit: dass ich unschuldig bin. Warum hätte ich genau an der Stelle Blumen pflanzen lassen sollen? Das ist vollkommen unsinnig! Ich habe ihnen auch gesagt, dass ich nicht weiß, wie das Manuskript dort hingekommen ist, und dass ich diesen Roman für und über Nola geschrieben habe, bevor sie verschwunden ist. Dass Nola und ich uns geliebt haben. Dass wir in dem Sommer, in dem sie verschwunden ist, eine Liebesbeziehung hatten und ich diese zum Thema meines Romans gemacht habe, von dem ich damals zwei Manuskripte besaß: ein handgeschriebenes Original und eine Schreibmaschinenfassung. Nola interessierte sich sehr für meine Texte und half mir dabei, sie ins Reine zu schreiben. Die getippte Fassung des Manuskripts konnte ich eines Tages nicht mehr finden. Das war Ende August, kurz bevor Nola verschwand … Ich ging davon aus, dass Nola sie mitgenommen hatte, um sie zu lesen, wie sie es manchmal tat. Sie las meine Texte und sagte mir anschließend ihre Meinung. Sie nahm sie mit, ohne mich zu fragen … Aber dieses Mal konnte ich sie nicht mehr fragen, ob sie mein Manuskript genommen hatte, weil sie verschwunden war. Mir blieb nur das handgeschriebene Exemplar. Bei dem Roman handelte es sich um *Der Ursprung des Übels*, also um das Buch, das ein paar Monate später so großen Erfolg hatte, wie Sie wissen.«

»Sie haben dieses Buch also wirklich für Nola geschrieben?«

»Ja. Im Fernsehen hieß es, dass man überlegt, es aus dem Handel zu nehmen.«

»Was war das zwischen Nola und Ihnen?«

»Eine Liebesgeschichte, Marcus. Ich war wahnsinnig in sie verliebt. Und ich glaube, das war mein Untergang.«

»Was hat die Polizei noch gegen Sie in der Hand?«

»Das weiß ich nicht.«

»Was ist mit der Schachtel? Wo ist die Schachtel mit dem Brief und den Fotos? Ich habe sie nirgendwo mehr finden können.«

Ihm blieb keine Zeit zu antworten, weil in diesem Moment die Tür aufging. Harry bedeutete mir zu schweigen. Es war Roth. Während er auf unseren Tisch zusteuerte und sich setzte, schnappte sich Harry unauffällig das Notizbuch, das vor mir lag, und schrieb ein paar Worte hinein.

Roth erging sich in langatmigen Erklärungen über den bisherigen Verlauf des Falls und die weitere Vorgehensweise. Nach einem halbstündigen Monolog fragte er Harry: »Gibt es womöglich etwas in Bezug auf Nola, was Sie mir noch nicht mitgeteilt haben? Ich muss alles wissen, das ist sehr wichtig.«

Schweigen. Harry musterte uns lange, dann sagte er: »Es gibt da tatsächlich etwas, das Sie wissen sollten. Es betrifft den 30. August 1975. An dem Abend, an dem Nola verschwand, wollte sie sich mit mir treffen …«

»Mit Ihnen treffen?«, wiederholte Roth.

»Die Polizei hat mich gefragt, was ich am Abend des 30. August 1975 gemacht habe, und ich habe gesagt, dass ich nicht in der Stadt war. Das war gelogen. Es ist der einzige Punkt, in dem ich nicht die Wahrheit gesagt habe. Am fraglichen Abend befand ich mich unweit von Aurora in einem Zimmer eines an der Route 1 Richtung Maine gelegenen Motels. Es heißt Sea Side Motel und existiert immer noch. Ich saß in Zimmer 8 auf dem Bett und wartete, parfümiert wie ein Teenager und mit einem Armvoll blauer Hortensien, ihren Lieblingsblumen. Wir waren für neunzehn Uhr verabredet, und ich weiß noch genau, wie ich wartete und sie nicht kam. Um einundzwanzig Uhr war sie bereits seit zwei Stunden überfällig. Sie hatte sich noch nie verspätet. Noch nie! Ich legte die Hortensien zum

Wässern ins Waschbecken und schaltete zur Unterhaltung das Radio ein. Es war ein schwüler, gewittriger Abend, und mir war heiß. Ich kam in meinem Anzug fast um. Ich zog den Brief heraus und las ihn noch zehnmal, vielleicht noch hundertmal. Den Brief, den sie mir wenige Tage zuvor geschrieben hatte, diesen kurzen Liebesbrief, den ich nie werde vergessen können:

> *Machen Sie sich meinetwegen keine Sorgen, Harry, ich schaffe es schon irgendwie zu unserem Treffpunkt. Warten Sie in Zimmer 8 auf mich. Ich liebe diese Zahl, das ist meine Lieblingszahl. Warten Sie dort um neunzehn Uhr auf mich. Und dann gehen wir für immer fort.*
>
> *Ich liebe Sie so!*
> *In Zärtlichkeit,*
> *Nola*

Ich weiß noch, wie der Radiosprecher die Uhrzeit ansagte: zweiundzwanzig Uhr. Zweiundzwanzig Uhr und noch immer keine Nola. Irgendwann schlief ich angekleidet auf dem Bett ein. Als ich die Augen wieder aufschlug, war die Nacht vorbei. Das Radio lief immer noch, es waren die Sieben-Uhr-Nachrichten: *Großalarm in der Gegend von Aurora nach dem Verschwinden der fünfzehnjährigen Nola Kellergan gestern Abend gegen neunzehn Uhr. Die Polizei bittet die Bevölkerung um sachdienliche Hinweise (…) Zum Zeitpunkt ihres Verschwindens trug Nola Kellergan ein rotes Kleid (…)* Ich sprang in panischer Angst auf, entledigte mich rasch der Blumen und machte mich, zerknittert und mit zerzaustem Haar, sofort auf den Weg nach Aurora. Das Zimmer war im Voraus bezahlt.

Ich hatte noch nie so viel Polizei in Aurora gesehen. Es waren Fahrzeuge aus dem ganzen Umland da. Eine Straßensperre auf der Route 1 kontrollierte sämtliche Autos auf dem Weg in die Stadt und

aus der Stadt. Ich sah den Polizeichef Gareth Pratt mit einer Pumpgun in der Hand.

›Ich habe es gerade im Radio gehört, Chief‹, sagte ich.

›Verfluchter Mist!‹, schimpfte der Chief.

›Was ist denn passiert?‹

›Das weiß niemand. Nola Kellergan ist von zu Hause verschwunden. Gestern Abend wurde sie in der Nähe der Side Creek Lane gesehen, aber seitdem gibt es nicht die geringste Spur von ihr. Die ganze Gegend ist abgeriegelt, der Wald wird durchkämmt.‹

Im Radio wurde immer wieder ihre Beschreibung durchgegeben: *Junges Mädchen, weiß, 1,58 Meter groß, fünfzig Kilo schwer, langes blondes Haar, grüne Augen, trägt ein rotes Kleid und eine Goldkette mit dem eingravierten Namen NOLA.* Rotes Kleid, rotes Kleid, rotes Kleid, wiederholte das Radio. Das war ihr Lieblingskleid. Sie hatte es mir zuliebe angezogen. Das also habe ich am Abend des 30. August 1975 gemacht.«

Roth und ich waren sprachlos.

»Sie wollten mit ihr durchbrennen?«, fragte ich. »Sie wollten an dem Abend, an dem sie verschwunden ist, zusammen fliehen?«

»Ja.«

»Deshalb haben Sie gesagt, dass alles Ihre Schuld ist, als Sie mich neulich angerufen haben? Sie waren mit ihr verabredet, und auf dem Weg zum Treffpunkt ist sie verschwunden …«

Er nickte betroffen. »Wer weiß, vielleicht wäre sie sonst noch am Leben …«

Als wir den Raum verließen, sagte Roth zu mir, die Geschichte von ihrer geplanten Flucht sei eine Katastrophe und dürfe unter keinen Umständen durchsickern. Wenn die Anklage davon erführe, wäre Harry geliefert. Wir verabschiedeten uns auf dem Parkplatz, und erst als ich in meinem Wagen saß, schlug ich das Notizbuch auf und las, was Harry hineingekritzelt hatte:

Marcus – auf meinem Schreibtisch steht eine Porzellanvase. Darin finden Sie einen Schlüssel. Er gehört zu meinem Garderobenschrank im Fitnessclub von Montburry. Die Nummer ist 201. Es ist alles dort drin. Verbrennen Sie alles. Ich bin in Gefahr.

Montburry war die Nachbarstadt von Aurora und lag rund zehn Meilen weiter im Landesinneren. Noch am selben Nachmittag machte ich mich auf den Weg dorthin, nachdem ich kurz in Goose Cove vorbeigefahren war, um den in lauter Büroklammern versteckten Schlüssel aus der Vase zu holen. In Montburry gab es nur einen einzigen Fitnessclub, und der war in einem modernen Glasbau an der Hauptverkehrsader der Stadt untergebracht. In der menschenleeren Umkleide fand ich den Garderobenschrank mit der Nummer 201 und schloss ihn auf. Darin lagen ein Trainingsanzug, Proteinriegel, Handschuhe fürs Hanteltraining und die Holzschachtel, die ich vor ein paar Monaten in Harrys Arbeitszimmer entdeckt hatte. Es war alles da: die Fotos, die Zeitungsartikel, Nolas handgeschriebener Brief. Außerdem fand ich einen Packen gebundener vergilbter Seiten. Das Deckblatt war blank, ohne Titel. Ich überflog ein paar Seiten: Der Text war mit der Hand geschrieben, und schon nach wenigen Zeilen begriff ich, dass es sich um das Manuskript von *Der Ursprung des Übels* handelte. Das Manuskript, nach dem ich vor wenigen Monaten überall gesucht hatte, schlummerte in der Umkleidekabine eines Fitnessstudios! Ich setzte mich auf eine Bank und nahm mir einen Augenblick Zeit, um die Seiten fiebernd und voller Staunen durchzusehen: Die Niederschrift war makellos, es gab keinerlei Streichungen. Ein paar Männer kamen herein, um sich umzuziehen, aber ich beachtete sie nicht: Ich konnte die Augen nicht von diesem Text losreißen. Das Meisterwerk, das ich so gerne hätte schreiben wollen – Harry hatte es vollbracht! Er hatte sich in einem Diner an den Tisch gesetzt und diese absolut genialen Wörter und sublimen Sätze geschrieben, die

ganz Amerika gerührt hatten, und dabei geschickt seine Liebesgeschichte mit Nola zwischen den Zeilen versteckt.

Zurück in Goose Cove, hielt ich mich peinlich genau an Harrys Anweisung. Ich zündete im Wohnzimmerkamin ein Feuer an und warf den Inhalt der Schachtel hinein: den Brief, die Fotos, die Zeitungsausschnitte und schließlich auch das Manuskript. *Ich bin in Gefahr,* hatte er geschrieben. Was für eine Gefahr meinte er? Die Flammen schlugen hoch: Nolas Brief zerfiel zu Staub, die Fotos bekamen in der Mitte Löcher und wurden von der Hitze aufgezehrt. Das Manuskript loderte in einer riesigen orangen Flamme auf, und die Seiten zerbröselten zu einem Haufen Asche. Ich saß vor dem Kamin und sah zu, wie sich die Geschichte von Harry und Nola in Rauch auflöste.

Dienstag, 3. Juni 1975

An diesem Tag war schlechtes Wetter. Der Nachmittag ging zu Ende, der Strand lag verlassen da. Noch nie seit seiner Ankunft in Aurora hatte der Himmel so schwarz und bedrohlich ausgesehen. Das Unwetter entfesselte den Ozean, er schäumte und wütete. Bald würde es regnen. Es war das schlechte Wetter, das ihn nach draußen gelockt hatte. Er war über die Holztreppe von der Terrasse zum Strand hinuntergegangen und hatte sich in den Sand gesetzt. Das Heft auf den Knien, ließ er den Stift übers Papier gleiten: Das heraufziehende Gewitter inspirierte ihn, er hatte Ideen für einen großen Roman. In den zurückliegenden Wochen hatte er bereits mehrere gute Ideen für sein neues Buch gehabt, doch keine davon war aufgegangen; er hatte sie schlecht eingeleitet oder schlecht ausgeführt.

Die ersten Tropfen fielen. Erst vereinzelt, dann, plötzlich, wolkenbruchartig. Er wollte gerade flüchten und sich unterstellen, als er sie sah: Die Sandalen in der Hand, ging sie barfuß im seichten Wasser spazieren; dabei tanzte sie im Regen und neckte die Wellen.

Verdutzt blieb er stehen und beobachtete sie hingerissen. Sie folgte dem Muster der Ausläufer und gab acht, dass der Saum ihres Kleides nicht nass wurde. In einem kurzen Moment der Unachtsamkeit stieg ihr das Wasser bis zu den Knöcheln. Sie lachte überrascht auf, watete ein wenig tiefer ins graue Meer hinein, drehte sich im Kreis und bot sich der unermesslichen Weite dar. Es war, als gehörte ihr die Welt. Eine gelbe, mit Blumen verzierte Spange hielt ihr blondes, vom Wind gezaustes Haar zurück, damit ihr die Strähnen nicht ins Gesicht schlugen. Nun regnete es in Sturzbächen.

Als sie ihn in rund zehn Meter Entfernung entdeckte, hielt sie abrupt inne. Es war ihr peinlich, dass jemand sie gesehen hatte, und sie rief: »Tut mir leid … Ich habe Sie nicht bemerkt.«

Er fühlte sein Herz klopfen. »Bitte entschuldigen Sie sich nicht«, erwiderte er. »Ich bitte Sie, machen Sie weiter! Ich habe noch nie jemanden den Regen so genießen sehen.«

Sie strahlte. »Mögen Sie ihn auch?«, fragte sie übermütig.

»Wen?«

»Den Regen.«

»Nein … Eigentlich hasse ich Regen.«

Mit einem bezaubernden Lächeln fragte sie: »Wie kann man den Regen hassen? Ich habe noch nie etwas so Schönes gesehen. Schauen Sie!«

Er hob den Kopf: Das Wasser perlte von seinem Gesicht ab. Er betrachtete die Millionen feiner Linien, die die Landschaft strichelten, und drehte sich um die eigene Achse. Sie tat dasselbe. Sie waren klatschnass und lachten. Schließlich flüchteten sie sich unter die auf Pfeilern ruhende Terrasse. Er zog ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche, die zum Teil vom sintflutartigen Regen verschont geblieben waren, und zündete sich eine an.

»Kriege ich auch eine?«, bat sie.

Er hielt ihr das Päckchen hin, und sie bediente sich. Er war überwältigt.

»Sie sind der Schriftsteller, stimmt’s?«, fragte sie.

»Ja.«

»Sie kommen aus New York …«

»Ja.«

»Ich muss Sie etwas fragen: Warum sind Sie aus New York in dieses verlassene Nest gekommen?«

Er lächelte. »Ich hatte Lust auf einen Tapetenwechsel.«

»Ich würde so gern mal nach New York fahren!«, schwärmte sie. »Ich würde stundenlang durch die Stadt laufen und mir alle Shows am Broadway ansehen. Ich träume davon, ein Star zu sein, ein Star in New York …«

»Verzeihen Sie«, unterbrach Harry sie, »aber kennen wir uns?«

Wieder lachte sie ihr bezauberndes Lachen. »Nein. Aber jeder weiß, wer Sie sind. Sie sind der Schriftsteller. Willkommen in Aurora, Sir. Ich heiße Nola. Nola Kellergan.«

»Harry Quebert.«

»Ich weiß. Jeder hier weiß das, das habe ich Ihnen doch gesagt.«

Er streckte ihr zur Begrüßung die Hand hin, aber sie stützte sich auf seinen Arm, reckte sich auf die Zehenspitzen und gab ihm einen Kuss auf die Wange.

»Ich muss jetzt gehen. Sie verraten doch niemandem, dass ich geraucht habe, oder?«

»Nein, Ehrenwort.«

»Auf Wiedersehen, Herr Schriftsteller. Hoffentlich sehen wir uns wieder.« Sie verschwand im prasselnden Regen.

Er war ganz durcheinander. Wer war dieses Mädchen? Sein Herz schlug wie wild. Lange blieb er reglos unter der Terrasse stehen, bis sich der Abend herabsenkte. Doch er nahm weder den Regen noch die Dunkelheit richtig wahr. Er fragte sich, wie alt Nola wohl war. Zu jung, das wusste er. Aber er war von ihr hingerissen. Sie hatte seine Seele entflammt.

Ein Anruf von Douglas holte mich in die Realität zurück. Zwei Stunden waren vergangen; es dunkelte bereits. Im Kamin schwelte

nur noch die Glut.

»Alle reden über dich«, sagte Douglas. »Kein Mensch versteht, was du in New Hampshire verloren hast …Alle glauben, dass du dabei bist, die größte Dummheit deines Lebens zu begehen.«

»Alle wissen, dass Harry und ich Freunde sind. Ich kann nicht einfach die Hände in den Schoß legen.«

»Aber hier geht es um etwas anderes, Marc. Da sind diese Morde und dieses Buch. Ich glaube, dir ist die Tragweite des Skandals nicht bewusst. Barnaski ist stinksauer, er ahnt, dass du keinen neuen Roman für ihn hast. Er behauptet, dass du dich in New Hampshire verkriechst. Und er hat nicht ganz unrecht … Heute ist der 17. Juni, Marc. In dreizehn Tagen läuft die Frist ab. In dreizehn Tagen bist du erledigt.«

»Herrgott, glaubst du, das weiß ich nicht? Hast du mich deshalb angerufen? Um mich daran zu erinnern, in welcher Lage ich mich befinde?«

»Nein, ich habe dich angerufen, weil ich eine Idee habe.«

»Eine Idee? Ich höre!«

»Schreib ein Buch über den Fall Harry Quebert.«

»Was? Kommt nicht infrage! Ich werde meine Karriere nicht auf Harrys Kosten wiederankurbeln.«

»Warum denn auf seine Kosten? Du hast doch gesagt, dass du ihn verteidigen willst. Beweise seine Unschuld, und schreib ein Buch über alles. Stell dir doch mal vor, wie das einschlagen würde!«

»Und das alles in zehn Tagen?«

»Ich habe Barnaski gut zugeredet …«

»Du hast *was*?«

»Hör mich erst mal an, bevor du in die Luft gehst, Marc. Barnaski wittert Gold: Marcus Goldman rollt den Fall Harry Quebert auf – davon verspricht er sich einen Umsatz in siebenstelliger Höhe! Es könnte das Buch des Jahres werden. Er ist bereit, neu zu verhandeln. Er schlägt dir vor, reinen Tisch zu machen: einen anderen Vertrag mit ihm zu schließen, durch den der alte aufgehoben wird, plus einen

Vorschuss von einer halben Million Dollar. Weißt du, was das heißt?«

Was das hieß? Dieses Buch würde meine Karriere wiederanschieben. Es würde garantiert ein Bestseller werden, der Erfolg wäre vorprogrammiert, und obendrein winkte mir ein Haufen Geld.

»Warum sollte Barnaski das für mich tun?«

»Er tut es nicht für dich, sondern für sich. Marc, du machst dir keine Vorstellung, dieser Fall ist hier Thema Nummer eins! So ein Buch wäre der Coup des Jahrhunderts!«

»Ich glaube nicht, dass ich dazu in der Lage bin. Ich kann nicht mehr schreiben. Ich weiß nicht mal mehr, ob ich es jemals konnte. Und Nachforschungen anstellen … Das ist Sache der Polizei. Ich habe keine Ahnung, wie man das macht.«

Douglas ließ sich nicht abwimmeln: »Marc, das ist die Chance deines Lebens.«

»Ich werde darüber nachdenken.«

»Wenn du das sagst, heißt das, dass du nicht darüber nachdenken wirst.«

Über den letzten Satz mussten wir beide lachen. Er kannte mich gut.

»Doug … Kann man sich in eine Fünfzehnjährige verlieben?«

»Nein.«

»Wieso bist du dir so sicher?«

»Sicher bin ich mir überhaupt nicht.«

»Was ist Liebe eigentlich?«

»Oh, Marc, verschone mich! Bitte jetzt keine philosophischen Diskurse …«

»Aber, Douglas, er hat sie geliebt! Harry hat sich wahnsinnig in dieses Mädchen verliebt. Das hat er mir heute im Gefängnis erzählt. Er war unterhalb von seinem Haus am Strand, hat sie gesehen und sich in sie verliebt. Warum in sie und nicht in eine andere?«

»Keine Ahnung, Marc. Aber ich wüsste zu gerne, was dich so mit Quebert verbindet.«

»*Der Fabelhafte*«, erwiderte ich.

»Wer?«

»*Der Fabelhafte*. Ein junger Mann, der im Leben nichts auf die Reihe bekommen hat – bis er Harry begegnet ist. Harry hat mir beigebracht, wie ich Schriftsteller werde. Er hat mir beigebracht, wie wichtig es ist, fallen zu können.«

»Was faselst du da, Marc? Hast du getrunken? Du bist Autor, weil du talentiert bist.«

»Nein, eben nicht. Man kommt nicht als Schriftsteller auf die Welt, man wird es.«

»Das ist also 1998 in Burrows passiert?«

»Ja. Er hat mir sein ganzes Wissen vermittelt … Ich verdanke ihm alles.«

»Möchtest du mit mir darüber reden?«

»Wenn du willst.«

An diesem Abend erzählte ich Douglas von der Geschichte, die mich mit Harry verband. Nach dem Telefonat ging ich hinunter an den Strand. Ich brauchte frische Luft. Im Dunkeln waren dicke Wolken zu erkennen. Es war schwül, gleich würde ein Gewitter losbrechen. Plötzlich kam Wind auf. Die Bäume begannen wie wild zu wanken, als verkündete die ganze Welt das Ende des großen Harry Quebert.

Irgendwann kehrte ich zum Haus zurück. An der Eingangstür fand ich eine anonyme Nachricht, die jemand in meiner Abwesenheit dorthin gelegt hatte. Ein schlichter Umschlag ohne jede Aufschrift und darin die mit Computer geschriebene Nachricht:

Fahr nach Hause, Goldman.

28.

Von der Wichtigkeit, fallen zu können

Burrows College, Massachusetts, 1998 – 2002

»Harry, wenn von all Ihren Lektionen nur eine einzige übrig bleiben dürfte, welche wäre das?«

»Ich gebe die Frage an Sie zurück.«

»Für mich wäre es die von der *Wichtigkeit, fallen zu können*.«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung. Das Leben ist ein langer Sturz, Marcus. Das Wichtigste ist, fallen zu können.«

1998 war nicht nur das Jahr des großen Eissturms, der den Norden der USA und einen Teil Kanadas lahmlegte mit der Folge, dass Millionen unglücklicher Menschen tagelang im Dunkeln saßen, sondern es war auch das Jahr, in dem ich Harry begegnete. Nach meinem Abschluss in Felton rückte ich im Herbst des Jahres auf dem Campus des Burrows College ein, einem Mix aus Containerbauten und viktorianischen Gebäuden inmitten von ausgedehnten, tadellos gepflegten Rasenflächen. Man wies mir ein hübsches Zimmer im Ostteil des Wohnheims zu, das ich mit einem sympathischen Schmächtling aus Idaho namens Jared teilte, ein netter Schwarzer mit Brille, der aus einer sehr vereinnahmenden Familie stammte und, durch seine neue Freiheit offensichtlich zutiefst verunsichert, andauernd fragte, ob er etwas durfte oder nicht. »Darf ich rausgehen und mir eine Cola kaufen? Darf ich nach zweiundzwanzig Uhr noch zurück auf den Campus? Darf ich im Zimmer Lebensmittel aufbewahren? Darf ich im Unterricht fehlen, wenn ich krank bin?« Als ich ihm antwortete, dass er, seit im 13. Zusatzartikel zur amerikanischen Verfassung die Sklaverei abgeschafft worden war, tun und lassen könne, was er wolle, strahlte er vor Glück.

Jared hatte zwei Manien: lernen und seine Mutter anrufen, um ihr zu sagen, dass alles in Ordnung war. Ich nur eine: ein berühmter Schriftsteller werden. Ich schrieb pausenlos Kurzgeschichten für die Unizeitung, von denen aber nur jede zweite veröffentlicht wurde, noch dazu auf den schlechtesten Seiten der Zeitung, nämlich in der Werbebeilage der ortsansässigen Unternehmen, für die sich niemand interessierte: *Druckerei Lukas, Forsters Ölwechsel, François' Haarsalon* oder *Julie Hus Blumen*. Ich fand das absolut empörend und ungerecht. Tatsächlich musste ich hier von Anfang an gegen einen ernst zu nehmenden Konkurrenten antreten, nämlich gegen Dominic Reinhartz, einen Studenten im dritten Jahr von

außergewöhnlichem schriftstellerischen Talent, neben dem ich alt aussah. Er genoss bei der Zeitung eine Vorzugsbehandlung, und jedes Mal wenn eine Ausgabe erschien, durfte ich mir in der Bibliothek die bewundernden Kommentare unserer Kommilitonen anhören. Der Einzige, der unerschütterlich zu mir hielt, war Jared: Mit Begeisterung las er meine Kurzgeschichten, sobald sie aus dem Drucker kamen, und noch einmal, kaum dass sie in der Zeitung erschienen waren. Ich schenkte ihm zwar jedes Mal eine Ausgabe, aber er bestand trotzdem darauf, im Büro der Zeitungsredaktion die zwei Dollar zu bezahlen, die sie kostete und die er sich an den Wochenenden durch harte Arbeit bei der Putzkolonne des Colleges verdiente. Ich glaube, er hegte mir gegenüber eine grenzenlose Bewunderung. Oft sagte er: »Du bist ein Wahnsinnstyp, Marcus … Was hast du eigentlich in diesem Kaff in Massachusetts verloren?« An einem Abend im Altweibersommer hatten wir uns auf dem Campus auf den Rasen gelegt, um Bier zu trinken und uns den Sternenhimmel anzusehen. Natürlich hatte Jared vorher gefragt, ob man auf dem Campus überhaupt Bier trinken und im Dunkeln die Rasenflächen betreten dürfte, aber plötzlich hatte er eine Sternschnuppe entdeckt und geschrien: »Wünsch dir was, Marcus! Schnell, wünsch dir was!«

»Ich wünsche mir, dass wir es im Leben zu etwas bringen«, hatte ich geantwortet. »Was willst du später mal werden, Jared?«

»Ich möchte einfach nur ein guter Mensch werden, Marc. Und du?«

»Ich möchte ein weltberühmter Schriftsteller werden und Abermillionen von Büchern verkaufen.«

Er hatte die Augen weit aufgerissen, und seine Augäpfel hatten im Dunkeln geleuchtet wie zwei Monde.

»Das schaffst du bestimmt, Marc, so cool wie du bist!«

Und ich hatte mir gesagt, dass eine Sternschnuppe ein Stern ist, der eigentlich hell am Himmel strahlen könnte, sich aber aus Angst

davor lieber so weit wie möglich davonmacht. Ein bisschen so wie ich.

Donnerstags versäumten Jared und ich nie den Kurs bei einer der Schlüsselfiguren des Colleges: dem Schriftsteller Harry Quebert. Er war ein überaus beeindruckender, charismatischer Typ, eine echte Persönlichkeit und ein außergewöhnlicher Lehrer, der von Studenten wie von seinesgleichen vergöttert wurde. Quebert gab in Burrows den Ton an, alle hörten auf ihn und respektierten seine Meinung, und zwar nicht nur, weil er Harry Quebert war, DER Harry Quebert, die »Feder Amerikas«, sondern auch weil er mit seiner hochgewachsenen Gestalt, seiner natürlichen Eleganz und seiner warmen, dröhnenden Stimme eine so imposante Erscheinung war. Wenn er auf den Gängen des Colleges oder auf den Wegen des Campus unterwegs war, drehten sich alle nach ihm um und grüßten ihn. Er war enorm beliebt: Die Studenten rechneten es ihm hoch an, dass er einen Teil seiner Zeit einer so kleinen Hochschule schenkte, wo doch sicherlich ein Anruf genügt hätte, um ihm einen der angesehensten Lehrstühle des Landes zu verschaffen. Übrigens war er der Einzige im gesamten Professorenkollegium, der seine Vorlesungen im großen Hörsaal hielt, in dem ansonsten nur Diplomfeiern und Theateraufführungen stattfanden.

1998 war außerdem das Jahr der Lewinsky-Affäre, also das Jahr des präsidentiellen Blowjobs, in dem Amerika mit Entsetzen feststellte, inwieweit gewisse Verwöhndienste bereits Einzug in die höchsten Sphären des Landes gehalten hatten, und in dem unser ehrenwerter Präsident Clinton sich zu einer reumütigen Ansprache an die gesamte Nation genötigt sah, weil er sich von einer aufopferungsvollen Praktikantin sein kostbarstes Stück hatte lutschen lassen. Wenngleich nur eine Bagatelle, war die Affäre in aller Munde: Auf dem Campus gab es kein anderes Thema, und wir fragten uns spitzlippig, wie es wohl mit unserem guten Präsidenten weitergehen würde.

An einem Donnerstagmorgen Ende Oktober eröffnete Harry Quebert seine Vorlesung folgendermaßen: »Meine Damen und Herren, wir sind alle sehr erregt über das, was sich derzeit in Washington abspielt, nicht wahr? Die Lewinsky-Affäre … Stellen Sie sich vor: Seit George Washington sind in der gesamten Geschichte der Vereinigten Staaten lediglich zwei Gründe verzeichnet, die bei einem Präsidenten zu einem vorzeitigen Ende seiner Amtszeit geführt haben. Entweder er war ein notorischer Lump wie Richard Nixon, oder er ist gestorben. Bis zum heutigen Tag endete die Amtszeit von insgesamt neun Präsidenten aus einem der beiden Gründe: Nixon ist zurückgetreten, die anderen acht sind gestorben, die Hälfte davon eines gewaltsamen Todes. Doch jetzt könnte diese Liste um einen dritten Grund erweitert werden: die Fellatio, auch Oralsex, Blowjob, Blasen oder Mundverkehr genannt. Und jeder muss sich fragen, ob unser mächtiger Präsident, wenn er die Hosen herunterlässt, immer noch unser mächtiger Präsident ist. Denn genau das ist es, wonach Amerika giert: nach Geschichten über Sex und Moral. Amerika ist das Paradies für Schniedel. Und Sie werden sehen: Schon in wenigen Jahren wird sich kein Mensch mehr daran erinnern, dass Mr Clinton unserer katastrophalen Wirtschaft wieder auf die Beine geholfen, souverän mit einer republikanischen Mehrheit im Senat regiert oder es hingekriegt hat, dass Rabin und Arafat einander die Hände schütteln. Dagegen werden sich alle an die Lewinsky-Affäre erinnern, denn Blowjobs, meine Damen und Herren, bleiben im Gedächtnis haften. Nun, unser Präsident lässt sich ab und zu gern am Hobel saugen. Na und? Er ist bestimmt nicht der Einzige. Wer im Saal mag das noch?«

Bei diesen Worten machte Harry eine Pause und ließ den Blick durch den Hörsaal schweifen. Tiefes Schweigen machte sich breit: Die meisten Studenten starrten auf ihre Schuhspitzen. Jared, der neben mir saß, schloss sogar die Augen, um Harrys Blick nicht zu begegnen. Nur ich hob die Hand. Ich saß in einer der hintersten Reihen. Harry zeigte mit dem Finger auf mich und sagte in meine

Richtung: »Stehen Sie auf, junger Freund. Stehen Sie auf, damit wir Sie gut sehen können, und sagen Sie uns, was Sie auf dem Herzen haben.«

Stolz stieg ich auf meinen Stuhl. »Ich mag Blowjobs sehr, Herr Professor. Ich heiße Marcus Goldman, und ich lasse mir gern einen blasen. Genau wie unser Präsident.«

Harry nahm seine Lesebrille ab und sah mich belustigt an. Später sollte er mir gestehen: »Als ich Sie an jenem Tag gesehen habe, Marcus, als ich diesen selbstbewussten, durchtrainierten Jungen da auf dem Stuhl habe stehen sehen, habe ich mir gedacht, Donnerwetter, was für ein Teufelskerl!« Aber jetzt fragte er mich einfach nur: »Sagen Sie uns, junger Mann: Lassen Sie sich gern von Jungs oder von Mädchen einen blasen?«

»Von Mädchen, Professor Quebert. Ich bin ein guter Heterosexueller und ein guter Amerikaner. Gott segne unseren Präsidenten, den Sex und Amerika.«

Die anderen, die bislang wie versteinert zugehört hatten, brachen in Gelächter aus und klatschten.

Harry schien hocherfreut. An meine Kommilitonen gerichtet, erklärte er: »Sehen Sie, von nun an werden alle diesen armen Jungen mit anderen Augen sehen. Sie werden sagen: Der da, das ist der Schweinepriester, der sich gern einen blasen lässt. Egal, ob er Talent hat oder andere Qualitäten, er wird für immer *Mr Blowjob* sein.« Er wandte sich erneut mir zu. »Mr Blowjob, würden Sie uns nun erklären, warum Sie uns diese intimen Details verraten haben, während Ihre Kommilitonen mehr Geschmack bewiesen und lieber geschwiegen haben?«

»Weil einem der Sex im Schniedelparadies zum Verhängnis werden, einen aber auch ganz nach oben bringen kann, Professor Quebert. Und nun, wo der ganze Hörsaal die Augen auf mich gerichtet hat, habe ich das Vergnügen, Ihnen allen mitzuteilen, dass ich erstklassige Kurzgeschichten für die Unizeitung schreibe, die

nach dem Unterricht am Ausgang für läppische fünf Dollar pro Stück zum Verkauf steht.«

Nach dem Ende der Vorlesung stieß Harry an der Tür des Hörsaals zu mir. Die Kommilitonen hatten mir meinen Zeitungsvorrat regelrecht aus den Händen gerissen. Er kaufte mir das letzte Exemplar ab.

»Wie viel Stück haben Sie verkauft?«, wollte er wissen.

»Alle, die ich hatte, also fünfzig Stück. Und hundert sind bestellt und im Voraus bezahlt. Ich habe zwei Dollar pro Exemplar bezahlt und jedes für fünf weiterverkauft. Also habe ich soeben einen Gewinn von vierhundertfünfzig Dollar gemacht. Außerdem hat mir ein Redaktionsmitglied gerade den Posten des Chefredakteurs angetragen. Der Typ hat gesagt, ich hätte für die Zeitung gewaltig die Werbetrommel gerührt, so etwas hätte er noch nie erlebt. Ach ja, und bevor ich's vergesse: Etwa zehn Mädchen haben mir ihre Telefonnummern zugesteckt. Sie hatten recht: Wir leben im Schniedelparadies, und man muss das Beste daraus machen.«

Lächelnd streckte er mir die Hand hin. »Harry Quebert«, stellte er sich vor.

»Ich weiß, wer Sie sind, Sir. Ich bin Marcus Goldman. Mein Traum ist es, ein großer Schriftsteller wie Sie zu werden. Hoffentlich gefällt Ihnen meine Kurzgeschichte.«

Wir wechselten einen festen Händedruck, dann sagte er: »Lieber Marcus, Sie werden es ohne Frage weit bringen.«

Ehrlich gesagt, brachte ich es an diesem Tag nicht viel weiter als bis zum Büro von Dustin Pergal, dem Dekan der Literaturfakultät, der mich wutentbrannt zu sich bestellte.

»Junger Mann«, sagte er mit erregter Näselstimme und umklammerte dabei die Armlehnen seines Sessels. »Haben Sie heute im Auditorium Äußerungen pornografischer Natur von sich gegeben?«

»Pornografisch? Nein.«

»Haben Sie etwa nicht vor dreihundert Kommilitonen den Oralverkehr verherrlicht?«

»Ich habe über den Blowjob gesprochen, Sir, in der Tat.«

Er drehte die Augen zum Himmel. »Mr Goldman, geben Sie zu, die Wörter Gott, segnen, Sex, heterosexuell, homosexuell und Amerika in einem Atemzug gesagt zu haben?«

»Ich erinnere mich nicht mehr an den genauen Wortlaut, aber das könnte hinkommen.«

Er bemühte sich, ruhig zu bleiben, und sagte dann langsam und deutlich: »Mr Goldman, bitte erklären Sie mir, in welchem obszönen Satz alle diese Wörter gleichzeitig vorkommen können.«

»Oh, Sie können beruhigt sein, Herr Dekan, das war kein obszöner Satz. Es war ganz einfach nur ein Segensspruch auf Gott, Amerika, den Sex und sämtliche Praktiken, die damit zusammenhängen. Von vorne, von hinten, rechts, links und in alle anderen Richtungen, wenn Sie wissen, was ich meine. Das amerikanische Volk liebt nämlich Segenssprüche. Das gehört zu unserer Kultur. Immer wenn wir zufrieden sind, segnen wir jemanden.«

Wieder drehte er die Augen zum Himmel. »Haben Sie anschließend am Ausgang des Hörsaals einen Schwarzverkauf der Universitätszeitung betrieben?«

»Allerdings, Sir. Aber das war ein Fall von höherer Gewalt, den ich Ihnen hiermit gerne erklären möchte. Sehen Sie, ich gebe mir große Mühe und schreibe Kurzgeschichten für die Zeitung, aber die Redaktion druckt sie immer nur auf den schlechten Seiten. Ich brauchte also ein bisschen Werbung, weil mich sonst niemand liest. Wozu schreiben, wenn einen niemand liest?«

»Ist diese Kurzgeschichte pornografischer Natur?«

»Nein, Sir.«

»Ich würde gerne einen Blick darauf werfen.«

»Aber gern. Das macht fünf Dollar.«

Jetzt ging Pergal in die Luft. »Mr Goldman! Ich glaube, Sie sind sich über den Ernst der Lage nicht im Klaren! Ihre Äußerungen

haben die anderen schockiert! Einige Studenten haben sich beschwert! Diese Situation ist höchst unerfreulich für Sie, für mich, für uns alle! Angeblich haben Sie verkündet«, er las von einem Blatt ab, das vor ihm lag, »›ich mag Blowjobs … Ich bin ein guter Heterosexueller und ein guter Amerikaner. Gott segne unseren Präsidenten, den Sex und Amerika.‹ Was um Himmels willen sollte dieser Zirkus?«

»Es ist einfach nur die Wahrheit, Herr Dekan: Ich bin ein guter Heterosexueller und ein guter Amerikaner.«

»Das will ich gar nicht wissen! Ihre sexuelle Ausrichtung interessiert niemanden, Mr Goldman! Und was die abstoßenden Praktiken unterhalb Ihrer Gürtellinie betrifft, gehen die Ihre Kommilitonen überhaupt nichts an!«

»Aber ich habe doch nur auf Professor Queberts Fragen geantwortet.«

Bei diesen Worten blieb Pergal die Luft weg. »Was … Was sagen Sie da? Auf Professor Queberts Fragen?«

»Ja. Er hat gefragt, wer sich gern einen blasen lässt, und als ich die Hand gehoben habe, weil ich es unhöflich finde, nicht zu antworten, wenn man etwas gefragt wird, wollte er wissen, ob ich mir lieber von Jungs oder Mädchen einen blasen lasse. Das ist alles.«

»Professor Quebert hat Sie gefragt, ob Sie sich gern …?«

»Genau. Wissen Sie, Herr Dekan, daran ist Präsident Clinton schuld. Was der Präsident macht, wollen eben alle machen.«

Pergal erhob sich und holte eine Mappe aus seinem Hängeordner. Er setzte sich wieder hinter seinen Schreibtisch und sah mir fest in die Augen. »Wer sind Sie, Mr Goldman? Erzählen Sie mir ein wenig von sich. Ich bin gespannt, woher Sie kommen.«

Ich erklärte ihm, dass ich Ende der 1970er-Jahre in Montclair, New Jersey, als Sohn einer Kaufhausangestellten und eines Ingenieurs zur Welt gekommen war. Mittelklassefamilie, brave Amerikaner. Einzelkind. Glückliche Kindheit und Jugend trotz einer überdurchschnittlichen Intelligenz. Highschool in Felton. *Der*

Fabelhafte. Giants-Fan. Zahnspange mit vierzehn. Ferien bei einer Tante in Ohio, Großeltern in Florida, wegen der Sonne und der Orangen. Alles stinknormal. Keine Allergien, keine auffälligen oder nennenswerten Krankheiten. Lebensmittelvergiftung nach dem Verzehr von Hühnerfleisch im Alter von acht Jahren bei einem Pfadfindercamp. Mag Hunde, aber keine Katzen. Praktizierte Sportarten: Hockey, Joggen und Boxen. Ziel: ein berühmter Schriftsteller werden. Nichtraucher, weil Rauchen Lungenkrebs hervorruft und man morgens beim Aufwachen stinkt. Alkoholgenuss in Maßen. Lieblingsgerichte: Steak und Käsemakkaroni. Gelegentlicher Verzehr von Meeresfrüchten, hauptsächlich bei Joe's Stone Crab in Florida, obwohl meine Mutter behauptete, das bringe aufgrund unserer *Zugehörigkeit* Unglück.

Pergal hörte sich meinen Lebenslauf an, ohne mit der Wimper zu zucken. Als ich geendet hatte, sagte er schlicht: »Mr Goldman, hören Sie auf, mich für dumm zu verkaufen. Ich habe mir Ihre Schulakte angesehen. Und ich habe ein paar Telefonate geführt und mit dem Schulleiter der Felton Highschool gesprochen. Er hat mir gesagt, dass Sie ein außergewöhnlicher Schüler waren und auf die größten Universitäten hätten gehen können. Also sagen Sie mir: Was tun Sie hier?«

»Wie bitte, Herr Dekan?«

»Mr Goldman: Wer entscheidet sich schon für Burrows, wenn er nach Harvard oder Yale gehen kann?«

Mein glanzvoller Auftritt im Hörsaal sollte mein Leben von Grund auf verändern, auch wenn er mich um Haaresbreite meinen Studienplatz in Burrows gekostet hätte. Pergal beendete unsere Unterredung vorerst mit den Worten, er müsse über mein weiteres Schicksal nachdenken, doch am Ende blieb der Vorfall für mich ohne Konsequenzen. Erst Jahre später erfuhr ich, dass Pergal, der überzeugt war, dass ein Student, der einmal Probleme machte,

immer Probleme machen würde, mich hatte hinauswerfen wollen und Harry sich für mein Verbleiben in Burrows starkgemacht hatte.

Am Tag nach dem denkwürdigen Ereignis wurde ich mit großer Mehrheit dazu berufen, bei der Unizeitung die Zügel in die Hand zu nehmen und ihr eine neue Dynamik zu verpassen. Ganz *Der Fabelhafte,* beschloss ich, dass diese neue Dynamik darin bestehen sollte, nicht länger die Werke von Reinhartz zu veröffentlichen, sondern mir die Titelseite von jeder Ausgabe zuzuschlagen. Und dann kam es am darauffolgenden Montag zufällig zu einer Begegnung mit Harry im Boxraum des Colleges, den ich seit meiner Ankunft fleißig frequentierte. Allerdings war es das erste Mal, dass ich Harry dort sah. Der Raum wurde sonst kaum genutzt: In Burrows boxte niemand. Der Einzige, der sich außer mir regelmäßig sehen ließ, war Jared, den ich dazu hatte überreden können, jeden zweiten Montag ein paar Runden gegen mich zu boxen, weil ich einen Partner brauchte, vorzugsweise einen ganz schwachen, den ich mit Sicherheit besiegen konnte. Und so vermöbelte ich Jared im Vierzehntagesrhythmus mit einem gewissen Genuss: nämlich dem, für immer *Der Fabelhafte* zu bleiben.

An dem Montag, an dem Harry den Raum betrat, war ich gerade vor einem Spiegel damit beschäftigt, an meiner Deckungsposition zu arbeiten. Er trug seine Sportbekleidung mit derselben Eleganz wie seinen Zweireiher. Beim Hereinkommen grüßte er mich von Weitem und meinte nur: »Ich wusste gar nicht, dass Sie auch gern boxen, Mr Goldman.« Dann trainierte er an einem Sack in einer Ecke des Raums. Seine Bewegungen waren sehr gut, er war wach und schnell. Ich brannte darauf, zu ihm zu gehen und ihn anzusprechen. Ich wollte ihm erzählen, wie ich nach seinem Unterricht zu Pergal zitiert worden war, wollte mit ihm über Blowjobs und Meinungsfreiheit reden, ihm sagen, dass ich der neue Chefredakteur der Unizeitung war und wie sehr ich ihn bewunderte. Aber ich war zu eingeschüchtert und traute mich nicht, das Wort an ihn zu richten.

Am nächsten Montag kam er wieder in den Boxraum und wurde Zeuge von Jareds halbmonatlicher Vermöbelung. Vom Rand des Rings aus sah er interessiert zu, wie ich meinen Kameraden nach allen Regeln der Kunst gnadenlos verdrosch. Nach dem Kampf sagte er zu mir, er halte mich für einen guten Boxer, er habe Lust, selbst wieder ernsthaft anzufangen, nicht zuletzt um in Form zu bleiben, und meine Tipps seien ihm willkommen. Er war über fünfzig, aber unter seinem weiten T-Shirt erahnte man seinen großen, kraftvollen Körper. Er bearbeitete geschickt die Boxbirne und hatte einen festen Stand, seine Beinarbeit war zwar ein wenig langsam, aber verlässlich, Deckung und Reaktion waren einwandfrei. Ich schlug ihm vor, für den Anfang ein wenig mit dem Sandsack zu trainieren, und dort verbrachten wir dann gemeinsam den Abend.

Von da an kam er jeden Montag. Ich wurde so etwas wie sein persönlicher Trainer. Bei den Boxübungen knüpften Harry und ich die ersten Bande. Oft unterhielten wir uns nach dem Training noch einen Moment, wenn wir auf den Holzbänken in der Garderobe saßen und den Schweiß trocknen ließen. Nach ein paar Wochen kam dann der gefürchtete Augenblick, als Harry zu einem Dreirunder gegen mich in den Ring steigen wollte. Selbstverständlich wagte ich es nicht, richtig zuzuschlagen. Er dagegen fackelte nicht lange, sondern verpasste mir ein paar knallende Rechte ans Kinn, die mich wiederholt auf die Matte beförderten. Lachend meinte er, es sei Jahre her, seit er das zum letzten Mal getan habe, und er habe vergessen, wie viel Spaß es mache. Nachdem er mich an dem Abend buchstäblich verprügelt und wie einen Schlappschwanz hatte aussehen lassen, schlug er vor, gemeinsam essen zu gehen. Ich führte ihn in eine Studentenklitsche in einer belebten Straße von Burrows, und dort fachsimpelten wir bei fetttriefenden Hamburgern über Literatur und Schriftstellerei.

»Sie sind ein guter Student«, sagte er. »Sie haben etwas drauf.«

»Danke. Haben Sie meine Kurzgeschichte gelesen?«

»Noch nicht.«

»Ich würde gerne wissen, was Sie davon halten.«

»Na gut, mein Freund, wenn es Sie glücklich macht, verspreche ich Ihnen, dass ich einen Blick darauf werfe und Ihnen sage, was ich darüber denke.«

»Und seien Sie streng!«, sagte ich.

»Versprochen.«

Er hatte *mein Freund* zu mir gesagt. Ich war außer mir vor Freude. Noch am selben Abend rief ich meine Eltern an, um sie auf den neuesten Stand zu bringen: Nach nur wenigen Monaten auf dem College aß ich bereits mit dem großen Harry Quebert zu Abend. Meine Mutter schnappte vor Glück fast über und rief anschließend halb New Jersey an, um allen zu erzählen, dass der großartige Marcus, ihr *fabelhafter* Marcus, bereits Kontakte zu den höchsten Kreisen der Literaturwelt geknüpft hatte. Marcus würde ein großer Schriftsteller werden, das war so sicher wie das Amen in der Kirche.

Am Montagabend nach dem Boxen essen zu gehen gehörte schon bald zum Ritual. Dies waren Augenblicke, die ich mir um nichts auf der Welt hätte entgehen lassen und die mich in dem Gefühl bestärkten, *Der Fabelhafte* zu sein. Ich genoss bei Harry Quebert eine Sonderstellung: Wenn ich mich donnerstags in seiner Vorlesung zu Wort meldete, speiste er mich nicht wie die anderen Studenten mit einem banalen *Mister* oder *Misses* ab, sondern sprach mich mit *Marcus* an.

Ein paar Monate später – es muss Januar oder Februar gewesen sein, auf jeden Fall kurz nach den Weihnachtsferien – hakte ich bei einem unserer montäglichen Abendessen nach, wie er meine Kurzgeschichte gefunden habe, denn er hatte sich immer noch nicht dazu geäußert.

Nach kurzem Zögern fragte er: »Wollen Sie das wirklich wissen, Marcus?«

»Auf jeden Fall. Und seien Sie kritisch. Ich bin hier, um etwas zu lernen.«

»Sie schreiben gut. Sie haben Talent.«

Ich wurde vor Freude rot. »Was noch?«, rief ich ungeduldig.

»Sie sind begabt, das lässt sich nicht leugnen.«

Ich war auf dem Gipfel des Glücks. »Gibt es etwas, was ich Ihrer Ansicht nach verbessern sollte?«

»Oh, aber sicher. Wissen Sie, Sie haben großes Potenzial, aber was ich gelesen habe, ist schlecht. Sehr schlecht, um ehrlich zu sein. Es taugt nichts. Das gilt übrigens auch für all Ihre anderen Texte in der Unizeitung, die ich gelesen habe. Es ist ein Verbrechen, Bäume zu fällen, damit so ein Geschmiere gedruckt werden kann. Wahrscheinlich gibt es gar nicht genügend Wälder für die vielen schlechten Schriftsteller in diesem Land. Da muss etwas passieren.«

Mir blieb das Herz stehen. Das war wie ein gewaltiger Keulenschlag. Es stellte sich heraus, dass Harry Quebert, der König der Literatur, vor allem der König der Mistkerle war.

»Sind Sie immer so?«, fragte ich scharf.

Er lächelte amüsiert und musterte mich mit seiner Paschamiene, als würde er den Moment auskosten.

»Wie denn?«, fragte er zurück.

»Unausstehlich.«

Er musste lachen. »Wissen Sie, Marcus, ich habe Sie durchschaut. Sie sind ein eingebildeter kleiner Schnösel im ersten Studienjahr, der Montclair für den Nabel der Welt hält. Die Europäer dachten im Mittelalter ganz ähnlich, bis sie sich mit dem Schiff aufmachten und feststellten, dass die meisten Zivilisationen jenseits der Meere höher entwickelt waren als sie, was sie mit riesigen Massakern zu vertuschen suchten. Damit möchte ich Folgendes sagen, Marcus: Sie haben was auf dem Kasten, aber wenn Sie den Hintern nicht hochkriegen, gehen Sie sang- und klanglos unter. Ihre Texte sind ganz gut, aber Sie müssen sie komplett überarbeiten: den Stil, die Sätze, das Konzept, die Ideen. Sie müssen sich selbst infrage stellen und sich mehr Mühe geben. Ihr Problem ist, dass Sie sich nicht genug reinhängen. Sie geben sich mit sehr wenig zufrieden und reihen die Wörter aneinander, ohne sie gründlich abzuwägen, und

das merkt man. Sie halten sich für ein Genie, was? Sie täuschen sich. Ihre Texte sind hingepfuscht, und deshalb sind sie nichts wert. Die eigentliche Arbeit liegt noch vor Ihnen. Können Sie mir folgen?«

»Nicht ganz …«

Ich war wütend: Wie konnte er es wagen, und wenn er hundertmal Quebert war? Wie konnte er es wagen, so mit jemandem zu reden, dem man den Beinamen *Der Fabelhafte* verliehen hatte?

Er fuhr fort: »Ich gebe Ihnen ein ganz einfaches Beispiel: Sie sind ein guter Boxer, so viel steht fest. Sie verstehen sich aufs Kämpfen. Aber sehen Sie sich doch mal an: Sie messen sich nur mit diesem armen Kerl, diesem Schmächtling, auf den Sie wie ein Besessener einschlagen, und zwar mit einer Selbstgefälligkeit, dass ich kotzen könnte. Sie messen sich nur mit ihm, weil Sie sicher sein können, dass Sie ihm überlegen sind. Das macht Sie zu einem Schwächling, Marcus. Einem Angsthasen. Einem Weichei. Einem Nada, einem Nichts, einem Blender, einem Schaumschläger. Sie sind ein Augenwischer. Und das Schlimmste ist: Sie geben sich damit zufrieden. Messen Sie sich mit einem echten Gegner! Bringen Sie den Mut auf! Beim Boxen kann man sich nicht in die eigene Tasche lügen. In den Ring zu steigen ist eine sehr verlässliche Methode, um herauszufinden, wie viel man taugt: Entweder man macht den Gegner platt, oder man wird plattgemacht, aber man kann sich nichts vormachen, nicht sich selbst und auch nicht den anderen. Sie aber richten es immer so ein, dass Sie sich drücken können. Sie sind das, was man einen Hochstapler nennt. Wissen Sie, warum die Zeitung Ihre Texte ganz hinten gedruckt hat? Weil sie schlecht waren. So einfach ist das. Und warum hat Reinhartz sämtliche Lorbeeren eingeheimst? Weil seine sehr gut waren. Das hätte Sie motivieren sollen, sich nach der Decke zu strecken, sich wie ein Verrückter dahinterzuklemmen und einen großartigen Text zu schreiben, aber es war ja so viel einfacher, Ihren kleinen Staatsstreich zu inszenieren, Reinhartz abzusägen und Ihre Texte selbst zu verlegen, anstatt sich selbst infrage zu stellen. Lassen Sie

mich raten, Marcus: So machen Sie das schon Ihr ganzes Leben, oder täusche ich mich?«

Stinksauer begehrte ich auf: »Sie haben keine Ahnung, Harry! Ich war auf der Highschool sehr beliebt! Ich war *Der Fabelhafte*!«

»Schauen Sie sich doch an, Marcus: Sie trauen sich nicht zu fallen. Sie haben Angst vor dem Absturz. Und genau deshalb werden Sie, wenn Sie das nicht ändern, ein hohler, nichtssagender Mensch werden. Wie kann man leben, wenn man nicht fallen kann? Sehen Sie sich doch an, verdammt noch mal, und fragen Sie sich, was Sie in Burrows verloren haben! Ich habe Ihre Schulakte gesehen! Ich habe mit Pergal gesprochen! Er stand kurz davor, Sie vor die Tür zu setzen, Sie kleines Genie! Sie hätten nach Harvard, Yale, ja, in die ganze *Poison Ivy League* gehen können, wenn Sie gewollt hätten, aber nein, Sie mussten unbedingt hierherkommen, weil Sie nicht den Mumm haben, sich mit echten Gegnern auseinanderzusetzen. Ich habe auch in Felton angerufen und mit dem Schulleiter gesprochen, diesem armen Mann, den Sie total hinters Licht geführt haben, und er hat mir mit tränenerstickter Stimme vom *Fabelhaften* erzählt. Als Sie sich für Burrows entschieden haben, Marcus, da wussten Sie, dass Sie hier der Unbesiegbare würden sein können, den Sie sich zusammengebastelt hatten, dieser Mensch, der es mit dem wahren Leben nicht wirklich aufnehmen kann. Sie wussten von vornherein, dass Sie hier nicht Gefahr laufen, vom Sockel gestoßen zu werden. Denn ich glaube, das ist Ihr Problem: Sie haben noch nicht begriffen, wie wichtig es ist, fallen zu können. Und genau das wird Ihnen zum Verhängnis werden, wenn Sie sich nicht zusammenreißen.«

Mit diesen Worten kritzelte er eine Adresse in Lowell, Massachusetts, was eine Autostunde entfernt lag, auf eine Serviette. Er erklärte mir, dass es sich um einen Boxclub handelt, in dem jeden Donnerstag offene Kämpfe im Ring organisiert wurden. Dann ging er und ließ mich mit der Rechnung sitzen.

Am darauffolgenden Montag kam Quebert nicht zum Boxen und auch am nächsten nicht. Im Hörsaal redete er mich mit *Mister* an

und gab sich herablassend. Irgendwann beschloss ich, ihn nach einer seiner Vorlesungen anzusprechen. »Sie kommen nicht mehr in den Boxraum?«, fragte ich.

»Ich mag Sie, Marcus, aber wie schon gesagt: Ich halte Sie für eine Memme und einen Gernegroß, und meine Zeit ist mir zu kostbar, um sie mit Ihnen zu vergeuden. Sie haben in Burrows nichts verloren, und ich wüsste nicht, warum ich mich noch mit Ihnen abgeben sollte.«

Wütend lieh ich mir am darauffolgenden Donnerstag Jareds Auto und fuhr zu dem Boxcenter, das Harry mir aufgeschrieben hatte. Es handelte sich um eine riesige Halle mitten in einem Gewerbegebiet. Ein furchterregender, mit Menschen vollgepackter Ort, der nach Schweiß und Blut roch. Im Hauptring tobte gerade ein selten brutaler Kampf, und die vielen Zuschauer, die an den Seilen hingen, brüllten wie Tiere. Ich hatte Angst. Ich wollte mich schon wieder verdrücken und mich geschlagen geben, aber dazu kam ich nicht mehr: Ein schwarzer Riese, dem Vernehmen nach der Besitzer des Boxclubs, baute sich vor mir auf. »Willst du boxen, *whitey*?«, fragte er. Ich bejahte, und er schickte mich zum Umziehen. Eine Viertelstunde später stand ich ihm im Ring zu einem Kampf über zwei Runden gegenüber.

Mein Leben lang vergesse ich die Abreibung nicht, die er mir an diesem Abend verpasste: Ich dachte, ich würde sterben. Unter dem Gefeixe und Gejohle des Publikums, das begeistert zusah, wie sich ein netter kleiner Student und Grünschnabel aus Montclair die Fresse polieren ließ, metzelte er mich buchstäblich nieder. Immerhin gelang es mir meine Ehre zu retten, indem ich irgendwie bis zum Ende der regulären Kampfzeit durchhielt und – das war eine Frage des Stolzes – den Schlussgong abwartete, bevor ich k. o. auf der Matte zusammenbrach. Als ich total benommen, aber dem Himmel dankend, dass ich nicht tot war, die Augen wieder aufschlug, sah ich Harry, der sich mit einem feuchten Schwamm in der Hand über mich beugte.

»Harry? Was machen Sie hier?«

Er tupfte mir das Gesicht ab und lächelte. »Mein kleiner Marcus, Sie haben vielleicht Mumm! Der Kerl wiegt bestimmt dreißig Kilo mehr als Sie. Sie haben einen großartigen Kampf abgeliefert. Ich bin sehr stolz auf Sie.«

Ich versuchte mich aufzurichten, aber er hielt mich zurück.

»Rühren Sie sich lieber nicht. Ich glaube, Ihre Nase ist gebrochen. Sie sind in Ordnung, Marcus. Ich habe es immer geahnt, und jetzt haben Sie es mir bewiesen. Mit diesem Kampf haben Sie mir gezeigt, dass die Hoffnungen, die ich seit unserer ersten Begegnung in Sie gesetzt habe, begründet sind. Sie haben gerade bewiesen, dass Sie es mit sich selbst aufnehmen und über sich hinauswachsen können. Nun können wir Freunde werden. Eines wollte ich Ihnen aber noch sagen: Sie sind der klügste Kopf, der mir in den letzten Jahren begegnet ist, und es steht außer Frage, dass Sie ein erfolgreicher Schriftsteller werden können. Ich helfe Ihnen dabei.«

Nach der legendären Abreibung von Lowell fing unsere Freundschaft also erst richtig an, und aus Harry Quebert, tagsüber mein Literaturprofessor, wurde schlicht und einfach Harry, mein Boxpartner an Montagabenden, mein Freund und Lehrmeister an freien Nachmittagen, an denen er mir beibrachte, wie man schrieb, letzteres in der Regel samstags. Wir trafen uns dann in einem Diner in der Nähe des Campus, setzten uns an einen großen Tisch, auf dem wir uns mit unseren Büchern und Blättern ausbreiten konnten, und dann las er meine Texte, erteilte mir Ratschläge und hielt mich dazu an, meine Sätze immer wieder zu überarbeiten und neu zu überdenken. »Ein Text ist nie gut«, erklärte er. »Es gibt einfach nur den Punkt, wo er nicht mehr so schlecht ist wie vorher.« Zwischen unseren Treffen saß ich stundenlang in meinem Zimmer und feilte an dem, was ich geschrieben hatte. Ich, der ich bisher mit einer gewissen Leichtigkeit durchs Leben gesegelt war und mich immer darauf verstanden hatte, anderen etwas vorzugaukeln, bekam

plötzlich Gegenwind, und zwar massiven in Gestalt von Harry Quebert, der mich als Erster und Einziger dazu gebracht hatte, mich mir selbst zu stellen.

Harry gab sich nicht damit zufrieden, mir das Schreiben beizubringen. Er lehrte mich auch, mich geistig zu öffnen. Er ging mit mir ins Theater, in Ausstellungen, ins Kino. Auch in die Symphony Hall in Boston. Eine schön gesungene Arie, sagte er, könne ihn zum Weinen bringen. Er fand, dass wir beide uns sehr ähnlich waren, und erzählte mir oft aus seinem Leben als Autor. Er sagte, das Schreiben habe sein Leben verändert; das sei Mitte der 1970er-Jahre gewesen. Ich erinnere mich noch, wie er mir eines Tages, als wir in die Nähe von Teenethridge fuhren, um uns einen Pensionistenchor anzuhören, die hintersten Winkel seines Gedächtnisses zugänglich machte. Er war 1941 in Benton, New Jersey, als einziges Kind einer Sekretärin und eines Arztes zur Welt gekommen. Ich hatte den Eindruck, dass er ein rundum glückliches Kind gewesen war und es über seine Jugendjahre nichts Besonderes zu berichten gab. In meinen Augen begann seine Geschichte erst dann wirklich, als er nach dem Literaturstudium an der Universität von New York eine Stelle als Literaturlehrer an einer Highschool in Queens antrat. Im Klassenzimmer fühlte er sich von Anfang an eingeengt, und er hatte nur einen einzigen Wunsch, den er schon immer gehegt hatte: Er wollte schreiben. 1972 veröffentlichte er seinen ersten Roman, von dem er sich viel erhoffte, doch der Erfolg war bescheiden. Daraufhin beschloss er, eine neue Etappe in Angriff zu nehmen. »Eines Tages«, erzählte er mir, »habe ich meine gesamten Ersparnisse von der Bank abgehoben und bin ins kalte Wasser gesprungen. Ich habe mir gesagt, dass es an der Zeit ist, ein verflixt gutes Buch zu schreiben, und mich auf die Suche nach einem Haus am Meer gemacht, in dem ich ein paar ruhige Monate verbringen und konzentriert arbeiten konnte. In Aurora wurde ich fündig. Ich wusste sofort, dass es das richtige Haus war. Ende Mai 1975 habe ich New York den Rücken gekehrt und bin nach New

Hampshire gezogen, um nie wieder von dort wegzugehen. Das Buch, das ich dort in jenem Sommer geschrieben habe, hat mir die Türen zum Ruhm aufgestoßen. Ja, Marcus, in dem Jahr, in dem ich nach Aurora gezogen bin, habe ich *Der Ursprung des Übels* geschrieben. Von den Einkünften habe ich mir das Haus gekauft, und dort lebe ich noch heute. Die Lage ist spektakulär, Sie werden sehen. Sie müssen unbedingt einmal kommen …«

Anfang Januar 2000 fuhr ich in den Weihnachtsferien zum ersten Mal nach Aurora. Damals kannten Harry und ich uns seit rund anderthalb Jahren. Ich weiß noch, dass ich Wein für ihn und Blumen für seine Frau mitbrachte. Als Harry den Riesenstrauß erblickte, sah er mich scheel an und sagte: »Blumen? Das ist aber interessant, Marcus! Haben Sie mir etwas zu beichten?«

»Die sind für Ihre Frau.«

»Für meine Frau? Ich bin nicht verheiratet.«

Da wurde mir bewusst, dass wir in all der Zeit, die wir miteinander verbracht hatten, nicht einmal über sein Privatleben gesprochen hatten. Es gab keine Mrs Harry Quebert. Es gab keine Familie Quebert. Es gab nur Quebert. Quebert ganz allein. Quebert, der sich zu Hause so sehr langweilte, dass er sich auf eine Freundschaft mit einem seiner Studenten einließ. Das wurde nun erst recht beim Anblick seines Kühlschranks klar: Kurz nach meiner Ankunft hatten wir es uns im Wohnzimmer gemütlich gemacht, einem herrlichen Zimmer mit Bücherregalen und holzvertäfelten Wänden, und Harry fragte mich, ob ich etwas trinken wolle.

»Limonade?«, bot er an.

»Gern.«

»Im Kühlschrank steht ein Krug. Ich habe sie extra für Sie gemacht. Bedienen Sie sich, und bringen Sie mir auch ein großes Glas mit. Danke.«

Ich kam der Aufforderung nach. Als ich den Kühlschrank öffnete, stellte ich fest, dass er leer war. Nur ein kümmerlicher Krug gewissenhaft zubereiteter Limonade, in der sternförmige Eiswürfel,

Zitronenschalen und Minzblätter schwammen, stand darin. Der Kühlschrank eines Junggesellen.

»Ihr Kühlschrank ist leer, Harry«, sagte ich, als ich ins Wohnzimmer zurückkam.

»Oh, ich gehe gleich einkaufen. Sie müssen entschuldigen, ich bin es nicht gewohnt, Gäste zu empfangen.«

»Leben Sie allein hier?«

»Natürlich. Mit wem sollte ich schon hier wohnen?«

»Ich meine, haben Sie keine Familie?«

»Nein.«

»Weder Frau noch Kinder.«

»Nichts.«

»Auch keine Freundin?«

Er lächelte traurig. »Auch keine Freundin. Nichts.«

Dieser erste Besuch in Aurora machte mir klar, dass das Bild, das ich mir von Harry gemacht hatte, unvollständig war. Sein Haus am Meer war riesengroß, aber vollkommen leer. Harry L. Quebert, der Star der amerikanischen Literaturszene, der hoch geschätzte, von seinen Studenten vergötterte Professor, der charismatische, elegante, unnahbare Charmeur und Boxer, wurde einfach nur zu Harry, sobald er in dieser Kleinstadt von New Hampshire nach Hause kam, ein sich selbst überlassener, manchmal ein wenig trauriger Mann, der die langen Spaziergänge am Strand unterhalb seines Hauses liebte und dem es am Herzen lag, den Möwen trockenes Brot hinzustreuen, das er in einer Blechschachtel mit den eingeprägten Worten *SOUVENIR AUS ROCKLAND, MAINE* aufbewahrte. Ich fragte mich, was wohl im Leben dieses Mannes vorgefallen war, dass es so weit mit ihm gekommen war.

Harrys Einsamkeit hätte mich nicht weiter beschäftigt, hätte unsere Freundschaft nicht die unvermeidlichen Gerüchte ausgelöst. Die anderen Studenten, denen nicht entgangen war, dass ich bei ihm einen Sonderstatus genoss, machten Andeutungen darüber, dass Harry und ich ein Schwulenpärchen wären. Da mir die Bemerkungen

der Kommilitonen keine Ruhe ließen, stellte ich Harry eines Samstagmorgens zur Rede: »Harry, warum sind Sie immer so allein?«

Er nickte, und ich sah, dass seine Augen feucht wurden. »Sie wollen mit mir über die Liebe reden, Marcus, aber die Liebe ist kompliziert. Sogar sehr kompliziert. Sie ist das Außergewöhnlichste und zugleich Schlimmste, was einem widerfahren kann. Diese Erfahrung werden Sie irgendwann selbst machen. Die Liebe kann sehr schmerzhaft sein. Trotzdem dürfen Sie keine Angst haben, sich fallen zu lassen oder der Liebe zu verfallen, denn die Liebe ist auch etwas sehr Schönes. Aber wie alles Schöne blendet sie einen und tut in den Augen weh. Deshalb weint man oft, wenn es vorbei ist.«

Von diesem Tag an besuchte ich Harry regelmäßig in Aurora. Manchmal kam ich nur tagsüber aus Burrows, manchmal blieb ich über Nacht. Harry machte einen Schriftsteller aus mir, und ich tat alles, damit er sich weniger einsam fühlte. So pflegte ich in den folgenden Jahren bis zum Ende meines Studiums in Burrows Umgang mit dem Starautor Harry Quebert und verkehrte in Aurora mit dem einsamen Menschen Harry.

Im Sommer 2002 wurde mir nach vierjährigem Studium in Burrows das Literaturdiplom verliehen. Am Tag der Diplomfeier ging ich mit Harry ein paar Schritte über den Campus, nachdem ich im großen Hörsaal als Jahrgangsbester die Rede gehalten und meine aus Montclair samt Freunden angereiste Familie ergriffen festgestellt hatte, dass ich immer noch *Der Fabelhafte* war. Wir schlenderten unter den großen Platanen umher, und der Zufall führte uns zum Boxraum. Die Sonne strahlte, es war ein prachtvoller Tag. Harry und ich drehten eine Abschiedsrunde zwischen den Boxsäcken und Ringen.

»Hier hat alles angefangen«, stellte Harry fest. »Was haben Sie jetzt vor?«

»Ich gehe nach New York, werde Schriftsteller und schreibe ein Buch. So, wie Sie es mir beigebracht haben. Ich schreibe einen großen Roman.«

Er lächelte. »Einen großen Roman? Schön langsam, Marcus, Sie haben noch das ganze Leben vor sich. Sie kommen mich doch ab und zu besuchen, oder?«

»Natürlich.«

»In Aurora ist immer Platz für Sie.«

»Ich weiß, Harry. Danke.«

Er fasste mich an den Schultern und betrachtete mich. »Seit unserer ersten Begegnung sind ein paar Jahre vergangen. Sie haben sich sehr verändert. Sie sind zum Mann geworden. Ich kann es kaum erwarten, Ihren ersten Roman zu lesen.«

Wir sahen uns lange an, dann fragte er: »Warum wollen Sie schreiben, Marcus?«

»Keine Ahnung.«

»Das ist keine Antwort. Warum schreiben Sie?«

»Weil es mir im Blut liegt … Und weil es das Erste ist, woran ich morgens beim Aufstehen denke. Mehr fällt mir dazu nicht ein. Und Sie? Warum sind Sie Schriftsteller geworden, Harry?«

»Weil das Schreiben meinem Leben einen Sinn gegeben hat. Falls Sie es noch nicht bemerkt haben: Das Leben hat in der Regel keinen Sinn, es sei denn, Sie bemühen sich, ihm einen zu verleihen, und kämpfen jeden von Gott geschenkten Tag darum. Sie haben Talent, Marcus. Geben Sie Ihrem Leben einen Sinn, lassen Sie sich den Wind des Erfolgs um die Nase wehen. Schriftsteller sein heißt leben.«

»Und wenn ich es nicht schaffe?«

»Sie werden es schaffen. Es wird nicht leicht sein, aber Sie werden es schaffen. An dem Tag, an dem das Schreiben Ihrem Leben einen Sinn gibt, sind Sie ein echter Schriftsteller. Und haben Sie bis dahin bloß keine Angst zu fallen.«

Und es war der Roman, den ich in den beiden darauffolgenden Jahren schrieb, der mich nach ganz oben brachte. Mehrere Verlage

rissen sich um das Manuskript, und im Jahr 2005 unterzeichnete ich schließlich gegen ein stattliches Sümmchen einen Vertrag mit dem angesehenen New Yorker Verlag Schmid & Hanson, dessen mächtiger Direktor Roy Barnaski, ganz der weitsichtige Geschäftsmann, mich gleich einen Vertrag über fünf Werke unterschreiben ließ. Das Buch wurde sofort nach seiner Veröffentlichung im Herbst 2006 enorm erfolgreich. *Der Fabelhafte* von der Felton Highschool war nun ein erfolgreicher Romanschriftsteller, mein Leben veränderte sich auf einen Schlag: Ich war achtundzwanzig, reich, berühmt und begabt. Nie hätte ich mir träumen lassen, dass Harrys Lektion erst jetzt richtig begann.

27.

Dort, wo man Hortensien pflanzen wollte

»Harry, irgendwie bin ich mir nicht sicher, ob das, was ich gerade schreibe, gut ist, ob es etwas taugt …«

»Ziehen Sie Ihre Shorts an, Marcus, und gehen Sie joggen.«

»Jetzt? Aber es regnet in Strömen!«

»Ersparen Sie mir Ihr Gegreine, Sie kleine Mimose. Regen hat noch keinen umgebracht. Wenn Sie nicht den Mut haben, im Regen laufen zu gehen, werden Sie auch nicht den Mut haben, ein Buch zu schreiben.«

»Ist das auch einer von Ihren berühmten Ratschlägen?«

»Ja, und zwar einer, der sich an alle Persönlichkeiten richtet, die in Ihnen stecken: an den Mann, den Boxer und den Schriftsteller. Wenn Sie irgendwann Zweifel an dem haben, was Sie gerade tun, gehen Sie joggen. Laufen Sie bis zur Besinnungslosigkeit. Dann werden Sie spüren, wie eine wütende Entschlossenheit in Ihnen aufsteigt. Wissen Sie, Marcus, ich habe den Regen früher auch nicht ausstehen können …«

»Was hat Sie dazu gebracht, Ihre Meinung zu ändern?«

»Ein Mensch.«

»Wer?«

»Na los, gehen Sie laufen! Und kommen Sie erst wieder, wenn Sie fix und fertig sind.«

»Wie soll ich etwas lernen, wenn Sie mir nie etwas erzählen?«

»Sie fragen zu viel, Marcus. Viel Spaß beim Joggen!«

Er war ein bulliger Kerl und wirkte nicht sehr umgänglich: ein Afroamerikaner mit Händen wie Fleischklopfer, dessen zu enger Blazer den kräftigen, untersetzten Körperbau verriet. Als ich ihn zum ersten Mal sah, richtete er einen Revolver auf mich. Übrigens war er der Erste, der mich jemals mit einer Waffe bedrohte. Er trat am 18. Juni 2008 in mein Leben. Das war der Tag, an dem ich ernsthafte Ermittlungen in den Mordfällen Nola Kellergan und Deborah Cooper aufnahm. An diesem Morgen, knapp achtundvierzig Stunden nach meiner Ankunft in Goose Cove, beschloss ich, dass es Zeit war, mir das gähnende Loch vorzunehmen, das man zwanzig Meter vom Haus entfernt gegraben hatte und das ich mir bislang nur aus der Entfernung angesehen hatte. Ich schlüpfte also unter der Polizeiabsperrung hindurch und inspizierte ausgiebig das Terrain, das ich so gut kannte. Goose Cove lag eingebettet zwischen Strand und Küstenwald, und weder Zäune noch Verbotsschilder grenzten das Grundstück ab. Es war also frei zugänglich, und nicht selten sah man Spaziergänger am Strand entlang oder durch den nahen Wald gehen. Das Loch befand sich auf einem zwischen Terrasse und Wald gelegenen Rasenstück hoch über dem Meer. Als ich nun davorstand, schwirrten mir tausend Fragen durch den Kopf, allen voran die, wie viele Stunden ich wohl auf dieser Terrasse und in Harrys Arbeitszimmer verbracht hatte, während die Leiche dieses Mädchens hier unter der Erde ruhte. Ich machte mit dem Handy ein paar Fotos und sogar einige Videoaufnahmen und versuchte mir den verwesten Körper vorzustellen, den die Polizei gefunden haben musste. Ich stand so unter dem Bann des Tatorts, dass ich die bedrohliche Gestalt hinter mir nicht bemerkte. Erst als ich mich umdrehte, um den Abstand zur Terrasse zu filmen, entdeckte ich den Mann, der ein paar Meter hinter mir stand und einen Revolver auf mich richtete.

Ich schrie: »Nicht schießen! Verdammt, nicht schießen! Ich bin Marcus Goldman, der Schriftsteller!«

Sofort ließ er die Waffe sinken. »Sie sind Marcus Goldman?«

Er schob den Revolver in ein Halfter an seinem Gürtel, und dabei sah ich, dass er eine Dienstmarke trug.

»Sie sind Polizist?«, fragte ich.

»Sergeant Perry Gahalowood. Mordkommission der State Police. Was haben Sie hier zu suchen? Das hier ist ein Tatort.«

»Machen Sie das öfter, ich meine, mit Ihrer Kanone auf andere Menschen zielen? Was, wenn ich von der Federal Police wäre? Dann würden Sie jetzt blöd aus der Wäsche schauen! Ich würde Sie auf der Stelle feuern lassen.«

Er lachte schallend. »Sie? Ein Bulle? Seit zehn Minuten beobachte ich Sie, wie Sie auf Zehenspitzen herumtrippeln, um Ihre Mokassins nicht schmutzig zu machen. Außerdem fangen Beamte von der Federal Police nicht an zu schreien, wenn sie eine Waffe sehen, sondern ziehen ihre eigene und schießen auf alles, was sich bewegt.«

»Ich habe Sie für einen Gangster gehalten.«

»Weil ich schwarz bin?«

»Nein, weil Sie eine Gangstervisage haben. Ist das eine Indianerkrawatte?«

»Ja.«

»Völlig aus der Mode.«

»Sagen Sie mir jetzt, was Sie hier zu suchen haben?«

»Ich wohne hier.«

»Was soll das heißen?«

»Ich bin ein Freund von Harry Quebert. Er hat mich gebeten, mich in seiner Abwesenheit um das Haus zu kümmern.«

»Sie sind ja total verrückt! Harry Quebert ist des zweifachen Mordes angeklagt, sein Haus wurde durchsucht, und der Zutritt ist verboten. Ich loche Sie ein, mein Guter.«

»Sie haben das Haus nicht versiegelt.«

Im ersten Augenblick war er perplex, dann erwiderte er: »Ich habe nicht damit gerechnet, dass ein Sonntagsschreiber das Haus besetzt.«

»Rechnen sollte man aber können, sogar als Polizist.«

»Ich werde Sie trotzdem einbuchten.«

»Juristisches Vakuum!«, rief ich. »Keine Siegel, kein Verbot! Ich bleibe hier. Sonst zerre ich Sie bis vor den Obersten Gerichtshof und verklage Sie, weil Sie mich mit Ihrer Kanone bedroht haben. Und ich verlange Schadenersatz in Millionenhöhe. Ich habe alles gefilmt.«

»Das ist auf Roths Mist gewachsen, was?«, fragte Gahalowood seufzend.

»Stimmt.«

»Pfff, dieser Teufel! Der würde seine eigene Mutter auf den elektrischen Stuhl schicken, wenn er dadurch einen Klienten entlasten könnte.«

»Trotzdem, juristisches Vakuum, Sergeant. Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel.«

»Doch. Aber das Haus interessiert uns sowieso nicht mehr. Trotzdem verbiete ich Ihnen, noch mal die Polizeiabsperrung zu übertreten. Können Sie nicht lesen? Da steht *TATORT – NICHT BETRETEN*.«

Mittlerweile hatte ich wieder Oberwasser. Ich klopfte mein Hemd ab und machte ein paar Schritte auf das Loch zu.

»Stellen Sie sich vor, Sergeant, ich ermittle ebenfalls«, erklärte ich gravitätisch. »Sagen Sie mir lieber, was Sie über den Fall wissen.«

Wieder prustete er los. »Ich glaube, ich träume: Sie ermitteln? Hört, hört! Sie schulden mir übrigens fünfzehn Dollar.«

»Fünfzehn Dollar? Wieso?«

»So viel hat mich Ihr Buch gekostet. Ich habe es letztes Jahr gelesen. Ein ganz schlechtes Buch, wohl das schlechteste, das ich in meinem ganzen Leben gelesen habe. Ich hätte gern eine Erstattung.«

Ich sah ihm fest in die Augen und sagte: »Sie können mich mal, Sergeant.«

Und da ich weiterging, ohne zu schauen, wo ich hintrat, fiel ich ins Loch. Wieder stieß ich einen Schrei aus, weil ich mich jetzt genau dort befand, wo die tote Nola gelegen hatte.

»Ich fasse es nicht!«, rief Gahalowood vom Erdhaufen herunter.

Er streckte mir die Hand hin und half mir beim Herausklettern. Wir setzten uns auf die Terrasse, und ich gab ihm sein Geld. Ich hatte aber nur einen Fünfziger.

»Können Sie rausgeben?«, fragte ich.

»Nein.«

»Dann behalten Sie den Rest.«

»Danke, Schriftsteller.«

»Ich bin kein Schriftsteller mehr.«

Obwohl Sergeant Gahalowood offensichtlich ein unwirscher Zeitgenosse und obendrein ein Sturkopf war, erzählte er mir auf meine dringliche Bitte hin, dass er am Tag des Funds Bereitschaft gehabt hatte und als einer der Ersten an der Grube gewesen war. »Es lagen menschliche Überreste und eine Ledertasche darin. In die Innenseite der Tasche war der Name *Nola Kellergan* eingeprägt. Ich habe sie geöffnet und darin ein relativ gut erhaltenes Manuskript gefunden. Ich vermute, durch das Leder wurde das Papier konserviert.«

»Woher wussten Sie, dass das Manuskript von Harry Quebert war?«

»Das wusste ich nicht gleich. Ich habe es ihm im Verhörraum gezeigt, und er hat es sofort wiedererkannt. Natürlich habe ich den Text anschließend überprüft. Er stimmte Wort für Wort mit seinem Buch *Der Ursprung des Übels* überein, das 1976 veröffentlicht worden ist, nicht mal ein Jahr nach dieser Tragödie. Seltsamer Zufall, was?«

»Nur weil er ein Buch für Nola geschrieben hat, ist das noch lange kein Beweis, dass er sie getötet hat. Er hat gesagt, dass das Manuskript verschwunden war und Nola seine Texte manchmal mitgenommen hat.«

»Die Leiche der Kleinen wurde in seinem Garten gefunden! Mit dem Manuskript seines Buchs! Bringen Sie mir den Beweis für seine Unschuld, Schriftsteller, dann ändere ich vielleicht meine Meinung.«

»Ich würde das Manuskript gern sehen.«

»Ausgeschlossen. Es ist ein Beweisstück.«

»Aber ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich ebenfalls ermittle«, insistierte ich.

»Ihre Ermittlungen interessieren mich nicht, Schriftsteller. Sie erhalten Zugang zur Akte, nachdem Quebert der Grand Jury vorgeführt worden ist.«

Ich wollte ihm beweisen, dass ich kein Amateur war und auch etwas von der Sache verstand. »Ich habe mit Travis Dawn, dem jetzigen Polizeichef von Aurora, gesprochen. Offenbar gab es zum Zeitpunkt von Nolas Verschwinden eine heiße Spur, und zwar den Fahrer eines schwarzen Chevrolet Monte Carlo.«

»Das ist mir bekannt«, versetzte Gahalowood. »Und dreimal dürfen Sie raten, wer damals genau so einen Wagen besaß: Harry Quebert.«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil ich den damaligen Polizeibericht gelesen habe.«

Ich dachte kurz nach, dann sagte ich: »Eine Minute noch, Sergeant. Wenn Sie so schlau sind, erklären Sie mir doch, warum Harry an der Stelle, wo er Nola angeblich verscharrt hatte, Blumen hätte pflanzen lassen sollen.«

»Weil er davon ausging, dass die Gärtner nicht so tief graben würden.«

»Das ist doch absurd, und das wissen Sie auch. Harry hat Nola Kellergan nicht getötet.«

»Wieso sind Sie sich da so sicher?«

»Er hat sie geliebt.«

»Das sagen sie alle, wenn man ihnen den Prozess macht: ›Ich habe sie zu sehr geliebt, darum musste ich sie töten.‹ Wer liebt, tötet

nicht.« Mit diesen Worten stand Gahalowood von seinem Stuhl auf, um mir klarzumachen, dass er mir nichts mehr zu sagen hatte.

»Sie gehen schon, Sergeant? Aber unsere Ermittlungen haben doch gerade erst begonnen.«

»Unsere? Sie meinen meine.«

»Wann sehen wir uns wieder?«

»Nie, Schriftsteller. Nie.«

Er ging ohne jeden weiteren Gruß.

Auch wenn mich dieser Gahalowood nicht ernst nahm – Travis Dawn tat es durchaus, als ich ihn wenig später auf dem Polizeirevier von Aurora aufsuchte und ihm die anonyme Botschaft zeigte, die ich am Vorabend entdeckt hatte. »Das hier habe ich in Goose Cove gefunden«, sagte ich und legte ihm den Zettel auf den Schreibtisch.

Er las ihn. »*Fahr nach Hause, Goldman*? Von wann ist das?«

»Von gestern Abend. Ich war am Strand spazieren. Als ich zurückkam, steckte diese Nachricht in der Haustür.«

»Ich nehme an, du hast nichts Auffälliges bemerkt …«

»Nein, nichts.«

»War es das erste Mal?«

»Ja. Aber ich bin ja auch erst seit zwei Tagen hier.«

»Ich werde eine Anzeige aufnehmen, damit die Sache aktenkundig ist. Du solltest vorsichtig sein, Marcus.«

»Du hörst dich an wie meine Mutter.«

»Nein, im Ernst. Du darfst bei dieser ganzen Geschichte die emotionale Seite nicht unterschätzen. Kann ich diesen Brief behalten?«

»Er gehört dir.«

»Danke. Was kann ich sonst noch für dich tun? Ich gehe davon aus, dass du nicht nur gekommen bist, um mit mir über dieses Stück Papier zu reden.«

»Ich möchte dich bitten, mit mir nach Side Creek zu fahren, wenn du Zeit hast. Ich möchte gern den Ort sehen, an dem alles passiert

ist.«

Travis erklärte sich nicht nur bereit, mit mir nach Side Creek zu fahren, sondern ermöglichte mir außerdem eine Zeitreise, die mich dreiunddreißig Jahre zurück in die Vergangenheit führte. Wir fuhren mit seinem Dienstwagen haargenau die Strecke ab, die er zurückgelegt hatte, nachdem er Deborah Coopers ersten Anruf entgegengenommen hatte. Von Aurora kommend, folgten wir der Route 1 an der Küste entlang in Richtung Maine, kamen an Goose Cove vorbei und gelangten ein paar Meilen später an den Waldrand bei Side Creek und zur Kreuzung mit der Side Creek Lane, an deren Ende Deborah Cooper gewohnt hatte. Travis bog ab, und kurz darauf standen wir vor ihrem Haus, einem hübschen, von Wald umgebenen und dem Meer zugewandten Holzbau. Ein wunderschöner, aber gottverlassener Ort.

»Hier hat sich nichts verändert«, meinte Travis, als wir ums Haus gingen. »Nur der Anstrich ist neu, er ist ein klein wenig heller als der alte. Sonst ist alles genau wie damals.«

»Wer wohnt jetzt hier?«

»Ein Ehepaar aus Boston, das hier die Sommermonate verbringt. Sie kommen im Juli und fahren Ende August wieder ab. Die übrige Zeit steht es leer.«

Er zeigte mir die Hintertür, die zur Küche führte, und sagte: »Als ich Deborah Cooper zum letzten Mal lebend gesehen habe, hat sie vor dieser Tür gestanden. Chief Pratt war gerade eingetroffen. Er hat zu ihr gesagt, dass sie lieber im Haus bleiben und sich keine Sorgen machen solle, und dann sind wir losgezogen, um den Wald abzusuchen. Wer hätte ahnen können, dass sie zwanzig Minuten später durch einen Schuss in die Brust umgebracht würde?«

Travis steuerte auf den Wald zu. Ich begriff, dass er demselben Weg folgte, den er dreiunddreißig Jahre zuvor mit Chief Pratt eingeschlagen hatte.

»Was ist eigentlich aus Chief Pratt geworden?«, fragte ich und heftete mich an seine Fersen.

»Er ist im Ruhestand. Er wohnt immer noch in Aurora, im Mountain Drive. Du bist ihm bestimmt schon über den Weg gelaufen. Ein eher stämmiger Typ, der ständig und überall Golfhosen trägt.«

Wir schlugen uns zwischen den Baumreihen durch. Trotz des dichten Bestands war weiter vorn, etwas tiefer gelegen, der Strand zu erkennen. Nach einem gut viertelstündigen Fußmarsch blieb Travis abrupt an drei kerzengeraden Kiefern stehen.

»Hier war es«, verkündete er.

»Hier war *was*?«

»Hier haben wir das Blut, die blonden Haarbüschel und einen roten Stofffetzen gefunden. Es war grauenhaft. Ich werde diese Stelle immer wiedererkennen. Mittlerweile ist zwar mehr Moos auf den Steinen, und die Bäume sind größer, aber für mich hat sie sich nicht verändert.«

»Was habt ihr dann gemacht?«

»Wir haben begriffen, dass die Sache ernst ist, aber uns blieb keine Zeit, uns hier länger aufzuhalten, weil plötzlich dieser Schuss knallte. Es war verrückt, aber wir hatten es nicht kommen sehen … Damit will ich sagen, dass wir zwangsläufig an dem Mädchen oder seinem Mörder vorbeigekommen sein mussten … Ich weiß auch nicht, wie wir sie übersehen konnten … Wahrscheinlich haben sie sich im Unterholz versteckt, und er hat ihr den Mund zugehalten, damit sie nicht schreit. Der Wald ist riesig, da ist es ein Kinderspiel unterzutauchen. Ich vermute, sie konnte sich in einem Augenblick der Unachtsamkeit von ihrem Angreifer losreißen und ist Hilfe suchend zum Haus gerannt. Er ist ihr gefolgt und hat die alte Cooper abgeknallt.«

»Als ihr den Schuss gehört habt, seid ihr sofort zum Haus zurückgelaufen?«

»Ja.«

Wir machten kehrt und gingen zum Haus zurück.

»Es hat sich alles in der Küche abgespielt«, fuhr Travis fort. »Nola kommt aus dem Wald gelaufen und ruft um Hilfe, die alte Cooper holt sie rein und geht ins Wohnzimmer, um die Polizei anzurufen und sie darüber zu informieren, dass das Mädchen bei ihr ist. Ich weiß, dass sich das Telefon im Wohnzimmer befindet, weil ich es selbst eine halbe Stunde zuvor benutzt habe, um Chief Pratt anzurufen. Während sie telefoniert, dringt der Angreifer ins Haus ein, um sich Nola zu holen, aber in diesem Augenblick taucht die alte Cooper wieder auf, und er erschießt sie. Dann packt er Nola und zerrt sie zu seinem Wagen.«

»Wo stand dieser Wagen?«

»Am Rand der Route 1, dort, wo die Straße an diesem verfluchten Wald entlangführt. Komm mit, ich zeig's dir.«

Travis lotste mich abermals vom Haus in den Wald, doch diesmal in die andere Richtung. Mit festem Schritt ging er vor mir zwischen den Bäumen hindurch, und kurz darauf standen wir an der Route 1.

»Hier parkte der schwarze Chevrolet. Damals lag die Straße nicht so frei da, sondern war hinter Sträuchern versteckt.«

»Woher wusste man, dass er diesen Weg eingeschlagen hatte?«

»Es gab Blutspuren vom Haus bis hierher.«

»Und der Wagen?«

»Hatte sich in Luft aufgelöst. Wie ich dir schon erzählt habe: Ein Hilfssheriff, der auf der Straße als Verstärkung unterwegs war, hat ihn zufällig entdeckt. Es kam zu einer Verfolgungsjagd. Wir haben in der ganzen Gegend Straßensperren errichtet, aber er ist uns entwischt.«

»Wie hat der Mörder es bloß geschafft, euch durch die Lappen zu gehen?«

»Das wüsste ich auch gern. Ich muss dir gestehen, dass ich mir nach dreiunddreißig Jahren immer noch jede Menge Fragen zu diesem Fall stelle. Es vergeht kein Tag, an dem ich mich, wenn ich in mein Polizeiauto steige, nicht frage, was passiert wäre, wenn wir

diesen beschissenen Chevrolet geschnappt hätten. Vielleicht hätten wir die Kleine retten können …«

»Du glaubst also, dass sie sich in diesem Wagen befunden hat?«

»Jetzt, wo wir ihre Leiche zwei Meilen von hier gefunden haben, gehe ich fest davon aus.«

»Und du glaubst auch, dass Harry am Steuer von diesem schwarzen Chevrolet gesessen hat, oder?«

Er hob die Schultern. »Sagen wir, angesichts der jüngsten Entwicklungen wüsste ich nicht, wer sonst.«

Der frühere Polizeichef Gareth Pratt, den ich noch am selben Tag aufsuchte, schien in Bezug auf Harrys Täterschaft derselben Ansicht wie sein damaliger Assistent zu sein. Er empfing mich in Golfhosen auf seiner Vorderveranda. Seine Frau Amy brachte uns etwas zu trinken und tat dann so, als kümmerte sie sich um die Pflanzenkübel auf der Veranda, aber eigentlich lauschte sie unserer Unterhaltung. Allerdings machte sie daraus keinen Hehl, sondern kommentierte die Ausführungen ihres Mannes.

»Ich habe Sie schon mal gesehen, oder?«, fragte Pratt.

»Ja, ich war schon oft in Aurora.«

»Das ist der nette junge Mann, der dieses Buch geschrieben hat«, klärte ihn seine Frau auf.

»Sie sind doch nicht etwa der Typ, der dieses Buch geschrieben hat?«, wiederholte er.

»Doch«, erwiderte ich. »Bin ich.«

»Das habe ich dir doch gerade gesagt, Gareth«, schaltete sich Amy erneut ein.

»Schätzchen, unterbrich uns bitte nicht dauernd. Das ist mein Besuch, danke! Also, Mr Goldman, was verschafft mir die Ehre?«

»Offen gestanden, suche ich nach Antworten auf ein paar Fragen, die ich mir im Zusammenhang mit dem Mord an Nola Kellergan stelle. Ich habe mit Travis Dawn gesprochen, und er hat mir gesagt, dass Sie Harry schon damals im Verdacht hatten.«

»Das stimmt.«

»Weshalb?«

»Ein paar Dinge haben uns diesen Floh ins Ohr gesetzt, allen voran der Ausgang der Verfolgungsjagd. Er ließ vermuten, dass der Mörder von hier sein musste. Er musste die Gegend wie seine Westentasche kennen, um einfach so abzutauchen, während die gesamte Polizei des Bezirks im Einsatz war. Und dann war da dieser schwarze Monte Carlo. Sie können sich denken, dass wir eine Liste aller im Umland wohnenden Besitzer dieses Modells haben erstellen lassen. Der Einzige von ihnen, der kein Alibi hatte, war Quebert.«

»Und trotzdem haben Sie diese Spur am Ende nicht weiterverfolgt …«

»Nein, weil wir abgesehen von der Sache mit dem Auto nicht wirklich etwas gegen ihn in der Hand hatten. Wir haben ihn im Übrigen sehr schnell von der Liste der Verdächtigen gestrichen. Der Fund der Leiche dieses armen Mädchens in seinem Garten beweist allerdings, dass wir falschgelegen haben. Es ist verrückt, ich konnte den Burschen immer wahnsinnig gut leiden, aber vielleicht hat genau das mein Urteilsvermögen getrübt. Er war immer so charmant, so freundschaftlich, so einnehmend … Sie selber kennen ihn doch gut, Mr Goldman, wenn ich es richtig verstanden habe … Jetzt, wo Sie von dem Mädchen in seinem Garten wissen, gibt es da nicht irgendetwas, was er irgendwann gesagt oder getan hat, was Sie im Nachhinein hellhörig macht?«

»Nein, Chief. Mir fällt nichts Derartiges ein.«

Zurück in Goose Cove, fiel mein Blick auf die Hortensienbüsche, die hinter der Polizeiabsperrung am Rand der Grube mit bloß liegenden Wurzeln verkümmerten. Ich ging in das kleine Nebengebäude, das als Garage diente, und sah mich nach einem Spaten um. Dann drang ich erneut in die verbotene Zone ein, schaufelte über dem Meer an einer Stelle mit lockerem Erdreich ein Loch und pflanzte die Blumen ein.

30. August 2002

»Harry?«

Es war sechs Uhr früh. Er stand mit einer Tasse Kaffee in der Hand auf der Terrasse von Goose Cove. Als ich seinen Namen sagte, drehte er sich um. »Marcus? Sie sind ja ganz verschwitzt … Sagen Sie bloß, Sie waren schon laufen!«

»Ja. Die üblichen acht Meilen.«

»Wann sind Sie aufgestanden?«

»Früh. Erinnern Sie sich noch, als ich vor zwei Jahren zum ersten Mal hier war und Sie mich gezwungen haben, im Morgengrauen aufzustehen? Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht. Ich stehe früh auf, dann gehört mir die Welt. Und Sie? Was machen Sie hier draußen?«

»Ich schaue, Marcus.«

»Und was sehen Sie?«

»Sehen Sie das kleine Rasenstück zwischen den Kiefern, oberhalb vom Strand? Ich will schon seit Langem etwas daraus machen. Es ist der einzige ebene Flecken auf diesem Grundstück, man könnte dort ein Gärtchen anlegen. Mir schwebt ein hübscher kleiner Ort vor mit zwei Bänken, einem Eisentisch und rundherum Hortensien. Einem Meer von Hortensien.«

»Warum gerade Hortensien?«

»Weil ich mal jemanden kannte, der sie liebte. Ich möchte Hortensienbeete haben, um mich immer an sie zu erinnern.«

»Haben Sie sie geliebt?«

»Ja.«

»Sie sehen traurig aus, Harry.«

»Achten Sie nicht darauf.«

»Harry, warum reden Sie mit mir nie über Ihr Liebesleben?«

»Weil es dazu nichts zu sagen gibt. Schauen Sie lieber, schauen Sie gut hin. Oder, besser gesagt, schließen Sie die Augen! Ja, schließen Sie sie ganz fest, sodass kein Licht durch Ihre Lider dringt. Und jetzt

stellen Sie sich vor, dass da ein gepflasterter Weg ist, der von der Terrasse bis zu den Hortensien führt. Und von zwei kleinen Bänken aus hat man gleichzeitig den Ozean und die wunderschönen Blumen im Blick. Was kann es Schöneres geben, als den Ozean und die Hortensien zu sehen? Und da steht auch ein kleiner Springbrunnen mit einer Statue in der Mitte. In den setze ich vielleicht bunte japanische Karpfen.«

»Fische? Die würden nicht eine Stunde überleben, weil die Möwen sie fressen würden.«

Er lächelte. »Die Möwen können hier tun, was sie wollen, Marcus. Aber Sie haben recht, ich werde keine Karpfen ins Bassin setzen. Und jetzt gehen Sie, und duschen Sie schön heiß, ja? Nicht, dass Sie sich den Tod oder irgendeine fiese Krankheit holen und Ihre Eltern denken, dass ich mich nicht gut um Sie kümmere. Ich mache inzwischen Frühstück. Marcus …«

»Ja, Harry?«

»Wenn ich einen Sohn hätte …«

»Ich weiß, Harry. Ich weiß.«

Am Donnerstag, den 19. Juni 2008, fuhr ich morgens zum Sea Side Motel. Es war ganz einfach zu finden: Von der Side Creek Lane aus folgte man vier Meilen der Route 1 in nördlicher Richtung, dann konnte man es gar nicht verpassen, das riesige Holzschild mit der Aufschrift:

SEA SIDE MOTEL & RESTAURANT
seit 1960

Diesen Ort, an dem Harry auf Nola gewartet hatte, gab es schon ewig. Bestimmt war ich hundertmal daran vorbeigefahren, ohne ihm die geringste Beachtung zu schenken – warum hätte ich das bis zum heutigen Tag auch tun sollen? Es war ein von einem Rosengarten umgebenes Holzgebäude mit rotem Dach. Gleich dahinter begann

der Wald. Sämtliche Zimmer im Erdgeschoss gingen direkt zum Parkplatz; die im ersten Stock erreichte man über eine Außentreppe.

Der Angestellte an der Rezeption erklärte mir, dass sich das Motel seit seiner Erbauung kaum verändert hatte, lediglich die Zimmer waren irgendwann modernisiert und ein Restaurant angebaut worden. Zum Beweis holte er das Buch hervor, das anlässlich des vierzigjährigen Bestehens gedruckt worden war, und zeigte mir die alten Fotos.

»Warum interessieren Sie sich so für das Motel?«, fragte er schließlich.

»Weil ich eine sehr wichtige Auskunft benötige«, erwiderte ich.

»Ich höre.«

»Ich möchte wissen, ob in der Nacht vom Samstag, den 30. August, auf Sonntag, den 31. August 1975, jemand in Zimmer 8 geschlafen hat.«

Er brach in Gelächter aus. »1975? Ist das Ihr Ernst? Seit wir auf Computer umgestellt haben, können wir das Gästeregister maximal zwei Jahre zurückverfolgen. Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen sagen, wer am 30. August 2006 darin geschlafen hat. Rein theoretisch, meine ich, weil ich nämlich nicht befugt bin, Ihnen solche Auskünfte zu geben.«

»Also gibt es keine Möglichkeit, das herauszufinden?«

»Die einzigen Daten, die wir abgesehen vom Register speichern, sind die E-Mail-Adressen für unseren Newsletter. Haben Sie vielleicht Interesse, unseren Newsletter zu erhalten?«

»Nein, danke. Aber ich würde mich gern in Zimmer 8 umsehen, wenn das möglich ist.«

»Darin umsehen können Sie sich leider nicht, aber das Zimmer ist frei. Möchten Sie es für die Nacht mieten? Das macht hundert Dollar.«

»Auf Ihrem Schild steht, dass alle Zimmer fünfundsiebzig Dollar kosten. Wissen Sie was? Ich gebe Ihnen zwanzig Dollar, Sie zeigen mir das Zimmer, und alle sind zufrieden.«

»Sie sind ein zäher Verhandlungspartner, aber einverstanden.«

Zimmer 8 befand sich im ersten Stock. Es war ein vollkommen durchschnittliches Zimmer mit einem Bett, einer Minibar, einem Fernseher, einem kleinen Schreibtisch und einem Bad.

»Warum interessieren Sie sich so für dieses Zimmer?«, wollte der Angestellte wissen.

»Das ist kompliziert. Ein Freund hat mir gesagt, dass er vor dreißig Jahren hier übernachtet hat. Wenn das stimmt, bedeutet das, dass er unschuldig ist an den Verbrechen, die man ihm zur Last legt.«

»Und was für Verbrechen sind das?«

Ich antwortete nicht darauf, sondern fragte weiter: »Warum heißt das Motel eigentlich Sea Side Motel? Das Meer ist gar nicht zu sehen.«

»Nein, aber es gibt einen Weg, der durch den Wald zum Strand führt. Das steht auch im Prospekt. Aber den Leuten, die hier absteigen, ist das egal, die gehen sowieso nicht an den Strand.«

»Wollen Sie damit sagen, dass man von Aurora aus auch hierherkommt, wenn man immer am Meer entlang und dann durch den Wald geht?«

»Rein theoretisch, ja.«

Den Rest des Tages verbrachte ich in der Gemeindebibliothek, um die Archive zu durchforsten und die Vergangenheit zu rekonstruieren. Dabei war mir Erne Pinkas eine große Hilfe: Ohne auf die Zeit zu achten, unterstützte er mich bei meinen Recherchen.

Damaligen Zeitungsberichten zufolge war am Tag des Verschwindens niemandem etwas Ungewöhnliches aufgefallen: Weder hatte jemand gesehen, wie Nola sich davonmachte, noch hatte man irgendwen bemerkt, der sich in der Nähe ihres Elternhauses herumgetrieben hätte. Ihr Verschwinden blieb in aller Augen ein großes Rätsel, das durch den Mord an Deborah Cooper noch verstärkt wurde. Gleichwohl hatten einige Zeugen – im

Wesentlichen Nachbarn – ausgesagt, an jenem Tag aus dem Haus der Kellergans Lärm und Schreie gehört zu haben, während andere berichtet hatten, es habe sich bei dem Lärm um Musik gehandelt, die der Reverend besonders laut gestellt hatte, wie es seine Gewohnheit gewesen sei. Nachforschungen des *Aurora Star* hatten ergeben, dass Nolas Vater oft in seiner Garage werkelte und dabei immer Musik hörte. Er stellte die Musik so laut, dass sie den Lärm seiner Werkzeuge übertönte, weil er sich sagte, dass gute Musik, selbst wenn sie zu laut war, immer noch besser war als Hammerschläge. Aber falls seine Tochter ihn um Hilfe gerufen hatte, hätte er sie nicht hören können. Laut Pinkas machte sich der Vater heute noch Vorwürfe, weil er die Musik so laut aufgedreht hatte. Er hatte das Haus der Familie in der Terrace Avenue nie aufgegeben, sondern sich darin verkrochen und spielte wie ein Besessener immer wieder dieselbe Platte, als wollte er sich bestrafen. Von den Kellergans war nur noch er übrig. Louisa, die Mutter, war schon vor Langem gestorben. An dem Abend, an dem Nola ausgegraben worden war, hatten offenbar Journalisten den alten David Kellergan zu Hause heimgesucht. »Das war erschütternd«, berichtete Pinkas. »Er sagte so etwas Ähnliches wie: *Sie ist also tot … Und ich habe die ganze Zeit über gespart, damit sie studieren kann.* Und stell dir vor: Am nächsten Tag standen fünf falsche Nolas bei ihm auf der Matte. Wegen der Kohle. Der Arme war vollkommen verstört. Wir leben wirklich in einer verrückten Zeit. Die Menschheit hat nur Dreck im Kopf, Marcus. Das ist meine Meinung.«

»Hat ihr Vater das oft gemacht, ich meine, die Musik voll aufgedreht?«, fragte ich.

»Ja, ständig. Und was Harry angeht … Ich bin gestern in der Stadt der alten Quinn über den Weg gelaufen …«

»Der alten Quinn?«

»Ja, ihr gehörte früher das Clark's. Sie erzählt jedem, der es hören will, sie hätte schon immer gewusst, dass Harry ein Auge auf Nola

geworfen hatte … Sie behauptet, sie hätte damals einen unwiderlegbaren Beweis dafür gehabt.«

»Was für einen Beweis?«, wollte ich wissen.

»Keine Ahnung. Hast du was von Harry gehört?«

»Ich gehe ihn morgen besuchen.«

»Grüße ihn von mir.«

»Besuch ihn doch auch mal, wenn du willst … Er würde sich freuen.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich das will.«

Ich wusste, dass der fünfundsiebzigjährige Rentner Pinkas, ein ehemaliger Arbeiter in einer Textilfabrik in Concord, der nie studiert hatte und darunter litt, dass er seine Leidenschaft für Bücher außerhalb seiner ehrenamtlichen Tätigkeit in der Bücherei nicht ausleben konnte, Harry unendlich dankbar war, weil dieser ihm gestattet hatte, unentgeltlich seine Literaturvorlesungen am Burrows College zu besuchen. Deshalb hatte ich ihn immer für einen von Harrys treusten Unterstützern gehalten, doch nun ging sogar er auf Distanz zu ihm.

»Weißt du«, sagte er, »Nola war ein ganz besonderes Mädchen, sanftmütig und nett zu jedem. Jeder hier hatte Nola gern! Sie war wie unser aller Tochter. Wie konnte Harry nur … Ich meine, auch wenn er sie nicht getötet hat, hat er dieses Buch geschrieben! Scheiße, sie war erst fünfzehn! Sie war noch ein Kind! Er hat sie so sehr geliebt, dass er für sie ein Buch geschrieben hat? Einen Liebesroman? Ich war mit meiner Frau fünfzig Jahre lang verheiratet und hatte nie das Bedürfnis, ein Buch für sie zu schreiben.«

»Aber dieses Buch ist ein Meisterwerk.«

»Dieses Buch ist Teufelswerk! Es ist pervers. Übrigens habe ich die letzten Exemplare, die wir hier hatten, weggeworfen. Die Leute sind zu aufgebracht.«

Ich seufzte, antwortete aber nicht darauf. Ich wollte mich nicht mit ihm streiten. Stattdessen fragte ich einfach nur: »Erne, kann ich ein

Paket in die Bücherei schicken lassen?«

»Ein Paket. Aber sicher. Warum?«

»Ich habe meine Putzfrau gebeten, mir per FedEx einen wichtigen Gegenstand aus meiner Wohnung zu schicken. Aber mir ist es lieber, das Paket wird hierher geliefert. Ich bin nicht immer in Goose Cove, und der Briefkasten quillt über vor gehässiger Post, die ich schon gar nicht mehr raushole. Hier bin ich wenigstens sicher, dass es ankommt.«

Der Briefkasten von Goose Cove lieferte ein anschauliches Bild davon, wie es um Harrys Ruf stand: Ganz Amerika, das ihn eben noch bewundert hatte, buhte ihn aus und überhäufte ihn mit Schmähbriefen. Der größte Skandal in der Geschichte des Verlagswesens war im Gange: *Der Ursprung des Übels* war aus sämtlichen Regalen der Buchhandlungen und von den Lehrplänen der Schulen verschwunden, der *Boston Globe* hatte die Zusammenarbeit mit Harry einseitig aufgekündigt, und der Verwaltungsrat des Burrows College hatte beschlossen, ihn mit sofortiger Wirkung von seinen Aufgaben zu entbinden. Die Zeitungen taten sich keinen Zwang mehr an, ihn einen Triebtäter zu nennen. Er war Diskussions- und Gesprächsthema Nummer eins. Roy Barnaski, der eine geschäftliche Chance witterte, die er unter keinen Umständen auszulassen gedachte, wollte unbedingt ein Buch über den Fall herausbringen. Und da Douglas es nicht schaffte, mich zu überreden, rief Barnaski mich schließlich höchstpersönlich an, um mir eine kleine Lektion in Sachen Marktwirtschaft zu erteilen.

»Das Publikum will dieses Buch«, behauptete er. »Hören Sie sich das an: Ein paar Fans stehen sogar unten vor unserem Gebäude und skandieren Ihren Namen.«

Er schaltete auf Lautsprecher und gab seinen Mitarbeitern einen Wink, die daraufhin aus vollen Lungen *Gold-man! Gold-man! Gold-man!* brüllten.

»Das sind keine Fans, Roy, das sind Ihre Mitarbeiter. Guten Tag, Marisa.«

»Guten Tag, Marcus«, antwortete Marisa.

Barnaski griff wieder zum Hörer. »Überlegen Sie doch mal, Goldman: Wir bringen das Buch im Herbst. Der Erfolg ist vorprogrammiert! Anderthalb Monate, um das Ding zu schreiben – geht das für Sie in Ordnung?«

»Anderthalb Monate? Ich habe zwei Jahre für mein erstes Buch gebraucht. Außerdem weiß ich nicht mal, was ich zu dem Thema schreiben sollte. Bis jetzt weiß niemand, was passiert ist.«

»Ich kann Ihnen Ghostwriter * [* Der Begriff Ghostwriter ist mittlerweile so geläufig, dass dabei ganz in Vergessenheit gerät, was in der Originalsprache so schön anklingt: das Geisterhafte, weil Unwürdige dieser Tätigkeit. (Anm. d. Autors)] besorgen, damit Sie schneller vorankommen. Das muss keine große Literatur werden. Die Leute wollen vor allem wissen, was Quebert mit der Kleinen angestellt hat. Also halten Sie sich einfach an die Fakten, und bereiten Sie sie mit ein bisschen Spannung, Schmuddelkram und natürlich mit ein bisschen Sex auf.«

»Sex?«

»Also, Goldman, ich muss Ihnen doch wohl nicht Ihren Job erklären! Wer wird das Buch schon kaufen, wenn es darin nicht ein paar unanständige Szenen zwischen dem Tattergreis und der Siebenjährigen gibt? Das ist es, was die Leute wollen. Selbst wenn das Buch nichts taugt, werden wir es tonnenweise verkaufen. Und darum geht es doch, oder nicht?«

»Harry war damals vierunddreißig und Nola fünfzehn!«

»Jetzt seien Sie nicht so kleinlich! Wenn Sie mir das Buch schreiben, löse ich Ihren alten Vertrag auf und biete Ihnen obendrein eine halbe Million Dollar Vorschuss als Dank für Ihre Kooperation.«

Als ich rundweg ablehnte, platzte Barnaski der Kragen: »Na gut, wenn Sie unbedingt der Spielverderber sein wollen, Goldman, dann kann ich auch anders: Ich erwarte das Manuskript in genau elf Tagen, sonst haben Sie einen Prozess am Hals, und das ist Ihr Ruin!«

Er knallte den Hörer auf. Wenig später, als ich gerade im Gemischtwarenladen an der Hauptstraße ein paar Einkäufe machte, erhielt ich einen Anruf von Douglas, der mich abermals zu überreden versuchte. Bestimmt hatte Barnaski ihn darauf angesetzt.

»Marc, du darfst in dieser Sache nicht ehrpusselig sein«, redete er mir ins Gewissen. »Ich erinnere dich daran, dass Barnaski dich in der Hand hat! Dein alter Vertrag gilt nach wie vor, und deine einzige Chance, ihn aufzuheben, besteht darin, seinen Vorschlag zu akzeptieren. Außerdem wird deine Karriere mit diesem Buch explodieren. Eine halbe Million Vorschuss – es gibt Schlimmeres, oder?«

»Barnaski will, dass ich eine Art Schundroman schreibe! Kommt nicht infrage. So ein Buch mache ich nicht. Ich schmiere nicht in ein paar Wochen irgendeinen Dreck zusammen. Gute Bücher brauchen Zeit.«

»Aber das sind die modernen Methoden! So macht man Umsatz! Verträumte Schriftsteller, die auf der Suche nach Inspiration warten, bis der erste Schnee fällt, das war einmal! Um dein Buch wird man sich schon reißen, noch bevor auch nur eine Zeile davon existiert, weil die Leute alles wissen wollen. Und zwar sofort. Das Marktfenster ist begrenzt: Im Herbst sind Präsidentschaftswahlen, und die Kandidaten bringen bestimmt Bücher heraus, die das öffentliche Interesse komplett in Beschlag nehmen werden. Das Buch von Barack Obama ist bereits in aller Munde. Unglaublich, was?«

Ich glaubte überhaupt nichts mehr. Ich bezahlte die Einkäufe und ging zurück zu meinem auf der Straße geparkten Wagen. Da entdeckte ich, hinter einen Scheibenwischer geklemmt, das Stück Papier. Wieder dieselbe Botschaft:

Fahr nach Hause, Goldman.

Ich schaute mich um: Niemand zu sehen. Ein paar Leute an Tischen auf einer nahe gelegenen Terrasse; Kunden, die gerade den Laden verließen. Wer stellte mir nach? Wem passte es nicht, dass ich im Mordfall Nola Kellergan ermittelte?

Am Freitag, den 20. Juni, dem Tag nach diesem neuerlichen Zwischenfall, machte ich mich wieder auf den Weg ins Gefängnis, um Harry zu besuchen. In Aurora hielt ich kurz an der Bücherei, wo mein Paket gerade ausgeliefert worden war.

»Was ist da drin?«, fragte Pinkas neugierig und in der Hoffnung, dass ich es vor seinen Augen öffnete.

»Ein Gerät, das ich brauche.«

»Was für ein Gerät?«

»Ein Arbeitsgerät. Danke, dass du es entgegengenommen hast, Ernie.«

»Warte, möchtest du einen Kaffee? Ich habe gerade welchen gemacht. Brauchst du eine Schere, um das Paket zu öffnen?«

»Danke, Erne. Den Kaffee trinke ich gern ein anderes Mal. Ich muss jetzt los.«

In Concord beschloss ich kurzerhand, einen Abstecher zum Hauptquartier der State Police zu machen, um Sergeant Gahalowood aufzusuchen und ihm die Hypothesen zu unterbreiten, die ich nach unserer kurzen Begegnung aufgestellt hatte.

Das Hauptquartier der State Police von New Hampshire, in dem sich auch die Räume der Kriminalpolizei befanden, war ein großes, rotes Backsteingebäude am Hazen Drive 33 im Zentrum von Concord. Es war kurz vor dreizehn Uhr. Man teilte mir mit, dass Gahalowood gerade zu Tisch sei, und bat mich, im Gang auf einer Bank neben einem Tisch mit kostenpflichtigem Kaffee und Zeitschriften zu warten. Als Gahalowood eine Stunde später erschien, stand ihm die schlechte Laune ins Gesicht geschrieben.

»Sie sind es?«, platzte er bei meinem Anblick wütend heraus. »Man hat mich angerufen und gesagt, *Perry, beeil dich, da ist so ein*

Typ, der seit einer Stunde auf dich wartet. Also lasse ich mein restliches Essen stehen und komme, um nachzusehen, was los ist, weil es ja wichtig sein könnte, und wen treffe ich hier? Den Schriftsteller!«

»Nehmen Sie es mir nicht übel. Ich habe mir gesagt, dass wir letztes Mal keinen guten Start hatten und vielleicht …«

»Ich hasse Sie, Schriftsteller, lassen Sie sich das gesagt sein! Meine Frau hat Ihr Buch gelesen. Sie findet Sie intelligent und gut aussehend. Ihre Fresse, die hinten auf dem Buch abgebildet ist, hat wochenlang auf ihrem Nachttisch gethront. Sie haben in unserem Schlafzimmer gewohnt! Sie haben bei uns geschlafen! Sie haben mit uns zu Abend gegessen! Sind mit uns in die Ferien gefahren! Haben mit meiner Frau gebadet! Haben alle ihre Freundinnen zum Glucksen gebracht! Sie haben mir das Leben vermiest!«

»Sie sind verheiratet, Sergeant? Wahnsinn! Sie sind so unangenehm, dass ich geschworen hätte, Sie haben keine Familie.«

Grimmig drückte er seinen Kopf in sein Doppelkinn. »Was um Himmels willen wollen Sie?«, bellte er.

»Verstehen.«

»Ein ziemlich ehrgeiziges Ziel für jemanden wie Sie.«

»Ich weiß.«

»Lassen Sie die Polizei ihre Arbeit machen, hören Sie?«

»Ich brauche Informationen, Sergeant. Ich will alles wissen, das ist bei mir krankhaft. Ich bin ein sehr ängstlicher Mensch, ich muss alles unter Kontrolle haben.«

»Bringen Sie sich erst mal selbst unter Kontrolle!«

»Können wir in Ihr Büro gehen?«

»Nein.«

»Sagen Sie mir einfach nur, ob Nola wirklich im Alter von fünfzehn Jahren gestorben ist.«

»Ja, das hat die Knochenanalyse bestätigt.«

»Sie wurde also kurz nach ihrer Entführung getötet?«

»Ja.«

»Aber was ist mit der Tasche? Warum wurde sie mit ihrer Tasche begraben?«

»Keine Ahnung.«

»Wenn sie eine Tasche dabeihatte, könnte das ein Hinweis darauf sein, dass sie abgehauen ist?«

»Wenn Sie weglaufen wollen, packen Sie doch etwas zum Anziehen in Ihre Tasche, oder nicht?«

»Allerdings.«

»Aber in ihrer Tasche war nur dieses Buch.«

»Der Punkt geht an Sie, würde ich sagen. Ich bin von Ihrem Scharfsinn geblendet. Aber diese Tasche …«

Er fiel mir ins Wort: »Ich hätte Ihnen neulich nichts von dieser Tasche erzählen dürfen. Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist.«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Mitleid, schätze ich. Ja, genau: Sie haben mir leidgetan mit Ihrer hilflosen Miene und Ihren schlammverdreckten Schuhen.«

»Danke. Wenn ich mir noch eine Frage erlauben darf: Was können Sie mir über die Autopsie sagen? Spricht man bei einem Skelett überhaupt von ›Autopsie‹?«

»Was weiß ich.«

»Wäre ›forensische Untersuchung‹ vielleicht die passendere Bezeichnung?«

»Ich pfeife auf die richtige Bezeichnung. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, dass man ihr den Schädel eingeschlagen hat! Jawohl, eingeschlagen, und zwar so: bumm, bumm!«

Er begleitete seine Worte mit den entsprechenden Gesten. Ich fragte: »Mit einem Baseballschläger?«

»Was weiß denn ich, Sie elende Nervensäge!«

»War es eine Frau oder ein Mann?«

»Was?«

»Hätte nicht auch eine Frau die Schläge ausführen können? Warum unbedingt ein Mann?«

»Weil die damalige Augenzeugin, Deborah Cooper, eindeutig einen Mann erkannt hatte. So, hiermit ist diese Unterhaltung beendet, Schriftsteller. Sie töten mir den letzten Nerv.«

»Aber was ist mit Ihnen? Was halten Sie von dieser Sache?«

Er zog ein Familienfoto aus seinem Geldbeutel.

»Ich habe zwei Töchter, Schriftsteller. Sie sind vierzehn und siebzehn. Was der alte Kellergan durchgemacht hat, würde ich nicht ertragen. Ich suche nach der Wahrheit. Und ich will Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit ist nicht die Summe aus einzelnen Fakten, sie ist eine viel komplexere Angelegenheit. Deshalb werde ich die Ermittlungen fortsetzen. Sollte ich einen Beweis für Queberts Unschuld finden, kommt er frei, glauben Sie mir. Aber wenn er schuldig ist, werde ich nicht zulassen, dass Roth den Geschworenen einen seiner Taschenspielertricks auftischt, die er so gut wie kein anderer beherrscht, um Verbrecher rauszuboxen. Denn das ist auch keine Gerechtigkeit.«

Gahalowood sah zwar wie ein angriffslustiger Bison aus, aber seine Einstellung gefiel mir.

»Eigentlich sind Sie ein anständiger Kerl, Sergeant. Was halten Sie davon: Ich spendiere Ihnen ein paar Donuts, und wir plaudern noch ein bisschen?«

»Ich will keine Donuts, ich will, dass Sie verschwinden. Ich habe zu arbeiten.«

»Aber Sie müssen mir erklären, wie man ermittelt. Ich habe keine Ahnung, wie das geht. Was muss ich tun?«

»Auf Wiedersehen, Schriftsteller. Für den Rest der Woche habe ich genug von Ihnen. Vielleicht sogar für den Rest meines Lebens.«

Ich war enttäuscht, dass ich nicht ernst genommen wurde, insistierte aber nicht. Zum Abschied hielt ich ihm die Hand hin. Er zerquetschte mir mit seiner kräftigen Pranke fast die Knöchel, dann ging ich. Doch draußen auf dem Parkplatz hörte ich, wie er mir hinterherrief: »He, Schriftsteller!« Ich drehte mich um und sah, wie er mit seiner massigen Gestalt auf mich zutrottete.

»Schriftsteller«, sagte er atemlos, als er mich erreicht hatte. »Ein guter Polizist interessiert sich nicht für den Täter …, sondern für das Opfer. Sie müssen sich mit dem Opfer befassen. Sie müssen das Pferd vom Kopf her aufzäumen, also vor dem Mord anfangen. Nicht vom Schwanz her. Wenn Sie sich auf den Mord versteifen, kommen Sie auf Abwege. Sie müssen sich fragen, was für ein Mensch das Opfer war … Fragen Sie sich, wer Nola Kellergan war …«

»Und was ist mit Deborah Cooper?«

»Wenn Sie meine Meinung hören wollen: Es dreht sich alles um Nola. Deborah Cooper war nur ein Kollateralopfer. Finden Sie heraus, wer Nola war, dann finden Sie auch ihren Mörder und im Zuge dessen den von der alten Cooper.«

Wer war Nola Kellergan? Diese Frage wollte ich Harry im Staatsgefängnis stellen. Er sah schlecht aus und schien sehr um den Inhalt seines Garderobenschranks im Fitnessclub besorgt.

»Haben Sie alles gefunden?«, fragte er mich schon, noch bevor er mich begrüßte.

»Ja.«

»Und haben Sie alles verbrannt?«

»Ja.«

»Auch das Manuskript?«

»Auch das Manuskript.«

»Warum haben Sie mir nicht ausrichten lassen, dass die Sache erledigt ist? Ich war halb tot vor Sorge! Wo haben Sie die letzten zwei Tage gesteckt?«

»Ich habe auf eigene Faust ermittelt. Harry, warum lag diese Schachtel im Garderobenschrank eines Fitnessstudios?«

»Ich weiß, das wird Ihnen seltsam vorkommen … Nach Ihrem Besuch im März in Goose Cove hatte ich Angst, jemand anders könnte die Schachtel finden. Sie hätte jedem in die Hände fallen können: einem dreisten Gast, der Putzfrau … Also habe ich

beschlossen, dass es ratsam wäre, meine Erinnerungsstücke woanders zu verstecken.«

»Sie haben sie versteckt? Aber das macht Sie zum Täter! Und dieses Manuskript … War es das von *Der Ursprung des Übels*?«

»Ja, die allererste Fassung.«

»Ich habe den Text wiedererkannt. Dabei stand auf dem Deckblatt nicht einmal ein Titel …«

»Der Titel ist mir erst im Nachhinein eingefallen.«

»Sie meinen, nachdem Nola verschwunden war?«

»Ja. Aber reden wir nicht über das Manuskript, Marcus. Es ist verflucht, es hat mir nur Unglück gebracht. Der Beweis: Nola ist tot, und ich sitze im Gefängnis.«

Wir starrten uns einen Augenblick an. Dann stellte ich eine Plastiktüte auf den Tisch, in der sich der Inhalt meines Pakets befand.

»Was ist das?«, wollte Harry wissen.

Statt einer Antwort zog ich einen Minidisc-Rekorder mit angeschlossenem Mikrofon heraus und baute ihn vor Harry auf.

»Marcus, was verflucht noch mal soll das? Sagen Sie bloß, Sie haben diese Höllenmaschine aufgehoben …«

»Aber sicher, Harry. Ich habe sie wie meinen Augapfel gehütet.«

»Packen Sie das wieder ein, ja?«

»Machen Sie nicht so ein Gesicht, Harry …«

»Was zum Teufel haben Sie mit diesem Gerät vor?«

»Ich will, dass Sie mir von Nola, von Aurora, von allem erzählen … Vom Sommer 1975, von Ihrem Buch. Ich muss alles wissen. Irgendwo, Harry, muss die Wahrheit verborgen liegen.«

Er lächelte betrübt. Ich schaltete das Aufnahmegerät ein und ließ ihn reden. Was für ein schönes Bild: Im Besuchsraum dieses Gefängnisses, in dem Männer mit ihren Frauen und Eltern mit ihren Kindern an Plastiktischen zusammensaßen, ließ ich mir von meinem alten Lehrmeister seine Geschichte erzählen.

Auf dem Heimweg nach Aurora aß ich zeitig zu Abend. Da mir anschließend nicht danach war, sofort nach Goose Cove zurückzukehren und in dem riesigen Haus allein zu sein, fuhr ich ein Stück die Küste entlang. Der Tag ging zur Neige, das Meer schimmerte: Alles war wunderschön. Ich kam am Sea Side Motel, am Wald von Side Creek, an der Side Creek Lane und an Goose Cove vorbei, durchquerte Aurora und stellte den Wagen am Grand Beach ab. Dort ging ich zum Wasser hinunter und setzte mich auf die Kieselsteine, um zuzusehen, wie sich der Abend herabsenkte. In der Ferne tanzten die Lichter von Aurora im Spiegel der Wellen, die Wasservögel kreischten, im Gebüsch ringsumher sangen Nachtigallen, und ab und zu tutete das Nebelhorn eines Leuchtturms. Ich schaltete das Aufnahmegerät ein, und Harrys Stimme erklang in der Dunkelheit:

> *Kennen Sie den Grand Beach, Marcus? Wenn man aus Richtung Massachusetts kommt, ist es gleich der erste Strand von Aurora. Manchmal gehe ich in der Abenddämmerung dorthin und schaue mir die Lichter der Stadt an. Und dann denke ich über alles nach, was in den letzten dreißig Jahren passiert ist. An diesem Strand habe ich am Tag meiner Ankunft in Aurora angehalten. Es war der 20. Mai 1975. Ich war damals vierunddreißig und kam direkt aus New York, wo ich beschlossen hatte, mein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Ich hatte alles aufgegeben, meine Stelle als Literaturlehrer gekündigt, meine Ersparnisse abgehoben und mir vorgenommen, mich als Schriftsteller durchzuschlagen. Ich wollte mich nach Neuengland zurückziehen und den Roman schreiben, den ich mir erträumte.*
>
> *Ursprünglich wollte ich ein Haus in Maine mieten, aber ein Immobilienmakler in Boston brachte mich auf Aurora. Er erzählte mir von einem Traumhaus, das angeblich genau dem entsprach, wonach ich suchte: Goose Cove. Als ich zum ersten*

Mal vor diesem Haus stand, habe ich mich sofort darein verliebt. Es war genau der Ort, den ich brauchte: ruhig und in einer Wildnis, die nicht völlig von der Welt abgeschnitten war, weil nur wenige Meilen von Aurora entfernt. Auch die Stadt gefiel mir sehr. Das Leben dort wirkte unbeschwert, die Kinder spielten vollkommen sorglos auf der Straße, die Kriminalitätsrate war gleich null: eine Postkartenidylle. Das Haus in Goose Cove überstieg zwar deutlich meine finanziellen Möglichkeiten, aber die Agentur war damit einverstanden, dass ich die Miete in zwei Teilbeträgen zahlte. Also machte ich Kassensturz: Wenn ich nicht zu viel ausgab, würde ich mit meinem Geld hinkommen. Außerdem hatte ich das gute Gefühl, die richtige Wahl getroffen zu haben. Ich täuschte mich nicht, denn diese Entscheidung hat mein Leben verändert: Das Buch, das ich in jenem Sommer schrieb, sollte mich reich und berühmt machen.

Ich glaube, was mir so sehr an Aurora gefiel, war die Sonderstellung, die ich schon bald genoss: In New York war ich nur ein Lehrer an einer Highschool und ein unbekannter Autor gewesen, aber in Aurora war ich Harry Quebert, ein Schriftsteller, der aus New York gekommen war, um seinen nächsten Roman zu schreiben. Wissen Sie, diese Geschichte mit dem Fabelhaften*, Marcus, damals, auf der Highschool, als Sie allen etwas vorgegaukelt haben, um sich hervorzutun – genau dasselbe passierte mir, nachdem ich hier gelandet war. Ich war ein selbstbewusster junger Mann, elegant, gut aussehend, athletisch und kultiviert und wohnte zu allem Überfluss im prachtvollen Anwesen von Goose Cove. Die Einheimischen, die nicht einmal meinen Namen kannten, schlossen aus meinem Auftreten und dem Haus, das ich bewohnte, auf meinen Erfolg. Es fehlte nicht viel, und die Bevölkerung hätte mich für einen großen Star aus New York gehalten. Von einem Tag auf den anderen war ich jemand.*

Der angesehene Schriftsteller, der ich in New York nicht sein konnte, der war ich in Aurora. Ich hatte der Gemeindebücherei ein paar Exemplare von meinem ersten Roman geschenkt, die ich mitgebracht hatte, und stellen Sie sich vor: Dieser lausige Haufen Papier, von dem man in New York nichts hatte wissen wollen, löste hier in Aurora Begeisterung aus. Das alles war 1975 in einer Kleinstadt in New Hampshire möglich, die, lange bevor es Internet und all diese neuartigen Technologien gab, nach ihrer Daseinsberechtigung suchte und in mir den local hero *fand, von dem sie immer geträumt hatte.*

Gegen dreiundzwanzig Uhr kehrte ich nach Goose Cove zurück. Als ich in die schmale Kiesauffahrt einbog, tauchte im Lichtkegel meiner Scheinwerfer eine maskierte Gestalt auf, die sofort im Wald verschwand. Ich machte eine Vollbremsung, sprang mit einem Schrei aus dem Wagen und wollte schon die Verfolgung des Eindringlings aufnehmen, als ein heller Lichtschein meinen Blick auf sich zog: Am Haus brannte es. Ich rannte hin, um nachzusehen: Harrys Corvette stand in Flammen. Sie schlugen bereits sehr hoch, und eine beißende Rauchsäule stieg in den Himmel. Ich rief nach Hilfe, aber da war niemand. Um mich herum war nichts als Wald. Die Scheiben der Corvette barsten in der Hitze, das Blech schmolz, und die Flammen loderten höher und höher und züngelten an den Garagenmauern. Ich konnte nichts tun. Es würde alles niederbrennen.

26.

N-O-L-A

Aurora, New Hampshire, Samstag, 14. Juni 1975

»Schriftsteller sind so zerbrechliche Wesen, Marcus, weil sie zwei Arten von Seelenqual kennen, also doppelt so viele wie normale Menschen: den Liebeskummer und den ›Bücherkummer‹. Ein Buch zu schreiben ist, wie jemanden zu lieben: Es kann sehr wehtun.«

DIENSTANWEISUNG
AN DAS GESAMTE PERSONAL

Wie ihr sicher bemerkt habt, kommt Harry Quebert seit einer Woche täglich zum Mittagessen in unser Lokal. Mr Quebert ist ein berühmter Schriftsteller aus New York; ihm sollte daher besondere Aufmerksamkeit entgegengebracht werden. Seinen Bedürfnissen ist mit größtmöglicher Diskretion nachzukommen. Er ist vor allem nicht zu stören.

Tisch 17 ist bis auf Weiteres für ihn reserviert. Er ist stets für ihn frei zu halten.

Tamara Quinn

Die Ahornsirupflasche kam auf dem Tablett ins Wanken. Kaum hatte sie sie daraufgestellt, kippte sie auch schon. Bei dem Versuch, sie aufzufangen, verlor sie ihrerseits das Gleichgewicht, das ganze Tablett stürzte mit Riesengetöse zu Boden und sie gleich mit.

Harry beugte sich über die Theke. »Nola? Ist alles in Ordnung?«

Leicht benommen rappelte sie sich auf. »Ja, ja, ich …«

Sie betrachteten kurz das Ausmaß des Schadens, dann brachen sie in schallendes Gelächter aus.

»Lachen Sie nicht, Harry«, tadelte Nola ihn milde. »Wenn Mrs Quinn erfährt, dass ich schon wieder ein Tablett habe fallen lassen, kriege ich gehörig eins auf den Deckel.«

Er trat hinter die Theke und ging in die Hocke, um ihr beim Aufsammeln der Glasscherben zu helfen, die in einer Matschsoße aus Senf, Mayonnaise, Ketchup, Ahornsirup, Butter, Zucker und Salz lagen. »Kann mir jemand verdammt noch mal erklären, warum mir neuerdings alle hartnäckig sämtliche Gewürze auf einmal bringen, wenn ich etwas bestelle?«

»Das ist wegen der Anweisung«, klärte Nola ihn auf.

»Was für eine Anweisung?«

Sie deutete mit dem Kinn auf das kleine Blatt, das hinter der Theke hing. Harry richtete sich auf, schnappte sich den Zettel und las ihn laut vor.

»Nicht, Harry! Was machen Sie da? Sie sind verrückt! Wenn Mrs Quinn das mitkriegt …«

»Keine Sorge, es ist niemand hier.«

Es war halb acht Uhr morgens. Das Clark's war noch leer.

»Was soll dieser Zettel?«

»Das ist die Anweisung von Mrs Quinn.«

In diesem Augenblick kamen ein paar Gäste herein, und sie mussten ihr Gespräch unterbrechen. Sofort kehrte Harry an seinen Tisch zurück, und Nola ging eilig ihrer Arbeit nach.

»Ich bringe Ihnen sofort neue Toasts, Mr Quebert«, verkündete sie förmlich, bevor sie in der Küche verschwand.

Hinter der Schwingtür blieb sie kurz stehen und lächelte verträumt: Sie liebte ihn. Seit sie ihm vor zwei Wochen am Strand begegnet war, seit diesem wunderschönen Regentag, an dem sie zufällig in der Nähe von Goose Cove spazieren gegangen war, liebte sie ihn. Das wusste sie. Ihr Gefühl täuschte sie nicht, und es war mit nichts zu vergleichen: Sie fühlte sich anders, glücklicher. Die Tage kamen ihr schöner vor. Und vor allem: Wenn er hier war, spürte sie, wie ihr Herz höherschlug.

Nach der Begegnung am Strand waren sie sich noch zweimal über den Weg gelaufen: vor dem Laden in der Hauptstraße und im Clark's, wo sie samstags kellnerte. Und jedes Mal war etwas Besonderes zwischen ihnen gewesen. Danach war er dazu übergegangen, jeden Tag zum Schreiben ins Clark's zu kommen, was Tamara Quinn, die Besitzerin des Lokals, nach einigen Tagen veranlasst hatte, ihre »Mädels«, wie sie ihre Kellnerinnen nannte, am Spätnachmittag zu einer dringlichen Besprechung zusammenzutrommeln. Bei dieser Gelegenheit hatte sie auch die

fragliche Dienstanweisung präsentiert. »Meine Damen«, hatte Tamara Quinn zu ihren Angestellten gesagt, die sie wie Soldatinnen hatte antreten lassen, »ihr habt sicher bemerkt, dass der große New Yorker Schriftsteller Harry Quebert jeden Tag hierherkommt, was beweist, dass dieses Lokal es in puncto Stil und Qualität mit den besten Restaurants der Ostküste aufnehmen kann. Das Clark's besitzt ein gewisses Niveau. Wir müssen zeigen, dass wir auch den Erwartungen unserer anspruchsvollsten Gäste gerecht werden. Da das Gehirn von einigen von euch nicht viel größer als eine Erbse ist, habe ich eine Dienstanweisung verfasst, die euch daran erinnern soll, wie ihr Mr Quebert zu behandeln habt. Ihr sollt sie lesen, lesen und noch mal lesen, bis ihr sie auswendig könnt! Ich werde euch spontan abfragen. Die Anweisung wird in der Küche und hinter der Theke aufgehängt.«

Tamara Quinn hatte ihre Richtlinien noch weiter klar und deutlich erläutert: Mr Quebert sei vor allem nicht zu stören, er brauche Ruhe, um sich zu konzentrieren. Kompetenz sei gefragt, damit er sich wie zu Hause fühle. Die Statistik seiner bisherigen Besuche zeige, dass er den Kaffee immer schwarz trinke: Ihm sei daher beim Eintreffen Kaffee ohne alles zu bringen. Wenn Mr Quebert etwas anderes brauche, wenn er zum Beispiel Hunger habe, werde er sich schon melden. Er sei nicht zu belästigen und zum Konsum zu drängen wie die anderen Kunden. Wenn er etwas zu essen bestelle, seien ihm gleich sämtliche Gewürze und Zutaten, also Senf, Ketchup, Mayonnaise, Pfeffer, Salz, Butter, Zucker und Ahornsirup, zu bringen, damit er nicht nach ihnen verlangen müsse. Große Schriftsteller sollten nichts verlangen müssen: Sie müssten den Kopf frei haben, um in Ruhe arbeiten zu können. Vielleicht sei das Buch, an dem er schreibe, seien die Notizen, die er in all den Stunden am immer selben Platz anfertige, ja der Auftakt zu einem gewaltigen Meisterwerk – dann wäre das Clark's schon bald im ganzen Land ein Begriff.

Tamara Quinn träumte davon, dass das Buch ihrem Restaurant zu dem Bekanntheitsgrad verhelfen würde, der ihr vorschwebte. Von den Einnahmen würde sie ein zweites Lokal in Concord sowie später weitere in Boston, New York und sämtlichen großen Küstenstädten bis hinunter nach Florida eröffnen.

Mindy, eine der Kellnerinnen, hatte um eine zusätzliche Erklärung gebeten: »Aber, Mrs Quinn, wie können wir sicher sein, dass Mr Quebert wirklich nur schwarzen Kaffee möchte?«

»Weil ich es weiß, basta. In guten Restaurants müssen wichtige Gäste nicht bestellen: Das Personal kennt ihre Gewohnheiten. Sind wir ein gutes Restaurant?«

»Ja, Mrs Quinn«, hatten die Kellnerinnen unisono erwidert. »Ja, Mom«, hatte Jenny gebrüllt, weil sie ihre Tochter war.

»Nenn mich hier nicht mehr ›Mom‹«, hatte Tamara angeordnet. »Das klingt zu sehr nach Landgasthof.«

»Wie soll ich dich dann nennen?«, hatte Jenny gefragt.

»Du sprichst mich gar nicht an, sondern nimmst meine Anweisungen entgegen und nickst ergeben. Sprechen ist nicht nötig. Verstanden?«

Statt einer Antwort hatte Jenny genickt.

»Verstanden oder nicht?«, hatte ihre Mutter nachgefragt.

»Aber ja, ich habe verstanden, Mom. Ich nicke, und zwar so …«

»Ah, sehr gut, mein Schatz. Siehst du, wie schnell du lernst? Und jetzt ihr, Mädels: Ich möchte die ergebene Miene bei euch allen sehen! Na also … sehr schön … Und jetzt nicken … Ja … Genau so … Von oben nach unten … Sehr gut, man könnte meinen, wir wären im Château Marmont.«

Tamara Quinn war nicht die Einzige, die Harry Queberts Anwesenheit in Aurora in helle Aufregung versetzte: Die ganze Stadt war in Aufruhr. Einige behaupteten, er wäre in New York ein richtiger Star, was andere bestätigten, um nicht als ungebildet dazustehen. Erne Pinkas, der in der Gemeindebücherei mehrere Exemplare seines ersten Romans ausgelegt hatte, meinte zwar, von

einem Schriftsteller namens Quebert habe er noch nie gehört, aber wer gab schon etwas auf die Meinung eines Fabrikarbeiters, der von der New Yorker High Society keine Ahnung hatte? In einem Punkt waren sich alle einig: Nicht jeder konnte es sich leisten, das prachtvolle Haus in Goose Cove zu beziehen, das jahrelang leer gestanden hatte.

Noch ein anderes Thema erregte die Gemüter, und dieses betraf die jungen Frauen im heiratsfähigen Alter und letztendlich auch deren Eltern: Harry Quebert war Junggeselle. Er war also noch zu haben und aufgrund seiner Bekanntheit, seines Intellekts, seines Vermögens und seines sehr angenehmen Äußeren als künftiger Ehemann sehr begehrt. Das Personal des Clark's hatte schnell spitzgekriegt, dass die vierundzwanzigjährige Jenny, eine hübsche, sinnliche Blondine und Excheerleaderin der Highschool von Aurora, in Harry verschossen war. Jenny, die unter der Woche den Service machte, war die Einzige, die sich unverhohlen über die Dienstanweisung hinwegsetzte: Sie schäkerte mit Harry, plauderte immerzu mit ihm, unterbrach ihn bei der Arbeit und brachte ihm nie alle Gewürze auf einmal. Nur an den Wochenenden arbeitete Jenny nicht. Samstags war Nola da.

Der Koch tippte auf die Serviceklingel und riss Nola aus ihren Tagträumereien: Harrys Toasts waren fertig. Nola stellte den Teller auf ihr Tablett. Bevor sie in den Speisesaal zurückging, schob sie ihre goldene Haarspange zurecht, dann stieß sie voller Stolz die Tür auf. Seit zwei Wochen war sie verliebt.

Sie brachte Harry seine Bestellung. Das Clark's füllte sich allmählich.

»Guten Appetit, Mr Quebert«, sagte sie.

»Nenn mich Harry …«

»Nicht hier«, murmelte sie. »Das würde Mrs Quinn nicht gefallen.«

»Sie ist nicht da. Niemand wird es erfahren …«

Nola deutete mit dem Kinn auf die anderen Gäste und steuerte auf deren Tische zu.

Harry biss in seinen Toast und kritzelte ein paar Zeilen auf sein Papier, dann schrieb er das Datum darüber: *Samstag, 14. Juni 1975*. Er füllte Seite um Seite, ohne wirklich zu wissen, was er da zusammenschrieb. In den drei Wochen, die er nun schon hier war, hatte er es nicht geschafft, mit seinem Roman anzufangen. Seine Einfälle waren nur flüchtig und hatten zu nichts geführt, und je mehr er sich abmühte, umso weniger kam dabei heraus. Er hatte das Gefühl, ganz langsam zu versinken, und spürte, dass ihn die schrecklichste Geißel heimsuchte, die Menschen seines Berufsstands befallen konnte: Er hatte sich die Schriftstellerkrankheit zugezogen. Die panische Angst vor den weißen Seiten hatte ihn mit jedem Tag fester im Griff, und er begann bereits daran zu zweifeln, ob er das Richtige getan hatte: Er hatte seine gesamten Ersparnisse geopfert, um dieses beeindruckende Haus am Meer bis September mieten zu können, ein Schriftstellerhaus, wie er es sich immer erträumt hatte – aber wozu den Autor spielen, wenn er nicht wusste, was er schreiben sollte? Beim Abschluss des Mietvertrags war ihm sein Plan noch unfehlbar vorgekommen: einen verflixt guten Roman schreiben und ihn bis September weit genug vorantreiben, um die ersten Kapitel mehreren großen New Yorker Verlagen vorlegen zu können, die sich vor Begeisterung um die Rechte schlagen würden. Man würde ihm einen hübschen Vorschuss anbieten, damit er das Buch fertig schreiben konnte. Seine finanzielle Zukunft wäre gesichert, und er würde der Star werden, der er immer hatte sein wollen. Doch schon jetzt hatte sein Traum einen bitteren Beigeschmack bekommen: Er hatte noch keine einzige Zeile zu Papier gebracht. Wenn er so weitermachte, würde er im Herbst ohne Geld und ohne Buch nach New York zurückkehren, den Schulleiter der Highschool, an der er früher gearbeitet hatte, beknien, ihn wieder aufzunehmen, und den Ruhm ein für alle Male vergessen müssen. Und wahrscheinlich

würde er sich zusätzlich eine Arbeit als Nachtwächter suchen müssen, um wieder etwas Geld auf die hohe Kante legen zu können.

Er betrachtete Nola, die sich strahlend mit anderen Gästen unterhielt. Als er sie lachen hörte, schrieb er:

Nola, Nola, Nola, Nola, Nola.
N-O-L-A. N-O-L-A.

N-O-L-A. Vier Buchstaben, die seine Welt auf den Kopf gestellt hatten. Nola, diese zierliche Person, die ihm, seit er sie zum ersten Mal gesehen hatte, den Kopf verdreht hatte. N-O-L-A. Zwei Tage nach ihrer Begegnung am Strand war sie ihm vor dem Laden über den Weg gelaufen, und sie waren zusammen die Hauptstraße zum Jachthafen hinuntergegangen.

»Man erzählt sich, dass Sie nach Aurora gekommen sind, um ein Buch zu schreiben«, hatte sie gesagt.

»Das stimmt.«

Übermütig hatte sie ausgerufen: »Oh, Harry, wie aufregend! Sie sind der erste Schriftsteller, den ich kennenlerne! Ich möchte Ihnen so viele Fragen stellen …«

»Zum Beispiel?«

»Wie geht das mit dem Schreiben?«

»Das kommt von ganz allein. Zuerst wirbeln einem alle möglichen Ideen im Kopf herum, irgendwann entstehen daraus Sätze, und die landen dann auf dem Papier.«

»Es muss herrlich sein, Schriftsteller zu sein!«

Er hatte sie angesehen und sich Hals über Kopf in sie verliebt.

N-O-L-A. Sie hatte ihm erzählt, dass sie samstags im Clark's arbeitete, deshalb war er am darauffolgenden Samstag in aller Frühe dorthin gegangen. Den ganzen Tag über hatte er sie nicht aus den Augen gelassen und jede einzelne ihrer Gesten bewundert. Doch dann hatte er sich in Erinnerung gerufen, dass sie erst fünfzehn war, und sich geschämt. Wenn jemand in diesem kleinen Städtchen

mitbekam, was er für die kleine Kellnerin aus dem Clark's empfand, würde er Scherereien bekommen. Vielleicht drohte ihm sogar Gefängnis. Um jeden Verdacht zu zerstreuen, ging er dazu über, täglich zum Mittagessen ins Clark's zu kommen. Seit über einer Woche spielte er nun schon den Stammgast, erschien Tag für Tag mit gleichgültiger Miene und ließ sich nichts anmerken. Keiner durfte mitbekommen, dass sein Herz am Samstag höherschlug. An all den Tagen, an denen er in Goose Cove auf der Terrasse oder im Clark's saß, konnte er nichts anderes als ihren Namen schreiben. N-O-L-A. Seite um Seite, auf der er sie beim Namen nannte, sie vor sich sah, sie beschrieb. Seiten, die er anschließend zerriss und in seinem eisernen Papierkorb verbrannte. Wenn jemand diese Zeilen fand, war er erledigt.

Zur Mittagszeit, als im Clark's gerade Hochbetrieb herrschte, ließ sich Nola von Mindy ablösen. Das war ungewöhnlich. Sie kam zu Harry an den Tisch, um sich höflich von ihm zu verabschieden. Dabei wurde sie von einem Mann begleitet, bei dem es sich Harrys Einschätzung nach um ihren Vater, Reverend David Kellergan, handelte. Er war am Spätvormittag gekommen und hatte an der Theke einen Granatapfel-Milkshake getrunken.

»Auf Wiedersehen, Mr Quebert«, sagte Nola. »Ich mache für heute Schluss. Ich wollte Ihnen nur kurz meinen Vater, Reverend Kellergan, vorstellen.«

Harry stand auf, und die beiden Männer schüttelten sich herzlich die Hand.

»Sie sind also der berühmte Schriftsteller«, sagte der Reverend mit einem Lächeln.

»Und Sie müssen der Reverend sein, über den man sich hier so viel erzählt«, entgegnete Harry.

David Kellergan wirkte amüsiert. »Geben Sie nichts auf das Gerede der Leute. Die übertreiben immer.«

Nola zog einen Handzettel aus ihrer Tasche und reichte ihn Harry.

»An unserer Highschool findet heute zum Schuljahresende eine Aufführung statt, Mr Quebert. Deshalb muss ich früher weg. Sie beginnt um siebzehn Uhr. Kommen Sie?«

»Nola«, rügte ihr Vater sie milde, »lass doch den armen Mr Quebert in Frieden. Was soll er denn da?«

»Es wird bestimmt sehr schön!«, verteidigte sie sich begeistert.

Harry dankte Nola für die Einladung und sagte ihr Auf Wiedersehen. Durch die Panoramascheibe sah er, wie sie um die Straßenecke bog und verschwand, dann kehrte er nach Goose Cove zurück, um sich erneut in seine Entwürfe zu vertiefen.

Vierzehn Uhr. N-O-L-A. Seit zwei Stunden saß er nun schon in seinem Arbeitszimmer und hatte nichts geschrieben. Stattdessen hatte er ständig auf die Uhr geschielt. Er durfte nicht zu ihrer Schulaufführung gehen. Das war verboten. Aber weder Wände noch Gefängnismauern konnten ihn davon abhalten, mit ihr zusammen sein zu wollen. Sein Körper war in Goose Cove eingesperrt, aber in Gedanken lief er mit Nola am Strand entlang. Es wurde fünfzehn Uhr. Dann sechzehn Uhr. Er klammerte sich an seinen Stift, um nicht aus dem Arbeitszimmer zu rennen. Sie war erst fünfzehn. Diese Liebe war verboten. N-O-L-A.

Um sechzehn Uhr fünfzig betrat Harry in einem eleganten dunklen Anzug die Aula der Highschool. Der Saal war brechend voll: Die ganze Stadt war da. Als er zwischen den Stuhlreihen nach vorn ging, bildete er sich ein, dass alle über ihn tuschelten, sobald er an ihnen vorbeikam, und die Eltern der Schüler ihm mit Blicken zu verstehen gaben: *Wir wissen, warum du hier bist*. Er fühlte sich schrecklich unwohl in seiner Haut, entschied sich aufs Geratewohl für eine Reihe und machte sich auf seinem Sitzplatz so klein wie möglich, um nicht aufzufallen.

Das Spektakel begann. Er hörte einen grauenhaften Chor, gefolgt von einem schwunglosen Trompetenensemble, Primaballerinen, die

alles andere als prima waren, einem unbeseelten Klavierstück für vier Hände und Sängern ohne Stimme. Anschließend wurde im ganzen Saal das Licht gelöscht, und ein einzelner Scheinwerfer warf seinen hellen Lichtkreis auf die Bühne. Da erschien sie in einem blauen Paillettenkleid, das sie wie tausend Sterne funkeln ließ. N-O-L-A. Gebannte Stille. Sie setzte sich auf einen Barhocker, schob ihre Haarspange zurecht und richtete den Mikrofonständer aus, den man vor sie hingestellt hatte. Dann schenkte sie den Zuschauern ein strahlendes Lächeln, nahm eine Gitarre zur Hand und stimmte eine eigene Interpretation des Songs *Can't Help Falling in Love with You* an.

Das Publikum war hin und weg, und in diesem Augenblick begriff Harry, dass ihn das Schicksal, als es ihn nach Aurora schickte, auf Nola Kellergan angesetzt hatte, das außergewöhnlichste Geschöpf, dem er je begegnet war und jemals begegnen würde. Vielleicht war es gar nicht seine Bestimmung, Schriftsteller zu werden, sondern von dieser einzigartigen jungen Frau geliebt zu werden. Konnte es ein schöneres Los geben? Er war so überwältigt, dass er am Ende der Vorführung mitten im Applaus aufsprang und fluchtartig den Saal verließ. Überstürzt kehrte er nach Goose Cove zurück, setzte sich auf die Terrasse und schrieb, bis zum Rand gefüllte Whiskygläser in sich hineinschüttend, wie ein Besessener N-O-L-A, N-O-L-A, N-O-L-A. Er wusste nicht, was er tun sollte. Aurora verlassen? Aber wohin sollte er gehen? Zurück ins lärmende New York? Er hatte sich verpflichtet, das Haus für vier Monate zu mieten, und bereits die Hälfte bezahlt. Er war hierhergekommen, um ein Buch zu schreiben. Er musste sich daran halten. Er musste sich zusammenreißen und sich wie ein Schriftsteller benehmen.

Als das Handgelenk vom Schreiben wehtat und ihm vom Whisky schwindlig war, ging er an den Strand hinunter, ließ sich unglücklich gegen einen großen Fels sinken und blickte starr auf den Horizont. Plötzlich hörte er hinter sich Schritte.

»Harry? Harry, was ist mit Ihnen?«

Es war Nola in ihrem blauen Kleid. Sie eilte zu ihm und kniete sich in den Sand. »Harry, um Himmels willen! Sind Sie krank?«

»Was … Was machst du denn hier?«, fragte er statt einer Antwort.

»Ich habe nach der Aufführung auf Sie gewartet. Ich habe Sie mitten im Applaus gehen sehen und nicht mehr gefunden. Ich habe mir Sorgen gemacht … Warum sind Sie so schnell gegangen?«

»Du solltest nicht hierbleiben, Nola.«

»Warum?«

»Weil ich betrunken bin. Ich habe ein bisschen zu tief ins Glas geschaut. Das bereue ich jetzt. Wenn ich gewusst hätte, dass du kommst, wäre ich nüchtern geblieben.«

»Warum haben Sie getrunken, Harry? Sie sehen so traurig aus …«

»Ich bin einsam. Ich bin so schrecklich einsam.«

Sie drängte sich an ihn und sah ihn aus ihren strahlenden Augen eindringlich an. »Aber Harry, um Sie herum sind doch so viele Menschen!«

»Die Einsamkeit bringt mich um, Nola.«

»Dann leiste ich Ihnen eben Gesellschaft.«

»Das solltest du nicht tun …«

»Ich möchte aber, es sei denn, ich störe Sie.«

»Du störst mich nie.«

»Harry, warum sind Schriftsteller so einsam? Hemingway, Melville … Sie waren die einsamsten Menschen der Welt!«

»Ich weiß nicht, ob Schriftsteller einsame Menschen werden oder ob es die Einsamkeit ist, die sie zum Schreiben treibt …«

»Und warum begehen alle Schriftsteller Selbstmord?«

»Nicht alle begehen Selbstmord, nur die, deren Bücher keiner liest.«

»Ich habe Ihr Buch gelesen. Ich habe es mir in der Gemeindebücherei ausgeliehen und in einer einzigen Nacht durchgelesen! Ich war begeistert! Sie sind ein ganz großer Schriftsteller! Harry … heute Nachmittag habe ich für Sie gesungen. Ich habe dieses Lied für Sie gesungen!«

Er sah sie an und lächelte. Sie fuhr mit der Hand unendlich zärtlich durch sein Haar und sagte noch einmal: »Sie sind ein ganz großer Schriftsteller, Harry. Sie dürfen sich nicht einsam fühlen. Ich bin doch da.«

25.

Über Nola

»Wie wird man eigentlich Schriftsteller, Harry?«

»Indem man nie aufgibt. Wissen Sie, Marcus, die Freiheit beziehungsweise das Streben nach Freiheit ist ein ewiger Kampf. Wir leben in einer Gesellschaft aus resignierten Büroangestellten, und um uns aus dieser misslichen Lage zu befreien, müssen wir gleichzeitig gegen uns selbst und gegen die ganze Welt ankämpfen. Wir müssen uns unsere Freiheit jeden Augenblick neu erkämpfen, aber das ist uns nicht wirklich bewusst. Ich jedenfalls werde nie klein beigeben.«

Der Nachteil von Kleinstädten in der tiefsten amerikanischen Provinz ist, dass sie nur eine freiwillige Feuerwehr haben und diese weniger schnell zu mobilisieren ist als eine Berufsfeuerwehr. Deshalb verging am Abend des 20. Juni 2008, während ich zusehen musste, wie die Flammen von der Corvette auf das kleine, als Garage dienende Nebengebäude übergriffen, nach meinem Notruf noch eine ganze Weile, bis die Feuerwehr in Goose Cove eintraf. Insofern grenzt es an ein Wunder, dass das Haus selbst verschont geblieben ist, auch wenn sich dieses Wunder in den Augen des Feuerwehrhauptmanns von Aurora vor allem darauf zurückführen ließ, dass es sich bei der Garage um ein separates Gebäude handelte und der Brand daher rasch eingedämmt werden konnte.

Während Polizei und Feuerwehr in Goose Cove im Einsatz waren, traf Travis Dawn ein, den man ebenfalls verständigt hatte.

»Du hast doch nichts abgekriegt, oder, Marcus?«, fragte er, als er auf mich zueilte.

»Nein, mir geht es gut, abgesehen davon, dass beinahe das ganze Haus niedergebrannt wäre …«

»Was ist passiert?«

»Ich kam gerade vom Grand Beach nach Hause, und als ich in die Zufahrt eingebogen bin, habe ich eine Gestalt gesehen, die durch den Wald abgehauen ist. Erst dann habe ich die Flammen bemerkt …«

»Hattest du Zeit, die Person zu identifizieren?«

»Nein. Es ging alles so schnell.«

In diesem Augenblick rief uns ein Polizeibeamter zu sich, der gleichzeitig mit der Feuerwehr eingetroffen war und die unmittelbare Umgebung des Hauses absuchte. Er hatte soeben, in die Haustür eingeklemmt, folgende Nachricht gefunden:

Fahr nach Hause, Goldman.

»Verdammt! Gestern habe ich auch wieder so eine bekommen«, entfuhr es mir.

»Noch eine? Wo?«, wollte Travis wissen.

»An meinem Wagen. Ich hatte zehn Minuten vor dem Laden geparkt, und als ich zurückkam, steckte genau die gleiche Nachricht hinter dem Scheibenwischer.«

»Glaubst du, jemand stellt dir nach?«

»Ich … Ich weiß es nicht. Bisher habe ich nicht darauf geachtet. Was hat das zu bedeuten?«

»Diese Brandstiftung sieht mir verdammt nach einer Warnung aus, Marcus.«

»Eine Warnung? Warum sollte jemand mich warnen wollen?«

»Irgendwem passt es anscheinend nicht, dass du dich in Aurora aufhältst. Jeder weiß, dass du ziemlich viele Fragen stellst …«

»Na und? Es muss jemand sein, der Angst davor hat, dass ich etwas über Nola herausfinden könnte.«

»Kann sein. Jedenfalls gefällt mir das nicht. Die Sache ist mir nicht geheuer. Ich lasse über Nacht eine Streife hier, das ist sicherer.«

»Die Streife ist unnötig. Wenn der Kerl kommen will, soll er kommen: Ich bin hier.«

»Ganz langsam, Marcus. Heute Nacht bleibt eine Streife hier, ob du willst oder nicht. Wenn es sich, wie ich glaube, um einen Warnschuss handelt, dann heißt das, dass weitere Aktionen folgen werden. Du musst also auf der Hut sein.«

Am nächsten Tag fuhr ich in aller Frühe zu Harry ins Staatsgefängnis, um ihm von dem Vorfall zu berichten.

»*Fahr nach Hause, Goldman*?«, wiederholte er, als ich ihm von der anonymen Nachricht erzählte.

»Wie ich es Ihnen sage. Auf dem Computer geschrieben.«

»Was hat die Polizei unternommen?«

»Travis Dawn ist gekommen. Er hat den Brief mitgenommen und gesagt, dass er ihn untersuchen lässt. Seiner Ansicht nach handelt es sich um eine Warnung. Vielleicht passt es jemandem nicht, dass ich in dieser Geschichte herumstochere. Jemand, für den Sie der ideale Täter sind und dem es nicht gefällt, dass ich meine Nase in die Angelegenheit stecke.«

»Und dieser Jemand hat Nola und Deborah Cooper getötet?«

»Zum Beispiel.«

Harry machte ein ernstes Gesicht. »Roth sagt, nächsten Dienstag werde ich der Grand Jury vorgeführt, einer Handvoll rechtschaffener Bürger, die sich mit meinem Fall befassen und entscheiden, ob die Anschuldigungen gegen mich begründet sind. Anscheinend hört die Grand Jury immer auf den Staatsanwalt … Es ist ein Albtraum, Marcus. Mit jedem Tag, der vergeht, habe ich das Gefühl, tiefer zu sinken, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Zuerst werde ich verhaftet und sage mir, das ist ein Irrtum, der sich in ein paar Stunden aufklären wird, aber plötzlich werde ich hier bis zum Prozess eingesperrt, der Gott weiß wann stattfindet, und bekomme womöglich die Todesstrafe. Die Todesstrafe, Marcus! Ich muss immerzu daran denken. Ich habe Angst.«

Es war eindeutig, dass Harry hier allmählich vor die Hunde ging. Er saß seit kaum mehr als einer Woche im Gefängnis, aber es war offensichtlich, dass er das keinen Monat durchhalten würde. »Wir holen Sie hier raus, Harry. Wir werden die Wahrheit ans Licht bringen. Roth ist ein sehr guter Anwalt, Sie müssen Vertrauen zu ihm haben. Wollen Sie nicht weitererzählen? Erzählen Sie mir von Nola, fahren Sie mit Ihrem Bericht fort. Was ist danach passiert?«

»Wonach?«

»Nach der Szene am Strand. Als Nola an dem Samstag nach der Schulaufführung zu Ihnen gekommen ist und gesagt hat, dass Sie sich nicht einsam fühlen sollen.«

Während ich dies sagte, brachte ich mein Aufnahmegerät auf dem Tisch in Stellung und schaltete es ein. Harry zwang sich zu einem

Lächeln.

»Sie sind in Ordnung, Marcus, denn das ist es, was zählt: Nola, die an den Strand kommt und zu mir sagt, dass ich mich nicht einsam fühlen soll, dass sie für mich da ist … Eigentlich war ich immer ein ziemlicher Einzelgänger gewesen, aber plötzlich war alles anders. Durch Nola fühlte ich mich als Teil eines Ganzen, einer Einheit, die wir gemeinsam bildeten. Wenn sie nicht bei mir war, herrschte in mir ein Gefühl der Leere und des Mangels, wie ich es vorher nicht gekannt hatte. Es war, als würde sich meine Welt, seit sie in mein Leben getreten war, ohne sie nicht mehr richtig drehen. Ich wusste, dass mein Glück von ihr abhing, aber mir war auch klar, dass die Geschichte zwischen ihr und mir furchtbar kompliziert werden würde. Übrigens war meine erste Reaktion, meine Gefühle zu unterdrücken. Schließlich war die Sache aussichtslos. An jenem Samstag blieben wir noch eine Weile am Strand, bis ich zu ihr sagte, es sei spät, sie müsse nach Hause, bevor ihre Eltern sich Sorgen machten, und sie gehorchte. Sie ging über den Strand zurück, ich blickte ihr nach und hoffte, dass sie sich umdrehen würde, nur ein einziges Mal, um mir kurz zuzuwinken. N-O-L-A. Aber ich musste sie mir um jeden Preis aus dem Kopf schlagen … In der folgenden Woche versuchte ich, Jenny, der heutigen Chefin des Clark's, näherzukommen, um Nola zu vergessen.«

»Warten Sie … Soll das heißen, dass die Jenny, von der Sie mir erzählt haben, die Kellnerin aus dem Clark's von 1975, Jenny Dawn, die Frau von Travis ist, der das Clark's heute gehört?«

»Genau die, nur dreißig Jahre älter. Damals war sie sehr hübsch. Das ist sie übrigens immer noch. Sie hätte in Hollywood als Schauspielerin ihr Glück versuchen können. Sie hat oft davon gesprochen, aus Aurora wegzugehen und in Kalifornien in Saus und Braus zu leben. Aber sie hat es nie getan. Sie ist hiergeblieben, hat von ihrer Mutter das Restaurant übernommen und wird am Ende ihr Leben lang Hamburger verkauft haben. Ihr Fehler. Man ist für sein Leben selbst verantwortlich, Marcus. Ich weiß, wovon ich rede …«

»Warum sagen Sie das jetzt?«

»Das ist nicht weiter wichtig … Aber ich schweife ab und verliere mich in Nebensächlichkeiten. Ich sprach gerade von Jenny. Die damals vierundzwanzigjährige Jenny war also eine bildschöne Frau: Schönheitskönigin an der Highschool, eine sinnliche Blondine, die jedem Mann den Kopf verdrehte. Alle standen damals auf Jenny. Ich verbrachte meine Tage im Clark's in ihrer Gesellschaft. Ich hatte dort Kredit und ließ alles anschreiben. Ich achtete nicht weiter darauf, wie viel ich ausgab, obwohl ich beinahe sämtliche Ersparnisse für die Miete des Hauses verwendet hatte und ziemlich knapp bei Kasse war.«

Mittwoch, 18. Juni 1975

Seit Harry in Aurora wohnte, brauchte Jenny Quinn morgens eine geschlagene Stunde länger, um sich fertig zu machen. Es war Liebe auf den ersten Blick gewesen. Noch nie zuvor hatte sie so etwas erlebt. Er war der Mann ihres Lebens, das wusste sie. Er war der, auf den sie immer gewartet hatte. Jedes Mal, wenn sie ihn sah, malte sie sich ihre gemeinsame Zukunft aus: ihre triumphale Hochzeit, ihr Leben in New York. Goose Cove würde zu ihrem Sommerhaus werden, er könnte dort in Ruhe seine Manuskripte überarbeiten, und sie würde ihre Eltern besuchen. Er war der Mann, der sie aus Aurora herausholen würde. Sie würde nie wieder die schmierigen Tische und Toiletten dieses Hinterwäldlerrestaurants putzen müssen, sondern am Broadway Karriere machen und in Kalifornien Filme drehen. Die Zeitungen würden über sie als Paar berichten.

Sie bildete sich das nicht ein, ihre Phantasie spielte ihr keinen Streich: Es war ganz offensichtlich etwas zwischen ihr und Harry. Er liebte sie auch, daran bestand kein Zweifel. Warum sonst kam er jeden Tag ins Clark's? Jeden Tag! Und ihre Gespräche an der Theke! Ach, wie sie es liebte, wenn er sich ihr gegenüber hinsetzte, um ein wenig mit ihr zu plaudern! Er war anders als alle Männer, die sie

bisher kennengelernt hatte, viel reifer. Ihre Mutter hatte den Kellnerinnen ja Anweisungen erteilt und ihnen insbesondere verboten, mit Harry zu reden oder ihn abzulenken, und sie hatte Jenny zu Hause schon so manches Mal gemaßregelt, weil sie ihr Betragen ihm gegenüber unpassend fand. Aber ihre Mutter begriff überhaupt nichts. Sie verstand nicht, dass Harry sie so sehr liebte, dass er ein Buch über sie schrieb.

Schon seit Tagen ahnte Jenny etwas in dieser Richtung, und an diesem Morgen wurde ihre Ahnung zur Gewissheit. Bei Tagesanbruch erschien Harry im Clark's, genauer gesagt, um sechs Uhr dreißig, kurz nach der Öffnung. Er kam nur selten so früh. Normalerweise ließen sich um diese Uhrzeit nur Fernfahrer und Vertreter blicken. Kaum hatte er sich an seinem angestammten Platz niedergelassen, fing er wie ein Verrückter an zu schreiben. Er legte sich dabei fast aufs Papier, als befürchtete er, jemand könnte das Geschriebene sehen. Ab und zu hielt er inne und betrachtete sie lange. Sie tat zwar, als merkte sie nichts, aber sie wusste, dass er sie mit den Augen verschlang. Zuerst hatte sie sich seine durchdringenden Blicke nicht erklären können. Erst kurz vor Mittag begriff sie, dass er ein Buch über sie schrieb. Ja, um sie, Jenny Quinn, drehte sich alles im neuen Meisterwerk von Harry Quebert. Deshalb wollte er nicht, dass man seine Notizen sah. Kaum war ihr das klar geworden, spürte sie, wie eine gewaltige Erregung sie erfasste. Zur Mittagszeit nutzte sie die Gelegenheit, ihm die Karte zu bringen und ein wenig mit ihm zu plaudern.

Er hatte den ganzen Vormittag damit verbracht, die vier Buchstaben ihres Vornamens zu schreiben: *N-O-L-A*. Ihr Bild ging ihm nicht mehr aus dem Kopf, ihr Gesicht beherrschte sein Denken. Ab und zu schloss er die Augen, um sie sich zu vergegenwärtigen. Gleich darauf wehrte er sich wieder dagegen und starrte Jenny an in der Hoffnung, Nola darüber zu vergessen. Jenny war eine sehr attraktive Frau, warum konnte er nicht sie lieben?

Als er Jenny kurz vor zwölf Uhr mit der Karte und einem Kaffee auf sich zukommen sah, deckte er seine Notizen mit einem leeren Blatt Papier zu, wie er es immer tat, wenn sich jemand näherte.

»Es ist Zeit, etwas zu essen, Harry«, befahl Jenny in allzu mütterlichem Ton. »Bis auf gut anderthalb Liter Kaffee haben Sie den ganzen Vormittag nichts zu sich genommen. Mit so einem leeren Bauch kriegen Sie Sodbrennen.«

Er zwang sich dazu, ein höfliches Lächeln aufzusetzen und sich auf ein kurzes Gespräch mit ihr einzulassen. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Rasch wischte er ihn mit dem Handrücken ab.

»Ihnen ist ja heiß, Harry. Sie arbeiten zu viel!«

»Schon möglich.«

»Und? Sind Sie inspiriert?«

»Ja. Zurzeit läuft es nicht schlecht, würde ich sagen.«

»Sie haben den ganzen Vormittag nicht einmal aufgeblickt.«

»In der Tat.«

Jenny lächelte vielsagend, um ihm klarzumachen, dass sie alles über das Buch wusste. »Harry … Ich weiß, es ist gewagt, aber … Dürfte ich es lesen? Nur ein paar Seiten? Ich bin so gespannt, was Sie schreiben. Es müssen wunderschöne Worte sein.«

»Es ist noch nicht soweit.«

»Oh, es ist bestimmt schon ganz phantastisch.«

»Mal sehen, vielleicht später.«

Wieder lächelte sie. »Ich bringe Ihnen zur Erfrischung eine Limonade. Möchten Sie etwas essen?«

»Eier mit Speck, bitte.«

Sofort entschwand Jenny in die Küche und trällerte dem Koch zu: *Eier und Speck für den grrroßen Schriftsteller!* Ihre Mutter, die sie im Speisesaal hatte schwatzen sehen, rief sie zur Ordnung: »Jenny, ich möchte, dass du aufhörst, Mr Quebert zu belästigen!«

»Belästigen? Ach, Mom, du hast ja keine Ahnung: Ich inspiriere ihn.«

Tamara Quinn betrachtete ihre Tochter skeptisch. Sehr überzeugt wirkte sie nicht. Ihre Jenny war ja ein nettes Mädchen, aber viel zu blauäugig. »Wer hat dir denn diese Flausen in den Kopf gesetzt?«

»Ich weiß, dass Harry auf mich steht, Mom. Und ich glaube, dass ich in seinem Buch eine wichtige Rolle spiele. Ja, Mom, deine Tochter wird nicht ihr Leben lang Eier mit Speck und Kaffee servieren. Aus deiner Tochter wird mal was.«

»Was faselst du da?«

Jenny übertrieb ein wenig, damit ihre Mutter es auch wirklich kapierte. »Das mit Harry und mir … bald ist es offiziell«, verkündete sie triumphierend. Kokett machte sie kehrt und stolzierte wie eine First Lady zurück in den Speisesaal.

Tamara Quinn konnte sich ein zufriedenes Lächeln nicht verkneifen: Sollte es ihrer Tochter tatsächlich gelingen, sich Quebert zu schnappen, würde man im ganzen Land über das Clark's reden. Wer weiß, die Hochzeit konnte doch vor Ort stattfinden, sie würde Harry die Idee schon schmackhaft machen. Das Viertel abgeriegelt, große weiße Zelte auf der Straße, handverlesene Gäste; die halbe New Yorker Hautevolee, Dutzende Journalisten, die über das Ereignis berichteten, und nicht enden wollendes Blitzlichtgewitter. Den Mann schickte der Himmel!

An diesem Tag verließ Harry das Clark's um sechzehn Uhr überstürzt, als hätte er die Zeit vergessen. Er sprang in seinen vor dem Restaurant geparkten Wagen und fuhr schnell los. Er wollte nicht zu spät kommen, er wollte sie nicht verpassen. Kurz nachdem er weggefahren war, hielt ein Streifenwagen aus Aurora auf dem frei gewordenen Platz. Der Polizeibeamte Travis Dawn umklammerte nervös das Lenkrad und warf durchs Fenster unauffällig einen Blick ins Innere des Restaurants. Es herrschte noch zu viel Betrieb, deshalb wagte er sich nicht hinein. Er nutzte die Wartezeit, um den Satz einzustudieren, den er sich zurechtgelegt hatte. Ein einziger Satz nur, das würde er schon hinkriegen. Er durfte nur nicht so schüchtern sein. Ein läppischer Satz aus kaum mehr als zehn

Wörtern. Er blickte in den Rückspiegel und sagte laut: *Kuten Tag, Jenny, ich dachte, wir gönnten am Samstag vielleicht ins Gino kehen …* Er fluchte: So ging das nicht! Ein einziger, harmloser Satz, und er brachte es nicht fertig, sich den richtig zu merken! Er faltete ein Papier auseinander und las, was er daraufgeschrieben hatte:

> *Guten Tag, Jenny,*
> *wenn du freihast, könnten wir doch vielleicht am Samstagabend in Montburry ins Kino gehen.*

Das war doch nicht so schwer. Er musste nur ins Clark's gehen, sich mit einem Lächeln an die Theke setzen und einen Kaffee bestellen. Während sie dann seine Tasse füllte, musste er den Satz sagen. Er brachte seine Haare in Ordnung und tat dann so, als würde er ins Mikrofon seines Bordfunkgeräts sprechen, damit er beschäftigt wirkte, falls ihn jemand sah. Er wartete zehn Minuten. Vier Gäste verließen gleichzeitig das Clark's. Jetzt war der Weg frei. Sein Herz pochte wie verrückt: Er spürte das Klopfen in der Brust, in den Händen, im Kopf, ja sogar die Fingerspitzen schienen bei jedem Herzschlag zu zucken. Das Stück Papier in der Faust, stieg Travis aus dem Wagen. Er liebte Jenny. Schon seit der Highschool. Sie war die wunderbarste Frau, die er je gesehen hatte. Ihretwegen war er in Aurora geblieben. Auf der Polizeiakademie war man wegen seiner besonderen Eignung auf ihn aufmerksam geworden und hatte ihm geraten, nach Höherem als der Ortspolizei zu streben. Von der State Police, ja sogar von der Federal Police war die Rede gewesen! Ein Typ aus Washington hatte zu ihm gesagt: »Mein Junge, vergeude deine Zeit nicht in diesem gottverlassenen Kaff. Das FBI sucht Leute. Und das FBI, das ist doch was, oder?« Das FBI! Man hatte ihm zum FBI geraten! Vielleicht hätte er sogar um Aufnahme beim hoch angesehenen Secret Service ersuchen können, der mit dem Schutz des Präsidenten und anderer hochrangiger Persönlichkeiten des Landes beauftragt war. Aber da war diese junge Frau, die in Aurora

im Clark's bediente, dieses Mädchen, in das er schon immer verliebt gewesen war, sodass er stets gehofft hatte, dass es eines Tages den Blick auf ihn richten würde: Jenny Quinn. Also hatte er darum gebeten, bei der Polizei in Aurora eingesetzt zu werden. Ohne Jenny hatte sein Leben keinen Sinn. Vor der Tür des Restaurants holte er tief Luft und trat ein.

Sie dachte an Harry, während sie mechanisch Tassen abtrocknete, die längst trocken waren. In letzter Zeit brach er immer schon gegen sechzehn Uhr auf. Sie fragte sich, wohin er wohl so regelmäßig ging. Ob er eine Verabredung hatte? Aber mit wem? Ein Gast setzte sich an die Theke und riss sie aus ihren Träumereien. »Guten Tag, Jenny.«

Es war Travis, ihr netter Schulkamerad von der Highschool, der Polizist geworden war.

»Hallo, Travis. Möchtest du einen Kaffee?«

»Gern.«

Er schloss kurz die Augen, um sich zu konzentrieren. Er musste ihr diesen Satz sagen. Sie stellte eine Tasse vor ihn hin und schenkte Kaffee ein. Der Augenblick war gekommen: Jetzt musste er es wagen. »Jenny … Ich wollte dir sagen …«

»Was?«

Sie heftete ihre großen hellen Augen fest auf seine und brachte ihn dadurch völlig aus der Fassung. Wie ging der Satz bloß weiter? Ach ja, das Kino …

»Das Kino«, sagte er.

»Was ist mit dem Kino?«

»Ich … Im Kino von Manchester gab es einen Raubüberfall.«

»Ach, wirklich? Ein Raubüberfall in einem Kino? Komische Geschichte.«

»Auf dem Postamt von Manchester, wollte ich sagen.«

Warum zum Teufel hatte er nur von diesem Raubüberfall angefangen? Das Kino! Es ging ums Kino!

»Auf dem Postamt oder im Kino?«, wollte Jenny wissen.

Das Kino. Das Kino. Das Kino. Rede über das Kino! Sein Herz explodierte fast. Er unternahm noch einen Anlauf: »Jenny … Ich wollte … Na ja, ich habe mir gesagt … Also, wenn du möchtest …«

In diesem Augenblick rief Tamara aus der Küche nach ihrer Tochter, und Jenny musste seinen Vortrag unterbrechen.

»Entschuldige, Travis, aber ich muss zu ihr. Mutter hat zurzeit miese Laune.«

Die junge Frau verschwand hinter der Schwingtür, ohne dem jungen Polizisten Zeit zu lassen, seinen Satz zu beenden. Mit einem Seufzer murmelte er: *Wenn du freihast, könnten wir am Samstagabend doch vielleicht in Montburry ins Kino gehen.* Dann legte er fünf Dollar für einen Kaffee zu fünfzig Cent, den er noch nicht einmal getrunken hatte, auf den Tresen und verließ niedergeschlagen das Clark's.

»Wo wollten Sie an all den Tagen um sechzehn Uhr hin, Harry?«, fragte ich.

Er antwortete mir nicht gleich. Stattdessen blickte er aus dem nahen Fenster, und mir schien, dass er dabei versonnen lächelte. Schließlich sagte er: »Ich musste sie unbedingt sehen …«

»Nola, oder?«

»Ja. Wissen Sie, Jenny war toll, aber sie war eben nicht Nola. Mit Nola zusammen zu sein hieß, wirklich zu leben. Anders könnte ich es nicht umschreiben. Jede mit ihr verbrachte Sekunde war eine aus dem Vollen gelebte Sekunde. Und ich glaube, genau das ist Liebe. Ihr Lachen, Marcus, ihr Lachen höre ich seit dreiunddreißig Jahren jeden Tag in meinem Kopf. Ihr außergewöhnlicher Blick, ihre vor Leben sprühenden Augen, ich sehe sie immerzu vor mir … Genau wie ihre Gesten, ihre Art, sich das Haar zu richten oder sich auf die Lippen zu beißen. Ihre Stimme erklingt in mir, und manchmal ist es, als wäre sie da. Wenn ich in die Stadtmitte, zum Jachthafen oder zum Laden fahre, sehe ich sie vor mir, wie sie mit mir über das Leben und über Bücher plaudert. Im Juni 1975 war noch nicht einmal ein

Monat vergangen, seit sie in mein Leben getreten war, und trotzdem hatte ich das Gefühl, sie wäre schon immer ein Teil davon gewesen. Wenn sie nicht da war, kam es mir so vor, als hätte nichts einen Sinn: Ein Tag ohne Nola war ein verlorener Tag. Mein Bedürfnis, sie zu sehen, war so stark, dass ich nicht bis Samstag warten konnte. Also habe ich damit angefangen, sie am Ausgang der Highschool abzupassen. Das hatte ich vor, wenn ich um sechzehn Uhr das Clark's verlassen habe! Ich habe mich ins Auto gesetzt und bin zur Highschool von Aurora gefahren. Dort habe ich mich direkt vor dem Haupteingang auf den Lehrerparkplatz gestellt, mich im Wagen versteckt und darauf gewartet, dass sie herauskam. Sobald sie auftauchte, fühlte ich mich viel lebendiger, viel kraftvoller. Sie zu sehen reichte mir zu meinem Glück. Ich ließ sie nicht aus den Augen, bis sie in den Schulbus stieg, und blieb so lange dort stehen, bis der Bus verschwunden war. War ich damals verrückt, Marcus?«

»Nein, ich glaube nicht, Harry.«

»Ich weiß nur, dass Nola in mir lebte, und zwar im wahrsten Sinn des Wortes. Dann war wieder Samstag, und dieser Samstag war ein herrlicher Tag. Das schöne Wetter hatte die Leute an den Strand gelockt, das Clark's war wie ausgestorben, und Nola und ich haben uns lange unterhalten. Sie hat gesagt, sie hätte viel über mich und mein Buch nachgedacht und das, an dem ich gerade schrieb, würde bestimmt ein großes Meisterwerk. Als ihre Schicht um achtzehn Uhr zu Ende war, habe ich angeboten, sie nach Hause zu fahren. Ich habe sie einen Block von ihrem Elternhaus entfernt in einer einsamen Straße abgesetzt, damit sie keinen neugierigen Blicken ausgesetzt war. Sie hat mich gefragt, ob ich ein paar Schritte mit ihr gehen wollte, aber ich habe ihr erklärt, das sei kompliziert, die ganze Stadt würde sich das Maul zerreißen, wenn man uns zusammen spazieren gehen sah. Ich weiß noch, dass sie darauf geantwortet hat: ›Spazierengehen ist kein Verbrechen, Harry …‹ – ›Ich weiß, Nola. Aber ich glaube, die Leute würden sich Fragen stellen.‹ Da hat sie ein bisschen geschmollt. ›Ich bin doch so gerne mit Ihnen zusammen

Harry! Sie sind ein ganz besonderer Mensch. Es wäre schön, wenn wir ein bisschen beieinander sein könnten, ohne uns verstecken zu müssen.‹«

Samstag, 28. Juni 1975

Ein Uhr mittags. Jenny Quinn hatte im Clark's hinter der Theke zu tun. Jedes Mal, wenn die Tür des Restaurants aufging, zuckte sie zusammen und hoffte, dass er es war. Aber er war es nie. Jenny war nervös und sehr angespannt. Wieder fiel die Tür ins Schloss, aber auch diesmal war es nicht Harry, sondern ihre Mutter Tamara. Sie wunderte sich über die Aufmachung ihrer Tochter: Jenny hatte ein entzückendes cremefarbenes Kostüm an, das sie sonst nur zu besonderen Gelegenheiten trug.

»Warum hast du das an, mein Schatz?«, wollte Tamara wissen. »Wo ist deine Schürze?«

»Vielleicht habe ich keine Lust mehr, deine scheußlichen Schürzen zu tragen, weil sie mich hässlich machen? Ich habe doch das Recht, ab und zu ein bisschen hübsch auszusehen, oder nicht? Glaubst du, es macht mir Spaß, den ganzen Tag Steaks zu servieren?«

Jenny hatte Tränen in den Augen.

»Was ist denn los?«, fragte ihre Mutter.

»Es ist Samstag, und normalerweise arbeite ich samstags nicht! Ich arbeite am Wochenende nie!«

»Aber du hast selbst darauf bestanden, für Nola einzuspringen, als sie mich gefragt hat, ob sie heute freinehmen kann.«

»Ja, kann sein, was weiß ich. Ach, Mom, ich bin so unglücklich!«

Jenny spielte mit einer Ketchupflasche, und plötzlich rutschte sie ihr aus der Hand. Die Flasche zerbrach und überzog ihre blütenweißen Tennisschuhe mit roten Spritzern. Jenny fing an zu schluchzen.

»Aber was ist denn mit dir los, mein Schatz?«, fragte ihre Mutter besorgt.

»Ich warte auf Harry, Mom! Er kommt doch sonst immer am Samstag … Warum ist er dann heute nicht hier? Ach, Mom, ich bin so eine dumme Kuh! Wie konnte ich mir nur einbilden, dass er mich liebt? Ein Mann wie Harry würde nie eine gewöhnliche kleine Kellnerin aus einem Hamburgerrestaurant nehmen! Was bin ich für ein dummes Huhn!«

»Ach was, sag so etwas nicht«, tröstete Tamara sie und umarmte sie. »Geh dich amüsieren, nimm dir den Tag frei! Ich vertrete dich. Ich will nicht, dass du weinst. Du bist ein wunderbares Mädchen, und ich bin mir sicher, dass Harry in dich verschossen ist.«

»Aber warum ist er dann nicht hier?«

Die Mutter überlegte kurz. »Wusste er denn, dass du heute arbeitest? Du arbeitest sonst nie am Samstag. Warum sollte er kommen, wenn du nicht da bist? Weißt du, was ich glaube, mein Schatz? Harry ist samstags bestimmt immer sehr unglücklich, weil er dich an dem Tag nicht sehen kann.«

Jennys Miene hellte sich auf. »Ach, Mom, warum bin ich nicht selber darauf gekommen?«

»Du solltest ihn zu Hause besuchen. Ich bin mir sicher, er freut sich sehr, dich zu sehen.«

Jenny strahlte. Was für eine wunderbare Idee von ihrer Mutter! Sie würde Harry in Goose Cove besuchen und ihm ein schönes Picknick mitbringen. Der Arme arbeitete hart und hatte darüber bestimmt das Mittagessen vergessen. Sie eilte in die Küche, um etwas Proviant zusammenzusuchen.

Zur selben Zeit machten Harry und Nola hundertzwanzig Meilen entfernt an der Strandpromenade des Städtchens Rockland in Maine ein Picknick. Nola warf ein paar riesigen, heiser kreischenden Möwen Brotkrumen zu.

»Ich liebe Möwen!«, rief sie. »Möwen sind meine Lieblingsvögel. Vielleicht weil ich das Meer liebe und das Meer immer dort ist, wo die Möwen sind. Das stimmt wirklich: Selbst wenn die Sicht durch

Bäume versperrt ist, erinnern uns die Möwen am Himmel daran, dass das Meer gleich dahinter liegt. Kommen in Ihrem Buch auch Möwen vor, Harry?«

»Wenn du das möchtest. Ich schreibe alles in das Buch, was du willst.«

»Wovon handelt es?«

»Das würde ich dir gern sagen, aber ich kann nicht.«

»Ist es eine Liebesgeschichte?«

»In gewisser Weise.« Er musterte sie amüsiert. Er hielt ein Heft in der Hand und versuchte die Szene mit Bleistift einzufangen.

»Was machen Sie da?«, fragte sie.

»Eine Skizze.«

»Sie zeichnen auch? Sie können wirklich alles! Zeigen Sie her, ich möchte sie sehen!«

Sie rückte näher und war von der Zeichnung hellauf begeistert. »Wie schön sie ist, Harry! Sie sind so begabt!«

In einem Anfall von Zärtlichkeit schmiegte sie sich an ihn, doch er schob sie reflexartig weg und schaute sich um, weil er wissen wollte, ob jemand sie gesehen hatte.

»Warum tun Sie das?«, begehrte Nola auf. »Schämen Sie sich etwa meinetwegen?«

»Nola, du bist fünfzehn, und ich bin vierunddreißig. Die Leute würden das nicht gutheißen.«

»Das sind alles Idioten!«

Er lachte und hielt ihr wütendes Gesicht mit ein paar Zeichenstrichen fest. Wieder lehnte sie sich an ihn, und diesmal ließ er es zu. Gemeinsam schauten sie den Möwen zu, wie sie sich um die Brotkrumen zankten.

Sie hatten sich vor ein paar Tagen zu diesem Ausflug entschlossen. Er hatte sie nach der Schule unweit ihres Elternhauses an der Bushaltestelle abgepasst. Sie war überglücklich und zugleich erstaunt gewesen, ihn zu sehen.

»Harry? Was tun Sie hier?«, hatte sie gefragt.

»Das weiß ich auch nicht, aber ich hatte Lust, dich zu sehen. Ich … Weißt du, Nola, ich habe über deine Idee nachgedacht.«

»Zeit zu zweit zu verbringen?«

»Genau. Ich habe mir überlegt, dass wir am Wochenende irgendwohin fahren könnten. Nicht weit. Nach Rockland zum Beispiel. Dort kennt uns keiner, und wir könnten uns freier fühlen. Natürlich nur, wenn du Lust hast.«

»Oh, Harry, das wäre großartig! Aber es müsste am Samstag sein, weil ich am Sonntag den Gottesdienst nicht versäumen darf.«

»Dann also am Samstag. Kannst du es einrichten, dass du freikriegst?«

»Natürlich! Ich werde Mrs Quinn um einen freien Tag bitten. Und meinen Eltern werde ich schon irgendwas erzählen. Seien Sie unbesorgt.«

Meinen Eltern werde ich schon irgendwas erzählen. Bei diesen Worten hatte er sich gefragt, was bloß in ihn gefahren war, sich in einen Teenager zu vernarren. Auch jetzt, am Strand von Rockland, dachte er über sie beide nach.

»Woran denken Sie gerade, Harry?«, fragte Nola, noch immer an ihn geschmiegt.

»Daran, was wir gerade tun.«

»Was ist Schlimmes daran?«

»Das weißt du genau. Oder vielleicht auch nicht. Was hast du deinen Eltern erzählt?«

»Sie glauben, dass ich mit meiner Freundin Nancy Hattaway zusammen bin und dass wir heute Morgen so früh aufgebrochen sind, um den ganzen Tag auf dem Boot von Teddy Bapsts Vater zu verbringen. Teddy ist Nancys Freund.«

»Und wo ist Nancy?«

»Mit Teddy auf dem Boot. Allein. Sie hat behauptet, dass ich dabei bin, damit Teddys Eltern die beiden allein fahren lassen.«

»Ihre Mutter glaubt also, sie wäre mit dir zusammen, und deine glaubt, du wärst mit Nancy zusammen, und falls sie miteinander

telefonieren, bestätigen sie sich das gegenseitig.«

»Genau. Der Plan ist bombensicher. Ich muss um zwanzig Uhr zu Hause sein. Haben wir noch Zeit, tanzen zu gehen? Ich würde so gerne mit Ihnen tanzen.«

Um fünfzehn Uhr traf Jenny in Goose Cove ein. Als sie vor dem Haus parkte, stellte sie fest, dass der schwarze Chevrolet nicht da war. Harry war offenbar weggefahren. Trotzdem klingelte sie: Wie zu erwarten, öffnete niemand. Sie ging ums Haus herum, um nachzusehen, ob er vielleicht auf der Terrasse saß, aber auch dort war niemand. Irgendwann beschloss sie, ins Haus zu gehen. Bestimmt war Harry nur frische Luft schnappen. Er arbeitete in letzter Zeit viel, er brauchte ab und zu eine Pause. Er würde sich sicher freuen, wenn er bei seiner Rückkehr auf dem Tisch einen schönen Imbiss vorfand: Sandwiches mit kaltem Braten, Eier, Käse, rohes Gemüse mit einer Kräutersoße zum Dippen, deren Rezept sie wie ein Geheimnis hütete, ein Stück Torte und saftiges Obst.

Jenny hatte das Haus in Goose Cove noch nie von innen gesehen. Sie fand alles prachtvoll. Das Haus war riesengroß und geschmackvoll eingerichtet; es hatte Sichtbalkendecken, große Bücherregale an den Wänden, lackierte Parkettböden und große Panoramafenster, die einen unverstellten Ausblick auf das Meer boten. Unweigerlich malte sie sich aus, wie sie hier mit Harry leben würde: im Sommer Frühstück auf der Terrasse, im Winter schön im Warmen aneinandergekuschelt am Wohnzimmerkamin, wo er ihr Passagen aus seinem neuen Roman vorlas. Warum eigentlich New York? Sie könnten auch hier zusammen glücklich sein. Sie wären sich selbst genug und würden nichts weiter brauchen. Sie stellte den Imbiss mit etwas Geschirr, das sie in einem Schrank fand, im Esszimmer auf den Tisch und setzte sich in einen Sessel, um auf ihn zu warten. Sie wollte ihn überraschen.

Geduldig wartete sie eine Stunde. Wo steckte er nur? Als ihr langweilig wurde, beschloss sie, sich den Rest des Hauses anzusehen.

Der erste Raum, den sie betrat, war das Arbeitszimmer im Erdgeschoss. Es war eher winzig, aber gut ausgestattet mit einem Schrank, einem Sekretär aus Ebenholz, einer Bücherwand und einem großen Holzpult, auf dem Papiere und Stifte verstreut lagen. Dort also arbeitete Harry. Sie trat ans Pult, um einen Blick darauf zu werfen, nichts weiter. Sie wollte sein Werk nicht entweihen, sein Vertrauen nicht missbrauchen, sondern nur sehen, was er den lieben langen Tag schrieb. Außerdem würde nie jemand davon erfahren. Von der Rechtmäßigkeit ihres Tuns überzeugt, nahm sie das oberste Blatt vom Stapel und las mit klopfendem Herzen. Die ersten Zeilen waren mit schwarzem Filzstift durchgestrichen, sodass sie sie nicht entziffern konnte. Doch danach las sie klar und deutlich:

> *Ich gehe nur ins Clark's, um sie zu sehen. Ich gehe nur hin, um in ihrer Nähe zu sein. Sie ist alles, was ich mir immer erträumt habe. Ich bin von ihr besessen. Sie beherrscht mein Denken. Dabei habe ich nicht das Recht dazu. Ich sollte es nicht tun. Ich sollte nicht dorthin gehen, ich sollte nicht einmal in dieser Unglücksstadt bleiben. Ich sollte fortgehen, fliehen, nie zurückkehren. Ich habe nicht das Recht, sie zu lieben. Es ist verboten. Bin ich verrückt?*

Vor Glück strahlend, küsste Jenny das Papier und presste es an ihre Brust. Dann machte sie ein paar Tanzschritte und rief: »Harry, mein Liebster, Sie sind nicht verrückt! Ich liebe Sie auch, und Sie haben alles Recht der Welt auf mich. Fliehen Sie nicht, mein Liebster! Ich liebe Sie so!« Was für eine aufregende Entdeckung! Aus Angst, ertappt zu werden, legte sie das Blatt rasch wieder aufs Pult und ging zurück ins Wohnzimmer. Dort streckte sie sich auf dem Sofa aus, schob den Rock hoch, sodass ihre Schenkel zu sehen waren, und knöpfte die Kostümjacke auf, bis ihre Brüste hervorlugten. Noch nie hatte jemand etwas so Schönes für sie geschrieben. Sobald er

zurückkam, würde sie sich ihm hingeben. Sie würde ihm ihre Jungfräulichkeit schenken.

Im selben Augenblick betrat David Kellergan das Clark's, setzte sich an die Theke und bestellte wie immer einen großen lauwarmen Granatapfel-Milkshake.

»Ihre Tochter ist heute nicht hier, Reverend«, sagte Tamara Quinn zu ihm, als sie ihn bediente. »Sie hat sich freigenommen.«

»Das weiß ich, Mrs Quinn. Sie ist mit Freunden auf dem Meer. Sie ist in aller Herrgottsfrühe aufgebrochen. Ich habe ihr angeboten, sie zu fahren, aber das hat sie abgelehnt. Sie hat gesagt, ich soll im Bett bleiben und mich ausruhen. Sie ist so ein liebes kleines Ding.«

»Sie haben völlig recht, Reverend. Ich bin mit ihr auch hochzufrieden.«

Als David Kellergan lächelte, betrachtete Tamara den kleinen, leutseligen Mann mit dem sanften Gesicht und den runden Brillengläsern einen Augenblick. Er musste um die fünfzig sein, war von schlankem, fast zartgliedrigem Wuchs, und doch ging von ihm eine große Kraft aus. Seine Stimme war ruhig und bedächtig, und er wurde niemals laut. Sie schätzte ihn sehr, wie übrigens alle in der Stadt. Und sie mochte seine Predigten, auch wenn er mit dem abgehackten Akzent des Südens sprach. Seine Tochter kam ganz nach ihm: sanftmütig, freundlich, gefällig, zuvorkommend. David und Nola Kellergan waren gute Menschen, gute Amerikaner und gute Christen. Sie waren in Aurora sehr beliebt.

»Wie lange leben Sie jetzt in Aurora, Reverend?«, fragte Tamara Quinn. »Mir kommt es vor, als wären Sie schon immer hier.«

»Bald sechs Jahre, Mrs Quinn. Sechs schöne Jahre.« Der Reverend ließ den Blick kurz über die anderen Gäste wandern, und als Stammgast fiel ihm auf, dass Tisch 17 nicht besetzt war.

»Nanu!«, entfuhr es ihm. »Der Schriftsteller ist nicht da? Das kommt eher selten vor, oder?«

»Ja, er ist heute nicht hier. Was für ein charmanter Mann!«

»Mir ist er auch sehr sympathisch. Ich habe ihn hier kennengelernt. Er hat sich in der Highschool netterweise die Aufführung zum Schuljahresende angesehen. Ich würde ihn gerne als Gemeindemitglied gewinnen. Wir brauchen Persönlichkeiten wie ihn, um diese Stadt voranzubringen.«

Tamara musste an ihre Tochter denken und konnte es sich nicht verkneifen, ihm die große Neuigkeit mitzuteilen: »Erzählen Sie es niemandem, Reverend, aber zwischen ihm und meiner Jenny läuft etwas.«

David Kellergan lächelte und trank einen großen Schluck von seinem Milkshake.

Achtzehn Uhr in Rockland. Sonnendurchwärmt nippten Harry und Nola auf einer Terrasse an ihren Fruchtsäften. Nola wollte, dass Harry ihr von seinem Leben in New York erzählte. Sie wollte alles wissen. »Erzählen Sie es mir«, verlangte sie. »Erzählen Sie mir, wie es ist, dort ein Star zu sein.« Ihm war klar, dass sie sich ein Leben voller Cocktailpartys vorstellte. Was sollte er ihr also erzählen? Dass er überhaupt nicht der war, für den man ihn in Aurora hielt? Dass ihn in New York niemand kannte? Dass sein erstes Buch keinen Erfolg gehabt hatte und er bis vor Kurzem ein ziemlich uninteressanter Lehrer an einer Highschool gewesen war? Dass er fast kein Geld mehr hatte, weil all seine Ersparnisse für die Miete von Goose Cove draufgegangen waren? Dass er nichts zu Papier brachte? Dass er ein Hochstapler war? Dass der großartige Harry Quebert, der renommierte Schriftsteller, der in einer Luxusvilla am Meer wohnte und seine Tage damit verbrachte, in Cafés herumzusitzen und zu schreiben, nur einen Sommer lang existieren würde? Aber wenn er ihr aus lauter Anstand die Wahrheit sagte, lief er Gefahr, sie zu verlieren. Also beschloss er, draufloszuphantasieren und die Rolle seines Lebens weiterzuspielen: die des talentierten, angesehenen, der roten Teppiche und der Hektik New Yorks

überdrüssigen Genies, das es auf der Suche nach der nötigen Erholung in eine Kleinstadt New Hampshires verschlagen hatte.

»Sie haben so ein Glück, Harry!«, staunte sie, während sie seinen Beschreibungen lauschte. »Was für ein aufregendes Leben Sie führen! Manchmal möchte ich davonfliegen, weit weg von hier, weit weg von Aurora. Ich ersticke hier nämlich. Meine Eltern sind schwierig. Mein Vater ist ein guter Mensch, aber er ist eben auch ein Kirchenmann und hat so seine Vorstellungen. Und meine Mutter ist so streng zu mir! Man könnte meinen, sie wäre selber nie jung gewesen. Und dann jeden Sonntagmorgen in die Kirche, das ödet mich an! Ich weiß nicht, ob ich an Gott glaube. Glauben Sie an Gott, Harry? Wenn Sie an Gott glauben, glaube ich auch an ihn.«

»Ich weiß es nicht, Nola. Ich weiß es nicht mehr.«

»Meine Mutter sagt, man muss an Gott glauben, sonst bestraft er uns hart. Manchmal sage ich mir, dass es im Zweifelsfall besser ist zu gehorchen.«

»Weißt du«, erwiderte Harry, »der Einzige, der weiß, ob Gott existiert oder nicht, ist Gott selbst.«

Darüber musste sie lachen. Es war ein naives, unschuldiges Lachen. Vorsichtig nahm sie seine Hand und fragte: »Hat man das Recht, seine Mutter nicht zu lieben?«

»Ich denke schon. Liebe ist keine Pflicht.«

»Aber in den Zehn Geboten steht: Du sollst deine Eltern lieben. Es ist das vierte oder fünfte, genau weiß ich es nicht. Aber im ersten Gebot heißt es auch, dass man an Gott glauben soll. Wenn ich nicht an Gott glaube, bin ich also auch nicht mehr verpflichtet, meine Mutter zu lieben, oder? Meine Mutter ist sehr streng. Manchmal sperrt sie mich in meinem Zimmer ein, weil sie mich schamlos findet. Dabei bin ich nicht schamlos, ich möchte nur frei sein. Ich möchte das Recht haben, ein bisschen zu träumen. Mein Gott, es ist schon achtzehn Uhr! Ach, könnte die Zeit doch stillstehen! Wir müssen zurück, und wir hatten nicht mal Zeit zu tanzen.«

»Wir werden tanzen, Nola. Wir haben noch unser ganzes Leben Zeit zu tanzen.«

Um zwanzig Uhr schreckte Jenny aus dem Schlaf auf. Beim Warten war sie auf dem Sofa eingedöst. Die Sonne ging gerade unter, es war Abend. Jenny lag mit gespreizten Beinen auf dem Diwan, in ihrem Mundwinkel glitzerte ein Speichelfaden, ihr Atem ging schwer. Rasch zog sie ihr Höschen hoch und knöpfte ihre Jacke wieder zu, dann packte sie hastig ihr Picknick ein und flüchtete tief beschämt aus dem Haus in Goose Cove.

Wenige Minuten später erreichten sie Aurora. Harry hielt in einer Gasse in der Nähe des Jachthafens, damit Nola sich mit ihrer Freundin Nancy treffen und beide zusammen nach Hause gehen konnten. Sie blieben noch einen Augenblick im Auto sitzen. Die kleine Straße war menschenleer, es wurde gerade dunkel. Nola zog ein Päckchen aus ihrer Handtasche.

»Was ist das?«, fragte Harry.

»Machen Sie es auf. Es ist ein Geschenk für Sie. Ich habe es in dem kleinen Laden in der Stadtmitte entdeckt, wo wir den Saft getrunken haben. Es ist ein Andenken, damit Sie diesen wunderschönen Tag nie vergessen.«

Er öffnete die Verpackung: Es war eine blau lackierte Blechdose mit der Aufschrift: *SOUVENIR AUS ROCKLAND, MAINE*.

»Darin können Sie trockenes Brot sammeln«, erklärte Nola, »und damit zu Hause die Möwen füttern. Möwen muss man füttern, das ist wichtig.«

»Danke. Ich verspreche dir, die Möwen immer zu füttern.«

»Und jetzt sagen Sie etwas Nettes zu mir, liebster Harry. Sagen Sie, dass ich Ihre allerliebste Nola bin.«

»Allerliebste Nola …«

Sie lächelte und näherte sich seinem Gesicht, um ihn zu küssen. Er wich abrupt zurück.

»Nola«, sagte er schroff, »das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Das mit dir und mir, das wäre zu kompliziert.«

»Was wäre daran kompliziert?«

»Alles, Nola, alles. Deine Freundin wartet, es ist schon spät. Ich … Ich glaube, wir sollten uns nicht mehr sehen.«

Überstürzt stieg er aus dem Wagen, um ihr die Tür zu öffnen: Sie musste gehen, schnell: Es fiel ihm so schwer, ihr nicht zu sagen, wie sehr er sie liebte.

»Diese Brotdose in der Küche ist also ein Souvenir von Ihrem Tagesausflug nach Rockland?«, fragte ich.

»Richtig, Marcus. Ich füttere die Möwen, weil Nola mich damals darum gebeten hat.«

»Und was ist nach Rockland passiert?«

»Dieser Tag war so wunderschön gewesen, dass ich es mit der Angst bekommen habe. Es war wunderschön, aber viel zu kompliziert. Deshalb hatte ich beschlossen, mich von Nola fernzuhalten und auf ein anderes Mädchen auszuweichen. Auf ein Mädchen, das ich lieben durfte. Sie ahnen, auf wen?«

»Jenny.«

»Volltreffer.«

»Und?«

»Das erzähle ich Ihnen ein anderes Mal, Marcus. Wir haben viel geredet, ich bin müde.«

»Natürlich, das verstehe ich.« Ich schaltete das Aufnahmegerät aus.

24.

Erinnerungen an den Nationalfeiertag

»Nehmen Sie Deckungsposition ein, Marcus.«

»Deckungsposition?«

»Ja, na los! Heben Sie die Fäuste, achten Sie auf die Beinstellung, und machen Sie sich kampfbereit. Was fühlen Sie?«

»Ich … Ich fühle mich zu allem fähig.«

»So ist es gut. Sie sehen, Schreiben und Boxen liegen nah beieinander. Man nimmt die Deckungsposition ein, beschließt, sich in den Kampf zu stürzen, hebt die Fäuste und geht auf seinen Gegner los. Mit einem Buch ist es mehr oder weniger dasselbe. Ein Buch ist ein Kampf.«

»Du musst mit deinen Nachforschungen aufhören, Marcus.« Das waren Jennys erste Worte, als ich sie im Clark's aufsuchte, um mit ihr über ihre Beziehung zu Harry im Jahr 1975 zu sprechen. Das lokale Fernsehen hatte über die Brandstiftung berichtet, und die Nachricht machte allmählich die Runde.

»Warum sollte ich?«, fragte ich.

»Weil ich mir große Sorgen um dich mache. Das gefällt mir nicht …« In ihrer Stimme schwang mütterliche Fürsorge mit. »Es fängt mit Brandstiftung an, und keiner weiß, wie es endet.«

»Ich werde diese Stadt nicht verlassen, bevor ich nicht herausgefunden habe, was vor dreiunddreißig Jahren passiert ist.«

»Du bist unmöglich, Marcus! Du bist so stur wie ein Esel, genau wie Harry!«

»Ich fasse das als Kompliment auf.«

Sie lächelte. »Also gut, was kann ich für dich tun?«

»Ich würde mich gern ein wenig mit dir unterhalten. Wenn du magst, könnten wir draußen eine kleine Runde drehen.«

Sie überließ das Clark's ihrer Angestellten, und wir gingen zum Jachthafen. Dort setzten wir uns auf eine Bank mit Blick aufs Meer, und ich betrachtete die Frau neben mir, die meiner Rechnung nach siebenundfünfzig Jahre alt sein musste. Ihr Gesicht war vom Leben gezeichnet, sie war allzu mager, wirkte verbraucht und hatte Augenringe. Ich versuchte sie mir so vorzustellen, wie Harry sie mir beschrieben hatte, als hübsche junge, dralle Blondine, die Exschönheitskönigin der Highschool. Unvermittelt fragte sie mich: »Marcus … Wie fühlt er sich an?«

»Wer denn?«

»Der Ruhm.«

»Er ist eine Last. Er ist angenehm, aber oft auch eine Last.«

»Ich weiß noch gut, wie du Student warst und mit Harry ins Clark's gekommen bist, um an deinen Texten zu arbeiten. Er hat dich ganz schön schuften lassen. Stunden habt ihr dort an seinem Tisch gesessen und gelesen und gekritzelt und immer wieder von vorn angefangen. Ich weiß auch noch, wie ich dir und Harry manchmal im Morgengrauen beim Joggen begegnet bin. Ihr hattet eine eiserne Disziplin. Wenn du bei ihm zu Besuch warst, hat er gestrahlt. Dann war er wie ausgewechselt. Wir wussten immer, wann du kommen würdest, weil er es schon Tage vorher allen auf die Nase gebunden hat. ›Habe ich euch schon erzählt, dass Marcus mich nächste Woche besuchen kommt? Er ist ein außergewöhnlicher Bursche. Er wird es mal weit bringen, das weiß ich.‹ So ging das Stundenlang. Deine Besuche, deine Gegenwart haben Abwechslung in sein Leben gebracht. Uns konnte er nichts vormachen: Wir wussten alle, wie einsam Harry in seinem großen Haus war. Ab dem Tag, an dem du in seinem Leben aufgetaucht bist, wurde das anders. Es war wie eine Wiedergeburt, als hätte es der alte Hagestolz doch noch geschafft, von jemandem geliebt zu werden. Deine Besuche haben ihm wahnsinnig gutgetan. Nach deiner Abreise ist er uns dann immer mit seinem ›Marcus hier‹, ›Marcus dort‹ auf den Wecker gegangen. Er war so stolz auf dich, stolz wie ein Vater auf seinen Sohn, und hat ständig von dir geredet. Du hast Aurora nie wirklich verlassen, Marcus. Und dann haben wir eines Tages dein Bild in der Zeitung gesehen: das Phänomen Marcus Goldman – ein großer Schriftsteller war geboren. Harry hat im Laden sämtliche Zeitungen gekauft und im Clark's Champagnerrunden ausgegeben. Auf Marcus: Hipp, hipp, hurra! Wir haben dich im Fernsehen gesehen und im Radio gehört, alle Welt hat nur noch über dich und dein bescheuertes Buch geredet. Harry hat Dutzende Exemplare davon gekauft und überall verschenkt. Wir haben ihn gefragt, wie es dir geht und wann wir dich wiedersehen. Er hat geantwortet, dass es dir bestimmt sehr gut geht, er aber nicht mehr viel von dir hört und dass du wohl sehr viel um die Ohren hast. Du hast ihn von einem Tag auf den anderen nicht

mehr angerufen, Marc. Du warst so damit beschäftigt, wichtig zu sein, in der Zeitung zu stehen und dich im Fernsehen zu produzieren, dass du ihn darüber vergessen hast. Du hast dich hier nie mehr blicken lassen. Dabei war er so stolz auf dich. Er hat auf ein kleines Zeichen von dir gewartet, aber es ist nie gekommen. Du hattest es geschafft, du warst jetzt berühmt, also brauchtest du ihn nicht mehr.«

»Das ist nicht wahr!«, rief ich. »Gut, ich habe mich vom Erfolg mitreißen lassen, aber ich habe an Harry gedacht, jeden Tag. Ich hatte keine Sekunde mehr für mich.«

»Nicht mal eine Sekunde, um ihn anzurufen?«

»Ich habe ihn angerufen!«

»Ja, das hast du, aber erst als du bis zum Hals in der Scheiße gesteckt hast. Weil der große Schriftsteller, nachdem er wer weiß wie viele Millionen von seinem Buch verkauft hatte, plötzlich die Hosen voll hatte und nicht mehr wusste, was er schreiben sollte. Auch das haben wir aus erster Hand erfahren, deshalb weiß ich das alles. Harry, der tief besorgt im Clark's an der Theke sitzt, weil er gerade einen Anruf von dir bekommen hat: Du bist ja so deprimiert, du hast keine Idee für dein Buch, dein Verleger will dir die ganze schöne Kohle wegnehmen. Und plötzlich kreuzt du mit traurigem Hundeblick wieder in Aurora auf, und Harry tut alles, um dich aufzumuntern. Armer, kleiner, unglücklicher Schriftsteller, worüber sollst du bloß schreiben? Und dann geschieht vor zwei Wochen das Wunder: Der Skandal bricht aus, und wer taucht hier plötzlich auf? Der liebe Marcus! Was suchst du bei uns in Aurora, Marcus? Die Inspiration für dein nächstes Buch?«

»Wie kommst du darauf?«

»Das sagt mir meine Intuition.«

Ich war wie vor den Kopf geschlagen und antwortete nicht sofort. Dann sagte ich: »Mein Verleger hat mir vorgeschlagen, ein Buch über die Sache zu schreiben, aber ich werde es nicht tun.«

»Aber Marcus: Du *musst* es schreiben! So ein Buch ist wahrscheinlich die einzige Möglichkeit, Amerika zu beweisen, dass Harry kein Unmensch ist. Er hat nichts getan, da bin ich mir sicher. Das spüre ich einfach. Du darfst ihn jetzt nicht hängen lassen, er hat niemanden außer dir. Du bist berühmt, die Leute werden auf dich hören. Du musst ein Buch über Harry und eure gemeinsamen Jahre schreiben. Du musst erzählen, was für ein außergewöhnlicher Mensch er ist.«

Leise fragte ich: »Du liebst ihn, nicht wahr?«

Sie schlug die Augen nieder. »Ich glaube, ich weiß gar nicht, was Liebe ist.«

»Und ob du das weißt! Man braucht sich nur anzuhören, wie du über ihn sprichst, auch wenn du dir noch so sehr Mühe gibst, ihn zu hassen.«

Sie lächelte traurig und sagte mit tränenerstickter Stimme: »Seit über dreißig Jahren denke ich jeden Tag an ihn. Ich sehe doch, wie einsam er ist, dabei hätte ich ihn so gern glücklich gemacht. Und ich, sieh mich an, Marcus … Ich habe davon geträumt, ein Filmstar zu werden, und was ist aus mir geworden? Die Frittenkönigin … Ich habe nicht das Leben geführt, das ich wollte.«

Ich spürte, dass sie nun bereit war, sich mir anzuvertrauen, deshalb bat ich sie: »Jenny, erzähl mir von Nola. Bitte …«

Sie lächelte wehmütig. »Sie war ein sehr nettes Mädchen. Meine Mutter mochte sie besonders gern, sie hat über sie nur Gutes gesagt, und das hat mich genervt, denn vor Nola war ich in dieser Stadt die hübsche kleine Prinzessin, nach der sich alle umdrehten. Nola war neun, als sie hierherzog. Damals interessierte sich natürlich noch kein Mensch für sie. Und dann, eines Sommers, war aus der kleinen Nola, wie es bei pubertierenden Mädchen so oft passiert, eine hübsche junge Frau mit hinreißenden Beinen, üppigem Busen und Engelsgesicht geworden war. Die neue Nola hat im Badeanzug eine Menge Gelüste geweckt.«

»Warst du eifersüchtig auf sie?«

Sie dachte kurz nach, bevor sie antwortete: »Ach, heute kann ich es dir ja sagen, weil es keine Rolle mehr spielt: Ja, ich war ein bisschen eifersüchtig. Die Männer gafften ihr hinterher, und als Frau bemerkt man so was.«

»Aber sie war doch erst fünfzehn …«

»Sie sah aber nicht wie ein kleines Mädchen aus, glaub mir. Sie war eine Frau und noch dazu eine hübsche.«

»Hast du etwas von der Sache mit ihr und Harry geahnt?«

»Nicht das Geringste! Niemand hier hätte sich so etwas vorstellen können. Weder mit Harry noch mit sonst wem. Gut, sie war ein sehr hübsches Mädchen, aber sie war, wie du gerade gesagt hast, erst fünfzehn, das wussten ja alle. Außerdem war sie die Tochter von Reverend Kellergan.«

»Also gab es zwischen euch keine Rivalitäten wegen Harry?«

»Nein, um Gottes willen!«

»Und zwischen Harry und dir – war da etwas?«

»Kaum. Wir haben uns ein paarmal verabredet. Er kam bei den Frauen hier sehr gut an. Ich meine, ein großer Star aus New York, den es hierher in dieses Kaff verschlägt …!«

»Jenny, ich muss dir eine Frage stellen, die dich vielleicht überraschen wird … Wusstest du, dass Harry ein Niemand war, als er nach Aurora kam? Er war nur ein kleiner Highschoollehrer, der seine ganzen Ersparnisse ausgegeben hatte, um das Haus in Goose Cove zu mieten.«

»Wie bitte? Er war doch damals schon Schriftsteller …«

»Er hatte einen Roman veröffentlicht, aber auf eigene Kosten und ohne Erfolg. Ich glaube, in Bezug auf seinen Bekanntheitsgrad gab es damals ein Missverständnis, und das hat er gründlich ausgereizt, um in Aurora der zu sein, der er in New York hätte sein wollen. Und als er dann das Buch *Der Ursprung des Übels* veröffentlicht hat, durch das er berühmt geworden ist, war die Illusion perfekt.«

Das amüsierte Jenny offenbar: »Also, so was!«, lachte sie. »Das wusste ich nicht. Dieser verfluchte Harry … Ich erinnere mich noch

an unser erstes Rendezvous. Ich war an dem Tag so aufgeregt. Das Datum weiß ich noch, weil es der Nationalfeiertag war, der 4. Juli 1975.«

Rasch rechnete ich im Kopf nach: Der 4. Juli – das war ein paar Tage nach dem Ausflug nach Rockland, also nachdem Harry beschlossen hatte, sich Nola aus dem Kopf zu schlagen. Ich ermunterte Jenny, mit ihrem Bericht fortzufahren: »Erzähl mir vom 4. Juli.«

Sie schloss die Augen, als wollte sie sich in Gedanken zurückversetzen. »Es war ein schöner Tag. Harry war ins Clark's gekommen und hatte vorgeschlagen, sich abends zusammen das Feuerwerk in Concord anzusehen. Er hatte gesagt, dass er mich um achtzehn Uhr zu Hause abholen würde. Ich hatte zwar erst um halb sieben Feierabend, hatte ihm aber geantwortet, dass mir das sehr gut passe. Meine Mutter ließ mich bestimmt früher gehen, damit ich mich hübsch machen konnte.«

Freitag, 4. Juli 1975

Im Haus der Familie Quinn in der Norfolk Avenue herrschte große Hektik. Es war Viertel vor sechs, und Jenny war immer noch nicht fertig. Sie raste wie eine Furie in Unterwäsche die Treppe hinauf und hinab und hatte jedes Mal ein anderes Kleid in der Hand.

»Und das hier, Mom? Was hältst du von dem hier?«, fragte sie, als sie zum siebten Mal zu ihrer Mutter ins Wohnzimmer eilte.

»Nein, das nicht«, urteilte Tamara streng. »Das macht einen dicken Hintern. Harry Quebert soll doch nicht denken, dass du verfressen bist, oder? Probier ein anderes an!«

Jenny stürmte wieder nach oben in ihr Zimmer und schluchzte, sie sehe grässlich aus, sie habe nichts anzuziehen und werde bis zum Ende ihres Lebens allein und hässlich bleiben.

Tamara war sehr nervös: Ihre Tochter sollte Harry Queberts Ansprüchen genügen. Er war ein ganz anderes Kaliber als die jungen

Leute in Aurora, da durften sie sich keinen Patzer erlauben. Kaum hatte ihre Tochter sie von dem abendlichen Rendezvous in Kenntnis gesetzt, hatte sie ihr befohlen, das Clark's zu verlassen: Der Mittagsbetrieb lief zwar gerade auf Hochtouren, das Restaurant brummte, aber Tamara wollte nicht, dass ihre Jenny sich auch nur eine Sekunde länger im Fettdunst aufhielt, weil dieser sich ja in ihrem Haar und auf ihrer Haut festsetzen könnte. Für Harry musste sie perfekt sein. Sie hatte Jenny zum Friseur und zur Maniküre geschickt, das Haus von oben bis unten geputzt und ein paar, wie sie fand, delikate Appetithäppchen hergerichtet, für den Fall, dass Harry vor der Weiterfahrt eine Kleinigkeit essen wollte. Jenny hatte sich also nicht getäuscht: Harry machte ihr den Hof. Tamara war sehr aufgeregt und hörte schon die Hochzeitsglocken läuten: Ihre Tochter würde endlich unter die Haube kommen. Da hörte sie die Eingangstür ins Schloss fallen: Ihr Mann Robert, der in Concord als Ingenieur in einer Handschuhfabrik arbeitete, war gerade nach Hause gekommen. Entsetzt riss sie die Augen auf.

Sogar Robert fiel auf, dass das Erdgeschoss geputzt und gründlich aufgeräumt worden war. In der Diele erblickte er einen hübschen Irisstrauß und Zierdeckchen, die er noch nie gesehen hatte.

»Was ist denn hier los, Bibichette?«, fragte er bei Betreten des Wohnzimmers, wo auf einem Beistelltisch süße Naschereien, herzhafte Kanapees, eine Flasche Champagner und Champagnerflöten bereitstanden.

»O je, Bobby, mein Bobbo«, sagte Tamara genervt, aber um einen freundlichen Ton bemüht. »Du kommst sehr ungelegen, ich kann dich hier gerade überhaupt nicht gebrauchen. Ich hatte doch eine Nachricht in der Fabrik hinterlassen.«

»Ich habe sie nicht bekommen. Worum ging's denn?«

»Darum, dass du auf keinen Fall vor neunzehn Uhr nach Hause kommen sollst.«

»Aha. Und warum?«

»Weil Harry Quebert Jenny eingeladen hat, sich mit ihm heute Abend das Feuerwerk in Concord anzusehen, stell dir vor!«

»Wer ist Harry Quebert?«

»Ach, Bobbo, du könntest dich wenigstens ein bisschen für die mondäne Welt interessieren! Das ist der berühmte Schriftsteller, der Ende Mai hierhergezogen ist.«

»Aha, und warum sollte ich nicht nach Hause kommen?«

»*Aha!* Er sagt einfach nur ›Aha‹! Ein großer Schriftsteller hofiert unsere Tochter, und du sagst ›Aha‹. Genau deshalb: Du solltest nicht nach Hause kommen, weil du nicht weißt, wie man mit der Schickeria Konversation betreibt. Harry Quebert ist nämlich nicht irgendeine kleine Nummer: Er wohnt in dem Haus in Goose Cove.«

»In Goose Cove? Alle Achtung!«

»Für dich ist die Miete für dieses Haus vielleicht eine Stange Geld, aber für jemanden wie ihn ist sie ein Fliegenschiss ins Wasser. In New York ist er ein Star!«

»Ein Fliegenschiss ins Wasser? Den Ausdruck kannte ich nicht.«

»Ach, Bobbo, du hast wirklich von nichts eine Ahnung.«

Robert zog einen leichten Flunsch und trat an das Büfett, das seine Frau hergerichtet hatte.

»Rühr ja nichts an, Bobbo!«

»Was ist das für ein Zeug?«

»Das ist kein Zeug, das ist ein delikater Aperitif. So etwas ist schick.«

»Aber du hattest doch gesagt, dass wir heute Abend bei unseren Nachbarn zum Hamburgeressen eingeladen sind! Wir essen am 4. Juli immer Hamburger mit unseren Nachbarn!«

»Ja, ja, wir gehen ja auch hin, aber später! Und erzähl Harry Quebert bloß nicht, dass wir Hamburger wie die einfachen Leute essen!«

»Aber wir sind einfache Leute. Ich liebe Hamburger. Und du selbst hast ein Hamburgerrestaurant.«

»Du kapierst wirklich überhaupt nichts, Bobbo! Das ist etwas ganz anderes. Außerdem habe ich große Pläne.«

»Das wusste ich nicht. Davon hast du mir nichts erzählt.«

»Ich erzähle dir eben nicht alles.«

»Warum nicht? Ich erzähle dir doch auch alles. Übrigens hatte ich heute den ganzen Nachmittag Bauchweh. Ich hatte schreckliche Blähungen. Ich musste mich sogar in meinem Büro einsperren und auf alle viere gehen, so weh tat es. Siehst du, ich erzähle dir alles.«

»Das reicht, Bobbo! Du machst mich ganz kirre!«

Abermals präsentierte sich Jenny in einem anderen Kleid.

»Zu viel des Guten!«, zeterte Tamara. »Du sollst schick, aber lässig aussehen!«

Robert Quinn nutzte den Umstand, dass seine Frau abgelenkt war, um es sich in seinem Lieblingssessel bequem zu machen und sich ein Glas Scotch einzuschenken.

»Stopp! Nicht hinsetzen!«, rief Tamara. »Du machst nur alles schmutzig. Weißt du, wie viele Stunden ich gebraucht habe, um hier sauber zu machen? Zieh dich lieber schnell um.«

»Ich soll mich umziehen?«

»Zieh dir einen Anzug an. Harry Quebert empfängt man doch nicht in Pantoffeln!«

»Du hast ja die Champagnerflasche rausgeholt, die wir für einen besonderen Anlass aufheben wollten.«

»Das ist ein besonderer Anlass! Oder willst du etwa nicht, dass unsere Tochter sich gut verheiratet? Zieh dich lieber schleunigst um, anstatt rumzumeckern. Er kommt gleich.«

Tamara eskortierte ihren Mann zur Treppe, um sicherzugehen, dass er auch gehorchte. In diesem Augenblick kam Jenny heulend und nur mit der Unterhose bekleidet barbusig die Treppe herunter und stieß zwischen zwei Schluchzern hervor, sie werde alles abblasen, sie könne das nicht. Robert ergriff die Gelegenheit, um seinerseits zu stöhnen, er wolle seine Zeitung lesen und nicht mit diesem Schriftsteller hochtrabende Gespräche führen, und

überhaupt lese er nie Bücher, weil er dabei nur einschlafe, und deshalb wisse er gar nicht, worüber er mit ihm reden solle. Es war jetzt siebzehn Uhr fünfzig, zehn Minuten vor der vereinbarten Zeit, und sie zankten sich immer noch alle drei in der Diele, als es plötzlich klingelte. Tamara glaubte, ihr würde das Herz stehen bleiben. Er war hier. Der große Schriftsteller kam zu früh.

Es hatte geklingelt. Harry ging zur Tür. Er trug einen Leinenanzug und einen leichten Hut, denn er wollte sich gerade auf den Weg machen, um Jenny abzuholen. Draußen stand Nola. »Nola? Was machst du denn hier?«

»Das heißt *Guten Tag*. Höfliche Menschen sagen *Guten Tag*, wenn sie einen sehen, und nicht *Was machst du denn hier?«*

Er musste lächeln. »Guten Tag, Nola. Entschuldige, ich hatte nicht mit dir gerechnet.«

»Was ist los, Harry? Seit unserem Ausflug nach Rockland habe ich nichts mehr von Ihnen gehört. Das ist eine Woche her! War ich ungezogen? Oder lästig? Oh, Harry, mir hat unser Tag in Rockland so gut gefallen. Er war zauberhaft!«

»Ich bin kein bisschen verärgert, Nola. Und mir hat unser Tag in Rockland auch sehr gut gefallen.«

»Aber warum haben Sie dann nichts von sich hören lassen?«

»Daran ist mein Buch schuld. Ich habe viel gearbeitet.«

»Ich möchte jeden Tag mit Ihnen zusammen sein, Harry, mein ganzes Leben lang.«

»Ach Nola, du Engel.«

»Und jetzt geht es sogar, ich habe keine Schule mehr.«

»Wie meinst du das – du hast keine Schule mehr?«

»Das Schuljahr ist um, Harry. Es sind Ferien. Wussten Sie das nicht?«

»Nein.«

Sie strahlte: »Wäre das nicht herrlich? Ich habe mir überlegt, dass ich mich um Sie kümmern könnte. Hier in Ihrem Haus können Sie

besser arbeiten als im hektischen Clark's. Sie könnten auf der Terrasse schreiben. Das Meer ist so schön, ich bin mir sicher, es wird Sie inspirieren! Und ich sorge dafür, dass es Ihnen an nichts fehlt. Ich verspreche Ihnen, dass ich von ganzem Herzen versuchen will, Sie glücklich zu machen. Bitte lassen Sie mich Sie glücklich machen, Harry!«

Ihm fiel auf, dass sie einen Korb mitgebracht hatte.

»Das ist ein Picknick«, erklärte sie. »Für uns beide, heute Abend. Sogar eine Flasche Wein habe ich dabei. Ich habe mir gesagt, dass wir ein Picknick am Strand machen könnten. Das wäre so romantisch!«

Er wollte kein romantisches Picknick, er wollte sie nicht in seiner Nähe, er wollte sie nicht! Er musste sie vergessen! Schon bereute er den Samstag in Rockland: Er war mit einer Fünfzehnjährigen ohne das Wissen ihrer Eltern in einen anderen Bundesstaat gefahren. Wären sie von der Polizei angehalten worden, hätte man sogar meinen können, er habe sie entführt. Dieses Mädchen war sein Untergang: Er musste Nola aus seinem Leben verbannen.

»Ich kann nicht«, sagte er einfach nur.

Sie wirkte sehr enttäuscht. »Warum nicht?«

Er musste ihr sagen, dass er mit einer anderen Frau verabredet war. Das wäre eine bittere Pille für sie, aber sie musste begreifen, dass ihre Geschichte keine Zukunft hatte. Doch er konnte sich nicht dazu durchringen und log erneut: »Ich muss mich in Concord mit meinem Verleger treffen, der über den Feiertag am 4. Juli dort ist. Das wird bestimmt sehr mühsam. Lieber hätte ich etwas mit dir unternommen.«

»Kann ich mitkommen?«

»Nein … Ich meine, du würdest dich nur langweilen.«

»Dieses Hemd steht Ihnen sehr gut, Harry.«

»Danke.«

»Harry … Ich habe mich in Sie verliebt. An dem Regentag, an dem ich Sie am Strand getroffen habe, habe ich mich Hals über Kopf in

Sie verliebt. Und: Ich möchte bis ans Ende meines Lebens mit Ihnen zusammen sein!«

»Hör auf, Nola. Das darfst du nicht sagen.«

»Warum denn nicht? Es ist die Wahrheit! Ich ertrage es nicht, auch nur einen Tag von Ihnen getrennt zu sein! Immer wenn ich Sie sehe, kommt mir mein Leben viel schöner vor! Aber Sie, Sie können mich nicht leiden stimmt's?«

»Aber nein! Äh, doch.«

»Ich weiß genau, dass Sie mich hässlich finden. Und in Rockland fanden Sie mich bestimmt langweilig. Deshalb haben Sie nichts von sich hören lassen. Sie halten mich für ein hässliches, dummes, langweiliges kleines Kind.«

»Red keinen Unsinn. Komm, ich bringe dich nach Hause.«

»Sagen Sie *allerliebste Nola* zu mir … Sagen Sie es noch einmal zu mir.«

»Ich kann nicht, Nola.«

»Bitte!«

»Ich kann nicht. Diese Worte sind verboten!«

»Aber warum? Warum um Himmels willen? Warum können wir uns nicht einfach lieben, wenn wir uns doch lieben?«

Er wiederholte: »Komm, Nola. Ich fahre dich nach Hause.«

»Aber, Harry, wozu leben wir, wenn wir nicht lieben dürfen?«

Er antwortete nicht, sondern zog sie hinter sich her zum schwarzen Chevrolet. Sie weinte.

Es war nicht Harry Quebert, der geklingelt hatte, sondern Amy Pratt, die Frau des Polizeichefs von Aurora. Sie ging in ihrer Eigenschaft als Organisatorin des Sommerballs, eines der bedeutendsten Ereignisse der Stadt, das in diesem Jahr am Samstag, den 19. Juli, stattfand, von Tür zu Tür. Als die Türglocke ging, hatte Tamara ihre halb nackte Tochter und ihren Mann nach oben gescheucht. Voller Erleichterung stellte sie dann fest, dass nicht etwa ihr berühmter Gast draußen vor der Tür stand, sondern Amy Pratt, die gekommen

war, um Tombolalose für den Ballabend zu verkaufen. Als Hauptgewinn winkte in diesem Jahr ein einwöchiger Aufenthalt in einem traumhaften Hotel auf der Insel Martha's Vineyard in Massachusetts, wo zahlreiche Stars Urlaub machten. Als Tamara dies hörte, fingen ihre Augen an zu leuchten. Sie erstand gleich zwei Heftchen Tombolakarten, und obwohl der Anstand es geboten hätte, ihrer Besucherin wenigstens eine Orangenlimonade anzubieten, und sie die Frau eigentlich schätzte, setzte sie Amy Pratt ungerührt vor die Tür, weil es mittlerweile fünf vor sechs war. Da kam Jenny, die sich wieder beruhigt hatte, in einem schlichten grünen Sommerkleid herunter, das ihr entzückend stand, gefolgt von ihrem Vater, der sich einen Dreiteiler angezogen hatte.

»Das war nicht Harry Quebert, sondern Amy Pratt«, verkündete Tamara blasiert. »Ich wusste gleich, dass er es nicht ist. Ihr Hasenfüße, ihr hättet euch mal sehen sollen, wie ihr davongeflitzt seid! Ha! Ich wusste gleich, dass er es nicht ist, weil er dafür viel zu schick ist. Schicke Leute kommen nie zu früh. Das ist noch unhöflicher, als zu spät zu sein. Merk dir das, Bobbo. Du hast doch immer Angst, dass du zu spät zu deinen Terminen kommst.«

Die Wohnzimmeruhr schlug sechsmal, und die Familie Quinn brachte sich hinter der Haustür in Stellung.

»Bitte bleibt ganz natürlich!«, bat Jenny flehentlich.

»Wir sind doch ganz natürlich«, entgegnete ihre Mutter. »Nicht wahr, Bobbo? Wir sind ganz natürlich.«

»Ja, Bibichette. Aber ich glaube, ich kriege schon wieder Blähungen. Ich fühle mich wie ein Dampftopf kurz vor der Explosion.«

Wenige Minuten später klingelte Harry bei den Quinns. Nola hatte er in einer Straße unweit ihres Elternhauses abgesetzt, damit man sie nicht zusammen sah. Er hatte sie in Tränen aufgelöst zurückgelassen.

Jenny erzählte mir, dass der Abend des 4. Juli für sie wunderschön gewesen sei. Sichtlich bewegt, schilderte sie den Besuch auf dem Rummelplatz, das Abendessen und das Feuerwerk über den Dächern von Concord.

Ich schloss aus der Art und Weise, wie sie über Harry sprach, dass sie nie aufgehört hatte, ihn zu lieben, und dass die Abneigung, die sie ihm gegenüber heute hegte, vor allem Ausdruck der Kränkung darüber war, dass er sie wegen Nola hatte sitzen lassen, wegen der kleinen Samstagskellnerin, für die er ein Meisterwerk geschrieben hatte.

Bevor ich ging, fragte ich noch: »Jenny, wer kann mir deiner Meinung nach am meisten über Nola verraten?«

»Über Nola? Ihr Vater natürlich.«

Ihr Vater. Natürlich.

23.

Alle, die sie gut gekannt hatten

»Und die Figuren? Wer inspiriert Sie denn zu Ihren Figuren?«

»Jeder. Ein Freund, die Putzfrau, der Schalterangestellte in der Bank … Aber Vorsicht: Es sind nicht die Personen selbst, die einen als Schriftsteller inspirieren, sondern das, was sie tun. Ihre Art zu handeln bringt einen auf die Idee, was eine der Figuren im Roman tun könnte. Schriftsteller, die behaupten, sie ließen sich nicht von Menschen inspirieren, lügen. Aber sie haben allen Grund dazu: Damit ersparen sie sich eine Menge Scherereien.«

»Inwiefern?«

»Als Schriftsteller genießen wir das Privileg, dass wir durch unser Buch mit unseren Mitmenschen abrechnen können, Marcus. Die einzige Regel lautet, sie nicht namentlich zu nennen. Keine Eigennamen: Damit öffnet man Querelen und Prozessen Tür und Tor. Bei welchem Punkt auf der Liste sind wir?«

»23.«

»Hier kommt also Nummer 23, Marcus: Schreiben Sie nur erfundene Geschichten. Alles andere bringt Ihnen nur Ärger ein.«

Am Sonntag, dem 22. Juni 2008, lernte ich Reverend David Kellergan kennen. Es war einer dieser diesigen Sommertage, wie es sie nur in Neuengland gibt und an denen der vom Meer aufsteigende Dunst so dicht ist, dass er in den Baumwipfeln und an den Dächern hängen bleibt. Das Haus der Kellergans lag in der Terrace Avenue 245, im Herzen eines reizenden Wohnviertels. Dem Vernehmen nach hatte es sich seit ihrer Ankunft in Aurora nicht verändert: eine frisch gestrichene Fassade, gepflegte Büsche ringsum. Nur die seinerzeit gepflanzten Rosen waren mittlerweile zu Hecken gewuchert. Der Kirschbaum vor dem Haus war, als er vor zehn Jahren abstarb, durch ein Exemplar derselben Art ersetzt worden. Aus dem Haus drang ohrenbetäubend laute Musik. Ich läutete mehrmals, aber niemand öffnete. Schließlich rief mir ein Passant zu: »Wenn Sie den alten Kellergan suchen: Klingeln bringt nichts. Er ist in der Garage.« Also klopfte ich an die Garage, aus der die Musik auch tatsächlich kam. Nach langem, beharrlichem Klopfen ging endlich die Tür auf, und vor mir stand ein kleiner, gebrechlich wirkender alter Mann mit grauem Haar und ebenso grauer Haut in einem Arbeitshemd und mit einer Schutzbrille vor den Augen: der fünfundachtzigjährige David Kellergan.

»Worum geht's?«, brüllte er, um die unerträglich laute Musik zu übertönen, aber sein Gesicht war dabei freundlich.

Ich musste mit den Händen einen Trichter formen, um mich verständlich zu machen. »Ich heiße Marcus Goldman. Sie kennen mich nicht, aber ich ermittle im Zusammenhang mit Nolas Tod.«

»Sind Sie von der Polizei?«

»Nein, ich bin Schriftsteller. Könnten Sie die Musik kurz abschalten oder zumindest ein wenig leiser stellen?«

»Kommt nicht infrage. Ich mache die Musik nicht aus. Aber wenn Sie wollen, können wir ins Wohnzimmer gehen.«

Er ließ mich durch die Garage herein: Der Raum war vollständig zu einer Werkstatt umgebaut, in deren Mitte ein Sammlerstück von Harley-Davidson thronte. In einer Ecke spielte ein alter, an eine Stereoanlage angeschlossener Plattenspieler Jazzklassiker ab.

Ich hatte mich auf einen unfreundlichen Empfang gefasst gemacht, weil ich davon ausgegangen war, dass der alte Kellergan nach dem Ansturm durch die Journalisten ruhebedürftig war. Doch er erwies sich als äußerst liebenswürdig. Trotz meiner häufigen Besuche in Aurora war ich ihm noch nie begegnet. Anscheinend war er über meine Verbindung zu Harry nicht im Bilde, und ich hütete mich, ihm davon zu erzählen. Er bereitete uns zwei Gläser Eistee zu, und wir setzten uns ins Wohnzimmer. Die Schutzbrille hatte er aufbehalten, als könne er jederzeit wieder zu seinem Motorrad abberufen werden, und im Hintergrund lief immer noch die ohrenbetäubende Musik. Ich versuchte mir diesen Mann dreiunddreißig Jahre früher vorzustellen, als er noch der dynamische Pfarrer der St.-James-Gemeinde gewesen war.

»Was führt Sie her, Mr Goldman?«, erkundigte er sich, nachdem er mich neugierig beäugt hatte. »Ein Buch?«

»Genau weiß ich es selbst nicht, Reverend. Hauptsächlich versuche ich herauszufinden, was genau mit Nola passiert ist.«

»Nennen Sie mich nicht Reverend, ich bin kein Reverend mehr.«

»Das mit Ihrer Tochter tut mir sehr leid, Sir.«

Ein überraschend warmes Lächeln erschien auf seinem Gesicht. »Danke. Sie sind der Erste, der mir sein Beileid ausspricht, Mr Goldman. Seit zwei Wochen redet die ganze Stadt über meine Tochter. Alle stürzen sich auf die Zeitungen, um sich über die neuesten Entwicklungen zu informieren, aber bisher ist kein Einziger gekommen, um nachzufragen, wie es mir geht. Die Einzigen, die, von Journalisten abgesehen, an meiner Tür klingeln, sind Nachbarn, die sich über den Lärm beschweren. Trauernde Väter haben doch das Recht, Musik zu hören, oder nicht?«

»Unbedingt, Sir.«

»Sie schreiben also an einem Buch?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich es überhaupt noch kann. Es ist so schwierig, gut zu schreiben. Mein Verleger will, dass ich ein Buch über diesen Fall mache. Er sagt, das würde meine Karriere wiederankurbeln. Hätten Sie etwas dagegen, wenn ein Buch über Nola geschrieben würde?«

Er zuckte mit den Schultern. »Nein, sofern es Eltern hilft, vorsichtiger zu sein. Wissen Sie, an dem Tag, an dem meine Tochter verschwunden ist, war sie in ihrem Zimmer. Ich habe in der Garage bei Musik gearbeitet und nichts gehört. Als ich zu ihr gegangen bin, war sie weg. Das Fenster in ihrem Zimmer stand offen. Es war, als hätte sie sich in Luft aufgelöst. Ich habe nicht gut auf meine Tochter aufgepasst. Schreiben Sie ein Buch für die Eltern, Mr Goldman. Eltern müssen sehr auf ihre Kinder achtgeben.«

»Was haben Sie an jenem Tag in der Garage gemacht?«

»Das Motorrad hergerichtet. Die Harley, die Sie eben gesehen haben.«

»Schöne Maschine.«

»Danke. Die hatte ich damals bei einem Karosseriebauer in Montburry entdeckt. Er hat gesagt, er könnte nichts mehr mit ihr anfangen, und hat sie mir für symbolische fünf Dollar überlassen. Das habe ich getan, als meine Tochter verschwunden ist: Ich habe an diesem kaputten Motorrad herumgeschraubt.«

»Wohnen Sie hier allein?«

»Ja. Meine Frau ist schon vor Langem gestorben …«

Er stand auf und brachte mir ein Fotoalbum. Darin zeigte er mir Nola als kleines Kind und seine Frau Louisa. Sie sahen glücklich aus. Ich war erstaunt, wie unbefangen er sich mir anvertraute, obwohl er mich eigentlich gar nicht kannte. Ich glaube, es ging ihm vor allem darum, seine Tochter für einen kurzen Moment wieder lebendig werden zu lassen. Er erzählte mir, dass sie im Herbst 1969 nach Aurora gekommen waren und ursprünglich aus Jackson in Alabama stammten. Obwohl ihre Glaubensgemeinschaft dort stetig gewachsen

war, hatte der Drang in die Ferne gesiegt. Die Gemeinde von Aurora hatte einen neuen Reverend gesucht, und er hatte die Stelle bekommen. Hauptgrund für ihren Umzug nach New Hampshire war jedoch der Wunsch gewesen, einen ruhigen Ort zu finden, an dem Nola aufwachsen konnte. Zu jener Zeit hatte das Land im Innern gebrannt; politische Zerwürfnisse, Rassentrennung und der Vietnamkrieg hatten es gespalten. Die Geschehnisse des Jahres 1967 – etwa die Rassenunruhen in Saint-Quentin und die Brände in den schwarzen Vierteln von Newark und Detroit – hatten sie veranlasst, nach einem Ort zu suchen, der von solchen Krawallen verschont bleiben würde. Als sein kleines, unter der Last des Wohnwagens ächzendes Auto dann die Ufer der großen Seerosenteiche bei Montburry erreicht hatte und er, bevor sie in die Senke nach Aurora hinabgefahren waren, dieses wunderschöne, beschauliche Städtchen in der Ferne hatte liegen sehen, hatte sich David Kellergan zu seiner Wahl beglückwünscht. Wie hätte er auch ahnen sollen, dass dort sechs Jahre später seine einzige Tochter verschwinden sollte?

»Ich bin vorhin an Ihrer ehemaligen Kirche vorbeigekommen«, sagte ich. »Dort steht jetzt ein McDonald's.«

»Die ganze Welt ist dabei, sich in ein McDonald's zu verwandeln, Mr Goldman.«

»Aber was ist aus Ihrer Gemeinde geworden?«

»Es ging ihr jahrelang prächtig. Dann ist meine Nola verschwunden, und alles hat sich verändert. Das heißt, vor allem eines hat sich geändert: Ich habe aufgehört, an Gott zu glauben. Wenn es Gott wirklich gäbe, würden keine Kinder verschwinden. Ich stand vollkommen neben mir, aber niemand hat gewagt, mich vor die Tür zu setzen. Nach und nach hat sich die Gemeinde dann wiederaufgelöst. Vor fünfzehn Jahren wurde die Pfarrei von Aurora dann aus wirtschaftlichen Gründen mit der von Montburry zusammengelegt. Die Kirche selbst wurde verkauft. Die Gläubigen fahren jetzt sonntags immer nach Montburry. Nach Nolas Verschwinden war ich nicht mehr in der Lage, meinen Pflichten

nachzukommen, aber gekündigt habe ich erst sechs Jahre später. Die Gemeinde zahlt mir bis heute eine Pension, und dieses Haus hier hat sie mir für einen Apfel und ein Ei überlassen.«

Anschließend beschrieb mir David Kellergan die glücklichen, sorglosen Jahre in Aurora. Die schönsten seines Lebens, wie er sagte. Er rief sich die Sommerabende in Erinnerung, an denen er Nola erlaubt hatte, länger aufzubleiben und auf der Veranda vor dem Haus zu lesen. Wenn diese Sommer doch nur niemals geendet hätten. Er erzählte mir auch, dass seine Tochter das Geld, das sie samstags im Clark's verdiente, gewissenhaft zur Seite gelegt hatte. Mit den Ersparnissen wollte sie nach Kalifornien ziehen und Schauspielerin werden, hatte sie gesagt. Er war so stolz gewesen, wenn er im Clark's hörte, wie zufrieden die Gäste und auch die alte Quinn mit ihr waren. Nachdem sie verschwunden war, hatte er sich lange gefragt, ob sie womöglich nach Kalifornien gegangen war.

»Warum?«, fragte ich. »Dachten Sie, Sie wäre von zu Hause weggelaufen?«

»Weggelaufen? Wieso hätte sie weglaufen sollen?«, entrüstete er sich.

»Und Harry Quebert? Kennen Sie ihn gut?«

»Nein, kaum. Ich bin ihm ein paarmal begegnet.«

»Kaum?«, hakte ich verwundert nach. »Sie wohnen seit über dreißig Jahren in derselben Stadt!«

»Trotzdem kenne ich nicht alle, Mr Goldman. Außerdem lebe ich ziemlich zurückgezogen. Stimmt das denn alles? Das mit Harry Quebert und Nola? Hat er dieses Buch für sie geschrieben? Was hat es mit diesem Buch auf sich, Mr Goldman?«

»Um Ihnen die Wahrheit zu sagen: Ich glaube, Ihre Tochter hat Harry geliebt, und diese Liebe war gegenseitig. Dieses Buch erzählt die Geschichte einer unmöglichen Liebe zwischen zwei Menschen unterschiedlicher Herkunft.«

»Das weiß ich!«, rief er. »Das weiß ich alles! Dann hat Quebert also *Perversion* durch *unterschiedliche Herkunft* ersetzt, um

respektabel zu bleiben, und das Buch damit millionenfach verkauft, oder was? Ein Buch voller obszöner Geschichten über meine Tochter, meine kleine Nola, das ganz Amerika gelesen und dreißig Jahre lang verherrlicht hat!«

Reverend Kellergan hatte sich in Rage geredet und die letzten Worte mit einer Heftigkeit hervorgestoßen, die ich dem gebrechlich wirkenden Mann nicht zugetraut hätte. Er verstummte kurz und ging im Zimmer im Kreis, als müsste er seiner Wut Luft machen. Im Hintergrund brüllte immer noch die Musik. Ich sagte zu ihm: »Harry Quebert hat Nola nicht getötet.«

»Wie können Sie sich da so sicher sein?«

»Sicher ist man sich nie, Mr Kellergan. Deshalb ist das Leben manchmal so kompliziert.«

Er verzog das Gesicht. »Was wollen Sie wissen, Mr Goldman? Sie sind doch bestimmt hier, weil Sie mir ein paar Fragen stellen wollen, oder nicht?«

»Ich versuche zu begreifen, was damals passiert ist. An dem Abend, an dem Ihre Tochter verschwunden ist – haben Sie da nichts gehört?«

»Nein, nichts.«

»Ein paar Nachbarn haben damals ausgesagt, sie hätten Schreie gehört.«

»Schreie? Es gab keine Schreie. In diesem Haus wurde nicht geschrien. Wo hätten die Schreie herkommen sollen? An jenem Tag war ich in der Garage beschäftigt, und zwar den ganzen Nachmittag. Punkt neunzehn Uhr habe ich angefangen, Abendessen zu machen. Ich bin in ihr Zimmer gegangen, um sie zu holen, damit sie mir hilft, aber sie war nicht mehr da. Zuerst habe ich mir gesagt, dass sie vielleicht hinausgegangen ist, um eine Runde um den Block zu drehen, obwohl das nicht ihre Art war. Ich habe ein wenig gewartet, und als ich unruhig wurde, habe ich selbst eine Runde durchs Viertel gemacht. Ich war auf dem Gehsteig noch nicht mal hundert Schritte weit gekommen, als ich auf eine Menschenansammlung stieß. Die

Nachbarn hatten sich gegenseitig informiert, dass in Side Creek eine blutende junge Frau gesehen worden war und dass Einsatzfahrzeuge der Polizei aus dem ganzen Umkreis anrückten und die Straßen abriegelten. Ich bin ins nächstbeste Haus gerannt, um bei der Polizei anzurufen und zu sagen, dass es sich vielleicht um Nola handelte … Ihr Zimmer lag im Erdgeschoss, Mr Goldman. Ich habe mich über dreißig Jahre lang gefragt, was meiner Tochter widerfahren ist. Und immer wieder habe ich mir gesagt, wenn ich noch mehr Kinder hätte, würde ich sie auf dem Dachboden schlafen lassen. Aber ich habe kein anderes Kind.«

»Hat sich Ihre Tochter in jenem Sommer irgendwie seltsam verhalten, bevor sie verschwunden ist?«

»Nein. Besser gesagt, ich weiß es nicht mehr. Ich glaube nicht. Auch das ist eine Frage, die ich mir oft stelle und auf die ich keine Antwort weiß.«

Immerhin erinnerte er sich noch, dass Nola damals zu Beginn der Schulferien zeitweise sehr melancholisch gewirkt hatte. Er hatte es jedoch auf die Pubertät geschoben. Anschließend fragte ich, ob ich mir das Zimmer seiner Tochter ansehen dürfe. Er geleitete mich wie ein Museumswärter hin und wies mich an: »Fassen Sie bitte nichts an.« Seit ihrem Verschwinden hatte er in ihrem Zimmer nichts verändert. Alles befand sich an Ort und Stelle: das Bett, das mit Puppen vollgestopfte Bord, das kleine Bücherregal, der Schreibtisch, auf dem Stifte, ein langes Eisenlineal und vergilbte Papiere verstreut lagen. Es war Briefpapier, und zwar dasselbe, auf dem die Nachricht an Harry geschrieben worden war.

»Sie kaufte dieses Papier immer in einem Schreibwarenladen in Montburry«, klärte mich ihr Vater auf, als er bemerkte, dass ich mich dafür interessierte. »Sie liebte es. Sie hatte immer welches dabei, um sich Notizen zu machen oder eine Nachricht zu hinterlassen. Dieses Papier, das war sie. Sie besaß immer mehrere Blöcke in Reserve.«

In einer Zimmerecke stand eine tragbare Remington.

»War das ihre?«, fragte ich.

»Nein, meine. Aber sie hat sie auch benutzt. In dem Sommer, in dem sie verschwunden ist, hat sie sehr oft darauf geschrieben. Sie sagte, sie müsse wichtige Dokumente tippen. Sie hat sie sogar regelmäßig mitgenommen. Ich habe ihr angeboten, sie zu fahren, aber das wollte sie nicht. Sie ist zu Fuß gegangen und hat sie mitgeschleppt.«

»Das Zimmer sieht also noch genauso aus wie zum Zeitpunkt ihres Verschwindens?«

»Ja, es ist alles unverändert. Als ich sie holen wollte, war ihr Zimmer leer. Das Fenster stand weit offen, und eine leichte Brise bewegte die Vorhänge.«

»Glauben Sie, dass an jenem Abend jemand in ihr Zimmer eingedrungen ist und sie verschleppt hat?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich habe jedenfalls nichts gehört. Aber wie Sie selbst sehen können, gibt es keine Kampfspuren.«

»Die Polizei hat eine Tasche bei ihr gefunden. In die Innenseite dieser Tasche war ihr Name geprägt.«

»Ja, man hat mich gebeten, die Tasche zu identifizieren. Ich hatte sie Nola zu ihrem fünfzehnten Geburtstag geschenkt. Sie hatte die Tasche in Montburry entdeckt, als wir einmal zusammen dort waren. Ich erinnere mich noch an das Geschäft in der Hauptstraße. Ich bin am nächsten Tag noch mal hingefahren, um sie zu kaufen, und habe von einem Sattler ihren Namen hineinprägen lassen.«

Ich stellte eine Hypothese auf: »Also, wenn das ihre Tasche war, heißt das, dass sie sie mitgenommen hat. Und wenn sie sie mitgenommen hat, heißt das, dass sie irgendwohin wollte, oder nicht? Mr Kellergan, ich weiß, Sie können sich das nur schwer vorstellen, aber könnte es nicht doch sein, dass Nola weglaufen wollte?«

»Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll, Mr Goldman. Diese Frage hat mir die Polizei schon vor dreißig Jahren gestellt und vor

ein paar Tagen wieder. Aber hier fehlt nichts. Keine Kleidung, kein Geld, nichts. Schauen Sie, ihre Sparbüchse steht dort im Regal, und sie ist voll.« Er griff nach einer Keksdose weiter oben im Regal. »Sehen Sie, es sind hundertzwanzig Dollar drin! Hundertzwanzig Dollar! Warum hätte sie die hierlassen sollen, wenn sie weglaufen wollte? Die Polizei hat erzählt, dass dieses verfluchte Buch in ihrer Tasche war. Stimmt das?«

»Ja.« Mir schwirrten die Fragen nur so im Kopf herum: Warum hätte Nola ohne Kleidung und ohne Geld weglaufen sollen? Welchen Grund hätte sie gehabt, nur dieses Manuskript mitzunehmen?

In der Garage hatte die Platte gerade ihr letztes Stück abgespielt, und Nolas Vater stürzte hin, um die Nadel wieder an den Anfang zu setzen. Ich wollte ihn nicht länger stören, deshalb grüßte ich ihn und ging, doch vorher schoss ich noch rasch ein Foto von der Harley-Davidson.

Wieder in Goose Cove, ging ich zum Boxen an den Strand. Zu meiner großen Überraschung bekam ich kurz darauf Gesellschaft von Sergeant Gahalowood, der vom Haus herunterkam. Da ich die Stöpsel in den Ohren hatte, bemerkte ich ihn erst, als er mir auf die Schulter klopfte.

»Sie sind in Form!«, meinte er mit einem anerkennenden Blick auf meinen nackten Oberkörper und wischte sich an der Hose meinen Schweiß von der Hand.

»Ich versuche, mich fit zu halten.« Ich zog mein Aufnahmegerät aus der Tasche und schaltete es aus.

»Ein Minidisc-Player?«, fragte er in seinem unangenehmen Tonfall. »Wussten Sie, dass Apple die Welt revolutioniert hat und man Musik jetzt nahezu unbegrenzt auf einer tragbaren Festplatte namens iPod speichern kann?«

»Ich höre keine Musik, Sergeant.«

»Was hören Sie dann beim Sport?«

»Das ist nicht weiter wichtig. Sagen Sie mir lieber, was mir die Ehre Ihres Besuchs verschafft – noch dazu an einem Sonntag!«

»Ich habe einen Anruf von Chief Dawn erhalten. Er hat mir von dem Brand am Freitagabend erzählt. Er ist besorgt, und ich muss zugeben, nicht ganz zu Unrecht. Ich mag es nicht, wenn die Dinge so einen Verlauf nehmen.«

»Wollen Sie damit sagen, dass Sie sich Sorgen um meine Sicherheit machen?«

»Nicht im Geringsten. Ich will lediglich verhindern, dass die Sache außer Kontrolle gerät. Erfahrungsgemäß schlagen Verbrechen an Kindern unter der Bevölkerung enorm hohe Wellen. Jedes Mal, wenn im Fernsehen über das tote Mädchen berichtet wird, gibt es hier garantiert jede Menge absolut gesitteter Familienväter, die auf der Stelle bereit wären, Quebert die Eier abzuschneiden.«

»Nur war diesmal ich das Ziel.«

»Genau deshalb bin ich hier. Warum haben Sie mir nicht gesagt, dass Sie einen anonymen Brief erhalten haben?«

»Weil Sie mich aus Ihrem Büro geworfen haben.«

»Das stimmt allerdings.«

»Kann ich Ihnen ein Bier anbieten, Sergeant?«

Nach kurzem Zögern willigte er ein. Wir gingen zum Haus hoch. Ich holte zwei Flaschen, und wir tranken sie auf der Terrasse. Dabei schilderte ich ihm, wie ich zwei Tage zuvor abends auf dem Rückweg vom Grand Beach dem Brandstifter begegnet war.

»Beschreiben kann ich ihn nicht«, sagte ich. »Er war maskiert. Ich habe nur eine Gestalt gesehen. Und wieder dieselbe Nachricht: *Fahr nach Hause, Goldman*. Das war die dritte.«

»Chief Dawn hat mir davon erzählt. Wer weiß, dass Sie eigene Ermittlungen durchführen?«

»Alle. Ich meine, ich befrage zurzeit jeden, der mir über den Weg läuft. Was denken Sie? Dass jemand nicht will, dass ich in dieser Geschichte herumstochere?«

»Jemand will nicht, dass Sie die Wahrheit über Nola herausfinden. Wie kommen Sie mit Ihren Ermittlungen eigentlich voran?«

»Mit meinen Ermittlungen? Interessieren Sie sich plötzlich dafür?«

»Schon möglich. Sagen wir, Ihre Glaubwürdigkeit ist schlagartig gestiegen, seit man Sie bedroht und zum Schweigen bringen will.«

»Ich habe mit dem alten Kellergan gesprochen. Ein netter Mann. Er hat mir Nolas Zimmer gezeigt. Ich nehme an, Sie haben es auch gesehen …«

»Ja.«

»Also, wenn sie weggelaufen ist, wie erklären Sie sich dann, dass sie nichts mitgenommen hat? Keine Kleider, kein Geld, nichts.«

»Weil sie nicht weggelaufen ist«, entgegnete Gahalowood.

»Aber wenn es eine Entführung war, warum gibt es dann keine Kampfspuren? Und warum hätte sie dann die Tasche mit dem Manuskript mitnehmen sollen?«

»Vielleicht kannte sie ihren Mörder. Vielleicht hatten sie sogar was miteinander. Er ist an ihrem Fenster aufgetaucht, wie er es vielleicht manchmal getan hat, und hat sie überredet mitzukommen. Vielleicht auch nur zu einem Spaziergang.«

»Jetzt sprechen Sie von Harry.«

»Ja.«

»Und was dann? Sie nimmt das Manuskript und steigt aus dem Fenster?«

»Wer sagt Ihnen, dass sie das Manuskript mitgenommen hat? Wer sagt Ihnen, dass sie dieses Manuskript überhaupt je in Händen hatte? Das behauptet Quebert, das ist seine Rechtfertigung dafür, dass sich das Manuskript bei Nolas Leiche befand.«

Für den Bruchteil einer Sekunde war ich versucht, ihm zu erzählen, was ich über Harry und Nola wusste, nämlich dass sie sich im Sea Side Motel treffen und zusammen durchbrennen wollten. Doch ich zog es vor, vorerst nichts zu sagen, um Harry nicht zu

schaden. Stattdessen fragte ich Gahalowood nur: »Wie lautet dann Ihre Theorie?«

»Quebert hat die Kleine getötet und das Manuskript zusammen mit ihr vergraben. Vielleicht hatte er ein schlechtes Gewissen. Schließlich handelt das Buch von ihrer Liebe, und diese Liebe hatte sie umgebracht.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Es gibt eine handschriftliche Widmung auf dem Manuskript.«

»Eine Widmung? Was denn für eine Widmung?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, das ist vertraulich.«

»Ach, hören Sie mit diesem Blödsinn auf, Sergeant! Entweder Sie erzählen mir alles oder nichts. Sie können sich nicht hinter der Geheimhaltungspflicht bei den Ermittlungen verstecken, wenn es Ihnen gerade in den Kram passt.«

Er seufzte resigniert. »Da steht: *Adieu, allerliebste Nola*.«

Mir verschlug es die Sprache. *Allerliebste Nola*. Hatte Nola Harry nicht in Rockland gebeten, sie so zu nennen? Ich versuchte mir nichts anmerken zu lassen.

»Und was machen Sie jetzt mit dieser Widmung?«, fragte ich.

»Wir lassen ein grafologisches Gutachten erstellen in der Hoffnung, dass uns das irgendwie weiterbringt.«

Ich war vollkommen durcheinander. *Allerliebste Nola*. War es ein Zufall, dass das exakt Harrys Worte waren, die Worte, die ich aufgenommen hatte?

Den halben Abend grübelte ich vor mich hin, weil ich nicht wusste, was ich tun sollte. Punkt einundzwanzig Uhr rief meine Mutter an. Offensichtlich hatte das Fernsehen über den Brand berichtet. »Um Himmels willen, Markie, willst du für diesen kriminellen Wüstling etwa dein Leben lassen?«

»Beruhige dich, Mama.«

»Hier reden alle nur noch über dich, und das nicht gerade in den höchsten Tönen, wenn du weißt, was ich meine. Die Leute im Viertel

stellen sich Fragen … Sie fragen sich, warum du es dir in den Kopf gesetzt hast, zu diesem Harry zu halten.«

»Ohne Harry wäre ich nie der ›große Goldman‹ geworden, Mama.«

»Du hast recht: Ohne ihn wärst du der ›ganz große Goldman‹ geworden. Seit du dich auf dem College auf diesen Kerl eingelassen hast, hast du dich verändert. Du bist *Der Fabelhafte*, Markie! Weißt du noch? Die kleine Mrs Lang, die Kassiererin im Supermarkt, fragt mich immer noch: Wie geht es dem *Fabelhaften*?«

»Mama, den *Fabelhaften* hat es nie gegeben.«

»Den *Fabelhaften* hat es nie gegeben?« Sie rief nach meinem Vater. »Nelson, komm mal her, na los! Markie sagt, den *Fabelhaften* hätte es nie gegeben.« Ich hörte meinen Vater im Hintergrund etwas Unverständliches murmeln. »Siehst du, dein Vater sagt auch: Auf der Highschool warst du *Der Fabelhafte*. Gestern habe ich deinen ehemaligen Schulleiter getroffen. Er hat gesagt, er hätte dich in bester Erinnerung … Ich dachte schon, er würde weinen, so gerührt war er. Und dann hat er gesagt: ›Also, Mrs Goldman, ich weiß nicht, auf was für einen Schlamassel sich Ihr Sohn da eingelassen hat.‹ Da siehst du, wie traurig das alles ist: Selbst dein ehemaliger Schulleiter stellt sich Fragen. Und was ist eigentlich mit uns? Warum eilst du einem alten Professor zu Hilfe, anstatt dir eine Frau zu suchen? Du bist jetzt dreißig und noch nicht verheiratet! Sollen wir sterben, ohne deine Hochzeit zu erleben?«

»Du bist jetzt zweiundfünfzig, Mama. Ein bisschen Zeit haben wir schon noch.«

»Lass diese Haarspaltereien! Bist du jetzt auch noch unter die Haarspalter gegangen, sag? Noch so etwas, was du von diesem verfluchten Quebert hast! Warum siehst du nicht lieber zu, dass du uns eine hübsche junge Frau nach Hause bringst? Na? Sag schon! Antwortest du mir nicht mehr?«

»Ich habe in letzter Zeit keine kennengelernt, die mir gefallen hat, Mama. Neben meinem Buch, der Tournee und dem nächsten Buch

bleibt mir …«

»Lauter Ausreden, sonst nichts! Das nächste Buch? Was wird das für ein Buch? Perverse Sexgeschichten? Ich erkenne dich nicht wieder, Markie … Markie, Schatz, hör zu, ich muss dich das fragen: Bist du in diesen Harry verliebt?«

»Nein! Natürlich nicht!«

Ich hörte sie zu meinem Vater sagen: »Er sagt Nein, was so viel heißt wie Ja.« Dann fragte sie mich im Flüsterton: »Hast du diese Krankheit? Deine Mama liebt dich auch, wenn du krank bist.«

»Was? Welche Krankheit?«

»Die Männer kriegen, wenn sie allergisch auf Frauen sind.«

»Du fragst mich, ob ich homosexuell bin? Nein! Und selbst wenn ich es wäre, daran wäre nichts Schlimmes. Aber ich liebe Frauen, Mama.«

»Frauen? Was soll das heißen, *Frauen*? Gib dich damit zufrieden, eine zu lieben und zu heiraten, verstanden? Frauen! Du kannst nicht treu sein – ist es das, was du mir sagen willst? Bist du sexsüchtig, Markie? Willst du vielleicht zu einem Psychiater gehen und eine Therapie machen?«

Genervt legte ich irgendwann auf. Ich fühlte mich sehr einsam. Also setzte ich mich in Harrys Arbeitszimmer, schaltete mein Aufnahmegerät ein und hörte mir noch einmal seine Stimme an. Ich brauchte einen neuen Anhaltspunkt, einen handfesten Beweis, der die Ermittlungen in eine andere Richtung lenkte, etwas, das Licht in dieses stumpfsinnige Puzzle brachte, das ich zu lösen versuchte und das bislang nur aus Harry, einem Manuskript und einem toten Mädchen bestand. Während ich nachdachte, ergriff ein Gefühl von mir Besitz, das ich seit Langem nicht mehr verspürt hatte: Ich hatte Lust, zu schreiben, aufzuschreiben, was ich erlebte und fühlte. In meinem Kopf drängelten sich die Ideen. Es war mehr als Lust – ich hatte das Bedürfnis zu schreiben. Das war mir seit anderthalb Jahren nicht mehr passiert. Es war wie bei einem Vulkan, der plötzlich zum Leben erwacht und kurz vor dem Ausbruch steht. Ich stürzte an

meinen Laptop, und nachdem ich kurz überlegt hatte, wie ich die Geschichte beginnen sollte, tippte ich die ersten Zeilen von dem, was mein nächstes Buch werden sollte:

Im Frühjahr 2008, rund ein Jahr nachdem ich zum neuen Star der amerikanischen Literaturszene geworden war, geschah etwas, das ich tief in meinem Gedächtnis zu vergraben beschloss: Ich fand heraus, dass mein siebenundsechzigjähriger Professor Harry Quebert, einer der angesehensten Schriftsteller des Landes, im Alter von vierunddreißig Jahren eine Beziehung zu einer Fünfzehnjährigen gehabt hatte. Und zwar im Sommer 1975.

Am Dienstag, den 24. Juni 2008, bestätigte eine aus dem Volk zusammengesetzte Grand Jury die Begründetheit der von der Staatsanwaltschaft erhobenen Anschuldigungen und klagte Harry offiziell wegen Entführung und zweifachen Mordes an. Als Roth mir die Entscheidung der Jury am Telefon mitteilte, explodierte ich: »Sie haben doch Jura studiert, können Sie mir erklären, worauf die sich bei diesem Schwachsinn stützen?« Die Antwort fiel knapp aus: auf die Polizeiakte.

Infolge der Anklageerhebung gegen Harry hatten wir als seine Verteidiger fortan Zugang zu dieser Akte. Der Vormittag, an dem Roth und ich sie uns en détail zu Gemüte führten, verlief ziemlich angespannt, nicht zuletzt deshalb, weil Roth beim Sichten der einzelnen Unterlagen immer wieder seufzte: »Oje, oje, das ist nicht gut. Das ist gar nicht gut.« Ich hielt dagegen: »Das will nichts heißen. *Sie* müssen eben gut sein!« Er antwortete mir mit einem ratlosen Mienenspiel, das mein Vertrauen in seine Fähigkeiten als Anwalt schwinden ließ.

Die Akte enthielt Fotos, Zeugenaussagen, Berichte, Gutachten, Verhörprotokolle. Ein Teil der Bilder stammte aus dem Jahr 1975: Es handelte sich um Fotos von Deborah Coopers Haus, von ihrer Leiche in einer Blutlache auf dem Küchenboden und von der Stelle im Wald, an der man die Blutspuren, Haare und Stofffetzen gefunden hatte.

Dann machten wir eine Zeitreise, die uns dreiunddreißig Jahre weitertransportierte, und landeten in Goose Cove, wo auf dem Grund der von der Polizei ausgehobenen Grube ein Skelett in Embryonalstellung zu sehen war. An den Knochen hingen hier und da noch ein paar Fleischfetzen, am Schädel vereinzelte Haare. Bekleidet war es mit einem halb verrotteten Kleid, daneben lag die berühmte Ledertasche. Mir wurde übel.

»Ist das Nola?«, fragte ich.

»Ja. Und in dieser Tasche steckte Queberts Manuskript, und zwar nur das Manuskript und sonst nichts. Der Staatsanwalt sagt, kein Mädchen läuft weg, ohne etwas mitzunehmen.«

Im Autopsiebericht war von einer erheblichen Schädelfraktur die Rede. Nola hatte einen gewaltigen Schlag erhalten, der ihren Hinterhauptknochen zertrümmert hatte. Der Gerichtsmediziner vermutete, dass der Mörder einen dicken Knüppel oder einen vergleichbaren Gegenstand verwendet hatte, etwa einen Baseballschläger oder Schlagstock.

Anschließend gingen wir die verschiedenen Aussagen durch: die der Gärtner, Harrys und insbesondere die von Tamara Quinn unterschriebene, in der sie gegenüber Sergeant Gahalowood behauptete, sie habe seinerzeit herausgefunden, dass Harry sich in Nola vergafft hatte, doch der Beweis, den sie dafür angeblich besessen hatte, war spurlos verschwunden, und deshalb hatte ihr niemand geglaubt.

»Ist ihre Aussage glaubwürdig?«, fragte ich.

»In den Augen der Geschworenen offenbar schon«, schätzte Roth. »Außerdem haben wir dem nichts entgegenzusetzen. Harry hat bei seinem Verhör selbst zugegeben, dass er eine Beziehung mit Nola hatte.«

»Na gut. Was haben wir in dieser Akte, was ihn nicht belastet?«

Da fiel Roth etwas ein: Er kramte in den Unterlagen und reichte mir einen dicken Stoß mit einer Klebebindung zusammengehaltener Papiere.

»Eine Kopie des berühmten Manuskripts«, erklärte er.

Das Deckblatt war blank, es trug keinen Titel. Offenbar war der Harry erst später eingefallen. Doch mitten auf der Seite standen, mit blauer Tinte von Hand geschrieben, klar und deutlich drei Worte:

Adieu, allerliebste Nola

Roth holte zu einer langen Erklärung aus. Er hielt es für einen großen Fehler seitens der Staatsanwaltschaft, dieses Manuskript als Hauptbeweismittel gegen Harry anzuführen. In Kürze würde ein grafologisches Gutachten erstellt werden, und sobald das Ergebnis bekannt würde – er ging fest davon aus, dass es Harry entlasten würde –, fiele die Anklage wie ein Kartenhaus in sich zusammen.

»Das ist das Herzstück meiner Verteidigung«, verkündete er triumphierend. »Mit ein bisschen Glück kommt es nicht einmal zum Prozess.«

»Aber was ist, wenn sich bestätigt, dass es Harrys Handschrift ist?«, fragte ich.

Roth sah mich scheel an. »Warum zum Teufel sollte das passieren?«

»Dazu muss ich Ihnen etwas Gravierendes sagen: Harry hat mir erzählt, dass er mit Nola einen Tagesausflug nach Rockland unternommen und dass sie ihn dort gebeten hat, sie *allerliebste Nola* zu nennen.«

Roth wurde kreidebleich. »Eines ist Ihnen hoffentlich klar: Wenn er tatsächlich der Verfasser dieser Worte ist …« Ohne den Satz zu beenden, raffte er seine Sachen zusammen und machte sich mit mir im Schlepptau auf den Weg zum Staatsgefängnis. Er war außer sich.

Wir hatten das Besuchszimmer kaum betreten, da fuchtelte Roth Harry schon mit dem Manuskript unter der Nase herum und schrie: »Hat sie zu Ihnen gesagt, dass Sie sie *allerliebste Nola* nennen sollen?«

»Ja«, antwortete Harry und ließ den Kopf hängen.

»Und sehen Sie, was hier steht? Auf der ersten Seite Ihres beschissenen Manuskripts? Wann hatten Sie vor, mir das zu sagen, verfluchte Scheiße?«

»Aber ich versichere Ihnen: Das ist nicht meine Handschrift! Ich habe sie nicht getötet! Ich habe Nola nicht getötet! Herrgott, das wissen Sie doch, oder? Sie wissen, dass ich kein Kindermörder bin!«

Roth beruhigte sich ein wenig und setzte sich. »Das wissen wir, Harry«, sagte er. »Aber all diese Zufälle sind verwirrend: Nolas Flucht, diese Widmung … Ich muss Ihren Arsch vor einer Jury aus braven Bürgern verteidigen, die Sie am liebsten noch vor Prozessbeginn zum Tode verurteilen würde.«

Harry sah sehr schlecht aus. Er stand auf und ging in dem kleinen Betonzimmer im Kreis. »Allmählich macht das ganze Land Front gegen mich. Schon bald werden mir alle ans Leder wollen. Wenn es nicht längst so weit ist … Die Leute titulieren mich mit Worten, deren Tragweite sie überhaupt nicht ermessen: Pädophiler, Perverser, Geistesgestörter. Sie verunglimpfen meinen Namen und verbrennen meine Bücher. Aber Sie müssen wissen, und ich wiederhole es Ihnen gegenüber zum letzten Mal: Ich bin kein Triebtäter oder dergleichen. Nola war die einzige Frau, die ich je geliebt habe, und zu meinem Pech war sie erst fünfzehn. Wo die Liebe hinfällt, kann man sich verdammt noch mal nicht aussuchen!«

»Trotzdem war sie erst fünfzehn!«, echauffierte sich Roth.

Harry wirkte frustriert. Er wandte sich an mich. »Denken Sie genauso, Marcus?«

»Harry, was mich verwirrt, ist die Tatsache, dass Sie mir davon nie etwas erzählt haben … Wir sind jetzt seit zehn Jahren befreundet, aber Sie haben Nola mir gegenüber nie erwähnt. Ich dachte, wir stünden uns nahe.«

»Was, um Himmels willen, hätte ich denn zu Ihnen sagen sollen? ›Übrigens, mein lieber Marcus, ich rede nicht gern darüber, aber als ich 1975 nach Aurora kam, habe ich mich in eine Fünfzehnjährige

verliebt, die mein Leben verändert hat, drei Monate später aber, an einem Spätsommerabend, spurlos verschwunden ist, und darüber bin ich nie wirklich hinweggekommen‹?« Er trat so fest gegen einen der Plastikstühle, dass er gegen die Wand krachte.

»Harry«, sagte Roth, »wenn Sie es nicht waren, der diese Worte geschrieben hat – und wenn Sie das sagen, glaube ich Ihnen –, haben Sie dann eine Idee, von wem sie stammen könnten?«

»Nein.«

»Wer wusste von Ihnen und Nola? Tamara Quinn behauptet, sie hätte von Anfang an Bescheid gewusst.«

»Keine Ahnung! Vielleicht hat Nola einer Freundin von uns erzählt …« Dann schwieg er. Stille kehrte ein. Harry wirkte so bedrückt und mitgenommen, dass es mir fast das Herz zerriss.

»Na los«, hakte Roth nach. »Ich spüre doch, dass Sie mir nicht alles erzählt haben. Wie soll ich Sie verteidigen, wenn Sie mir Informationen vorenthalten?«

»Ich … Ich habe anonyme Briefe bekommen.«

»Anonyme Briefe?«

»Kurz nach Nolas Verschwinden habe ich anonyme Briefe erhalten. Sie steckten jedes Mal im Türrahmen, wenn ich nach Hause kam. Damals jagte mir das eine Riesenangst ein. Es bedeutete nämlich, dass mich jemand ausspionierte und mein Kommen und Gehen überwachte. Irgendwann war meine Angst so groß, dass ich jedes Mal die Polizei rief, wenn ich wieder einen dieser Briefe vorgefunden hatte. Ich behauptete, dass sich jemand am Haus herumtrieb, und dann schickten sie einen Streifenwagen, und das beruhigte mich. Natürlich konnte ich der Polizei den wahren Grund für meine Unruhe nicht sagen.«

»Wer hätte Ihnen diese Briefe schicken können?«, forschte Roth. »Wer wusste von Ihnen und Nola?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung. Das ging sechs Monate so, dann war plötzlich Schluss.«

»Haben Sie die Briefe aufgehoben?«

»Ja, zu Hause. In meinem Arbeitszimmer, zwischen den Seiten eines dicken Lexikons. Ich nehme an, dass die Polizei sie nicht gefunden hat, weil mich niemand darauf angesprochen hat.«

Zurück in Goose Cove, nahm ich mir sofort das Lexikon vor, von dem er gesprochen hatte. Zwischen den Seiten stieß ich auf einen dicken braunen Umschlag mit einem knappen Dutzend kleiner Zettel darin. Vergilbte Briefe. Auf jedem stand dieselbe mit Schreibmaschine getippte Botschaft:

> *Ich weiß, was Sie dem fünfzehnjährigen Mädchen angetan haben. Und bald weiß es die ganze Stadt.*

Jemand wusste also über Harry und Nola Bescheid. Jemand, der dreiunddreißig Jahre lang geschwiegen hatte.

In den kommenden zwei Tagen bemühte ich mich, sämtliche Personen zu befragen, die Nola auf die eine oder andere Weise gekannt hatten. Bei diesem Vorhaben war mir Erne Pinkas erneut eine wertvolle Hilfe: Er hatte im Archiv der Bibliothek das Jahrbuch der Highschool von Aurora aus dem Jahr 1975 ausgegraben und mir mithilfe von Telefonbuch und Internet eine Liste mit den aktuellen Kontaktdaten von einem Großteil der ehemaligen Klassenkameraden erstellt, die noch immer in der Gegend wohnten. Leider brachte mich das jedoch nicht viel weiter: All diese Leute waren inzwischen um die fünfzig, aber sie hatten mir außer Kindheitserinnerungen nichts zu berichten, und diese waren für den Fortgang der Ermittlungen nicht weiter von Interesse. Doch plötzlich ging mir auf, dass mir einer der Namen auf der Liste bekannt vorkam, und zwar der von Nancy Hattaway. Sie hatte Nola laut Harry bei ihrem Ausflug nach Rockland als Alibi gedient.

Den von Pinkas gelieferten Informationen zufolge besaß Nancy Hattaway ein Geschäft für Kurzwaren- und Patchworkbedarf in einem etwas außerhalb der Stadt an der Route 1 Richtung

Massachusetts gelegenen Gewerbegebiet. Dorthin fuhr ich am 26. Juni 2008. Der hübsche Laden mit dem farbenfrohen Schaufenster war zwischen eine Snack-Bar und eine Eisenwarenhandlung gezwängt. Im Innern saß eine einzige Dame, Anfang fünfzig mit leicht ergrauter Kurzhaarfrisur mit einer Lesebrille auf der Nase am Schreibtisch. Nachdem sie mich höflich begrüßt hatte, fragte ich: »Sind Sie Nancy Hattaway?«

»Ja, die bin ich«, erwiderte sie und erhob sich. »Kennen wir uns? Ihr Gesicht kommt mir bekannt vor.«

»Ich heiße Marcus Goldman. Ich bin –«

»Schriftsteller«, fiel sie mir ins Wort. »Jetzt fällt es mir wieder ein. Man erzählt sich, dass Sie viele Fragen über Nola stellen.« Sie schien auf der Hut zu sein und schickte sofort hinterher: »Ich nehme an, Sie sind nicht wegen eines Quilts hier?«

»Das ist richtig. Und es stimmt auch, dass ich mich für den Tod von Nola Kellergan interessiere.«

»Und was habe ich damit zu tun?«

»Wenn Sie die sind, für die ich Sie halte, kannten Sie Nola sehr gut, als Sie beide fünfzehn waren.«

»Wer sagt das?«

»Harry Quebert.«

Mit resolutem Schritt ging sie zur Tür. Ich dachte schon, sie wollte mich zum Gehen auffordern, doch stattdessen hängte sie das Schild mit der Aufschrift *Geschlossen* an die Scheibe und schob den Riegel vor. Dann drehte sie sich zu mir um und fragte: »Wie trinken Sie Ihren Kaffee, Mr Goldman?«

Wir unterhielten uns eine Stunde in ihrem Hinterzimmer. Sie war tatsächlich die Nancy, von der Harry mir erzählt hatte: Nolas damalige Freundin. Sie hatte nie geheiratet und ihren Mädchennamen behalten.

»Haben Sie Aurora nie verlassen?«, fragte ich.

»Nein, nie. Ich hänge viel zu sehr an dieser Stadt. Wie haben Sie mich gefunden?«

»Übers Internet, glaube ich. Das Internet vollbringt Wunder.«

Sie nickte. »Also?«, fragte sie. »Was genau wollen Sie wissen, Mr Goldman?«

»Bitte nennen Sie mich Marcus. Ich brauche jemanden, der mir etwas über Nola erzählt.«

Sie lächelte. »Nola und ich gingen damals in dieselbe Klasse. Wir hatten uns gleich nach ihrer Ankunft in Aurora angefreundet. Wir wohnten praktisch nebeneinander in der Terrace Avenue, und sie kam mich oft besuchen. Sie sagte, sie käme gerne zu mir nach Hause, weil ich eine *normale* Familie hätte.«

»Normal? Wie meinen Sie das?«

»Ich nehme an, Sie haben David Kellergan bereits kennengelernt …«

»Ja.«

»Er war sehr streng. Kaum vorzustellen, dass Nola seine Tochter war: intelligent, sanftmütig, nett und freundlich.«

»Merkwürdig, was Sie mir da über Reverend Kellergan erzählen, Mrs Hattaway. Ich habe ihn vor ein paar Tagen kennengelernt, und auf mich machte er eher einen angenehmen Eindruck.«

»So kann er durchaus wirken, vor allem in der Öffentlichkeit. Man hatte ihn zu Hilfe gerufen, um die ziemlich verwahrloste Gemeinde von St. James auf Vordermann zu bringen. In Alabama hatte er offenbar wahre Wunder bewirkt. Und tatsächlich war die St.-James-Kirche schon bald nach seiner Amtsübernahme jeden Sonntag voll. Aber davon abgesehen lässt sich schwer sagen, wie es bei den Kellergans zu Hause wirklich zuging …«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Nola wurde geschlagen.«

»Was?«

Die Begebenheit, von der mir Nancy Hattaway nun berichtete, musste sich meinen Berechnungen nach am Montag, den 7. Juli 1975, zugetragen haben, also während der Phase, in der Harry Nola zurückgewiesen hatte.

Montag, 7. Juli 1975

Ferien. Es herrschte traumhaftes Wetter, und Nancy hatte Nola zu Hause abgeholt, um mit ihr an den Strand zu gehen. Während sie die Terrace Avenue entlangschlenderten, fragte Nola plötzlich: »Sag mal, Nancy, findest du, dass ich ein böses Mädchen bin?«

»Ein böses Mädchen? So ein Quatsch! Nein! Warum fragst du das?«

»Zu Hause kriege ich immer gesagt, dass ich ein böses Mädchen bin.«

»Was? Wer sagt so was zu dir?«

»Egal, vergiss es. Wo wollen wir baden gehen?«

»Am Grand Beach. Antworte mir, Nola: Wer sagt das zu dir?«

»Vielleicht stimmt es ja«, meinte Nola. »Vielleicht ist es wegen dem, was in Alabama passiert ist, als wir noch dort wohnten.«

»In Alabama? Was ist dort passiert?«

»Das ist nicht wichtig.«

»Du siehst traurig aus, Nola.«

»Ich bin auch traurig.«

»Wir haben Ferien! Wie kann man in den Ferien traurig sein?«

»Das ist kompliziert, Nancy.«

»Hast du Kummer? Wenn du Kummer hast, musst du es mir sagen!«

»Ich bin in jemanden verliebt, der mich nicht liebt.«

»In wen denn?«

»Darüber möchte ich nicht reden.«

»Ist es Cody, der Typ aus der Zehnten, der dich ständig anmacht? Ich wusste es ja, dass du in ihn verknallt bist. Wie ist es, mit einem Jungen aus der Zehnten zu gehen? Aber er ist doch ein Idiot, oder? Ein Vollidiot! Findet sich cool, nur weil er in der Basketballmannschaft ist. War er der, mit dem du letzten Samstag losgezogen bist?«

»Nein.«

»Wer ist es dann? Ach, komm schon, sag's mir. Habt ihr miteinander geschlafen? Hast du schon mal mit einem Jungen geschlafen?«

»Nein! Bist du noch ganz dicht? Ich hebe mich für den Mann meines Lebens auf.«

»Aber mit wem warst du dann am Samstag zusammen?«

»Er ist schon älter … Aber egal, er wird mich nie lieben. Mich wird nie jemand lieben.«

Sie hatten den Grand Beach erreicht. Der Strand war zwar nicht besonders schön, aber immer menschenleer. Außerdem gab es dort bei Ebbe, wenn der Wasserspiegel um bis zu drei Meter sank, in den Hohlräumen der großen Felsen natürliche Wasserbecken, die sich in der Sonne erwärmten. Darin aalten sie sich gerne, denn deren Temperatur war viel angenehmer als die des Ozeans. Da sie allein am Strand waren, brauchten sie sich beim Umziehen nicht zu verstecken, und bei der Gelegenheit fielen Nancy die Blutergüsse an Nolas Brüsten auf. »Nola! Das sieht ja schlimm aus! Was hast du da?«

Nola bedeckte ihre Brust. »Sieh nicht hin!«

»Aber ich habe es schon gesehen! Du hast lauter blaue Flecken …«

»Das ist nichts weiter.«

»Von wegen! Woher kommt das?«

»Mutter hat mich am Samstag geschlagen.«

»Was? Red keinen Quatsch …«

»Es stimmt aber! Sie hat gesagt, dass ich ein böses Mädchen bin.«

»Was erzählst du da?«

»Es ist wahr! Warum will mir nie jemand glauben?«

Nancy wagte es nicht, weitere Fragen zu stellen, und wechselte das Thema. Nach dem Baden gingen sie zu den Hattaways. Nancy holte eine Heilsalbe aus dem Bad ihrer Mutter und strich sie auf die geschundenen Brüste ihrer Freundin.

»Nola«, sagte sie, »was deine Mutter betrifft … Ich denke, du solltest mit jemandem drüber reden. Vielleicht mit Mrs Sanders, der Krankenschwester aus der Highschool …«

»Lass es uns vergessen, Nancy. Bitte …«

Bei der Erinnerung an ihren letzten Sommer mit Nola kamen Nancy die Tränen.

»Was war in Alabama passiert?«, fragte ich.

»Das weiß ich nicht, ich habe es nie erfahren. Nola hat es mir nie erzählt.«

»Hängt ihr Umzug damit zusammen?«

»Ich weiß es nicht! Ich würde Ihnen gerne helfen, aber ich weiß es einfach nicht.«

»Und der Liebeskummer? Wussten Sie, um wen es dabei ging?«

»Nein.«

Ich ahnte, dass er mit Harry zusammenhing, wollte aber herausfinden, ob Nancy es wusste. »Aber Sie wussten, dass sie sich mit jemandem traf«, fuhr ich fort. »Wenn ich mich nicht täusche, haben Sie sich damals gegenseitig als Alibi gedient, um sich mit Jungs treffen zu können.«

Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. »Wie ich sehe, sind Sie gut informiert! Die ersten paar Male haben wir das gemacht, um einen Tag in Concord zu verbringen. Für uns war Concord die große weite Welt, dort war immer etwas los. Wir kamen uns dabei ganz erwachsen vor. Später wollte ich dann mit meinem damaligen Freund auf dem Boot allein sein können, und sie … Wissen Sie, ich ahnte damals schon, dass Nola etwas mit einem älteren Mann hatte. Sie hatte so Andeutungen gemacht.«

»Dann wussten Sie also von ihr und Harry Quebert?«

»Großer Gott, nein!«, entfuhr es ihr.

»Wieso nein? Sie haben mir doch gerade erzählt, dass Nola sich mit einem älteren Mann traf.«

Betretenes Schweigen. Ich begriff, dass Nancy etwas wusste, was sie mir unter keinen Umständen verraten wollte.

»Wer war dieser Mann?«, fragte ich. »Es war nicht Harry Quebert, stimmt's? Mrs Hattaway, mir ist klar, dass ich für Sie ein Fremder bin, der einfach hier auftaucht und Sie nötigt, in Ihrem Gedächtnis zu kramen. Wenn ich mehr Zeit hätte, würde ich es feinfühliger angehen, aber die Zeit drängt: Harry Quebert geht im Gefängnis vor die Hunde, und ich bin davon überzeugt, dass er Nola nicht getötet hat. Wenn Sie also etwas wissen, was mir weiterhelfen kann, müssen Sie reden.«

»Das mit Harry wusste ich nicht«, bekannte sie. »Nola hat es mir nie gesagt. Ich habe wie alle anderen vor zehn Tagen aus dem Fernsehen erfahren … Aber sie hat mir von einem Mann erzählt. Ja, ich wusste, dass sie ein Verhältnis mit einem viel älteren Mann hatte, aber dieser Mann war nicht Harry Quebert.«

Ich war wie vom Donner gerührt. »Wann war das?«, wollte ich wissen.

»Ich erinnere mich nicht mehr an jede Einzelheit, dazu ist die Sache zu lange her, aber ich kann Ihnen versichern, dass Nola im Sommer 1975, als Harry Quebert hierherzog, eine Beziehung zu einem etwa vierzigjährigen Mann hatte.«

»Vierzigjährig? Erinnern Sie sich an seinen Namen?«

»Den werde ich bestimmt nie vergessen. Es war Elijah Stern, einer der reichsten Männer von New Hampshire.«

»Elijah Stern?«

»Ja. Sie erzählte mir, dass sie sich für ihn ausziehen, ihm gehorchen und stillhalten musste. Sie musste immer zu ihm nach Concord. Stern schickte seinen Handlanger, um sie abzuholen, einen seltsamen Kauz namens Luther Caleb. Der holte sie in Aurora ab und brachte sie zu Stern. Das weiß ich, weil ich es mit eigenen Augen gesehen habe.«

22.

Polizeiliche Ermittlungen

»Harry, wie weiß man, dass man immer die Kraft haben wird, Bücher zu schreiben?«

»Manche haben sie, andere nicht. Sie haben sie, Marcus, das weiß ich.«

»Wie können Sie sich da so sicher sein?«

»Weil sie in Ihnen steckt. Ein bisschen so wie eine Krankheit. Die Schriftstellerkrankheit, Marcus, bedeutet nämlich nicht, dass man nicht mehr schreiben kann. Sie bedeutet, dass man nicht mehr schreiben will, es aber nicht lassen kann.«

Auszug aus: DER FALL HARRY QUEBERT

Freitag, 27. Juni 2008, um sieben Uhr dreißig. Ich warte auf Sergeant Gahalowood. Obwohl dieser Fall erst rund zwei Wochen alt ist, kommt es mir vor, als wären es Monate. Ich glaube, im Städtchen Aurora liegen ein paar merkwürdige Geheimnisse begraben, und die Menschen hier geben viel weniger zu, als sie wissen. Die Frage ist nur, warum alle schweigen … Gestern Abend fand ich erneut eine dieser Botschaften vor: *Fahr nach Hause, Goldman.* Jemand will, dass ich die Nerven verliere.

Ich bin gespannt, was Gahalowood zu meiner Entdeckung in Bezug auf Elijah Stern zu sagen hat. Ich habe im Internet Nachforschungen über ihn angestellt: Er ist der letzte Erbe eines Finanzimperiums, das er erfolgreich verwaltet, wurde 1933 in Concord geboren und wohnt immer noch dort. Mittlerweile ist er fünfundsiebzig.

Diese Zeilen schrieb ich, während ich in Concord vor Gahalowoods Büro in einem Gang des Hauptquartiers der State Police wartete. Plötzlich unterbrach mich die hohl klingende Stimme des Sergeants: »Was haben Sie denn hier verloren, Schriftsteller?«

»Ich habe ein paar erstaunliche Entdeckungen gemacht und muss mit Ihnen darüber reden.«

Er öffnete die Tür zu seinem Büro, stellte seinen Kaffeebecher auf einen Beistelltisch, warf seine Jacke auf einen Stuhl und zog das Rollo hoch. Dabei sagte er:

»Sie hätten ruhig vorher anrufen können. Zivilisierte Menschen tun das. Wir hätten einen Termin vereinbart, und Sie wären zu einer Zeit gekommen, die uns beiden gepasst hätte. So macht man das.«

»Nola hatte einen Geliebten, einen gewissen Elijah Stern, und Harry hat zu der Zeit, als er eine Beziehung mit Nola hatte, anonyme Briefe erhalten, also wusste jemand Bescheid.« Das alles stieß ich in einem Atemzug hervor.

Er starrte mich verblüfft an. »Woher zum Teufel wollen Sie diese Dinge wissen?«

»Ich führe eigene Recherchen durch, das hatte ich Ihnen doch gesagt.«

Sofort setzte er wieder seine mürrische Miene auf. »Sie gehen mir auf die Nerven, Schriftsteller! Sie bringen meine Ermittlungen ganz durcheinander.«

»Haben Sie etwa schlechte Laune, Sergeant?«

»Allerdings. Weil es erst sieben Uhr früh ist und Sie schon in meinem Büro herumhampeln.«

Ich fragte ihn, worauf ich ihm etwas aufschreiben könne. Er zog ein resigniertes Gesicht und führte mich in einen Nebenraum. Dort waren Fotos von Side Creek und Aurora mit Reißzwecken an eine Korktafel geheftet. Er deutete auf ein Whiteboard direkt daneben und reichte mir einen Filzschreiber. »Legen Sie los«, sagte er seufzend. »Ich höre.«

Ich malte Nolas Namen auf die Tafel, zeichnete mehrere Pfeile und verband sie mit den Namen all der Personen, die mit dem Fall zu tun hatten. Der Erste war Elijah Stern, gefolgt von Nancy Hattaway.

»Und wenn Nola Kellergan gar nicht das mustergültige Mädchen war, als das sie uns alle beschrieben haben?«, fragte ich. »Wir wissen, dass sie eine Beziehung mit Harry hatte. Und ich weiß seit Kurzem, dass sie parallel dazu noch eine Beziehung hatte, nämlich mit einem gewissen Elijah Stern.«

»Elijah Stern, der Geschäftsmann?«

»Höchstpersönlich.«

»Wer hat Ihnen diesen Unsinn erzählt?«

»Nolas damals beste Freundin: Nancy Hattaway.«

»Wie haben Sie die ausfindig gemacht?«

»Durch das Jahrbuch von 1975 der Highschool von Aurora.«

»Gut. Und was wollen Sie mir damit sagen, Schriftsteller?«

»Dass Nola unglücklich war. Anfang des Sommers 1975 wird ihre Geschichte mit Harry kompliziert: Er verstößt sie, und sie ist

deprimiert. Außerdem prügelt ihre Mutter sie windelweich. Sergeant, je länger ich darüber nachdenke, desto mehr glaube ich, dass ihr Verschwinden die Folge merkwürdiger Ereignisse ist, die sich in jenem Sommer zugetragen haben, auch wenn uns alle etwas anderes weismachen wollen.«

»Fahren Sie fort.«

»Nun, ich bin davon überzeugt, dass andere über Harry und Nola Bescheid wussten. Diese Nancy Hattaway vielleicht, auch wenn ich mir da nicht sicher bin. Sie behauptet, sie hätte es nicht gewusst, und sie macht einen ehrlichen Eindruck. Jedenfalls hat jemand Harry anonyme Nachrichten geschickt …«

»Wegen Nola?«

»Ja, schauen Sie. Die habe ich bei ihm zu Hause gefunden.« Ich zeigte ihm einen der Briefe, die ich an mich genommen hatte.

»Bei ihm zu Hause? Wir haben doch eine Haussuchung durchgeführt …«

»Wie auch immer … Aber das bedeutet, dass jemand von Anfang an Bescheid wusste.«

Er las den Text laut vor:

»*Ich weiß, was Sie dem fünfzehnjährigen Mädchen angetan haben. Und bald weiß es die ganze Stadt.* Wann hat Quebert diese Briefe bekommen?«

»Unmittelbar nach Nolas Verschwinden.«

»Hat er eine Idee, wer der Verfasser sein könnte?«

»Leider nicht.«

Ich wandte mich der mit Fotos und Notizen gespickten Korktafel zu. »Ihre Ermittlungen, Sergeant?«

»So ist es. Fangen wir ganz von vorn an, wenn Sie einverstanden sind. Nola Kellergan verschwindet am Abend des 30. August 1975. Im damaligen Bericht der Polizei von Aurora steht, dass nicht zweifelsfrei festzustellen ist, ob sie entführt wurde oder ausgerissen ist und ihre Eskapade ein böses Ende genommen hat: keine Kampfspuren, keine Zeugen. Trotzdem neigen wir heute ernsthaft zu

der Annahme, dass es eine Entführung war. Vor allem deshalb, weil sie weder Geld noch Gepäck mitgenommen hat.«

»Ich glaube, sie ist ausgerissen«, widersprach ich.

»Na gut. Gehen wir einmal von dieser Hypothese aus«, räumte Gahalowood ein. »Sie steigt also aus ihrem Fenster und läuft weg. Aber wohin?«

Es war Zeit, ihm zu verraten, was ich wusste. »Sie war mit Harry verabredet«, antwortete ich.

»Das vermuten Sie.«

»Ich weiß es. Er hat es mir gesagt. Ich habe es Ihnen bisher nicht erzählt, weil ich befürchtet habe, es könnte ihn kompromittieren, aber ich glaube, es ist Zeit, die Karten auf den Tisch zu legen. An dem Abend, an dem Nola verschwand, wollte sie sich mit Harry in einem Motel an der Route 1 treffen. Sie wollten zusammen durchbrennen.«

»Durchbrennen? Aber warum? Wie? Wohin?«

»Das weiß ich auch nicht. Aber ich gehe davon aus, dass ich es herausfinden werde. Jedenfalls hat Harry am fraglichen Abend in einem Zimmer dieses Motels auf Nola gewartet. Sie hatte ihm einen Brief geschrieben, in dem stand, dass sie sich dort mit ihm treffen wollte. Er hat die ganze Nacht lang auf sie gewartet, aber sie ist nicht gekommen.«

»Welches Motel war das? Und wo ist dieser Brief?«

»Das Sea Side Motel, ein paar Meilen nördlich von Side Creek. Ich war dort, das Motel gibt es immer noch. Und was den Brief angeht … Den habe ich verbrannt, um Harry zu schützen.«

»Sie haben ihn verbrannt? Sind Sie vollkommen übergeschnappt, Schriftsteller? Was hat Sie denn geritten? Wollen Sie wegen Vernichtung von Beweismaterial belangt werden?«

»Das war dumm von mir. Es tut mir leid, Sergeant.«

Fluchend griff sich Gahalowood eine Umgebungskarte von Aurora und breitete sie auf dem Tisch aus. Er zeigte zuerst auf das Stadtzentrum und dann auf die Route 1, die an der Küste, an Goose Cove und schließlich am Wald von Side Creek entlangführte, und

kombinierte laut: »Wenn ich ein junges Ding wäre, das weglaufen will, ohne gesehen zu werden, würde ich an den nächstgelegenen Strand gehen und dann am Meer entlang bis zur Route 1. Also entweder nach Goose Cove oder nach …«

»… Side Creek«, ergänzte ich. »Vom Motel führt ein Waldweg ans Meer.«

»Bingo!«, rief Gahalowood. »Die Vermutung, dass die Kleine von zu Hause abhauen wollte, ist also gar nicht so abwegig. Die Terrace Avenue befindet sich hier … und der nächste Strand ist … Grand Beach! Sie geht also zum Strand und dann am Meer entlang bis zum Wald. Aber was ist wohl in diesem verfluchten Wald passiert?«

»Vielleicht ist es dort zu einer verhängnisvollen Begegnung gekommen, zum Beispiel mit einem Geistesgestörten, der versucht hat, sie zu missbrauchen, sich dann einen dicken Ast gegriffen und sie erschlagen hat.«

»Vielleicht, Schriftsteller, aber Sie übersehen ein Detail, das eine Menge Fragen aufwirft: das Manuskript. Und auch diese handschriftliche Zeile: *Adieu, allerliebste Nola*. Es ist ein Hinweis darauf, dass, wer immer Nola getötet und vergraben hat, sie gekannt und etwas für sie empfunden hat. Und gesetzt den Fall, dass es sich bei diesem Jemand nicht um Harry handelt, wüsste ich zu gern, wie dann sein Manuskript in ihren Besitz gelangt ist.«

»Nola hatte es bei sich zu Hause, so viel steht fest. Sie läuft von zu Hause weg, will aber kein Gepäck mitnehmen. Das würde nur Verdacht erregen, vor allem falls ihre Eltern sie auf frischer Tat ertappen sollten. Außerdem braucht sie nichts. Sie geht davon aus, dass Harry reich ist und sie sich alles kaufen werden, was sie für ihr neues Leben brauchen. Was nimmt sie also als Einziges mit? Etwas, das unersetzlich ist, nämlich das Manuskript des Buchs, das Harry gerade fertig geschrieben hat und das sie, wie so oft, mit nach Hause genommen hat, um es zu lesen. Sie weiß, dass dieses Manuskript Harry viel bedeutet. Also steckt sie es in ihre Tasche und läuft von zu Hause weg.«

Gahalowood sann kurz über meine Theorie nach. »Ihrer Meinung nach«, spann er den Faden dann weiter, »hat der Mörder die Tasche mit dem Manuskript also zusammen mit ihr begraben, um sämtliche Beweise zu beseitigen.«

»Genau.«

»Aber das erklärt nicht die Widmung auf dem Manuskript.«

»Ein guter Einwand«, räumte ich ein. »Vielleicht ist sie ein Beweis dafür, dass der Mörder Nola geliebt hat. Müssten wir nicht ein Verbrechen aus Leidenschaft in Betracht ziehen? Eine Affekthandlung, nach der der Mörder diese Worte schreibt, damit das Grab nicht anonym bleibt? War es jemand, der Nola geliebt und nicht ertragen hat, dass sie etwas mit Harry hatte? Der von ihrer geplanten Flucht wusste und sie, als er sie nicht davon abbringen konnte, lieber getötet hat, anstatt sie zu verlieren? Das wäre doch eine stimmige Hypothese, oder nicht?«

»Durchaus, Schriftsteller. Aber wie Sie selbst sagen: Es ist nur eine Hypothese, und die muss jetzt wie alle anderen überprüft werden. Willkommen bei der ebenso vertrackten wie pingeligen Arbeit der Polizei!«

»Was schlagen Sie vor, Sergeant?«

»Wir haben zu Quebert ein grafologisches Gutachten in Auftrag gegeben, aber es dauert noch ein bisschen, bis wir das Ergebnis kriegen. Übrigens wäre da noch ein weiterer Punkt zu klären: Warum wurde Nola in Goose Cove vergraben? Das ist ganz in der Nähe von Side Creek. Warum sollte sich jemand die Mühe machen, eine Leiche zu transportieren, um sie nur zwei Meilen weiter weg zu vergraben?«

»Ohne Leiche kein Mord«, mutmaßte ich.

»Das habe ich mir auch gesagt. Vielleicht fühlte sich der Mörder von der Polizei umzingelt. Also musste er mit einem Ort in der Nähe vorliebnehmen …«

Wir starrten auf das Whiteboard, auf das ich mittlerweile sämtliche Namen von meiner Liste geschrieben hatte:

Harry QUEBERT		*Tamara QUINN*
Nancy HATTAWAY	***NOLA***	*David u. Louisa KELLERGAN*
Elijah STERN		*Luther CALEB*

»All diese Personen stehen in irgendeinem Zusammenhang zu Nola oder dem Fall«, erläuterte ich. »Es könnte sogar eine Liste der potenziellen Täter sein.«

»Vor allem ist es eine Liste, die uns den Kopf vernebelt«, urteilte Gahalowood.

Ich überhörte seinen Einwand und ging die Namen im Einzelnen durch. »Nancy war 1975 erst fünfzehn und besaß keinen fahrbaren Untersatz. Ich denke, sie können wir streichen. Tamara Quinn posaunt überall herum, dass sie über Harry und Nola Bescheid wusste … Vielleicht hat sie die anonymen Briefe an Harry geschrieben.«

»Was die Frauen angeht, weiß ich nicht so recht …«, unterbrach mich Gahalowood. »Man braucht unglaublich viel Kraft, um einen Schädel derart zu zertrümmern. Ich würde daher eher zu einem Mann tendieren, noch dazu, wo Deborah Cooper Nolas Verfolger eindeutig als männlich identifiziert hat.«

»Und was ist mit den Eltern Kellergan? Die Mutter hat ihre Tochter geschlagen …«

»Seine Tochter zu schlagen ist bestimmt keine Ruhmestat, aber weit entfernt von dem brutalen Verbrechen, dem Nola zum Opfer gefallen ist.«

»Ich habe im Internet gelesen, dass der Täter bei Kindesentführungen oft zum Familienkreis gehört.«

Gahalowood verdrehte die Augen zum Himmel. »Und ich habe im Internet gelesen, dass Sie ein bedeutender Schriftsteller sind. Da sehen Sie, dass im Internet nur Lügen verbreitet werden.«

»Wir dürfen Elijah Stern nicht vergessen. Man sollte ihn unverzüglich befragen. Nancy Hattaway hat erzählt, dass er immer

seinen Fahrer, Luther Caleb, losgeschickt hat, um Nola abzuholen und zu seinem Anwesen in Concord zu bringen.«

»Immer mit der Ruhe, Schriftsteller. Elijah Stern ist ein einflussreicher Mann aus einer großen Familie. Er ist sehr mächtig. Mit so einem legt sich der Staatsanwalt garantiert nicht an, solange er keine belastenden Beweise hat, auf die er sich stützen kann. Was haben Sie schon gegen ihn vorzuweisen, abgesehen von Ihrer Zeugin, die zum Zeitpunkt der Tat eine kleine Göre war? Ihre Aussage ist heute nichts mehr wert. Was wir brauchen, sind handfeste Indizien, Beweise. Ich habe die Polizeiberichte aus Aurora unter die Lupe genommen: Darin ist weder von Harry noch von Stern oder Luther Caleb die Rede.«

»Nancy Hattaway macht mir allerdings einen vertrauenswürdigen Eindruck.«

»Ich behaupte ja nicht das Gegenteil, ich misstraue nur Erinnerungen, die nach über dreißig Jahren wieder hochkommen, Schriftsteller. Ich werde versuchen, etwas über diese Sache mit Stern herauszukriegen, aber wenn ich die Spur ernsthaft verfolgen soll, brauche ich mehr Beweise. Ich riskiere doch nicht meinen Arsch und befrage einen Kerl, der mit dem Gouverneur Golf spielt, wenn ich nicht ein Minimum an belastendem Material gegen ihn habe.«

»In diesem Zusammenhang sollten wir nicht vergessen, dass es für den Umzug der Kellergans von Alabama nach Aurora einen triftigen Grund gab, den allerdings niemand kennt. Der Vater behauptet, sie seien wegen der guten Luft hergezogen, aber Nancy Hattaway hat erzählt, Nola hätte einen Vorfall aus der Zeit erwähnt, als sie mit ihrer Familie noch in Jackson lebte.«

»Hm, der Sache sollten wir nachgehen, Schriftsteller.«

Ich beschloss, Harry nichts von Elijah Stern zu erzählen, solange ich keine handfesten Beweise hatte. Roth dagegen zog ich ins Vertrauen, weil mir schien, dass dieser Sachverhalt von entscheidender Bedeutung für Harrys Verteidigung sein konnte.

»Nola Kellergan hatte ein Verhältnis mit Elijah Stern?« Roth blieb am Telefon fast die Luft weg.

»Sie haben richtig gehört! Ich weiß es aus verlässlicher Quelle.«

»Gute Arbeit, Marcus. Wir rufen Stern in den Zeugenstand, beschuldigen ihn und drehen den Spieß um. Stellen Sie sich die Gesichter der Geschworenen vor, wenn Stern ihnen nach dem Eid auf die heilige Bibel die prickelnden Details seiner Bettgeschichte mit der kleinen Kellergan erzählt!«

»Bitte sagen Sie Harry nichts. Nicht, bis ich mehr über Stern weiß.«

Noch am selben Nachmittag fuhr ich zum Gefängnis, wo Harry mir Nancy Hattaways Worte bestätigte.

»Nancy Hattaway hat mir erzählt, dass Nola geschlagen wurde«, sagte ich.

»Oh, Marcus, das war eine schlimme Geschichte …«

»Sie hat mir auch erzählt, dass Nola Anfang des Sommers sehr traurig und melancholisch wirkte.«

Harry nickte betrübt. »Ich habe Nola sehr unglücklich gemacht, als ich sie zurückgewiesen habe. Das hat zu einer schrecklichen Katastrophe geführt. Am Wochenende nach dem Nationalfeiertag, also nachdem ich mit Jenny in Concord ausgegangen war, haben mich meine Gefühle für Nola völlig überwältigt. Deshalb musste ich mich unter allen Umständen von ihr fernhalten und beschloss, am Samstag, den 5. Juli, nicht ins Clark's zu gehen.«

Während ich Harrys Bericht über das verheerende Wochenende vom 5. und 6. Juli 1975 aufnahm, wurde mir klar, dass sein Buch *Der Ursprung des Übels* seine Geschichte mit Nola detailiert wiedergab, indem es die Erzählung mit Auszügen aus dem echten Briefwechsel verwob. Harry hatte also, was die beiden betraf, nie etwas verheimlicht, sondern vielmehr diese unmögliche Liebesgeschichte von Anfang an ganz Amerika gestanden. Irgendwann unterbrach ich ihn mit den Worten: »Aber, Harry, das steht doch alles in Ihrem Buch!«

»Ja, Marcus, alles. Aber das wollte niemand wahrhaben. Alle haben großartige Textanalysen betrieben und etwas von Allegorien, Symbolen und Stilfiguren gefaselt, die ich überhaupt nicht beherrsche. Dabei hatte ich einfach nur ein Buch über Nola und mich geschrieben.«

Samstag, 5. Juli 1975

Halb fünf Uhr früh. Rhythmisch hallten seine Schritte in den menschenleeren Straßen der Stadt wider. Er dachte nur noch an sie. Seit er beschlossen hatte, dass er sie nicht mehr sehen durfte, konnte er nicht mehr schlafen. Er erwachte noch vor dem Morgengrauen und konnte nicht wieder einschlafen. Dann zog er seine Sportsachen an und ging joggen. Er lief am Strand entlang, jagte den Möwen nach, folgte ihrer Flugbahn und trabte weiter bis nach Aurora. Von Goose Cove aus waren es gut fünf Meilen; er legte sie schnell wie ein Pfeil zurück. Wenn er die Stadt einmal ganz durchquert hatte, lief er, gehetzt, als wäre er auf der Flucht, gewöhnlich ein Stück in Richtung Massachusetts weiter, und machte am Grand Beach Pause, um sich den Sonnenaufgang anzusehen. Aber als er an diesem Morgen durch das Viertel rund um die Terrace Avenue kam, verlangsamte er den Schritt, um zu Atem zu kommen, und marschierte schweißgebadet und mit pochenden Schläfen zwischen den Häuserreihen hindurch.

Dabei kam er auch am Haus der Quinns vorbei. Der gestrige Abend mit Jenny war mit Sicherheit der langweiligste gewesen, den er je erlebt hatte. Jenny war ganz wunderbar, aber sie brachte ihn weder zum Lachen noch zum Träumen. Die Einzige, die ihn träumen ließ, war Nola. Er ging die Straße weiter entlang, bis er vor dem verbotenen Haus stand: dem Haus der Kellergans, in dessen Nähe er Nola am Vorabend, in Tränen aufgelöst, abgesetzt hatte. Er hatte sich bemüht, ihr die kalte Schulter zu zeigen, damit sie es begriff, aber sie hatte überhaupt nichts begriffen. Sie hatte gefragt: »Warum tun Sie mir das an, Harry? Warum sind Sie so gemein?« Den ganzen

Abend musste er an sie denken. Beim Essen in Concord hatte er sich sogar für einen Augenblick entschuldigt, um sie von einer Telefonzelle aus anzurufen. Er hatte die Dame von der Vermittlung gebeten, ihn mit den Kellergans in Aurora in New Hampshire zu verbinden, doch kaum hatte er das Freizeichen gehört, hatte er aufgelegt. Als er an den Tisch zurückgekehrt war, hatte Jenny ihn gefragt, ob er sich nicht wohlfühle.

Regungslos stand er nun auf dem Gehsteig und suchte mit den Augen die Fenster ab. Er versuchte sich vorzustellen, in welchem Zimmer sie schlief. N-O-L-A. Allerliebste Nola. Lange stand er dort. Plötzlich glaubte er ein Geräusch zu hören und wollte das Weite suchen, doch dabei stieß er die metallenen Mülleimer mit lautem Getöse um. Im Haus ging Licht an, und Harry ergriff die Flucht. Er kehrte nach Goose Cove zurück, setzte sich an den Schreibtisch und versuchte zu schreiben. Es war Anfang Juli, und er hatte immer noch nicht mit seinem großen Roman begonnen. Was sollte nur aus ihm werden? Was würde passieren, wenn er nichts zu Papier brachte? Er würde wieder zu seinem unglücklichen Leben zurückkehren. Er würde nie ein Schriftsteller sein. Er würde gar nichts sein. Zum ersten Mal spielte er mit dem Gedanken, sich umzubringen. Gegen sieben Uhr morgens schlief er, den Kopf auf seinen durchgerissenen, von Streichungen wimmelnden Entwürfen, am Schreibtisch ein.

Mittags um halb eins klatschte sich Nola auf der Personaltoilette des Clark's Wasser ins Gesicht, weil sie hoffte, dass dadurch die Rötung in ihren Augen wegging. Sie hatte den ganzen Vormittag geweint. Es war Samstag, und Harry war nicht gekommen. Er wollte sie nicht mehr sehen. Die Samstage im Clark's waren ihr allwöchentliches Rendezvous: Zum ersten Mal hatte er darauf verzichtet. Beim Aufwachen war sie noch optimistisch gewesen: Sie hatte sich gesagt, dass er sie wegen seines gemeinen Verhaltens bestimmt um Entschuldigung bitten und sie ihm natürlich verzeihen würde. Die Vorstellung, ihn wiederzusehen, hatte ihre Stimmung gehoben, und

als sie sich fertig machte, hatte sie ihm zu Gefallen sogar etwas Rouge aufgelegt.

Doch am Frühstückstisch hatte ihre Mutter ihr schwere Vorwürfe gemacht. »Nola, ich will wissen, was du mir verheimlichst.«

»Ich verheimliche dir nichts, Mutter.«

»Lüg deine Mutter nicht an! Glaubst du etwa, ich merke nichts? Hältst du mich für so dumm?«

»Aber nein, Mutter! So etwas würde ich nie denken!«

»Glaubst du, ich merke nicht, dass du ständig unterwegs bist, gute Laune hast und dich schminkst?«

»Ich tue nichts Böses, Mutter, ich verspreche es.«

»Glaubst du, ich weiß nicht, dass du mit dieser liederlichen kleinen Nancy Hattaway nach Concord gefahren bist? Du bist ein ungezogenes Mädchen, Nola! Du machst mir Schande!«

Reverend Kellergan hatte sich aus der Küche verdrückt und in der Garage verkrochen. Das machte er immer, wenn es Ärger gab, denn er wollte nichts davon wissen. Und er hatte seinen Plattenspieler angeschaltet, um die Schläge nicht zu hören.

»Mutter, ich verspreche dir, dass ich nichts Böses tue«, hatte Nola noch einmal beteuert.

Louisa Kellergan hatte ihre Tochter mit einer Mischung aus Abscheu und Verachtung betrachtet. Dann hatte sie höhnisch gelacht und gesagt: »Nichts Böses? Du weißt, warum wir aus Alabama weggezogen sind … Du weißt es, oder? Soll ich dein Gedächtnis auffrischen? Komm mit!«

Sie hatte sie am Arm gepackt und hinter sich her in ihr Zimmer gezogen. Dort hatte sie ihr befohlen, sich auszuziehen. Zitternd vor Angst, hatte Nola in Unterwäsche vor ihr gestanden.

»Warum trägst du einen BH?«, wollte Louisa Kellergan wissen.

»Weil ich einen Busen habe, Mutter.«

»Du solltest noch keinen Busen haben! Dafür bist du noch zu jung! Zieh den BH aus, und komm her!«

Nola hatte den Büstenhalter ausgezogen und war zu ihrer Mutter getreten, die sich ein Eisenlineal vom Schreibtisch ihrer Tochter gegriffen hatte.

Zuerst hatte sie Nola von oben bis unten taxiert, dann hatte sie das Lineal gehoben und ihr damit auf die Brustwarzen geschlagen. Sie hatte mehrmals sehr fest zugeschlagen, und weil ihre Tochter sich vor Schmerzen krümmte, hatte sie ihr befohlen stillzuhalten, wenn sie nicht noch mehr abbekommen wollte. Bei jedem Schlag hatte Louisa ihr eingebläut: »Man lügt seine Mutter nicht an. Man darf kein böses Mädchen sein, verstanden? Hör auf, mich für dumm zu verkaufen!« Aus der Garage dröhnte in voller Lautstärke Jazzmusik.

Nola hatte es nur deshalb geschafft, ihren Dienst im Clark's anzutreten, weil sie wusste, dass sie Harry dort treffen würde. Er allein gab ihr die Kraft zum Leben, ja, für ihn wollte sie leben. Aber er war nicht gekommen. Am Boden zerstört, hatte sie sich den ganzen Vormittag auf der Toilette verkrochen und geweint. Sie sah sich im Spiegel an, hob die Bluse hoch und betrachtete ihre misshandelten Brüste: Sie waren mit blauen Flecken übersät. Sie sagte sich, dass ihre Mutter recht hatte: Sie war böse und hässlich, und deshalb wollte Harry nichts mehr von ihr wissen.

Plötzlich klopfte es an der Tür. Es war Jenny. »Nola, wo bleibst du denn? Das Restaurant ist rammelvoll! Du musst raus und die Leute bedienen!«

Panisch öffnete Nola die Tür. War Jenny etwa von den anderen Angestellten gerufen worden, die sich beschwert hatten, dass sie sich den ganzen Vormittag auf der Toilette eingeschlossen hatte?

Doch Jenny hatte zufällig im Clark's vorbeigeschaut oder vielmehr in der Hoffnung, Harry dort zu sehen. Bei ihrer Ankunft hatte sie festgestellt, dass der Service ins Stocken geraten war.

»Hast du geweint?«, fragte Jenny, als sie Nolas unglückliches Gesicht sah.

»Ich … Mir geht es nicht gut.«

»Klatsch dir ein bisschen Wasser ins Gesicht, und komm mit nach vorn. Ich helfe dir, bis das Gröbste geschafft ist. In der Küche drehen sie sonst durch.«

Als nach dem Mittagsbetrieb wieder Ruhe einkehrte, spendierte Jenny Nola zum Trost eine Limonade. »Trink das«, sagte sie freundlich, »dann fühlst du dich besser.«

»Danke. Wirst du deiner Mutter sagen, dass ich heute schlecht gearbeitet habe?«

»Keine Bange, ich verrate nichts. Jeder kann mal einen Durchhänger haben. Was ist los mit dir?«

»Ich habe Liebeskummer.«

Jenny lächelte. »Ach was, du bist noch so jung! Irgendwann findest du den Richtigen.«

»Ich weiß nicht …«

»Komm schon, gib dem Leben eine Chance. Das wird schon, du wirst sehen. Stell dir vor, noch vor Kurzem ging es mir genauso wie dir. Ich war einsam und unglücklich. Und dann kam Harry in die Stadt …«

»Harry? Harry Quebert?«

»Ja! Er ist wundervoll! Hör zu … Es ist zwar noch nicht offiziell, und eigentlich dürfte ich es dir gar nicht sagen, aber wir sind doch so etwas wie Freundinnen, oder nicht? Außerdem bin ich so glücklich, dass ich es irgendwem erzählen muss: Harry liebt mich. Er liebt mich! Er schreibt Liebesgeschichten über mich. Gestern, am Nationalfeiertag, hat er mich abends in Concord ausgeführt. Es war so romantisch.«

»Gestern Abend? War er da nicht bei seinem Verleger?«

»Ich sage doch, er war mit mir zusammen! Wir haben uns das Feuerwerk über dem Fluss angesehen, es war wunderschön!«

»Harry und du … Ich meine, ihr seid zusammen?«

»Ja! Ach, Nola, freust du dich nicht für mich? Sag bloß niemandem was davon. Ich will nicht, dass alle es wissen. Du weißt ja, wie missgünstig die Leute sind.«

Nola spürte, wie sich ihr Herz zusammenkrampfte; es tat so weh, dass sie sterben wollte. Harry liebte also eine andere. Er liebte Jenny Quinn. Es war aus, er wollte nichts mehr von ihr wissen und er hatte bereits Ersatz für sie gefunden. In ihrem Kopf drehte sich alles.

Als sie um achtzehn Uhr Feierabend hatte, lief sie schnell nach Hause und anschließend nach Goose Cove. Harrys Wagen war nicht da. Wo konnte er sein? Bei Jenny? Allein die Vorstellung war unerträglich, und Nola konnte die Tränen kaum zurückhalten. Sie erklomm die wenigen Stufen zum Portalvorbau, zog einen Umschlag aus der Tasche und steckte ihn in den Türrahmen. In dem Kuvert waren zwei in Rockland aufgenommene Fotos. Eines zeigte den Möwenschwarm am Meer. Auf dem anderen waren sie beide bei ihrem Picknick zu sehen. Auch ein kurzer Brief war dabei, ein paar auf ihrem Lieblingspapier geschriebene Zeilen:

Allerliebster Harry,
ich weiß, dass Sie mich nicht lieben, aber ich werde Sie immer lieben.

Hier ist ein Foto von den Vögeln, die Sie so gut zeichnen können, und eines von uns, damit Sie mich nie vergessen.

Ich weiß, dass Sie mich nicht mehr sehen wollen, aber schreiben Sie mir wenigstens. Nur einmal. Nur ein paar Worte, damit ich eine Erinnerung an Sie habe.

Ich werde Sie nie vergessen. Sie sind der außergewöhnlichste Mensch, der mir je begegnet ist.

Ich werde Sie immer lieben.

Dann rannte sie Hals über Kopf davon. Sie ging zum Strand hinunter, zog die Sandalen aus und lief durchs Wasser, wie sie es auch an dem Tag getan hatte, an dem sie ihm zum ersten Mal begegnet war.

Auszüge aus: DER URSPRUNG DES ÜBELS
von Harry L. Quebert

Der Briefwechsel hatte begonnen, nachdem sie ihre Nachricht in die Haustür gesteckt hatte. Ein Liebesbrief, in dem sie ihm offenbarte, was sie für ihn empfand.

Mein Allerliebster,
ich weiß, dass Sie mich nicht lieben, aber ich werde Sie immer lieben.

Hier ist ein Foto von den Vögeln, die Sie so gut zeichnen können, und eines von uns, damit Sie mich nie vergessen.

Ich weiß, dass Sie mich nicht mehr sehen wollen, aber schreiben Sie mir wenigstens. Nur einmal. Nur ein paar Worte, damit ich eine Erinnerung an Sie habe.

Ich werde Sie nie vergessen. Sie sind der außergewöhnlichste Mensch, der mir je begegnet ist.

Ich werde Sie immer lieben.

Er hatte ihr ein paar Tage später geantwortet, als er endlich den Mut dazu aufgebracht hatte. Schreiben war nichts. *Ihr* zu schreiben eine Großtat.

Meine Allerliebste,
wie können Sie sagen, dass ich Sie nicht liebe? Hiermit schicke ich Ihnen Worte der Liebe, Worte, die aus tiefstem Herzen kommen. Ich möchte Ihnen sagen, dass ich jeden Morgen beim Aufstehen und jeden Abend beim Schlafengehen an Sie denke. Ich trage Ihr Gesicht in mir, und wenn ich die Augen schließe, sind Sie da.

Heute stand ich im Morgengrauen vor Ihrem Haus. Ich muss Ihnen gestehen, dass ich das oft tue. Ich habe Ihr Fenster beobachtet, aber alles war dunkel. Ich habe mir vorgestellt, wie Sie engelsgleich schlafen. Später habe ich Sie in Ihrem

hübschen Kleid gesehen. Ein geblümtes Kleid, das Ihnen so gut steht. Sie haben ein bisschen traurig ausgesehen. Warum sind Sie traurig? Sagen Sie es mir, und ich werde mit Ihnen traurig sein.

PS: Schicken Sie mir Ihre Briefe per Post, das ist sicherer.

Ich liebe Sie so sehr. Alle Tage und alle Nächte.

> *Mein Allerliebster,*
> *ich antworte sofort, nachdem ich Ihren Brief gelesen habe. Offen gestanden, habe ich ihn zehn-, vielleicht sogar hundertmal gelesen! Wie schön Sie schreiben. Jedes Ihrer Worte ist wie ein Wunder. Sie haben so viel Talent.*
>
> *Warum wollen Sie mir nicht begegnen? Warum verstecken Sie sich lieber? Warum wollen Sie nicht mit mir sprechen? Warum kommen Sie bis an mein Fenster, wenn Sie mich doch nicht sehen wollen?*
>
> *Zeigen Sie sich, ich flehe Sie an! Ich bin so traurig, seit Sie nicht mehr mit mir sprechen.*
>
> *Schreiben Sie mir schnell. Ich erwarte Ihre Briefe voller Ungeduld.*

Sie wussten, dass Schreiben fortan wie Lieben wäre, weil sie nicht miteinander verkehren durften. Sie küssten das Papier und sehnten sich danach, einander zu küssen; sie warteten darauf, dass die Post ausgetragen wurde, so wie sie auf einem Bahnsteig aufeinander gewartet hätten.

Manchmal versteckte er sich in ihrer Straße hinter einer Hausecke und wartete, bis der Briefträger vorbeikam. Kurz darauf sah er sie aus dem Haus stürzen und zum Briefkasten eilen, um die kostbare Post hereinzuholen. Sie lebte nur für diese Worte der Liebe. Es war

wunderschön und tragisch zugleich: Die Liebe war ihr größter Schatz, doch sie durften ihn nicht heben.

Meine süße Allerliebste,
ich kann mich Ihnen nicht zeigen, weil uns das zu sehr schaden würde. Wir stammen nicht aus derselben Welt, die Leute würden es nicht verstehen.

Wie sehr ich darunter leide, so falsch geboren worden zu sein! Warum muss man nach den Sitten der anderen leben? Warum können wir uns trotz all unserer Unterschiedlichkeit nicht einfach lieben? Was ist das für eine Welt, in der sich zwei Menschen, die sich lieben, nicht an der Hand halten dürfen? Was ist das für eine Welt voller Vorschriften und Regeln, finsterer Regeln, die die Herzen der Menschen einsperren und betrüben wollen. Aber unsere Herzen sind rein, sie lassen sich nicht einsperren.

Meine Liebe für Sie ist ewig und immerwährend, vom ersten Tag an.

> *Mein Geliebter,*
> *danke für Ihren letzten Brief. Hören Sie nie auf zu schreiben, es ist so schön.*
> *Meine Mutter fragt sich, wer mir so oft schreibt. Sie will wissen, warum ich ständig zum Briefkasten laufe. Um sie zu beruhigen, habe ich ihr erzählt, es sei eine Freundin, die ich letzten Sommer im Ferienlager kennengelernt habe. Ich lüge nicht gern, aber so ist es einfacher. Wir dürfen nichts verraten. Ich weiß, dass Sie recht haben: Die Leute würden Ihnen wehtun. Aber es kostet mich so viel Überwindung, Ihnen die Briefe per Post zu schicken, wo wir doch so nah beieinander wohnen.*

21.

Von der Schwierigkeit der Liebe

»Marcus, wissen Sie, was die einzige Möglichkeit ist, um herauszufinden, wie sehr Sie jemanden lieben?«

»Nein.«

»Ihn zu verlieren.«

Auf dem Weg nach Montburry gibt es einen kleinen See, der in der ganzen Gegend bekannt ist und an schönen Sommertagen von Familien und Ferienlagern für Kinder belagert wird. Schon in den Morgenstunden wird er überrannt: An seinen Ufern reihen sich Strandtücher und Sonnenschirme, unter denen die Eltern alle viere von sich strecken, während ihre Kinder lärmend im lauwarmen grünen Wasser herumtoben, das an manchen Stellen schon zu schäumen beginnt, nämlich überall dort, wo sich von der Strömung angespülte Picknickreste sammeln. Seit ein Knirps vor zwei Jahren auf eine gebrauchte Spritze getreten war, hatte die Gemeinde von Montburry Anstrengungen unternommen, den Uferbereich umzugestalten: Man hatte Picknicktische und Grillplätze eingerichtet, um die Ausbreitung wilder Feuerstellen zu verhindern, die den Rasen in eine Mondlandschaft verwandelten; die Zahl der Mülleimer war beträchtlich erhöht worden, Toilettencontainer waren aufgestellt, der an den See grenzende Parkplatz vergrößert und betoniert sowie ein Reinigungstrupp eingesetzt worden, der die Ufer von Juni bis August täglich von Abfällen, Kondomen und Hundehaufen säuberte.

An dem Tag, an dem ich wegen meines Buchs an den See fuhr, hatten ein paar Gören gerade einen Frosch gefangen – vermutlich das letzte Lebewesen dieses Gewässers – und versuchten, ihn in Stücke zu reißen, indem sie gleichzeitig an beiden Hinterbeinen zogen.

In Erne Pinkas' Augen war der See ein anschauliches Beispiel für den Niedergang der Menschheit in Amerika und auch auf der restlichen Welt. Vor dreiunddreißig Jahren hatte sich kaum jemand hierher verirrt. Der Zugang war beschwerlich gewesen: Man musste das Auto an der Straße stehen lassen, einen Waldstreifen durchqueren und sich gut eine halbe Meile durch hohes Gras und

Heckenrosen schlagen. Aber die Mühe hatte sich gelohnt: Der von rosa blühenden Seerosen bedeckte und riesigen Trauerweiden gesäumte See war wunderschön. Durch das glasklare Wasser konnte man ganze Schwärme von kleinen Buntbarschen verfolgen, nach denen im Schilf aufgepflanzte Graureiher fischten. An einem Ende des Sees gab es sogar einen kleinen grauen Sandstrand.

Ans Ufer dieses Sees war Harry gekommen, um vor Nola zu fliehen. Dort war er am 5. Juli, als sie ihren ersten Brief in seine Haustür steckte.

Samstag, 5. Juli 1975

Es war später Vormittag, als er den See erreichte. Erne Pinkas war schon da und faulenzte am Ufer.

»Was machen Sie denn hier?«, frotzelte Pinkas, als er ihn sah. »Ist ja ein richtiger Schock, Sie mal woanders als im Clark's zu sehen!«

Harry grinste. »Sie haben mir so von diesem See vorgeschwärmt, dass ich kommen musste.«

»Schön, nicht?«

»Wunderschön!«

»Das ist Neuengland, Harry. Es ist ein geschütztes Paradies, und das gefällt mir daran. Überall sonst im Land bauen und betonieren sie alles im großen Stil zu. Aber hier ist es anders. Ich garantiere Ihnen, dass dieser Ort in dreißig Jahren noch genauso aussehen wird.«

Nach einem erfrischenden Bad ließen sie sich in der Sonne trocknen und plauderten über Literatur.

»Apropos Bücher, wie geht es mit Ihrem voran?«, erkundigte sich Pinkas.

»Puh«, machte Harry nur.

»Ziehen Sie nicht so ein Gesicht, ich bin mir sicher, es ist sehr gut.«

»Nein, ich glaube, es ist sehr schlecht.«

»Lassen Sie es mich lesen, von mir kriegen Sie eine ehrliche Meinung, versprochen. Was gefällt Ihnen nicht daran?«

»Alles. Ich bin nicht inspiriert. Ich weiß nicht, wie ich es anpacken soll. Ich glaube, ich weiß nicht mal, wovon ich rede.«

»Was für eine Art Geschichte ist es denn?«

»Eine Liebesgeschichte.«

»So, so, eine Liebesgeschichte«, wiederholte Pinkas und seufzte. »Sind Sie etwa verliebt?«

»Ja.«

»Das ist schon mal ein guter Anfang. Sagen Sie, Harry, fehlt Ihnen das große Leben nicht?«

»Nein, ich fühle mich hier wohl. Ich habe Ruhe gebraucht.«

»Was genau machen Sie eigentlich in New York?«

»Ich … ich bin Schriftsteller.«

Pinkas zögerte kurz, dann sagte er: »Harry, nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich habe mit einem Freund gesprochen, der in New York lebt …«

»Und?«

»Er hat gesagt, dass er Ihren Namen noch nie gehört hat.«

»Nicht jeder kennt mich … Wissen Sie, wie viele Menschen in New York leben?«

Pinkas lächelte, um zu zeigen, dass er es nicht böse meinte. »Ich glaube, niemand kennt Sie, Harry. Ich habe Kontakt mit dem Verlag aufgenommen, der Ihr Buch herausgegeben hat. Ich wollte es nachbestellen … Der Name des Verlags hat mir nichts gesagt, und zuerst dachte ich, ich hätte eben keine Ahnung … Bis ich herausgefunden habe, dass es sich um eine Druckerei in Brooklyn handelt. Ich habe dort angerufen, Harry: Sie haben eine Druckerei dafür bezahlt, dass sie Ihr Buch druckt!«

Beschämt ließ Harry den Kopf sinken. »Dann wissen Sie jetzt alles«, murmelte er.

»Was weiß ich?«

»Dass ich ein Hochstapler bin.«

Pinkas legte freundschaftlich die Hand auf seine Schulter. »Ein Hochstapler? Ach, was! Reden Sie keinen Blödsinn! Ich habe Ihr Buch gelesen und war begeistert! Deshalb wollte ich es nachbestellen. Es ist ein großartiges Buch, Harry! Muss man ein berühmter Schriftsteller sein, um ein guter Schriftsteller zu sein? Sie haben enormes Talent, und ich bin mir sicher, dass Sie schon bald sehr bekannt sein werden. Wer weiß, vielleicht wird das Buch, an dem Sie gerade schreiben, ja ein Meisterwerk …«

»Und wenn ich es nicht schaffe?«

»Sie werden es schaffen, das weiß ich.«

»Danke, Ernie.«

»Danken Sie mir nicht, das ist die Wahrheit. Und keine Sorge, ich werde niemandem etwas verraten. Das bleibt unter uns.«

Sonntag, 6. Juli 1975

Um Punkt fünfzehn Uhr postierte Tamara Quinn ihren Mann im Anzug mit einem Glas Champagner in der Hand und einer Zigarre im Mund auf der Vorderveranda ihres Hauses.

»Nicht bewegen!«, schärfte sie ihm ein.

»Aber das Hemd kratzt, Bibichette.«

»Halt den Mund, Bobbo! Die Hemden waren sehr teuer, und was teuer ist, kratzt nicht.«

Bibichette hatte die neuen Hemden in einem namhaften Geschäft in Concord erstanden.

»Warum darf ich meine alten Hemden nicht mehr anziehen?«, wollte Bobbo wissen.

»Das habe ich dir doch gesagt: Ich will nicht, dass du diese scheußlichen alten Klamotten trägst, wenn ein berühmter Schriftsteller zu Besuch kommt!«

»Und die Zigarre schmeckt mir nicht …«

»Andersherum, du Rindvieh! Du hast sie falsch herum in den Mund gesteckt. Siehst du die Banderole nicht? Sie markiert das

Mundstück.«

»Ich dachte, das wäre eine Schutzkappe.«

»Hast du denn gar keine Ahnung von Schickeria?«

»Du und deine Schickeria!«

»Du hast eben keine Ahnung, mein armer Bobbo. Harry kommt in einer Viertelstunde. Gib dir Mühe, würdevoll zu wirken. Und versuch ihn zu beeindrucken.«

»Wie soll ich das anstellen?«

»Rauch die Zigarre mit nachdenklicher Miene, wie ein Wirtschaftsboss. Und wenn er dich anspricht, setz eine überlegene Miene auf.«

»Wie soll das gehen: eine überlegene Miene aufsetzen?«

»Ausgezeichnete Frage: Da du dumm bist und von nichts Ahnung hast, musst du ihm ausweichen. Auf Fragen musst du mit Fragen antworten. Wenn er dich fragt: ›Waren Sie für oder gegen den Vietnamkrieg?‹, antwortest du: ›Wenn Sie mir diese Frage stellen, haben Sie sicher eine sehr klare Meinung zu diesem Thema.‹ Und dann – zack! – schenkst du ihm Champagner ein! Das nennt man Ablenkungsmanöver.«

»Ja, Bibichette.«

»Und enttäusche mich nicht.«

»Nein, Bibichette.«

Tamara ging wieder ins Haus, und Robert ließ sich verdrossen in einen Korbsessel fallen. Er konnte diesen Harry Quebert nicht ausstehen, diesen sogenannten König der Schriftsteller, der wohl eher der »König des Chichis« war. Und er konnte es nicht ausstehen, wenn seine Frau seinetwegen so ein übertriebenes Gebalze aufführte. Er machte nur mit, weil sie ihm versprochen hatte, dass er ihr heute Nacht den Hengst machen und sogar in ihrem Zimmer schlafen durfte – das Ehepaar Quinn hatte nämlich getrennte Schlafzimmer. Normalerweise ließ sie sich alle drei, vier Monate zum Geschlechtsverkehr breitschlagen, meist nach langem Betteln, aber er hatte schon ewig nicht mehr bei ihr schlafen dürfen.

Im ersten Stock war Jenny gerade fertig geworden. Sie trug eine elegante, ausladende Abendrobe mit üppigen Schulterpolstern, falschen Schmuck, allzu viel Lippenstift und jede Menge Ringe an den Fingern. Tamara zupfte das Kleid ihrer Tochter zurecht und lächelte ihr zu.

»Du siehst phantastisch aus, mein Schatz. Der gute Quebert dreht durch, wenn er dich sieht!«

»Danke, Mom. Aber ist das nicht übertrieben?«

»Übertrieben? Nein, es ist perfekt.«

»Wir gehen doch nur ins Kino!«

»Und danach? Was ist, wenn ihr schick essen geht? Hast du daran gedacht?«

»In Aurora gibt es kein schickes Restaurant.«

»Vielleicht hat Harry in einem feinen Restaurant in Concord einen Tisch für seine Verlobte bestellt.«

»Mom, wir sind noch nicht verlobt.«

»Ach, Schatz, aber bald, da bin ich mir sicher. Habt ihr euch schon geküsst?«

»Noch nicht.«

»Wenn er dich betatscht, lass ihn um Himmels willen machen.«

»Ja, Mom.«

»Was für eine reizende Idee von ihm, mit dir ins Kino zu gehen!«

»Eigentlich war es meine Idee. Ich habe meinen ganzen Mut zusammengenommen, ihn angerufen und gesagt: ›Mein lieber Harry, Sie arbeiten zu viel! Lassen Sie uns doch heute Abend ins Kino gehen.‹«

»Und er hat Ja gesagt …«

»Sofort! Ohne eine Sekunde zu zögern!«

»Siehst du? Das ist so, als wäre es seine Idee gewesen.«

»Ich habe immer ein schlechtes Gewissen, wenn ich ihn beim Schreiben störe … Immerhin schreibt er über mich. Das weiß ich, weil ich einen seiner Texte gesehen habe. Da stand, dass er nur ins Clark's kommt, um mich zu sehen.«

»Oh, mein Schatz! Was ist das aufregend!«

Tamara schnappte sich den Schminkkasten und malte das Gesicht ihrer Tochter noch mehr an. Dabei träumte sie vor sich hin. Er schrieb also ein Buch über ihre Tochter: Schon bald wären das Clark's und Jenny in New York in aller Munde. Bestimmt würde auch ein Film gedreht werden. Was für Aussichten! Dieser Quebert war die Erhörung all ihrer Gebete. Sie hatten recht daran getan, als gute Christen zu leben, nun wurden sie dafür belohnt. Sie dachte angestrengt nach: Für kommenden Sonntag musste unbedingt eine Gartenparty organisiert werden, um die Sache offiziell zu machen. Die Frist war kurz, aber die Zeit drängte. Am darauffolgenden Samstag fand schon der Sommerball statt, und da sollte, baff vor Staunen und neidisch, am Arm des großen Schriftstellers die ganze Stadt ihre Jenny sehen. Also mussten ihre Freundinnen Jenny und Harry noch vorher zusammen erleben, damit sich die Neuigkeit in Aurora herumsprach und die beiden auf dem Ball die Attraktion des Abends wären. Ach, was für ein Glück! Sie hatte sich um ihre Tochter solche Sorgen gemacht: Genauso gut hätte sie in den Armen eines Fernfahrers auf der Durchreise landen können. Oder, schlimmer noch: eines Sozialisten. Oder, noch schlimmer: eines Negers! Allein die Vorstellung ließ sie erschauern: ihre Jenny und so ein grässlicher Neger! Plötzlich packte sie die Angst: Viele berühmte Schriftsteller waren Juden. Und wenn Quebert Jude war? Entsetzlich! Vielleicht sogar ein sozialistischer Jude? Zu ärgerlich, dass die Juden weiß und damit geradezu getarnt waren. Die Schwarzen besaßen immerhin den Anstand, schwarz, also leicht erkennbar zu sein. Aber die Juden waren gerissen. Tamara spürte wie ihr Magen sich zusammenzog. Seit der Rosenberg-Affäre hatte sie große Angst vor Juden. Immerhin hatten sie den Sowjets die Atombombe zugespielt. Wie konnte sie herausfinden, ob Quebert einer war? Plötzlich hatte sie eine Idee. Sie sah auf die Uhr: Ihr blieb gerade noch Zeit, um in den Laden zu fahren, bevor er kam. Sie beeilte sich, um rechtzeitig zurück zu sein.

Um fünfzehn Uhr zwanzig hielt ein schwarzer Chevrolet Monte Carlo vor dem Haus der Quinns. Robert Quinn staunte nicht schlecht, als er Harry Quebert aus dem Wagen steigen sah, denn für dieses Modell schwärmte er besonders. Außerdem fiel ihm auf, dass der berühmte Schriftsteller ganz leger gekleidet war. Dennoch begrüßte Robert ihn höchst feierlich und bot ihm sofort etwas sehr Schickes zu trinken an, wie es ihm seine Frau aufgetragen hatte.

»Champagner?«, dröhnte er.

»Äh, ehrlich gesagt, mache ich mir nicht sehr viel aus Champagner«, antwortete Harry. »Vielleicht einfach nur ein Bier, wenn Sie welches haben …«

»Selbstverständlich!« Robert entspannte sich sofort. Mit Bier kannte er sich aus. Er besaß sogar ein Buch über sämtliche amerikanische Biersorten. Rasch holte er zwei Flaschen aus dem Kühlschrank und verkündete seinen Damen im ersten Stock im Vorbeigehen, dass der Gar-nicht-so-schicke-Quebert gekommen sei. Die beiden Männer machten es sich mit hochgekrempelten Ärmeln auf der Veranda bequem, stießen mit den Bierflaschen an und unterhielten sich über Autos.

»Warum ein Monte Carlo?«, fragte Robert. »Ich meine, Sie könnten sich doch jedes Auto leisten, und trotzdem haben Sie sich für einen Monte Carlo entschieden …«

»Er ist sportlich und obendrein praktisch. Außerdem mag ich die Form.«

»Ich auch! Letztes Jahr wäre ich um ein Haar schwach geworden!«

»Das hätten Sie mal tun sollen.«

»Meine Frau wollte nicht.«

»Sie hätten zuerst das Auto kaufen und sie dann nach ihrer Meinung fragen sollen.«

Robert lachte schallend. Dieser Quebert war eigentlich ein ganz normaler, freundlicher und vor allem sehr sympathischer Zeitgenosse. In diesem Augenblick kam Tamara angehetzt, und bot an, was sie auf die Schnelle im Laden gekauft hatte: Speck und

Aufschnitt vom Schwein. Sie krähte: »Guten Tag, Mr Quebert! Willkommen! Möchten Sie etwas Schweinefleisch?« Harry begrüßte sie und nahm sich eine Scheibe Schinken. Als Tamara ihren Gast Schweinefleisch essen sah, durchrieselte sie ein wohliges Gefühl der Erleichterung. Der Mann war perfekt: Er war weder Neger noch Jude.

Als sie ihre fünf Sinne wieder beisammenhatte, fiel ihr auf, dass Robert seine Krawatte abgelegt hatte und beide Männer das Bier aus der Flasche tranken.

»Was macht ihr denn da? Ihr trinkt ja keinen Champagner! Und du, Robert, warum bist du so nachlässig gekleidet?«

»Mir ist heiß!«, klagte Bobbo.

»Und ich trinke lieber Bier«, erklärte Harry.

Da erschien Jenny, aufgedonnert, aber bildschön in ihrem Abendkleid.

Zur selben Zeit fand in der Terrace Avenue 245 Reverend Kellergan seine Tochter weinend in ihrem Zimmer vor.

»Was ist los, Liebes?«

»Ach, Papa, ich bin so traurig …«

»Warum?«

»Wegen Mutter …«

»Sag das nicht …«

Nola saß auf dem Boden, in ihren Augen standen die Tränen. Sie tat dem Reverend unendlich leid.

»Wollen wir ins Kino gehen?«, schlug er vor, um sie aufzuheitern. »Nur du und ich und eine Riesentüte Popcorn! Die Vorführung beginnt um sechzehn Uhr, das schaffen wir.«

»Meine Jenny ist ein ganz besonderes Mädchen«, erklärte Tamara, und Robert nutzte den unbeobachteten Moment, um sich mit Aufschnitt vollzustopfen. »Stellen Sie sich vor, schon mit zehn hat sie

alle Schönheitswettbewerbe weit und breit gewonnen. Weißt du noch, Jenny, mein Schatz?«

»Ja, Mom«, seufzte Jenny unbehaglich.

»Wollen wir uns nicht ein paar Fotoalben ansehen?«, schlug Robert mit vollem Mund vor, die Rolle spielend, die seine Frau zuvor mit ihm einstudiert hatte.

»Oh, ja!«, rief Tamara begeistert. »Die Fotoalben!«

Rasch holte sie einen Stoß Alben, die die ersten vierundzwanzig Jahre in Jennys Leben bebilderten. Jedes Mal, wenn Tamara eine Seite umblätterte, kreischte sie: »Wer ist dieses bildhübsche Mädchen wohl?« Und dann antworteten Robert und sie im Chor: »Unsere Jenny!«

Nach den Fotoalben befahl Tamara ihrem Mann, die Champagnerkelche zu füllen. Dann kam sie auf die Gartenparty zu sprechen, die sie für kommenden Sonntag geplant hatte.

»Wenn Sie Zeit haben, kommen Sie doch am nächsten Sonntag zum Mittagessen, Mr Quebert.«

»Gerne«, erwiderte er.

»Keine Sorge, das wird keine große Sache. Ich weiß ja, dass Sie hierhergekommen sind, um dem mondänen Trubel in New York zu entfliehen. Wir geben einfach nur ein ländliches Essen mit ein paar netten Leuten.«

Um fünfzehn Uhr fünfzig betraten Nola und ihr Vater das Kino. Im selben Augenblick parkte ein schwarzer Chevrolet Monte Carlo davor.

»Besetze schon mal die Plätze«, bat David Kellergan seine Tochter. »Ich hole uns Popcorn.«

Nola verschwand just in dem Moment im Saal, als Harry und Jenny das Kino betraten.

»Besetze du schon mal die Plätze«, bat Jenny Harry. »Ich gehe noch schnell auf die Toilette.«

Harry betrat den Saal, und plötzlich stand Nola im Gedränge vor ihm.

Als er sie sah, zersprang ihm fast das Herz. Sie hatte ihm so gefehlt.

Als sie ihn sah, zersprang ihr fast das Herz. Sie musste mit ihm reden. Wenn er mit dieser Jenny zusammen war, musste er es ihr sagen. Sie wollte es von ihm selbst hören. »Harry«, sagte sie. »Ich …«

»Nola …«

Da tauchte Jenny im Gewühl auf. Als Nola sie erblickte, wurde ihr klar, dass sie mit Harry gekommen war, und sie verließ fluchtartig den Saal.

»Ist alles in Ordnung, Harry?«, erkundigte sich Jenny, die Nola nicht gesehen hatte. »Du machst so ein komisches Gesicht.«

»Ja … Ich … Ich komme gleich wieder. Besetze schon mal die Plätze. Ich hole uns Popcorn.«

»Ja! Popcorn! Mit viel Butter, bitte!«

Harry verließ den Saal durch die Schwingtür. Er sah, wie Nola das Foyer durchquerte und auf die für die Öffentlichkeit gesperrte Empore im ersten Stock zusteuerte. Vier Stufen auf einmal nehmend, stürmte er hinter ihr her die Treppe hoch.

Der erste Stock war leer. Er holte Nola ein, ergriff ihre Hand und drängte sie gegen die Wand.

»Lassen Sie mich los«, sagte sie. »Lassen Sie mich los, oder ich schreie!«

»Nola! Nola, sei mir nicht böse.«

»Warum gehen Sie mir aus dem Weg? Warum kommen Sie nicht mehr ins Clark's?«

»Es tut mir leid …«

»Sie finden mich nicht hübsch, ist es das? Warum haben Sie mir nicht gesagt, dass Sie mit Jenny Quinn verlobt sind?«

»Was? Ich bin nicht mit ihr verlobt. Wer hat dir das erzählt?«

Vor Erleichterung trat ein breites Lächeln auf Nolas Gesicht. »Jenny und Sie … Sie sind nicht zusammen?«

»Nein! Wenn ich es doch sage!«

»Dann finden Sie mich also nicht hässlich?«

»Hässlich? Aber, Nola, du bist wunderhübsch.«

»Wirklich? Ich war so traurig … Ich dachte, Sie wollten nichts mehr von mir wissen. Ich wollte mich schon aus dem Fenster stürzen.«

»So etwas darfst du nicht sagen.«

»Sagen Sie mir noch mal, dass ich hübsch bin …«

»Ich finde dich sehr hübsch. Es tut mir leid, dass ich dir Kummer bereitet habe.«

Wieder lächelte sie. Es war also alles nur ein Missverständnis! Er liebte sie. Sie liebten sich. Leise sagte sie: »Reden wir nicht mehr darüber. Nehmen Sie mich in den Arm … Ich finde Sie so klug, so schön, so elegant …«

»Ich kann nicht, Nola.«

»Warum? Wenn Sie mich wirklich hübsch fänden, würden Sie mich nicht abweisen!«

»Ich finde dich wunderhübsch, aber du bist noch ein Kind.«

»Ich bin kein Kind mehr!«

»Nola … Du und ich, das geht nicht.«

»Warum sind Sie so gemein zu mir? Ich will nie wieder mit Ihnen sprechen!«

»Nola, ich …«

»Lassen Sie mich jetzt. Lassen Sie mich in Ruhe, und sprechen Sie mich nie wieder an, sonst erzähle ich allen, dass Sie ein Perverser sind. Gehen Sie zurück zu Ihrem Schätzchen! Sie hat mir gesagt, dass Sie zusammen sind. Ich weiß alles! Ich weiß alles, und ich hasse Sie, Harry! Verschwinden Sie!« Sie stieß ihn beiseite, stürmte die Stufen hinunter und floh aus dem Kino.

Niedergeschlagen kehrte Harry in den Saal zurück. An der Tür stand plötzlich Nolas Vater vor ihm. »Guten Tag, Harry.«

»Reverend!«

»Ich suche meine Tochter. Haben Sie sie gesehen? Ich hatte sie gebeten, schon mal Plätze zu reservieren, aber sie hat sich in Luft aufgelöst.«

»Ich … Ich glaube, sie ist gerade gegangen.«

»Gegangen? Wie das? Der Film fängt gleich an.«

Nach dem Kino fuhren sie zum Pizzaessen nach Montburry. Auf der Rückfahrt nach Aurora strahlte Jenny. Es war ein toller Abend gewesen. Mit diesem Mann wollte sie jeden Abend, ja, ihr ganzes Leben verbringen.

»Harry, bring mich nicht direkt nach Hause«, bat sie. »Es war alles so perfekt … Ich möchte den Abend noch ein wenig verlängern. Wir könnten an den Strand gehen.«

»An den Strand? Warum ausgerechnet an den Strand?«, fragte er.

»Weil es so romantisch ist! Parke am Grand Beach, dort ist nie jemand. Wir könnten wie Studenten flirten, uns auf die Motorhaube legen, die Sterne anschauen und die Nacht genießen. Bitte …«

Er wollte Nein sagen, aber sie ließ nicht locker. Also schlug er stattdessen den Wald vor: Der Strand gehörte Nola. Er parkte unweit der Side Creek Lane, und kaum hatte er den Motor abgestellt, warf Jenny sich auf ihn und küsste ihn ab. Sie hielt seinen Kopf fest und erstickte ihn fast mit ihrer Zunge, ohne sich darum zu kümmern, ob er das überhaupt wollte. Ihre Hände berührten ihn überall, und dabei stöhnte sie widerwärtig. Trotz der Beengtheit im Wageninneren kletterte sie auf ihn. Er spürte ihre harten Brustwarzen an seinem Oberkörper. Sie war umwerfend und lieb, sie würde eine vorbildliche Ehefrau abgeben, und nichts anderes wollte sie – von einer Frau wie Jenny träumten die meisten Männer. Aber sein Herz war vergeben, vier Buchstaben hatten es vereinnahmt: N-O-L-A.

»Harry«, sagte Jenny. »Du bist der Mann, auf den ich immer gewartet habe.«

»Danke.«

»Bist du glücklich mit mir?«

Er antwortete nicht, sondern schob sie sanft von sich herunter. »Wir sollten zurückfahren, Jenny. Ich habe nicht gemerkt, wie spät es schon ist.« Er ließ den Wagen an und fuhr zurück nach Aurora.

Als er sie zu Hause absetzte, bemerkte er nicht, dass sie weinte. Warum hatte er ihr nicht geantwortet? Liebte er sie etwa nicht? Warum fühlte sie sich so einsam? Sie verlangte doch gar nicht viel: Alles, wonach sie sich sehnte, war ein netter Mann, der sie liebte und beschützte, ihr ab und zu Blumen schenkte und sie zum Essen ausführte. Von ihr aus sogar zu Hotdogs, falls das Geld knapp war. Es ging doch um die Freude, gemeinsam auszugehen. Was brauchte sie Hollywood noch, wenn sie jemanden fände, den sie liebte und der sie ebenfalls liebte? Von der Veranda aus blickte sie dem davonfahrenden schwarzen Chevrolet hinterher und brach in Schluchzen aus. Sie vergrub das Gesicht in den Händen, damit ihre Eltern sie nicht hörten, vor allem ihre Mutter nicht, denn sie wollte ihr keine Rechenschaft ablegen müssen. Bevor sie hineinging, wollte sie warten, bis die Lichter im ersten Stock gelöscht waren. Da vernahm sie ein Motorengeräusch, und voller Hoffnung, dass es Harry war, der zurückkam, um sie in den Arm zu nehmen und zu trösten, hob sie den Kopf. Aber es war ein Polizeiauto, das soeben vor dem Haus gehalten hatte. Sie erkannte Travis Dawn, der offenbar auf Streife zufällig am Haus der Quinns vorbeigekommen war.

»Jenny? Ist alles in Ordnung?«, fragte er durchs offene Wagenfenster.

Sie zuckte nur mit den Schultern. Da stellte er den Motor ab und öffnete die Wagentür. Vor dem Aussteigen faltete er ein Stück Papier auseinander, das er sorgsam in seiner Tasche aufbewahrt hatte, und überflog rasch noch einmal, was darauf stand:

ICH: Hallo, Jenny. Wie geht's?

SIE: Hallo, Travis! Was gibt's Neues?«

ICH: Ich bin zufällig vorbeigekommen. ~~Du bist wundersehön. Du bist klasse.~~ Du siehst klasse aus. Ich habe mich gefragt, ob du schon einen Tanzpartner für den Sommerball hast. Vielleicht können wir ja zusammen hingehen.

--- IMPROVISIEREN---

Ihr einen kleinen Spaziergang und/oder einen Milkshake vorschlagen.

Er ging zu ihr auf die Veranda und setzte sich neben sie. »Was ist los?«, fragte er besorgt.

»Nichts«, erwiderte Jenny und wischte sich die Augen trocken.

»Von wegen nichts! Ich sehe doch, dass du weinst.«

»Jemand hat mir wehgetan.«

»Wer war das? Sag es mir! Du kannst mir alles erzählen. Ich knöpfe mir den Kerl vor, darauf kannst du dich verlassen!«

Sie lächelte bedrückt und lehnte den Kopf an seine Schulter. »Das ist nicht wichtig. Aber danke, Travis, du bist ein prima Kerl. Ich bin froh, dass du hier bist.«

Er wagte es, ihr tröstend den Arm um die Schultern zu legen.

»Weißt du«, fuhr Jenny fort, »ich habe einen Brief von Emily Cunningham bekommen. Sie war mit uns auf der Highschool. Sie lebt jetzt in New York, hat eine gute Anstellung und ist mit ihrem ersten Kind schwanger. In solchen Momenten wird mir klar, dass alle von hier weggegangen sind, alle bis auf mich und dich. Warum sind wir eigentlich in Aurora geblieben, Travis?«

»Ich weiß nicht. Je nachdem …«

»Nehmen wir mal dich: Warum bist du hiergeblieben?«

»Ich wollte in der Nähe von jemandem sein, den ich gernhabe.«

»Und wer ist das? Kenne ich sie?«

»Na ja, das ist es ja … Weißt du, Jenny, ich wollte … Ich möchte dich fragen … Also, willst du … Es geht um …« Er umklammerte das

Papier in seiner Tasche und versuchte, ruhig zu bleiben. Er wollte sie fragen, ob sie mit ihm auf den Ball ging. Das war doch keine Hexerei!

In diesem Augenblick flog krachend die Haustür auf, und Tamara erschien in Morgenrock und mit Lockenwicklern. »Jenny, mein Schatz? Was machst du da draußen? Mir war, als hätte ich Stimmen gehört … Ach, das ist doch der nette Travis. Wie geht es dir, mein Junge?«

»Guten Abend, Mrs Quinn.«

»Jenny, du kommst wie gerufen. Komm rein und hilf mir, ja? Ich muss diese Dinger auf meinem Kopf abmachen, und dein Vater ist vollkommen unfähig. Man könnte meinen, der Herrgott hätte ihm noch zwei Füße statt den Händen verpasst.«

Jenny stand auf und winkte Travis zum Abschied zu. Dann verschwand sie im Haus. Travis blieb noch eine ganze Weile allein auf der Veranda sitzen.

Am selben Abend schlüpfte Nola um Mitternacht zu Hause aus ihrem Fenster und lief zu Harry. Sie musste herausfinden, warum er nichts mehr von ihr wissen wollte. Warum hatte er nicht einmal auf ihren Brief geantwortet? Warum schrieb er ihr nicht? Sie brauchte eine gute halbe Stunde bis nach Goose Cove. Auf der Terrasse brannte Licht: Harry saß an seinem großen Holztisch und schaute aufs Meer. Als sie seinen Vornamen rief, fuhr er zusammen. »Herrgott, Nola! Du hast mir einen ganz schönen Schrecken eingejagt!«

»Ist das das einzige Gefühl, das ich bei Ihnen auslöse: Schrecken?«

»Du weißt, dass das nicht stimmt … Was machst du hier?«

Sie fing an zu weinen. »Ich weiß nicht … Ich liebe Sie so! Ich habe so etwas noch nie gefühlt …«

»Bist du von zu Hause weggelaufen?«

»Ja. Ich liebe Sie, Harry. Haben Sie gehört? Ich liebe Sie, wie ich noch nie jemanden geliebt habe und nie wieder jemanden lieben werde.«

»Das darfst du nicht sagen, Nola …«

»Warum?«

Sein Magen krampfte sich zusammen. Das Blatt Papier vor ihm, das er verdeckte, war das erste Kapitel seines Romans. Er hatte es endlich geschafft, damit anzufangen. Es war ein Buch über sie. Er schrieb ein Buch für sie. Er war so verliebte in sie, dass er ein Buch für sie schrieb. Trotzdem traute er sich nicht, es ihr zu sagen. Er hatte zu große Angst vor dem, was geschehen könnte, wenn er sie liebte.

»Ich kann dich nicht lieben«, sagte er mit gespielter Gleichgültigkeit.

Sie ließ ihren Tränen freien Lauf. »Sie lügen! Sie sind ein Mistkerl, und Sie lügen! Warum dann Rockland? Was sollte das alles?«

Er zwang sich, gemein zu sein. »Das war ein Fehler.«

»Nein! Nein! Und ich dachte, das zwischen Ihnen und mir wäre etwas Besonderes! Es ist wegen Jenny, stimmt's? Sie lieben sie, oder? Was hat sie, was ich nicht habe?«

Harry brachte kein Wort heraus, sondern starrte Nola einfach nur an. Laut weinend rannte sie in die Nacht hinaus.

»Es war eine grauenhafte Nacht«, erzählte mir Harry im Besuchszimmer des Staatsgefängnisses. »Das zwischen Nola und mir war sehr stark. Sehr stark, verstehen Sie? Es war total verrückt. Eine Liebe, wie man sie nur einmal im Leben erlebt! Ich sehe sie noch, wie sie an jenem Abend am Strand davongerannt ist. Ich habe mich gefragt, was ich tun soll: ihr nachlaufen? Mich weiter zu Hause verkriechen? Allen Mut zusammennehmen und die Stadt verlassen? Die darauffolgenden Tage habe ich am See in der Nähe von Montburry verbracht, um nicht in Goose Cove zu sein, falls sie wiederkam. Was mein Buch betraf, also den Grund für meinen Umzug nach Aurora, für den ich all meine Ersparnisse geopfert hatte – es ging nicht voran. Jedenfalls nicht mehr. Nach den ersten paar Seiten hatte ich wieder eine Blockade. Es war ein Buch über Nola,

aber wie sollte ich es ohne sie schreiben? Wie kann man eine Liebesgeschichte schreiben, die von vornherein zum Scheitern verurteilt ist? Ich habe stundenlang vor einem Blatt Papier gesessen, stundenlang für eine Handvoll Wörter, für drei Zeilen. Drei schlechte Zeilen, abgedroschene Banalitäten. Es war ein erbärmlicher Zustand, in dem man einen Hass auf alles entwickelt, was mit Büchern und Schreiben zu tun hat, weil alles besser ist als man selbst. Das geht so weit, dass einem sogar die Speisekarte im Restaurant vorkommt, als wäre sie mit maßlosem Talent abgefasst: *T-Bone-Steak: acht Dollar* – welche Meisterschaft! Es war der absolute Horror, Marcus: Ich war unglücklich, und meinetwegen war auch Nola unglücklich. Fast eine Woche lang bin ich ihr aus dem Weg gegangen. Dabei ist sie abends mehrmals nach Goose Cove gekommen. Sie hat Wiesenblumen mitgebracht, die sie für mich gepflückt hatte, an die Tür geklopft und gebettelt: ›Harry, allerliebster Harry, ich brauche Sie! Bitte lassen Sie mich herein! Lassen Sie mich wenigstens mit Ihnen reden!‹ Aber ich habe mich tot gestellt. Ich habe gehört, wie sie sich gegen die Tür sinken ließ und schluchzend weiterklopfte. Und ich habe auf der anderen Seite gestanden und mich nicht gerührt, sondern abgewartet. Manchmal ist sie über eine Stunde geblieben. Dann habe ich gehört, wie sie die Blumen vor die Tür gelegt hat und gegangen ist. Ich bin ans Küchenfenster gestürzt und habe ihr auf dem Kiesweg nachgeblickt. Am liebsten hätte ich mir das Herz herausgerissen, so sehr habe ich mich nach ihr verzehrt. Aber sie war erst fünfzehn. Die Frau, nach der ich verrückt vor Liebe war, war erst fünfzehn! Also habe ich die Blumen aufgehoben und sie wie die anderen Sträuße, die sie mir gebracht hatte, im Wohnzimmer in eine Vase gestellt. Ich habe diese Blumen stundenlang angesehen. Ich war so einsam und traurig. Und dann ist am darauffolgenden Sonntag, den 13. Juli 1975, diese schreckliche Sache passiert.«

Sonntag, 13. Juli 1975

Vor dem Haus in der Terrace Avenue 245 herrschte dichtes Gedränge. Die Nachricht hatte sich bereits in der Stadt herumgesprochen. In Umlauf gebracht hatte sie Chief Pratt oder vielmehr seine Frau Amy, nachdem ihr Mann dringend zu den Kellergans gerufen worden war. Amy Pratt hatte sofort ihre Nachbarin informiert, die hatte mit einer Freundin telefoniert, und diese wiederum hatte ihre Schwester angerufen, deren Kinder sich auf ihre Fahrräder geschwungen und bei sämtlichen Freunden an der Haustür geklingelt hatten: Es war etwas Schlimmes passiert. Vor dem Haus der Kellergans parkten zwei Polizeiautos und ein Krankenwagen. Officer Travis Dawn hielt die Schaulustigen auf dem Gehsteig zurück. Aus der Garage dröhnte laute Musik.

Es war Erne Pinkas, der Harry um Punkt zehn Uhr vormittags verständigte. Als Harry ihm auf sein An-die-Tür-trommeln im Morgenmantel und mit zerzaustem Haar öffnete, begriff Erne, dass er ihn geweckt hatte.

»Ich bin hierhergekommen, weil ich mir gesagt habe, dass Sie vermutlich niemand benachrichtigen wird«, sagte er.

»Benachrichtigen? Wovon?«

»Es geht um Nola.«

»Um Nola?«

»Sie hat versucht, sich etwas anzutun. Sie hat versucht, sich umzubringen.«

20.

Der Tag der Gartenparty

»Harry, gibt es für das, was Sie mir erzählen, eine bestimmte Reihenfolge?«

»Ja, selbstverständlich …«

»Und was für eine?«

»Na ja, wenn Sie mich so fragen … Vielleicht gibt es doch keine.«

»Harry, das ist wichtig! Ich schaffe es nie, wenn Sie mir nicht helfen!«

»Ach was, meine Reihenfolge ist nicht weiter wichtig. Am Ende kommt es auf Ihre an. Apropos, wo sind wir gerade? Bei 19?«

»20.«

»Also gut, 20: Der Sieg steckt in Ihnen, Marcus. Sie müssen ihn nur herauslassen wollen.«

Roy Barnaski rief mich am Samstagvormittag, den 28. Juni, an.

»Mein lieber Goldman«, begann er, »Sie wissen, was für ein Datum am Montag ist?«

»Der 30. Juni.«

»Der 30. Juni. Na, so was! Verrückt, wie die Zeit verfliegt! *Il tempo è passato*, Goldman. Und was ist am 30. Juni?«

»Der nationale Eiscreme-Soda-Tag«, erwiderte ich. »Ich habe gerade einen Artikel darüber gelesen.«

»Am 30. Juni läuft Ihre Frist ab, Goldman! Das passiert am Montag! Ich habe vorhin mit Douglas Claren, Ihrem Agenten, gesprochen. Er ist völlig außer sich. Er sagt, er ruft Sie nicht mehr an, weil Sie unberechenbar geworden sind. ›Mit Goldman sind die Pferde durchgegangen‹, hat er zu mir gesagt. Wir versuchen, Ihnen eine rettende Hand zu reichen und uns mit Ihnen zu arrangieren, aber Sie, Sie galoppieren lieber ohne Ziel drauflos und rennen gegen die Wand.«

»Eine rettende Hand? Sie wollen, dass ich so etwas wie einen Erotikroman über Nola Kellergan schreibe.«

»Immer gleich große Worte, Marcus! Ich will das Publikum unterhalten, ihm Lust machen, Bücher zu kaufen. Die Leute kaufen immer weniger Bücher, außer wenn man ihnen Schauergeschichten vorsetzt, die ihre niederen Instinkte ansprechen.«

»Ich werde keinen Schundroman schreiben, um meine Karriere zu retten.«

»Wie Sie wollen. Dann sage ich Ihnen jetzt, was am 30. Juni passieren wird: Marisa, meine Sekretärin, die Sie ja kennen, wird um halb elf zur Morgenbesprechung in mein Büro kommen. Wir gehen jeden Montag um halb elf die wichtigsten Termine der Woche durch. Sie wird zu mir sagen: ›Marcus Goldman hatte bis heute Zeit, Ihnen sein Manuskript vorzulegen. Wir haben nichts erhalten.‹ Ich werde

mit ernster Miene nicken, den Tag vermutlich verstreichen lassen und meine schreckliche Pflicht vor mir herschieben, aber um siebzehn Uhr dreißig werde ich schweren Herzens Richardson, den Leiter der Rechtsabteilung, anrufen, um ihn ins Bild zu setzen. Ich werde ihm sagen, dass wir Sie unverzüglich wegen Nichteinhaltung Ihres Vertrages verklagen und von Ihnen Schadenersatz in Höhe von zehn Millionen Dollar fordern.«

»Zehn Millionen Dollar? Das ist lächerlich, Barnaski.«

»Sie haben recht. Fünfzehn Millionen!«

»Sie sind ein Arschloch, Barnaski.«

»Nun, genau da irren Sie sich, Goldman: Das Arschloch sind Sie! Sie wollen bei den Großen mitmischen, sich aber nicht an die Regeln halten. Sie wollen in der Profiliga spielen, doch Sie weigern sich, an den Vorrunden teilzunehmen. Aber so läuft das nicht. Und wissen Sie was? Mit dem Geld aus Ihrem Prozess werde ich einen vor Ehrgeiz strotzenden Nachwuchsautor fürstlich dafür bezahlen, dass er die Geschichte von Marcus Goldman erzählt, diesem vielversprechenden Gutmenschen, der seine eigene Karriere und Zukunft torpediert hat. Er wird Sie in Florida in Ihrer Elendsbaracke interviewen, in die Sie sich verkrochen haben und in der Sie schon morgens um zehn Whisky saufen, um alles zu vergessen. Bis bald, Goldman. Wir sehen uns vor Gericht.« Er legte auf.

Kurz nach diesem erbaulichen Anruf ging ich zum Mittagessen ins Clark's. Dort begegnete ich zufällig den Quinns in der Version von 2008. Tamara saß an der Theke und stauchte gerade ihre Tochter zusammen, weil sie ihr dieses und jenes nicht recht machte. Robert war in einer Ecke in Deckung gegangen, aß Rührei und las den Sportteil des *Concord Herald*. Ich setzte mich neben Tamara, schlug eine Zeitung auf und tat so, als wäre ich in die Lektüre vertieft, aber in Wirklichkeit wollte ich mitanhören, wie sie sich, nach Luft schnappend, darüber beklagte, dass die Küche schmutzig, der Service nicht schnell genug und der Kaffee kalt war, dass die Ahornsirupflaschen klebten, die Zuckerdosen leer und die Tische

fettverschmiert waren, dass es im Restaurant zu warm und die Toasts nicht gut waren und dass sie für ihr Essen nicht einen Cent bezahlen würde, dass zwei Dollar für einen Kaffee Diebstahl waren, dass sie ihr dieses Restaurant nie überlassen hätte, wenn sie gewusst hätte, dass Jenny es zu einer zweitklassigen Kaschemme herunterwirtschaften würde; dabei hätte sie so große Pläne für dieses Lokal gehabt, in das die Leute übrigens früher wegen ihrer Hamburger aus dem ganzen Staat gekommen wären, weil sie als die besten weit und breit gegolten hätten. Als Tamara merkte, dass ich zuhörte, warf sie mir einen abschätzigen Blick zu und keifte: »Sie da, junger Mann, was geht Sie das an?«

Mit scheinheiligem Gesicht drehte ich mich zu ihr um. »Ich? Ich höre gar nicht zu, Madam.«

»Natürlich hören Sie zu, denn Sie antworten mir ja! Woher kommen Sie?«

»Aus New York, Madam.«

Schlagartig wurde sie umgänglicher, als hätte das Wort »New York« sie besänftigt, und fragte mich honigsüß: »Was treibt einen jungen, gut aussehenden New Yorker wie Sie nach Aurora?«

»Ich schreibe ein Buch.«

Augenblicklich verfinsterte sich ihr Gesicht, und sie zeterte: »Ein Buch? Sie sind Schriftsteller? Ich hasse Schriftsteller! Das ist eine Bande von Müßiggängern, Taugenichtsen und Lügnern. Wovon leben Sie? Von staatlicher Unterstützung? Meiner Tochter gehört dieses Restaurant, und ich warne Sie: Mit Anschreiben läuft hier nichts! Wenn Sie also nicht bezahlen können, hauen Sie ab. Hauen Sie ab, bevor ich die Polizei rufe. Der Polizeichef ist mein Schwiegersohn.«

Jenny, die hinter der Theke stand, wirkte bestürzt. »Mom, das ist Marcus Goldman. Er ist ein bekannter Schriftsteller.«

Die alte Quinn verschluckte sich fast an ihrem Kaffee. »Gütiger Gott, sind Sie etwa der kleine Rotzlöffel, der immer an Queberts Rockzipfel gehangen hat?«

»Ja, Madam.«

»Sind Sie aber groß geworden! Wollen Sie meine Meinung über Quebert wissen?«

»Nein danke, Madam.«

»Ich sage sie Ihnen trotzdem. Ich halte ihn für einen abgefeimten Hurensohn, der den elektrischen Stuhl verdient!«

»Mom!«, protestierte Jenny.

»Das ist die Wahrheit!«

»Mom, hör auf!«

»Halt den Mund, Tochter. Jetzt rede ich. Und jetzt hören Sie gut zu, Sie bescheuerter Schriftsteller: Wenn Sie auch nur ein Fünkchen Anstand haben, schreiben Sie die Wahrheit über Harry Quebert. Er ist der letzte Schweinehund, ein Perverser, eine linke Bazille und ein Mörder. Er hat die kleine Nola, die alte Cooper und in gewisser Weise auch meine Jenny umgebracht.«

Jenny floh in die Küche. Ich glaube, sie weinte. Kerzengerade auf ihrem Barhocker sitzend, erzählte mir Tamara Quinn mit zornblitzenden Augen und erhobenem Zeigefinger den Grund für ihren Groll und auch, wie Harry Quebert ihren Namen entehrt hatte. Die Begebenheit, von der sie mir nun berichtete, hatte sich am Sonntag, den 13. Juli 1975, zugetragen, der für die Familie Quinn eigentlich zu einem denkwürdigen Datum hätte werden sollen, denn an jenem Tag hatte sie auf ihrem frisch gemähten Rasen ab Mittag (wie auf der an das knappe Dutzend Gäste verschickten Einladungskarte stand) zur Gartenparty geladen.

---

13. Juli 1975

Es war ein großes Ereignis, und entsprechend groß hatte Tamara Quinn die Sache aufgezogen: ein Festzelt im Garten, Tafelsilber und weiße Tischdecken, ein aus Fisch- und kalten Fleischhäppchen, Platten mit Meeresfrüchten und russischem Salat bestehendes Büfett von einem Feinkosthändler aus Concord. Ein Kellner mit Referenzen

war verpflichtet worden, um die Gäste mit kalten Getränken und italienischem Wein zu versorgen. Alles sollte perfekt sein. Dieser Lunch sollte eine mondäne Veranstaltung ersten Ranges werden: Gleich würde Jenny der Prominenz von Aurora offiziell ihren neuen Freund vorstellen.

Es war zehn Minuten vor zwölf. Stolz betrachtete Tamara das Arrangement in ihrem Garten: Alles war bereit. Wegen der Hitze wollte sie bis zur letzten Minute warten, bevor sie die Platten heraustragen ließ. Ach, wie sich alle an den Jakobs- und Venusmuscheln und an den Hummerschwänzen delektieren würden, während sie den geistreichen Gesprächen Harry Queberts mit der wundervollen Jenny am Arm lauschten! Das hatte etwas Grandioses, und als Tamara sich die Szene ausmalte, bebte sie innerlich vor Vorfreude. Nach einem letzten Blick auf ihre Vorbereitungen, ging sie noch einmal die Tischordnung durch, die sie auf einem Blatt Papier notiert hatte, und versuchte sie sich einzuprägen. Alles war perfekt. Fehlten nur noch die Gäste.

Tamara hatte vier ihrer Freundinnen samt Ehemännern eingeladen. Vorher hatte sie lange über die Gästezahl nachgegrübelt: Zu wenig Gäste konnten den Eindruck erwecken, die Gartenparty sei missglückt, zu viele konnten ihrem exquisiten ländlichen Mittagessen leicht den Anstrich eines Volksfestes verleihen. Am Ende hatte sie sich dafür entschieden, diejenigen herauszupicken, die Auroras Gerüchteküche ordentlich einheizen würden, damit es schon bald hieß, dass Tamara Quinn schicke Einladungen mit handverlesenen Gästen gab, weil ihr Schwiegersohn in spe der Star des amerikanischen Literaturbetriebs war. Sie hatte Amy Pratt eingeladen, weil sie die Organisatorin des Sommerballs war; des Weiteren Belle Carlton, die sich für die Hüterin des guten Geschmacks hielt, weil ihr Mann jedes Jahr ein neues Auto fuhr; Cindy Tirsten, die zahlreichen Damenclubs vorsaß; und Donna Mitchell, eine wahre Landplage, die zu viel redete und sich andauernd mit den Erfolgen ihrer Kinder brüstete. Tamara würde

dafür sorgen, dass ihnen Augen und Ohren übergingen. Übrigens hatten sie nach Erhalt der Einladung alle bei ihr angerufen, um sich nach dem Anlass für diese Festivität zu erkundigen. Aber Tamara hatte es klugerweise verstanden, die Spannung aufrechtzuerhalten, indem sie ausweichend geantwortet hatte: »Ich habe euch eine große Neuigkeit mitzuteilen.« Sie konnte es kaum erwarten, die Gesichter ihrer Freundinnen zu sehen, wenn sie Jenny und den großen Quebert zukünftig fürs Leben vereint, erblickten. Schon bald würden die Quinns das Stadtgespräch sein, und von allen beneidet werden.

Tamara war so sehr mit ihrer Einladung beschäftigt, dass sie zu den wenigen Einwohnern Auroras zählte, die sich nicht vor dem Haus der Kellergans drängten. Wie alle anderen hatte sie die Nachricht am Morgen erhalten und augenblicklich um ihre Gartenparty gefürchtet. Nola hatte versucht, sich das Leben zu nehmen. Doch gottlob war der Selbstmordversuch der Kleinen kläglich gescheitert, und darüber war Tamara doppelt froh: zum einen, weil sie das Fest hätte absagen müssen, wenn Nola tot gewesen wäre, weil es sich unter diesen Umständen nicht geziemt hätte, zu feiern. Und zum anderen war es ein Segen, dass heute Sonntag und nicht etwa Samstag war, denn hätte Nola sich an einem Samstag umzubringen versucht, hätte jemand für sie im Clark's einspringen müssen, und das wäre sehr schwierig gewesen. Es war wirklich anständig von Nola, dass sie es an einem Sonntag gemacht und obendrein vermasselt hatte!

Zufrieden mit den Arrangements im Außenbereich, ging Tamara nachsehen, was sich im Innern des Hauses tat. Sie traf Jenny auf ihrem Posten in der Diele an, wo sie die Gäste empfangen sollte. Kräftig schimpfen musste sie allerdings mit dem armen Bobbo, der zwar Hemd und Krawatte trug, aber seine Hose noch nicht angezogen hatte, weil er sonntags immer in Boxershorts auf der Veranda seine Zeitung lesen durfte, und er liebte es, wenn die Brise in seine Shorts fuhr und ihn kühlte, insbesondere die behaarten Partien, denn das war sehr angenehm.

»Schluss mit dieser Marotte, halb nackt herumzulaufen!«, herrschte seine Frau ihn an. »Was soll das? Wenn der große Harry Quebert erst mal unser Schwiegersohn ist, wirst du dann auch in Boxershorts herumspazieren?«

»Weißt du«, erwiderte Bobbo, »ich glaube, er ist gar nicht so, wie alle denken. Im Grunde ist er ganz einfach gestrickt. Er liebt Autos und ein schön kaltes Bier. Er würde sich bestimmt nicht daran stoßen, mich in meiner Sonntagskluft zu sehen. Außerdem würde ich ihn vorher fragen …«

»Gar nichts fragst du ihn! Dass du mir beim Essen bloß keinen Unfug erzählst! Ich will ganz einfach kein Wort von dir hören. Ach, mein armer Bobbo, wenn es erlaubt wäre, würde ich dir die Lippen zunähen, denn jedes Mal, wenn du den Mund aufmachst, kommt irgendein Blödsinn heraus. Sonntags heißt es ab sofort Hemd und Hose, basta! Lass dich in diesem Haus ja nicht mehr in Unterwäsche blicken! Wir sind jetzt sehr wichtige Leute.« Beim Reden bemerkte sie, dass ihr Mann auf dem niedrigen Wohnzimmertisch ein paar Zeilen auf eine Karte gekritzelt hatte.

»Was ist das?«, kläffte sie.

»Irgendwas.«

»Zeig her!«

»Nein«, versetzte Bobbo trotzig und schnappte sich die Karte.

»Bobbo, ich will das sehen!«

»Das ist ein persönlicher Brief.«

»Ah, der Herr schreibt jetzt persönliche Briefe! Zeig her, sage ich! In diesem Haus entscheide immer noch ich, verflixt und zugenäht!« Sie entriss ihrem Mann die Karte, bevor er sie in seiner Zeitung verschwinden lassen konnte. Auf der Vorderseite war ein Hundewelpe abgebildet. Mit spöttischer Stimme las sie laut vor:

> *Liebe Nola,*
> *wir wünschen Dir gute Besserung und hoffen, Dich ganz bald im Clark's wiederzusehen.*

Die Pralinen sollen Dir das Leben ein wenig versüßen.
Deine Familie Quinn

»Was soll der Quatsch?«, keifte Tamara.

»Die Karte ist für Nola. Ich kaufe ihr etwas Süßes und lege es dazu. Darüber freut sie sich bestimmt, meinst du nicht?«

»Du machst dich lächerlich, Bobbo! Diese Karte mit dem Hundebaby ist lächerlich, und dein Text ist es auch! *Wir hoffen, Dich ganz bald im Clark's wiederzusehen*? Sie hat gerade versucht, sich umzubringen! Glaubst du wirklich, sie hat Lust, wieder Kaffee zu servieren? Und die Pralinen? Was soll sie denn mit Pralinen?«

»Sie essen. Sie freut sich bestimmt darüber. Siehst du, du hackst immer auf allem herum. Deshalb wollte ich dir die Karte nicht zeigen.«

»Ach, hör mit dem Gejammer auf, Bobbo«, sagte Tamara angewidert und riss die Karte in vier Stücke. »Ich werde ihr Blumen senden, schicke Blumen aus einem guten Geschäft in Montburry, und nicht deine Supermarktpralinen! Und den Text dazu werde ich selbst schreiben, und zwar auf einer schlichten weißen Karte. In Schönschrift wird darauf stehen: *Beste Genesungswünsche von Familie Quinn und Harry Quebert.* Und jetzt zieh deine Hose an, meine Gäste kommen gleich.«

Donna Mitchell und ihr Mann klingelten um Punkt zwölf Uhr an der Haustür, dicht gefolgt von Amy und Chief Pratt. Tamara wies den Kellner an, ihnen einen Willkommenscocktail zu servieren, den sie im Garten tranken. Dabei erzählte Chief Pratt, wie das Telefon ihn aus dem Bett gerissen hatte. »Die kleine Kellergan hat jede Menge Tabletten geschluckt. Ich glaube, sie hat alles geschluckt, was sie in die Finger bekommen hat, darunter auch ein paar Schlaftabletten, aber keine wirklich starken Mittel. Man hat sie ins Krankenhaus nach Montburry gebracht, um ihr den Magen auszupumpen. Der Reverend hat sie im Badezimmer gefunden. Er behauptet, sie hätte

Fieber gehabt und versehentlich das falsche Medikament eingenommen. Ich sehe das ein bisschen anders … Aber Hauptsache, der Kleinen geht es gut.«

»Welch ein Glück, dass es morgens und nicht etwa mittags passiert ist«, bemerkte Tamara. »Es wäre doch ein Jammer gewesen, wenn ihr nicht hättet kommen können.«

»Ja, richtig. Was hast du uns denn so Wichtiges mitzuteilen?«, wollte Donna wissen, die sich nicht länger beherrschen konnte.

Tamara setzte ein breites Lächeln auf und erwiderte, dass sie mit ihrer Ankündigung lieber warten wolle, bis alle Gäste da seien. Das Ehepaar Tirsten traf wenig später ein, die Carltons um zwanzig nach zwölf. Als Grund für ihre Verspätung nannten sie Probleme mit der Lenkung ihres neuen Wagens. Nun waren alle da. Alle bis auf Harry Quebert. Tamara schlug vor, noch einen Begrüßungsdrink einzunehmen.

»Auf wen warten wir?«, erkundigte sich Donna.

»Das werdet ihr schon sehen«, entgegnete Tamara.

Jenny lächelte. Es würde ein wundervoller Tag werden.

Um zwanzig vor eins war Harry immer noch nicht da. Ein dritter Begrüßungsdrink wurde gereicht. Dann, um zwei Minuten vor eins, ein vierter.

»Noch ein Willkommenscocktail?«, stöhnte Amy Pratt.

»Weil ihr uns alle überaus willkommen seid!«, verkündete Tamara, die sich wegen der Verspätung ihres Stargastes allmählich ernsthafte Sorgen zu machen begann.

Die Sonne brannte gnadenlos. Allen war leicht schwummrig. »Ich habe Hunger«, vermeldete Bobbo schließlich und kassierte dafür einen kräftigen Klaps auf den Nacken. Es wurde Viertel nach eins, und noch immer kein Harry. Tamara spürte, wie sich ihr Magen verkrampfte.

»Wir haben uns die Beine in den Bauch gestanden«, vertraute mir Tamara an der Theke des Clark's an. »Meine Güte, was haben wir

gewartet! Und es war mörderisch heiß! Allen lief der Schweiß in Strömen herunter …«

»Ich bin fast verdurstet«, rief Robert und versuchte, sich an unserem Gespräch zu beteiligen.

»Halt den Mund! Ich werde hier befragt. Große Schriftsteller wie Mr Goldman interessieren sich nicht für Esel wie dich.«

Sie warf mit einer Gabel nach ihm, wandte sich dann wieder mir zu und sagte: »Kurzum, wir haben bis halb zwei gewartet.«

Tamara hatte gehofft, Harry hätte eine Autopanne oder vielleicht sogar einen Unfall gehabt. Egal was, Hauptsache er versetzte sie nicht! Unter dem Vorwand, in der Küche nach dem Rechten sehen zu müssen, hatte sie mehrmals bei ihm in Goose Cove angerufen, doch vergeblich. Also hatte sie sich die Nachrichten im Radio angehört, aber es wurde kein Unfall gemeldet, und an diesem Tag war in New Hampshire auch kein berühmter Schriftsteller gestorben. Zweimal vernahm sie Motorengeräusche vor dem Haus, und jedes Mal machte ihr Herz einen Hüpfer: Das war er! Aber nein: Es waren nur irgendwelche dämlichen Nachbarn.

Die Gäste konnten nicht mehr: Erschlagen von der Hitze, hatten sie sich schließlich in den Schatten des Zeltdachs geflüchtet. Dort saßen sie nun schweigend auf ihren Plätzen und langweilten sich tödlich. »Ich hoffe, es handelt sich um eine wirklich große Neuigkeit«, meinte Donna nach einer Weile. »Wenn ich noch einen von diesen Cocktails trinke, muss ich mich übergeben«, verkündete Amy. Schließlich bat Tamara den Kellner, die Platten aufzutragen, und schlug ihren Gästen vor, mit dem Essen zu beginnen.

Um vierzehn Uhr war das Essen bereits weit fortgeschritten – und noch immer keine Nachricht von Harry. Jennys Kehle war wie zugeschnürt, sie bekam keinen Bissen herunter. Sie riss sich zusammen, um vor den anderen nicht loszuschluchzen. Tamara bebte innerlich vor Wut: zwei Stunden Verspätung, er kam bestimmt nicht mehr. Wie zum Teufel konnte er ihr das antun? Welcher Mann

von Welt benahm sich so? Und als wäre das nicht genug, piesackte Donna sie nun ständig mit der Frage, was denn diese so wichtige Neuigkeit war, die sie ihnen mitzuteilen hatte. Tamara hüllte sich in Schweigen. Um die Situation und die Ehre seiner Frau zu retten, stand der unselige Bobbo feierlich auf, hob das Glas und verkündete seinen Gästen stolz: »Meine lieben Freunde, wir wollten euch mitteilen, dass wir einen neuen Fernseher haben.«

Verständnisloses Schweigen machte sich breit. Tamara, die es nicht ertrug, derart bloßgestellt zu werden, stand ihrerseits auf und verkündete: »Robert hat Krebs, er muss bald sterben.« Alle waren tief betroffen, auch Bobbo selbst, der nicht gewusst hatte, dass er bald sterben musste, und der sich fragte, wann der Arzt bei ihnen angerufen und warum ihm seine Frau nichts gesagt hatte. Plötzlich fing er an zu weinen, denn er hing am Leben. Seine Familie, seine Tochter, seine kleine Stadt – das alles würde ihm fehlen. Die anderen umarmten ihn, versprachen, dass sie ihn bis zum letzten Atemzug im Krankenhaus besuchen und ihn niemals vergessen würden.

Harry war deshalb nicht zu Tamara Quinns Gartenparty gekommen, weil er an Nolas Krankenbett saß. Sowie Pinkas ihm die Nachricht überbracht hatte, war er nach Montburry zum Krankenhaus gefahren. Stundenlang hatte er auf dem Parkplatz hinter dem Lenkrad seines Wagens gesessen, weil er nicht wusste, was er tun sollte. Er hatte Schuldgefühle: Schließlich hatte Nola seinetwegen sterben wollen. Bei dieser Vorstellung bekam er Lust, sich selbst das Leben zu nehmen. Er ließ seinen Emotionen freien Lauf, und zum ersten Mal wurde ihm die Tragweite seiner Gefühle für Nola bewusst. Er verfluchte die Liebe. Solange Nola ganz nah bei ihm war, konnte er sich einreden, dass es zwischen ihnen keine tiefen Gefühle gab und er sie aus seinem Leben verbannen musste, aber jetzt, wo er sie fast verloren hätte, konnte er sich nicht mehr vorstellen, ohne sie zu leben. Nola, allerliebste Nola. N-O-L-A.

Es war siebzehn Uhr, als er es schließlich wagte, das Krankenhaus zu betreten. Er hoffte, niemandem zu begegnen, aber in der Eingangshalle stieß er auf David Kellergan, dessen Augen vom Weinen gerötet waren. »Reverend … Ich habe das von Nola gehört. Es tut mir aufrichtig leid.«

»Danke, dass Sie gekommen sind, um mir Ihr Mitgefühl auszudrücken, Harry. Sie werden bestimmt hören, dass Nola versucht hat, sich das Leben zu nehmen, aber das ist eine bösartige Verleumdung. Sie hatte Kopfschmerzen und hat aus Versehen die falschen Tabletten genommen. Sie ist öfter mal mit den Gedanken woanders, wie alle Kinder.«

»Selbstverständlich, Reverend«, entgegnete Harry. »Diese verfluchten Pillen. In welchem Zimmer liegt sie? Ich würde sie gern besuchen.«

»Das ist sehr nett von Ihnen, aber es ist besser, wenn sie vorerst keinen Besuch bekommt. Sie darf sich nicht zu sehr anstrengen, verstehen Sie?«

Immerhin hatte Reverend Kellergan ein Büchlein dabei, in das Besucher ihren Namen eintragen konnten. Nachdem Harry *Rasche Genesung! H.L. Quebert* hineingeschrieben hatte, tat er, als würde er gehen, versteckte sich jedoch in seinem Chevrolet. Er wartete noch eine Stunde, und als er den Reverend quer über den Parkplatz zu seinem Auto gehen sah, kehrte er unauffällig ins Hauptgebäude des Krankenhauses zurück und ließ sich Nolas Zimmernummer geben: Zimmer 26 im zweiten Stock. Mit pochendem Herzen klopfte er an. Keine Antwort. Langsam öffnete er die Tür.

Nola war allein, sie saß auf dem Bettrand. Als sie den Kopf drehte und ihn sah, leuchteten ihre Augen zuerst auf, doch dann wurde ihr Gesicht traurig. »Lassen Sie mich in Ruhe, Harry … Lassen Sie mich, oder ich rufe die Schwestern.«

»Nola, ich kann dich nicht einfach hier allein …«

»Sie waren so gemein, Harry. Ich will Sie nicht sehen. Es schmerzt mich, Sie zu sehen. Ihretwegen wollte ich sterben.«

»Verzeih mir, Nola …«

»Ich verzeihe Ihnen nur, wenn Sie mich wiederhaben wollen. Wenn nicht, lassen Sie mich in Ruhe.«

Sie sah ihm fest in die Augen. Er wirkte bekümmert, von Schuldgefühlen geplagt, und sie konnte nicht anders, als ihn anzulächeln. »Ach, allerliebster Harry, kommen Sie mir nicht mit diesem traurigen Hundeblick! Versprechen Sie mir, nie wieder gemein zu sein?«

»Ich verspreche es.«

»Bitten Sie mich für all die Tage, die Sie mich vor Ihrer Tür haben stehen lassen, ohne mir zu öffnen, um Verzeihung.«

»Ich bitte dich um Verzeihung, Nola.«

»Geben Sie sich ein bisschen mehr Mühe. Knien Sie nieder. Knien Sie nieder, und bitten Sie mich um Entschuldigung.«

Ohne lange nachzudenken, kniete er nieder und legte den Kopf auf ihre nackten Beine. Sie beugte sich hinab und streichelte sein Gesicht. »Stehen Sie auf, Harry. Umarmen Sie mich, mein Liebster. Ich liebe Sie. Ich liebe Sie seit dem Tag, an dem ich Sie zum ersten Mal gesehen habe. Ich will für immer Ihre Frau sein.«

Während Harry und Nola sich in dem kleinen Krankenhauszimmer wiederfanden, hatte sich Jenny in Aurora, wo die Gartenparty seit mehreren Stunden beendet war, in ihrem Zimmer eingeschlossen und weinte vor Kummer und Scham. Robert hatte sie trösten wollen, aber sie hatte sich geweigert, die Tür zu öffnen.Tamara hatte soeben wutschäumend das Haus verlassen, um zu Harry zu fahren und ihn zur Rede zu stellen. So verpasste sie knapp den Besucher, der nicht einmal zehn Minuten später an der Tür klingelte. Robert öffnete, und da stand Travis Dawn in Ausgehuniform, streckte ihm mit geschlossenen Augen einen Armvoll Rosen entgegen und stieß ohne Punkt und Komma hervor: »Jenny-willst-du-mit mir-auf-den-Sommerball-gehen-bitte-danke.«

Robert musste lachen. »Guten Tag, Travis. Möchtest du vielleicht mit Jenny sprechen?«

Travis riss die Augen auf und unterdrückte einen Schrei. »Mr Quinn? Ich … Es tut mir leid. Ich bin so eine Niete! Eigentlich wollte ich nur …Ich meine, wäre es Ihnen recht, wenn ich mit Ihrer Tochter auf den Sommerball gehe? Natürlich nur, wenn sie einverstanden ist. Aber vielleicht hat sie schon jemanden. Sie geht schon mit einem anderen, oder? Was bin ich für ein Trottel!«

Robert schlug Travis freundschaftlich auf die Schulter. »Dich schickt der Himmel, mein Junge. Komm rein.«

Er führte den jungen Polizisten in die Küche und holte ein Bier aus dem Kühlschrank.

»Danke«, sagte Travis und legte die Blumen auf die Küchentheke.

»Nein, das Bier ist für mich. Du brauchst was viel Stärkeres.« Robert griff nach einer Whiskyflasche und schenkte ihm einen Doppelten mit Eiswürfeln ein. »Trink das in einem Zug, hörst du?«

Travis gehorchte. Dann sagte Robert: »Du wirkst zu nervös, mein Junge. Du musst dich entspannen. Mädchen mögen keine nervösen Jungs. Glaub mir, davon verstehe ich was.«

»Dabei bin ich sonst nicht schüchtern, aber wenn ich Jenny sehe, bin ich total blockiert. Ich weiß auch nicht, was das ist …«

»Das nennt man Liebe, mein Sohn.«

»Glauben Sie?«

»Aber sicher.«

»Ihre Tochter ist so toll, Mr Quinn. So sanft und klug und schön! Eigentlich sollte ich es Ihnen gar nicht sagen, aber manchmal fahre ich am Clark's vorbei, nur um sie durch das große Fenster zu sehen. Ich schaue sie an, und dann springt mir fast das Herz aus der Brust, und mir ist, als müsste ich in meiner Uniform ersticken. Das ist Liebe, oder?«

»Aber sicher.«

»Und wissen Sie was? In solchen Augenblicken würde ich am liebsten aus dem Wagen steigen, ins Clark's gehen und sie fragen,

wie es ihr geht und ob sie nicht Lust hat, mit mir nach Feierabend ins Kino zu gehen. Aber ich traue mich nicht. Ist das auch Liebe?«

»Nee, das ist Schwachsinn. So kommt man nie an das Mädchen ran, das man liebt. Nicht so schüchtern, mein Junge. Du bist jung, siehst gut aus und hast alles, was man braucht.«

»Was muss ich tun, Mr Quinn?«

Robert schenkte ihm Whisky nach. »Ich würde Jenny gern herunterrufen, aber sie hat einen anstrengenden Nachmittag hinter sich. Wenn du meinen Rat hören willst: Trink das, fahr heim, zieh die Uniform aus und ein normales Hemd an. Dann rufst du hier an und schlägst Jenny vor, essen zu gehen. Du sagst, du hast Lust, in Montburry einen Hamburger zu essen. Dort gibt es ein Restaurant, das sie sehr mag. Ich gebe dir die Adresse. Du siehst, du kommst wie gerufen. Wenn du dann im Lauf des Abends merkst, dass die Stimmung entspannt ist, schlägst du ihr einen Spaziergang vor. Ihr setzt euch auf eine Bank und schaut euch die Sterne an. Du zeigst ihr die Sternbilder …

»Die Sternbilder?«, unterbrach Travis ihn verzweifelt. »Ich weiß kein einziges!«

»Dann zeig ihr einfach nur den Großen Bären.«

»Den Großen Bären? Ich erkenne den Großen Bären überhaupt nicht! Verdammt, ich bin aufgeschmissen!«

»Gut, dann zeig ihr einen x-beliebigen leuchtenden Punkt am Himmel, und gib ihm irgendeinen Namen. Frauen finden es immer romantisch, wenn sich ein Kerl mit Astronomie auskennt. Aber pass auf, dass du nicht ein Flugzeug für eine Sternschnuppe hältst! Und danach fragst du sie, ob sie mit dir auf den Sommerball gehen will.«

»Glauben Sie, sie sagt Ja?«

»Da bin ich mir sicher.«

»Danke, Mr Quinn. Vielen Dank!«

Nachdem er Travis nach Hause geschickt hatte, gelang es Robert, Jenny aus ihrem Zimmer zu locken. Sie setzten sich zusammen in die

Küche, um ein Eis zu essen.

»Mit wem soll ich denn jetzt auf den Ball gehen, Pa?«, fragte Jenny unglücklich. »Ich werde allein hingehen müssen, und alle werden sich über mich lustig machen.«

»Mal doch nicht den Teufel an die Wand. Ich bin mir sicher, es gibt haufenweise Typen, die davon träumen, mit dir hinzugehen.«

Jenny stopfte sich einen Riesenlöffel Eis in den Mund.

»Ich wüsste zu gerne, wer!«, stöhnte sie mit vollem Mund. »Ich kenne nämlich keinen Einzigen.«

In diesem Augenblick klingelte das Telefon. Robert ließ seine Tochter abheben und hörte sie sagen: »Ah, hallo, Travis … Ja? … Ja, gerne … In einer halben Stunde? Perfekt. Bis gleich.« Sie legte auf und lief zurück zu ihrem Vater, um ihm zu erzählen, dass es ihr Freund Travis gewesen war, der ihr vorgeschlagen hatte, in Montburry essen zu gehen. Robert bemühte sich, überrascht zu wirken.

»Siehst du?«, sagte er. »Ich habe dir ja gesagt, dass du nicht allein auf den Ball gehen wirst.«

Zur selben Zeit schnüffelte Tamara in Goose Cove im leeren Haus herum. Sie hatte lange gegen die Tür getrommelt – vergebens. Wenn Harry sich versteckte, würde sie ihn schon finden. Aber es war niemand da, also beschloss sie, sich ein wenig umzusehen. Sie begann im Wohnzimmer, ging dann durch die anderen Räume und schließlich auch in Harrys Büro. Dort wühlte sie in den auf seinem Schreibtisch verstreut liegenden Papieren, bis sie auf eines stieß, das er gerade erst geschrieben haben konnte.

> *Meine Nola, allerliebste Nola, Nola, meine Liebe! Was hast Du getan? Warum wolltest Du sterben? Etwa meinetwegen? Ich liebe Dich, ich liebe Dich über alles. Verlass mich nicht. Wenn Du stirbst, sterbe ich auch. Du bist das Einzige in meinem Leben, Nola, was zählt. Vier Buchstaben:* N-O-L-A.

Außer sich, steckte Tamara das Papier in die Tasche. Sie war fest entschlossen, Harry Quebert zu vernichten.

19.

Der Fall Harry Quebert

»Schriftsteller, die nächtelang durchschreiben, koffeinsüchtig sind und selbst gedrehte Zigaretten rauchen, sind ein Mythos, Marcus. Sie müssen so diszipliniert sein wie ein Boxer beim Training. Zeitpläne müssen eingehalten, Übungen wiederholt werden. Behalten Sie Ihren Rhythmus bei, seien Sie zäh, und sorgen Sie für strenge Ordnung bei Ihren Sachen. Das ist der dreiköpfige Zerberus, der Sie vor dem schlimmsten Feind der Schriftsteller schützen wird.«

»Und wer ist dieser Feind?«

»Die Frist. Wissen Sie, was das Wort Frist bedeutet?«

»Sagen Sie es mir.«

»Es bedeutet, dass Ihr von Natur aus launisches Gehirn innerhalb einer von jemand anderem festgesetzten Zeitspanne etwas produzieren muss. Genau so, als wären Sie ein Lieferant, und Ihr Chef würde von Ihnen verlangen, zu einer genau festgelegten Zeit an einem bestimmten Ort zu sein. Sie müssen das irgendwie hinkriegen, egal, ob dichter Verkehr herrscht oder Sie einen Plattfuß haben. Sie dürfen nicht zu spät kommen, sonst sind Sie dran. Mit den Fristen, die Ihnen Ihr Verleger setzen wird, ist es genau dasselbe. Ihr Verleger ist Ihre

Frau und Ihr Chef in einem: Ohne ihn sind Sie nichts, aber Sie können nicht anders, als ihn zu hassen. Halten Sie die Fristen bloß ein, Marcus! Aber wenn Sie sich den Luxus erlauben können, spielen Sie mit ihnen. Das macht sehr viel mehr Spaß.«

Es war Tamara Quinn höchstpersönlich, die mir erzählte, dass sie das Blatt Papier bei Harry entwendet hatte. Sie gestand es mir einen Tag nach unserer Unterhaltung im Clark's. Da ihr Bericht meine Neugier angestachelt hatte, nahm ich mir in der Hoffnung, dass sie noch mehr für mich hätte, die Freiheit, sie zu Hause zu besuchen. Sie empfing mich im Wohnzimmer und war sehr aufgeregt wegen des Interesses, das ich ihr entgegenbrachte. Ich wiederholte, was sie zwei Wochen vorher bei der Polizei ausgesagt hatte, und fragte sie, woher sie von der Beziehung zwischen Harry und Nola gewusst hatte. Daraufhin berichtete sie mir von ihrem Besuch in Goose Cove am Sonntagabend nach der Gartenparty.

»Von diesem Text, den ich auf seinem Schreibtisch gefunden habe, ist mir kotzübel geworden«, sagte sie. »Lauter Scheußlichkeiten über die kleine Nola!«

Aus ihrer Ausdrucksweise schloss ich, dass sie eine Liebesgeschichte zwischen Harry und Nola nicht für möglich hielt.

»Sind Sie nie auf die Idee gekommen, dass die beiden sich lieben könnten?«, fragte ich.

»Sich lieben? Reden Sie keinen Unfug. Quebert ist ein notorischer Lüstling, und damit basta. Ich glaube nicht eine Sekunde, dass Nola auf seine Avancen eingegangen ist. Gott weiß, was er ihr alles zugemutet hat! Die arme Kleine.«

»Und dann? Was haben Sie mit dem Blatt Papier gemacht?«

»Ich habe es mitgenommen.«

»Wozu?«

»Um Quebert zu schaden. Ich wollte, dass er ins Gefängnis kommt.«

»Haben Sie mit jemandem über dieses Blatt Papier gesprochen?«

»Selbstverständlich!«

»Mit wem?«

»Mit Chief Pratt. Ein paar Tage nach meinem Fund.«

»Nur mit ihm?«

»Nachdem Nola dann verschwunden war, habe ich auch noch andere eingeweiht. Immerhin war Quebert eine Spur, die die Polizei nicht vernachlässigen durfte.«

»Wenn ich es richtig sehe, haben Sie also herausgefunden, dass Harry in Nola verschossen war, aber erst darüber gesprochen, nachdem das betroffene Mädchen verschwunden war, also etwa zwei Monate später.«

»So ist es.«

»Mrs Quinn«, sagte ich. »Ich kenne Sie zwar kaum, aber ich verstehe nicht ganz, warum Sie sich Ihren Fund nicht sofort zunutze gemacht haben, um Harry zu schaden. Schließlich hat er sich Ihnen gegenüber sehr schlecht benommen, als er nicht zu Ihrer Gartenparty kam … Ich meine, bei allem Respekt, aber ich hätte Sie eher so eingeschätzt, dass Sie mit so einem Fund sämtliche Wände der Stadt plakatieren oder es allen Nachbarn in den Briefkasten werfen.«

Sie schlug die Augen nieder. »Verstehen Sie denn nicht? Ich habe mich so geschämt! So geschämt! Harry Quebert, der große Schriftsteller aus New York, hatte meiner Tochter eine Fünfzehnjährige vorgezogen. Meiner Tochter! Was glauben Sie, wie mir zumute war? Ich fühlte mich so gedemütigt! Ich hatte das Gerücht in Umlauf gebracht, dass es zwischen Harry und Jenny etwas Ernstes war. Nun stellen Sie sich die Blicke der Leute vor! Außerdem war Jenny so verliebt. Sie wäre gestorben, wenn sie davon erfahren hätte. Deshalb habe ich beschlossen, es für mich zu behalten. Wenn Sie meine Jenny in der Woche darauf am Abend des Sommerballs gesehen hätten! Sie sah ganz traurig aus, selbst an Travis' Arm.«

»Und Chief Pratt? Was hat er gesagt, als Sie ihm davon erzählt haben?«

»Dass er der Sache nachgehen würde. Als die Kleine dann verschwunden war, habe ich ihn noch einmal darauf angesprochen, und er meinte, das könnte eine Spur sein. Das Problem war nur, dass das Blatt Papier in der Zwischenzeit verschwunden war.«

»Verschwunden? Wie das?«

»Ich hatte es im Clark's im Safe verwahrt, ich war die Einzige, die den Schlüssel hatte. Doch dann war dieses Blatt Papier Anfang August 1975 unerklärlicherweise verschwunden. Kein Blatt, kein Beweis gegen Harry.«

»Wer könnte es an sich genommen haben?«

»Keine Ahnung! Das ist wirklich ein Rätsel. Es ist ein riesiger Safe aus Gusseisen, ich bewahrte darin die gesamte Buchhaltung des Clark's, die Lohngelder und ein paar Barmittel für die Bestellungen auf. Eines Morgens ist mir aufgefallen, dass das Blatt nicht mehr da war. Nichts deutete auf einen Einbruch hin. Alles war da, bis auf dieses gottverdammte Blatt Papier. Ich habe nicht die geringste Ahnung, wie das passieren konnte.«

Ich machte mir Notizen: Die Sache wurde immer interessanter. Dann fragte ich: »Unter uns, Mrs Quinn: Als Sie von Harrys Gefühlen für Nola erfuhren, was haben Sie da empfunden?«

»Wut. Und Ekel.«

»Sie haben nicht vielleicht versucht, sich an Harry zu rächen, indem Sie ihm anonyme Briefe geschickt haben?«

»Anonyme Briefe? Sehe ich so aus, als würde ich solche Schweinereien machen?«

Ich hakte nicht nach, sondern fuhr mit meinen Fragen fort. »Glauben Sie, Nola könnte noch mit anderen Männern aus Aurora etwas gehabt haben?«

Fast hätte sich Tamara an ihrem Eistee verschluckt. »Sind Sie noch gescheit? Nie und nimmer! Sie war ein nettes, hübsches kleines Ding, immer hilfsbereit, fleißig und aufgeweckt. Was bezwecken Sie mit dieser Frage nach unschicklichen Bettgeschichten?«

»Es war einfach nur eine Frage, nichts weiter. Kennen Sie einen gewissen Elijah Stern?«

»Natürlich«, erwiderte sie, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt. Dann schickte sie hinterher: »Er war der Vorbesitzer.«

»Harrys Vorbesitzer? Wovon?«

»Von dem Haus in Goose Cove, jawohl. Es hat früher Elijah Stern gehört, und er war damals oft dort. Ich glaube, es war alter Familienbesitz. Eine Zeit lang ist man ihm häufig in Aurora begegnet, aber nachdem er die Geschäfte seines Vaters in Concord übernommen hatte, fehlte ihm die Zeit herzukommen. Also hat er Goose Cove vermietet und schließlich an Harry verkauft.«

Ich traute meinen Ohren nicht. »Goose Cove hat früher Elijah Stern gehört?«

»Aber ja. Was ist mit Ihnen, Sie New Yorker? Sie sind ja ganz blass …«

In New York traf sich Roy Barnaski am Montag, den 30. Juni 2008, um halb elf mit seiner Sekretärin Marisa im einundfünfzigsten Stock des Schmid-&-Hanson-Towers in der Lexington Avenue zur wöchentlichen Besprechung.

»Marcus Goldman hatte bis heute Zeit, Ihnen sein Manuskript zu schicken«, erinnerte ihn Marisa.

»Ich nehme an, Sie haben nichts von ihm bekommen …«

»Nichts, Mr Barnaski.«

»Das dachte ich mir. Ich habe noch am Samstag mit ihm telefoniert. Der Kerl ist wirklich stur wie ein Esel. So ein Mist!«

»Was soll ich jetzt tun?«

»Informieren Sie Richardson. Sagen Sie ihm, dass wir rechtlich gegen ihn vorgehen.«

In diesem Augenblick erlaubte es sich Marisas Assistentin, die Besprechung zu unterbrechen, indem sie an die Bürotür klopfte. Sie hielt ein Papier in Händen. »Ich weiß, dass Sie in einer Besprechung

sind, Mr Barnaski«, entschuldigte sie sich, »aber Sie haben gerade eine E-Mail erhalten, und ich glaube, sie ist sehr wichtig.«

»Von wem ist sie?«, fragte Barnaski genervt.

»Von Marcus Goldman.«

»Goldman? Her damit!«

Von: m.goldman@nobooks.com
Gesendet: Montag, 30. Juni 2008 – 10 : 24

Lieber Roy,
dies ist kein Schundroman, der vom allgemeinen Wirbel profitiert, um sein Publikum zu finden.
Es ist nicht das Buch, das Sie verlangen.
Es ist kein Buch, mit dem ich meine Haut retten will.
Es ist ein Buch, das etwas zu erzählen hat. Es ist ein Buch, das die Geschichte eines Mannes aufgreift, dem ich alles verdanke.
Anbei finden Sie die ersten Seiten.
Wenn es Ihnen gefällt, rufen Sie mich an.
Wenn nicht, rufen Sie Richardson an, und wir sehen uns vor Gericht.
Gute Besprechung mit Marisa, und richten Sie ihr meine Grüße aus.
Marcus Goldman

»Haben Sie das angehängte Dokument ausgedruckt?«

»Nein, Mr Barnaski.«

»Dann tun Sie das sofort!«

»Jawohl, Mr Barnaski.«

DER FALL HARRY QUEBERT
(provisorischer Titel)
von Marcus Goldman

Im Frühjahr 2008, etwa ein Jahr nachdem ich zum neuen Star der amerikanischen Literaturszene geworden war, geschah etwas, das ich tief in meinem Gedächtnis zu vergraben beschloss: Ich fand heraus, dass mein siebenundsechzigjähriger Professor Harry Quebert, einer der angesehensten Schriftsteller des Landes, im Alter von vierunddreißig Jahren eine Beziehung zu einer Fünfzehnjährigen gehabt hatte. Und zwar im Sommer 1975.

Diese Entdeckung machte ich an einem Tag im März während eines Aufenthaltes in seinem Haus in Aurora, New Hampshire. Als ich in seiner Bibliothek herumstöberte, stieß ich auf einen Brief und einige Fotos. Nie hätte ich geahnt, dass dies der Auftakt zu einem der größten Skandale des Jahres 2008 sein sollte.

[…]

Auf die Spur von Elijah Stern hatte mich eine ehemalige Klassenkameradin von Nola gebracht, eine gewisse Nancy Hattaway, die nach wie vor in Aurora lebt. Angeblich hatte Nola ihr seinerzeit anvertraut, dass sie eine Affäre mit einem Geschäftsmann aus Concord namens Elijah Stern habe. Dieser habe immer seinen Fahrer, einen gewissen Luther Caleb, nach Aurora geschickt, um sie abzuholen und zu ihm zu bringen.

Über Luther Caleb liegen mir keinerlei Informationen vor. Was Stern betrifft, weigert Sergeant Gahalowood sich vorerst noch, ihn zu befragen. Er ist der Ansicht, dass es zum jetzigen Zeitpunkt keinen Grund gebe, ihn in die Ermittlungen einzubeziehen. Also werde ich ihm allein einen kurzen Besuch abstatten.

Im Internet habe ich gefunden, dass er in Harvard studiert hat und nach wie vor in einigen Alumni-Organisationen aktiv ist. Anscheinend ist er ein großer Kunstliebhaber und angesehener Mäzen, also offenbar in jeder Hinsicht ein respektabler Zeitgenosse. Ein besonders prekärer Zufall: Harrys Haus in Goose Cove hat früher ihm gehört.

Dies waren die ersten Absätze, die ich über Elijah Stern schrieb. Kaum hatte ich sie fertig, fügte ich sie der Textdatei an, die ich Roy Barnaski an diesem Vormittag des 30. Juni 2008 per Mail schickte. Danach machte ich mich sofort auf den Weg nach Concord, denn ich wollte unbedingt diesen Stern aufsuchen und herausfinden, was ihn mit Nola verbunden hatte. Ich war eine halbe Stunde unterwegs, als mein Handy klingelte.

»Hallo?«

»Marcus? Hier ist Roy Barnaski.«

»Roy? Sieh einer an! Haben Sie meine Mail bekommen?«

»Ihr Buch, Goldman, wird phantastisch! Wir bringen es!«

»Wirklich?«

»Absolut! Es gefällt mir! Donnerwetter, und ob es mir gefällt! Man will unbedingt wissen, wie es ausgeht.«

»Darauf bin ich selbst ziemlich gespannt.«

»Hören Sie, Goldman, Sie schreiben dieses Buch, und wir lösen den alten Vertrag auf.«

»Ich mache das Buch, aber auf meine Art. Ich möchte mir keine unanständigen Vorschläge von Ihnen anhören müssen. Und ich will auch keine Ratschläge und keine Zensur.«

»Machen Sie es so, wie Sie es für richtig halten, Goldman. Ich stelle nur eine einzige Bedingung, nämlich dass das Buch im Herbst erscheint. Seit Obama zum Kandidaten der Demokraten gekürt wurde, geht seine Biografie weg wie warme Semmeln. Wir müssen also schleunigst ein Buch über diesen Fall herausbringen, bevor wir im Hype rund um die Präsidentschaftswahlen untergehen. Ich brauche Ihr Manuskript Ende August.«

»Ende August? Das sind gerade mal zwei Monate.«

»Richtig.«

»Das ist ziemlich wenig.«

»Dann halten Sie sich ran. Ich will Sie zur Sensation dieses Herbstes machen. Ist Quebert im Bilde?«

»Nein, noch nicht.«

»Dann informieren Sie ihn – kleiner Rat unter Freunden. Und halten Sie mich über Ihre Fortschritte auf dem Laufenden.«

Ich wollte gerade auflegen, als er sagte: »Goldman, warten Sie!«

»Was ist?«

»Warum haben Sie es sich anders überlegt?«

»Ich habe Drohungen erhalten, und zwar wiederholt. Irgendjemanden scheint ziemlich zu beunruhigen, was ich herausfinden könnte. Also habe ich mir gesagt, dass die Wahrheit

vielleicht ein Buch vertragen könnte. Ich tue das für Harry und für Nola. Das gehört auch zum Beruf eines Schriftstellers, oder nicht?«

Barnaski hörte mir schon nicht mehr zu. Er war bei den Drohungen hängen geblieben.

»Drohungen?«, wiederholte er. »Das ist ja phantastisch! Das gibt eine Wahnsinns-PR! Stellen Sie sich vor, jemand verübt einen Mordanschlag auf Sie, dann können Sie an die Verkaufszahlen glatt eine Null dranhängen! Und locker zwei, wenn Sie dabei draufgehen!«

»Vorausgesetzt, ich kriege das Buch vorher fertig.«

»Selbstredend. Wo sind Sie gerade? Die Verbindung ist miserabel.«

»Auf der Autobahn, unterwegs zu Elijah Stern.«

»Sie glauben also wirklich, dass er etwas mit der Sache zu tun hat?«

»Genau das will ich herausfinden.«

»Sie sind total verrückt, Goldman. Das mag ich an Ihnen.«

Elijah Stern bewohnte eine herrschaftliche Villa auf den Hügeln über Concord. Das Eingangstor zu seinem Anwesen stand offen, also fuhr ich hinein. Eine gepflasterte Auffahrt führte zu dem steinernen, von sensationellen Blumenbeeten eingerahmten Haus, vor dem auf einem Platz mit einem Brunnen in Gestalt eines Bronzelöwen ein livrierter Chauffeur gerade die Rückbank einer Luxuslimousine auf Hochglanz brachte.

Ich ließ meinen Wagen mitten auf dem Platz stehen, grüßte den Fahrer, als wäre er ein guter Bekannter, und ging voller Tatendrang zum Hauptportal, um zu klingeln. Eine Hausangestellte öffnete mir. Ich nannte meinen Namen und verlangte Mr Stern zu sehen.

»Haben Sie einen Termin?«

»Nein.«

»Dann ist das leider nicht möglich. Mr Stern empfängt keine unangemeldeten Besucher. Wer hat Sie durchgelassen?«

»Das Tor stand offen. Wie bekommt man einen Termin bei Ihrem Chef?«

»Mr Stern macht seine Termine selber.«

»Lassen Sie mich ein paar Minuten zu ihm. Es dauert nicht lange.«

»Ausgeschlossen.«

»Sagen Sie ihm, ich bin wegen Nola Kellergan hier. Ich denke, der Name sagt ihm etwas.«

Die Angestellte ließ mich draußen warten, war aber gleich darauf zurück. »Mr Stern empfängt Sie«, ließ sie mich wissen. »Sie müssen wirklich wichtig sein.« Sie führte mich im Erdgeschoss zu einem holzgetäfelten und mit Wandbehängen geschmückten Arbeitszimmer, in dem ein sehr eleganter Mann in einem Sessel saß und mich mit gestrenger Miene taxierte. Es war Elijah Stern.

»Ich heiße Marcus Goldman«, stellte ich mich vor. »Danke, dass Sie mich empfangen.«

»Goldman? Der Schriftsteller?«

»Ja.«

»Was verschafft mir die Ehre Ihres Überraschungsbesuchs?«

»Ich ermittle im Fall Kellergan.«

»Mir war nicht bekannt, dass es einen Fall Kellergan gibt.«

»Sagen wir, es gibt ein paar ungeklärte Fragen.«

»Ist das nicht Aufgabe der Polizei?«

»Ich bin ein Freund von Harry Quebert.«

»Und inwiefern habe ich damit zu tun?«

»Man hat mir erzählt, dass Sie früher in Aurora gewohnt haben und das Haus, in dem Harry Quebert heute lebt, vorher Ihnen gehört hat. Ich wollte mich vergewissern, ob das stimmt.«

Er bot mir einen Platz an. »Diese Auskunft ist korrekt«, sagte er. »Ich habe es ihm 1976 verkauft, kurz nach seinem großen Erfolg.«

»Dann kennen Sie Harry Quebert also?«

»Kaum. Ich bin ihm, als er nach Aurora gezogen war, ein paarmal begegnet, aber wir haben keinen Kontakt gehalten.«

»Darf ich Sie fragen, was Sie mit Aurora verbindet?«

Er sah mich leicht beunruhigt an. »Ist das ein Verhör, Mr Goldman?«

»Keineswegs. Ich frage mich nur, warum jemand wie Sie ein Haus in einer Kleinstadt wie Aurora besitzt.«

»Jemand wie ich? Sie meinen, jemand, der so reich ist wie ich?«

»Ja. Im Vergleich zu anderen Küstenstädten ist Aurora nicht gerade aufregend.«

»Mein Vater hat das Haus bauen lassen. Er wollte ein Haus am Meer, nicht zu weit entfernt von Concord. Davon abgesehen, ist Aurora eine hübsche Stadt. Und sie liegt zwischen Concord und Boston. Als Kind habe ich dort viele schöne Sommer verbracht.«

»Warum haben Sie das Haus verkauft?«

»Als mein Vater starb, habe ich ein beträchtliches Vermögen geerbt. Ich hatte keine Zeit mehr, das Haus in Goose Cove zu nutzen. Also habe ich beschlossen, es zu vermieten. Das habe ich etwa zehn Jahre lang getan, aber dann sind die Mieter ausgeblieben, und das Haus stand allzu oft leer. Als Harry mir vorgeschlagen hat, es zu kaufen, habe ich sofort eingewilligt. Ich habe es ihm übrigens zu einem guten Preis überlassen, denn es ging mir nicht ums Geld. Ich war glücklich, dass das Haus wieder mit Leben erfüllt war. Irgendwie habe ich Aurora immer gemocht. Als ich geschäftlich noch viel in Boston zu tun hatte, habe ich dort oft haltgemacht. Übrigens habe ich lange den dortigen Sommerball finanziert. Und das Clark's macht die besten Hamburger weit und breit, zumindest war es damals so.«

»Und Nola Kellergan? Haben Sie sie gekannt?«

»Vage. Sagen wir so: Jeder in diesem Staat hat von ihr gehört, als sie verschwunden ist. Eine entsetzliche Geschichte! Und dass man jetzt ihre Leiche in Goose Cove gefunden hat! Und dann dieses Buch, das Quebert für sie geschrieben hat … Das ist wirklich abscheulich. Ob ich es bereue, ihm Goose Cove verkauft zu haben? Ja, natürlich. Aber wie hätte ich das ahnen sollen?«

»Rein rechtlich gesehen, gehörte Ihnen Goose Cove zum Zeitpunkt von Nolas Verschwinden noch.«

»Was wollen Sie damit andeuten? Dass ich etwas mit ihrem Tod zu tun habe? Wissen Sie, seit zehn Tagen frage ich mich immer wieder, ob mir Harry Quebert das Haus womöglich nur abgekauft hat, um sicherzugehen, dass niemand je die im Garten vergrabene Leiche findet.«

Stern behauptete also, Nola nur vage gekannt zu haben. Ob ich ihm verraten sollte, dass es eine Zeugin gab, der zufolge die beiden ein Verhältnis gehabt hatten? Ich beschloss, diese Karte vorerst noch im Ärmel zu lassen, aber um ihn ein wenig zu reizen, brachte ich den Namen Caleb ins Spiel.

»Und Luther Caleb?«, warf ich ein.

»Was ist mit Luther Caleb?«

»Kennen Sie jemanden dieses Namens?«

»Wenn Sie mich so fragen, wissen Sie sicher, dass er über viele Jahre mein Fahrer war. Worauf wollen Sie hinaus, Mr Goldman?«

»Eine Zeugin hat Nola in dem Sommer, in dem sie verschwunden ist, des Öfteren in seinen Wagen steigen sehen.«

Er drohte mir mit dem Finger. »Wecken Sie die Toten nicht, Mr Goldman. Luther war ein anständiger, tapferer und ehrlicher Bursche. Ich dulde nicht, dass man seinen Namen verunglimpft, noch dazu, wo er sich nicht mehr verteidigen kann.«

»Er ist tot?«

»Ja, schon lange. Man wird Ihnen bestimmt erzählen, dass er oft in Aurora war, und das stimmt auch: Er hat sich um das Haus gekümmert, als ich es noch vermietet habe. Er hielt es in Schuss. Er war ein gutmütiger Kerl, und ich lasse nicht zu, dass Sie hier aufkreuzen und sein Andenken beschmutzen. Ein paar kleine Scheißer aus Aurora werden Ihnen auch erzählen, dass er ein Sonderling war. Gut, er war anders als die anderen, in jeder Hinsicht. Er sah zum Fürchten aus: Sein Gesicht war schrecklich verunstaltet, und seine Kiefer hatten eine Fehlstellung, was dazu führte, dass man ihn nur schlecht verstehen konnte. Aber er hatte das Herz am rechten Fleck und war hochsensibel.«

»Und Sie glauben nicht, dass er etwas mit Nolas Verschwinden zu tun hatte?«

»Nein, und da bin ich kategorisch. Für mich ist Harry Quebert der Täter. Wenn ich richtig informiert bin, sitzt er derzeit im Gefängnis …«

»Ich bin von seiner Schuld nicht überzeugt. Deshalb bin ich hier.«

»Ich bitte Sie, dieses Mädchen wurde in seinem Garten gefunden, und das Manuskript eines seiner Bücher lag bei der Leiche! Ein Buch, das er für sie geschrieben hat … Was brauchen Sie denn noch?«

»Schreiben ist nicht dasselbe wie Töten, Sir.«

»Sie scheinen bei Ihren Ermittlungen gehörig auf der Stelle zu treten, wenn Sie bis hierher kommen, um mit mir über die Vergangenheit und den guten Luther zu reden. Die Unterhaltung ist hiermit beendet, Mr Goldman.« Er rief die Hausangestellte, damit sie mich zum Ausgang begleitete.

Ich verließ Sterns Arbeitszimmer mit dem unangenehmen Gefühl, dass dieses Gespräch zu nichts geführt hatte. Es ärgerte mich, dass ich ihn nicht mit Nancys Behauptungen konfrontieren konnte, aber es gab nicht genügend Anhaltspunkte, um ihn zu beschuldigen. Gahalowood hatte mich gewarnt: Nancys Zeugenaussage allein reichte nicht, ihr Wort würde gegen das von Stern stehen. Ich brauchte einen handfesten Beweis, und deshalb sagte ich mir, dass es vielleicht angebracht wäre, mich ein wenig in seinem Haus umzusehen.

In der riesigen Eingangshalle fragte ich die Hausangestellte, ob ich die Toilette benutzen dürfe, bevor ich ging. Sie führte mich zur Gästetoilette im Erdgeschoss und erklärte, die Diskretion in Person, dass sie am Eingang auf mich warten würde. Kaum war sie verschwunden, eilte ich den Flur entlang, um den Flügel des Hauses zu erkunden, in dem ich mich gerade befand. Ich wusste nicht, wonach ich suchte, ich wusste nur, dass ich mich beeilen musste. Es war meine einzige Chance, einen Hinweis auf die Verbindung

zwischen Stern und Nola zu finden. Mit klopfendem Herzen öffnete ich auf gut Glück ein paar Türen und betete insgeheim, dass niemand in den Zimmern dahinter war. Aber sie waren allesamt leer. Ich kam durch eine Flucht üppig dekorierter Salons. Durch die großen Fenster sah man den herrlichen Park. Mit gespitzten Ohren setzte ich meine Erkundungstour fort. Eine weitere Tür führte zu einem kleinen Büro. Rasch schlüpfte ich hinein und öffnete die Schränke: Darin befanden sich Aktenordner und Papierstapel, doch die Unterlagen, die ich durchsah, waren für mich nicht von Interesse. Ich suchte etwas, nur was? Was würde mir in diesem Haus dreißig Jahre später ins Gesicht springen und mir weiterhelfen? Die Zeit drängte: Die Hausangestellte würde bestimmt zur Toilette kommen und nach mir sehen, wenn ich nicht bald zurückkehrte. Ich landete in einem zweiten Flur und ging ihn entlang. Er endete vor einer einzigen Tür. Ich fasste mir ein Herz und öffnete sie: Sie führte zu einem riesigen Wintergarten, der durch einen Urwald aus Kletterpflanzen gegen indiskrete Blicke abgeschirmt war. Ich erblickte mehrere Staffeleien, einige unvollendete Gemälde und auf einem Pult verstreute Pinsel. Dies war ein Malatelier. An den Wänden hingen mehrere Gemälde, die alle sehr gelungen waren. Eines von ihnen zog meinen Blick auf sich: Sofort erkannte ich die Hängebrücke, die sich kurz vor Aurora am Meer befand. Wie sich herausstellte, zeigten sämtliche Bilder Ansichten von Aurora: Da war der Grand Beach, die Hauptstraße, ja sogar das Clark's. Sie wirkten verblüffend realistisch und trugen allesamt die Signatur *L.C.* sowie ein Datum, das über das Jahr 1975 nicht hinausging. Da bemerkte ich noch ein Gemälde, es war größer als die anderen und hing in einer Ecke. Ein Sessel stand davor, und es war als Einziges angeleuchtet. Es handelte sich um das Porträt einer jungen Frau. Sie war nur bis knapp über den Brüsten abgebildet, doch es war offensichtlich, dass sie nackt war. Ich trat näher. Ihr Gesicht kam mir irgendwie bekannt vor. Ich betrachtete es eine Weile, und plötzlich wurde mir klar: Es war ein Porträt von Nola. Ich war wie vom

Donner gerührt. Das war sie, ohne jeden Zweifel. Rasch machte ich mit meinem Handy ein paar Fotos und verließ fluchtartig den Raum. An der Eingangstür trat die Hausangestellte bereits von einem Fuß auf den anderen. Höflich verabschiedete ich mich und suchte zitternd und schweißgebadet das Weite.

Eine halbe Stunde nach meiner Entdeckung platzte ich in Gahalowoods Büro im Hauptquartier der State Police. Natürlich war er stinksauer, dass ich Stern aufgesucht hatte, ohne mich mit ihm abzusprechen. »Sie sind unmöglich, Schriftsteller! Unmöglich!«

»Ich habe ihm doch nur einen Besuch abgestattet«, verteidigte ich mich. »Ich habe geklingelt, darum gebeten, ihn sprechen zu dürfen, und er hat mich empfangen. Ich weiß nicht, was daran verkehrt sein soll.«

»Ich hatte Ihnen gesagt, dass Sie damit warten sollen!«

»Warten worauf, Sergeant? Auf Ihren Segen? Darauf, dass die Beweise vom Himmel fallen? Sie haben gejammert, dass Sie sich nicht mit ihm anlegen wollen, also habe ich die Sache in die Hand genommen. Sie jammern, ich handle! Schauen Sie mal, was ich bei ihm gefunden habe!« Ich zeigte ihm die Fotos auf meinem Handy.

»Ein Gemälde?«, schnaubte Gahalowood verächtlich.

»Sehen Sie genau hin.«

»Großer Gott, man könnte meinen, das wäre …«

»Nola, ja! Es gibt ein Gemälde von Nola Kellergan bei Elijah Stern!«

Ich schickte Gahalowood die Fotos per Mail, und er druckte sie großformatig aus. Die Qualität der Bilder war zwar nicht gut, aber jeder Zweifel war ausgeschlossen.

»Tatsächlich, das ist sie! Das ist Nola«, konstatierte er, als er sie mit den alten Fotos aus seiner Akte verglich.

»Es gibt also tatsächlich eine Verbindung zwischen Stern und Nola«, sagte ich. »Nancy Hattaway behauptet, dass Nola ein Verhältnis mit Stern hatte, und – zack, finde ich in seinem Atelier ein

Porträt von Nola. Und das ist noch nicht alles. Harrys Haus hat bis 1976 Elijah Stern gehört. Als Nola verschwunden ist, war Stern also noch Eigentümer von Goose Cove. Was für ein wunderbarer Zufall, oder? Kurzum, beantragen Sie einen Durchsuchungsbefehl, und rufen Sie die Kavallerie: Wir führen bei Stern eine Haussuchung durch und lochen ihn ein.«

»Einen Durchsuchungsbefehl? Sind Sie jetzt völlig übergeschnappt, Sie armer Irrer? Auf welcher Grundlage? Ihren Fotos? Die sind illegal! Als Beweisstücke besitzen sie keine Gültigkeit: Sie haben unerlaubt in einem fremden Haus herumgeschnüffelt. Mir sind die Hände gebunden. Wir brauchen etwas anderes, um uns Stern vorzuknöpfen, und bis wir das haben, hat er das Gemälde bestimmt schon verschwinden lassen.«

»Er weiß nicht, dass ich es gesehen habe. Als ich ihn auf Luther Caleb angesprochen habe, hat ihm das gar nicht gepasst. Nola hat er angeblich nur vage gekannt, dabei besitzt er ein Gemälde von ihr, auf dem sie halb nackt ist. Ich weiß nicht, wer das Bild gemalt hat, aber im Atelier gab es noch mehr, und die waren alle mit *L.C.* signiert. Luther Caleb vielleicht?«

»Diese Sache entwickelt sich in eine Richtung, die mir nicht gefällt, Schriftsteller. Wenn ich mir Stern vorknöpfe und mich blamiere, bin ich erledigt.«

»Ich weiß, Sergeant.«

»Reden Sie mit Harry über Stern. Versuchen Sie, mehr über die Sache herauszubekommen. Und ich nehme mir den Lebenslauf von diesem Luther Caleb vor. Wir brauchen eindeutige Hinweise.«

Auf der Fahrt vom Polizeihauptquartier zum Gefängnis hörte ich im Radio, dass Harrys Bücher in den meisten Bundesstaaten allesamt von den Lehrplänen gestrichen werden sollten. Der absolute Tiefpunkt war erreicht: In kaum zwei Wochen hatte Harry alles verloren. Er stand jetzt als Autor auf dem Index, war als Professor entlassen worden und wurde von der ganzen Nation gehasst. Egal,

wie die Ermittlungen und der Prozess ausgehen würden: Sein Name war für immer besudelt. Künftig würde man nicht mehr über sein Werk sprechen können, ohne seine moralisch zweifelhafte Sommerliebe mit Nola zu erwähnen, und aus Angst vor einem Skandal würde bei kulturellen Veranstaltungen sicherlich niemand mehr das Wagnis eingehen, Harry Quebert als Vortragenden einzuladen. Dies kam dem intellektuellen elektrischen Stuhl gleich. Das Schlimmste war, dass Harry sich der Situation voll und ganz bewusst war. Als ich den Besuchsraum betrat, lautete seine erste Frage an mich: »Was ist, wenn sie mich töten?«

»Niemand wird Sie töten, Harry.«

»Bin ich denn nicht schon tot?«

»Nein, Sie sind nicht tot. Sie sind der große Harry Quebert! Von der Wichtigkeit, fallen zu können – erinnern Sie sich? Das Entscheidende ist nicht der Sturz, denn der ist unvermeidlich. Entscheidend ist, dass man wieder aufsteht. Und wir werden wieder aufstehen.«

»Sie sind ein feiner Kerl, Marcus, aber die Scheuklappen der Freundschaft versperren Ihnen den Blick auf die Realität. Im Grunde geht es nicht so sehr darum, ob ich Nola oder Deborah Cooper oder gar Präsident Kennedy getötet habe. Das Problem ist, dass ich eine Beziehung zu diesem Mädchen hatte, und das ist unverzeihlich. Und dann dieses Buch! Was hat mich nur geritten, dieses Buch zu schreiben?«

Ich wiederholte: »Wir werden uns wieder aufrappeln, Sie werden sehen. Erinnern Sie sich an die Prügel, die ich damals in Lowell in dieser zu einem illegalen Boxclub umfunktionierten Lagerhalle eingesteckt habe? Ich habe mich wieder aufgerappelt und bestens davon erholt.«

Er rang sich zu einem Lächeln durch und fragte: »Was ist mit Ihnen? Haben Sie neue Drohungen erhalten?«

»Sagen wir es so: Jedes Mal, wenn ich nach Goose Cove zurückfahre, frage ich mich, was mich dort wohl erwartet.«

»Finden Sie heraus, wer dahintersteckt, Marcus. Finden Sie den Kerl und verpassen Sie ihm eine gehörige Abreibung. Ich ertrage die Vorstellung nicht, dass Ihnen jemand droht.«

»Machen Sie sich keine Sorgen.«

»Und Ihre Recherchen?«

»Kommen voran … Harry, ich habe angefangen, ein Buch zu schreiben.«

»Das ist ja phantastisch!«

»Es ist ein Buch über Sie. Ich erzähle darin auch von uns und Burrows. Und von Ihrer Geschichte mit Nola. Es ist ein Buch über die Liebe. Ich glaube nämlich an Ihre Liebesgeschichte.«

»Das ist eine schöne Würdigung.«

»Sie geben mir also Ihren Segen?«

»Selbstverständlich, Marcus. Wissen Sie, Sie sind vermutlich einer meiner engsten Freunde gewesen. Und Sie sind ein wunderbarer Schriftsteller. Es schmeichelt mir sehr, dass es in Ihrem nächsten Buch um mich geht.«

»Warum sprechen Sie in der Vergangenheit? Warum sagen Sie, ich sei einer Ihrer engsten Freunde *gewesen*? Das bin ich doch immer noch, oder etwa nicht?«

Sein Blick wurde traurig. »Das habe ich nur so dahingesagt.«

Ich fasste ihn an den Schultern. »Wir werden immer Freunde sein, Harry! Ich werde Sie nie hängen lassen. Dieses Buch ist der Beweis für meine unverbrüchliche Freundschaft.«

»Danke, Marcus, ich bin gerührt. Aber Freundschaft darf nicht der Auslöser für dieses Buch sein.«

»Warum nicht?«

»Erinnern Sie sich noch an unsere Unterhaltung an dem Tag, an dem Sie in Burrows Ihr Diplom bekommen haben?«

»Ja, wir haben einen langen Spaziergang über den Campus gemacht und sind zum Boxraum gegangen. Sie haben mich gefragt, was ich jetzt vorhabe, und ich habe geantwortet, dass ich ein Buch schreiben will. Daraufhin haben Sie mich gefragt, warum ich

schreibe. Ich habe gesagt, dass ich schreibe, weil es mir Spaß macht, und Sie haben mir geantwortet …«

»Genau, was habe ich Ihnen geantwortet?«

»Dass das Leben nur wenig Sinn hat und das Schreiben dem Leben einen Sinn gibt.«

»So ist es, Marcus. Und genau das ist der Fehler, den Sie vor ein paar Monaten begangen haben, als Barnaski ein neues Manuskript von Ihnen wollte. Sie haben sich ans Schreiben gemacht, weil Sie ein Buch schreiben *mussten,* und nicht, um Ihrem Leben einen Sinn zu geben. Etwas zu tun, weil es getan werden muss, hatte noch nie einen Sinn. Es ist also überhaupt nicht verwunderlich, dass Sie keine einzige Zeile zustande gebracht haben. Schriftstellerisches Talent ist nicht etwa deshalb eine Gabe, weil man vernünftig schreiben, sondern weil man seinem Leben dadurch einen Sinn geben kann. Tag für Tag sterben Menschen und werden Menschen geboren. Tag für Tag strömen Scharen von namenlosen Arbeitern in große graue Gebäude hinein und wieder hinaus. Und dann sind da die Schriftsteller. Ich glaube, Schriftsteller leben ihr Leben intensiver als andere. Schreiben Sie nicht im Namen unserer Freundschaft, Marcus. Schreiben Sie, weil es Ihre einzige Möglichkeit ist, diese winzige, unbedeutende Sache, die man *Leben* nennt, zu einer brauchbaren, befriedigenden Erfahrung zu machen.«

Ich sah ihn lange an. Es war, als würde ich der letzten Lektion meines Lehrmeisters beiwohnen. Der Gedanke war unerträglich.

Schließlich sagte er noch: »Sie hat die Oper geliebt, Marcus. Erzählen Sie das in Ihrem Buch. Ihre Lieblingsoper war *Madama Butterfly*. Sie hat immer gesagt, die schönsten Opern sind die traurigen Liebesgeschichten.«

»Wer? Nola?«

»Ja. Dieses kleine fünfzehnjährige Mädchen hat die Oper über alles geliebt. Nach ihrem Selbstmordversuch hat sie zehn Tage in Charlotte's Hill in einer Erholungseinrichtung verbracht. Heute nennt man so etwas psychiatrische Klinik. Ich habe sie heimlich

besucht und ihr Opernplatten mitgebracht, die wir uns auf einem tragbaren Plattenspieler angehört haben. Sie war zu Tränen gerührt und hat gesagt, wenn sie keine Schauspielerin in Hollywood wird, dann eben Sängerin am Broadway. Und ich habe ihr gesagt, sie wird die größte Sängerin in der Geschichte Amerikas. Wissen Sie, Marcus, ich glaube, Nola Kellergan hätte es weit bringen können …«

»Glauben Sie, ihre Eltern hätten ihr etwas antun können?«

»Nein, das halte ich für unwahrscheinlich. Außerdem ist da diese Widmung auf dem Manuskript … Jedenfalls kann ich mir David Kellergan nicht wirklich als Mörder seiner Tochter vorstellen.«

»Immerhin wurde sie verprügelt …«

»Ja, das mit der Prügel ist eine merkwürdige Geschichte …«

»Und was ist mit Alabama? Hat Nola mit Ihnen über Alabama gesprochen?«

»Über Alabama? Ja, die Kellergans kamen aus Alabama.«

»Das meine ich nicht, Harry. Ich glaube, dass in Alabama etwas vorgefallen ist und dieser Vorfall mit ihrem Umzug zu tun hat. Aber ich weiß nicht, was es ist. Und ich habe auch keine Ahnung, wer mir da weiterhelfen könnte.«

»Armer Marcus, ich habe den Eindruck, je tiefer Sie graben, desto mehr Rätsel fördern Sie zutage …«

»Ihr Eindruck täuscht Sie nicht, Harry. Übrigens habe ich herausgefunden, dass Tamara Quinn über Sie und Nola Bescheid wusste. Das hat sie mir selbst gesagt. Als Nola versucht hat, sich das Leben zu nehmen, ist Tamara wutentbrannt zu Ihnen gefahren, weil Sie sie bei einer Gartenparty, die sie an dem Tag gegeben hat, versetzt hatten. Aber Sie waren nicht zu Hause, und sie hat in Ihrem Arbeitszimmer herumgeschnüffelt. Dort ist sie auf einen Text gestoßen, den Sie über Nola geschrieben hatten.«

»Jetzt, wo Sie es erwähnen, fällt mir wieder ein, dass ich eine Seite mit Notizen vermisst habe. Ich habe lange vergeblich danach gesucht und mir dann gesagt, dass ich sie wohl verlegt habe. Das hat mich

damals ziemlich gewundert, weil ich schon immer ein sehr ordentlicher Mensch gewesen bin. Was hat sie damit gemacht?«

»Angeblich ist sie ihr abhandengekommen …«

»Und die anonymen Briefe, hat sie die geschrieben?«

»Das bezweifle ich. Sie wäre nicht im Traum auf die Idee gekommen, dass zwischen Ihnen und Nola etwas sein könnte. Sie dachte einfach nur, dass Sie Ihren Phantasien über Nola freien Lauf gelassen haben. Apropos, hat Chief Pratt Sie eigentlich im Rahmen seiner Ermittlungen nach Nolas Verschwinden befragt?«

»Chief Pratt? Nein, nie.«

Das war seltsam: Warum hatte Chief Pratt Harry im Zuge seiner Ermittlungen nie befragt? Tamara hatte behauptet, sie hätte ihm erzählt, was sie wusste. Ohne Nola und die Gemälde zu erwähnen, wagte ich es nun, Sterns Namen zu nennen.

»Stern?«, fragte Harry. »Ja, den kenne ich. Ihm gehörte früher das Haus in Goose Cove. Ich habe es ihm nach dem Erfolg von *Der Ursprung des Übels* abgekauft.«

»Kennen Sie ihn gut?«

»Nein. Ich bin ihm im Sommer 1975 ein- oder zweimal begegnet. Das erste Mal beim Sommerball. Wir saßen am selben Tisch. Ein sympathischer Mann. Danach habe ich ihn noch ein paarmal getroffen. Er war großzügig und glaubte an mich. Er hat sich um die Kultur sehr verdient gemacht und ist ein grundanständiger Mensch.«

»Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?«

»Zuletzt? Das muss beim Verkauf des Hauses gewesen sein, also Ende 1976. Aber warum zum Teufel haben Sie eigentlich von ihm angefangen?«

»Einfach nur so. Sagen Sie, Harry, dieser Sommerball, den Sie gerade erwähnt haben – war das der, bei dem Tamara Quinn gehofft hatte, Sie würden der Begleiter ihrer Tochter sein?«

»Genau der. Ich bin dann allein dort gewesen. Was für ein Abend! Stellen Sie sich vor, ich habe bei der Tombola den ersten Preis

gewonnen: einen einwöchigen Aufenthalt auf Martha's Vineyard.«

»Sie sind hingefahren?«

»Aber sicher.«

Als ich an diesem Abend nach Goose Cove zurückkam, fand ich eine Mail von Roy Barnaski vor, in der er mir ein Angebot unterbreitete, das man als Autor einfach nicht ausschlagen konnte.

Von: r.barnaski@schmidandhanson.com
Gesendet: Montag, 30. Juni 2008 – 19:54

Lieber Marcus,
Ihr Buch gefällt mir. Im Nachgang zu unserem Telefonat von heute Morgen sende ich Ihnen im Anhang einen Vertragsentwurf, den Sie wohl kaum ablehnen werden.

Schicken Sie mir so schnell wie möglich mehr Text. Wie schon gesagt, plane ich die Veröffentlichung für Herbst. Ich glaube, es wird ein großer Erfolg. Besser gesagt, ich bin mir sicher. Warner Bros. ist angeblich an einer Verfilmung interessiert. Die Filmrechte wären freilich noch mit Ihnen auszuhandeln.

Im Anhang befand sich ein Vertragsentwurf, in dem er mir einen Vorschuss in Höhe von einer Million Dollar zusicherte.

Abends konnte ich nicht einschlafen, weil mir tausend Dinge durch den Kopf gingen. Punkt zweiundzwanzig Uhr dreißig rief meine Mutter an. Im Hintergrund waren Geräusche zu hören, und sie flüsterte.

»Mama?«

»Markie! Du errätst nie, mit wem ich hier bin!«

»Mit Papa?«

»Ja, das heißt, nein! Stell dir vor, dein Vater und ich haben beschlossen, uns einen schönen Abend in New York zu machen, und

sind zum Essen zu diesem Italiener am Columbus Circle gegangen. Und wem laufen wir am Eingang in die Arme? Denise! Deiner Sekretärin!«

»Sieh einer an!«

»Spiel nicht das Unschuldslamm! Glaubst du, ich wüsste nicht, was du getan hast? Sie hat mir alles erzählt! Alles!«

»Was denn?«

»Dass du sie vor die Tür gesetzt hast!«

»Ich habe sie nicht vor die Tür gesetzt, Mama. Ich habe ihr eine gute Anstellung bei Schmid & Hanson verschafft. Ich hatte ihr nichts mehr zu bieten, kein Buch mehr, kein Projekt mehr, nichts! Ich musste doch irgendwie sehen, dass es für sie weitergeht, oder nicht? Also habe ich ihr einen Superjob in der Marketingabteilung besorgt.«

»Ach, Markie, wir sind uns in die Arme gefallen! Sie sagt, du fehlst ihr.«

»Verschone mich damit, Mama!«

Sie redete jetzt noch leiser. Ich hörte sie kaum noch. »Ich habe eine Idee, Markie.«

»Was für eine Idee?«

»Kennst du den großen Jack London?«

»Den Schriftsteller? Ja, aber was hat er damit zu tun?«

»Ich habe gestern Abend einen Dokumentarfilm über ihn gesehen. Was für ein himmlischer Zufall, dass ich die Sendung gesehen habe! Stell dir vor, er hat seine Sekretärin geheiratet. Seine Sekretärin! Und wen treffe ich heute? Deine Sekretärin! Das ist ein Zeichen, Markie! Sie ist gar nicht so übel, und vor allem strotzt sie vor Östrogenen! Ich weiß das, wir Frauen spüren das. Sie ist fruchtbar und gefügig und wird dir alle neun Monate ein Kind schenken! Ich werde ihr zeigen, wie man Kinder großzieht, dann werden alle so, wie ich sie haben will! Wäre das nicht wundervoll?«

»Kommt nicht infrage. Sie gefällt mir nicht. Sie ist zu alt für mich und hat schon einen Freund. Außerdem heiratet man seine Sekretärin nicht.«

»Aber wenn es sogar der große Jack London gemacht hat, ist es statthaft! Gut, sie hat jemanden dabei, aber der Kerl ist ein Waschlappen. Er riecht nach billigem Eau de Cologne. Du bist ein großer Schriftsteller, Markie. Du bist *Der Fabelhafte*!«

»*Der Fabelhafte* ist von Marcus Goldman besiegt worden, Mama. Und seitdem habe ich endlich angefangen zu leben.«

»Was willst du damit sagen?«

»Nichts, Mama. Aber lass Denise bitte in Ruhe zu Abend essen.«

Eine Stunde später kam eine Polizeistreife vorbei, um nachzusehen, ob alles in Ordnung war. Es waren zwei junge, sehr sympathische Beamte in meinem Alter. Ich bot ihnen Kaffee an, und sie sagten, sie würden sich noch eine Weile draußen vor dem Haus aufhalten. Es war eine laue Nacht, und durchs offene Fenster hörte ich sie plaudern und scherzen, während sie auf der Motorhaube ihres Wagens saßen und eine Zigarette rauchten. Beim Klang ihrer Stimmen fühlte ich mich mit einem Mal sehr einsam und der Welt entrückt. Man hatte mir gerade einen kolossalen Betrag für ein Buch angeboten, das mich unweigerlich wieder ins Rampenlicht befördern würde, ich führte ein Dasein, von dem Millionen Amerikaner nur träumen konnten, und doch fehlte mir etwas: ein echtes Leben.

Die letzten Jahre hatte ich damit verbracht, meine Ambitionen zu befriedigen, die nächsten begann ich mit dem Versuch, diese Ambitionen aufrechtzuerhalten, aber bei genauerem Nachdenken fragte ich mich, ab wann ich eigentlich vorhatte, einfach nur zu leben. Ich ging in meinem Facebook-Account die Tausende meiner virtuellen Freunde durch, aber es war kein Einziger dabei, den ich hätte anrufen können, um mit ihm ein Bier trinken zu gehen. Ich sehnte mich nach einer Clique guter Freunde, mit denen ich mir die Hockeymeisterschaften ansehen und am Wochenende zum Zelten fahren konnte. Ich sehnte mich nach einer netten, süßen Freundin, die mich zum Lachen und auch ein bisschen zum Träumen brachte. Ich wollte nicht länger allein sein.

Lange sah ich mir in Harrys Arbeitszimmer die Fotos an, die ich von dem Gemälde gemacht und von denen Gahalowood mir eine Vergrößerung überlassen hatte. Wer war der Maler? Caleb? Stern? Auf jeden Fall war das Bild sehr schön. Ich schaltete meinen Minidisc-Player ein und hörte mir noch einmal mein heutiges Gespräch mit Harry an.

»Danke, Marcus, ich bin gerührt. Aber Freundschaft darf nicht der Auslöser für dieses Buch sein.«

»Warum nicht?«

»Erinnern Sie sich noch an unsere Unterhaltung an dem Tag, an dem Sie in Burrows Ihr Diplom bekommen haben?«

»Ja, wir haben einen langen Spaziergang über den Campus gemacht und sind zum Boxraum gegangen. Sie haben mich gefragt, was ich jetzt vorhabe, und ich habe geantwortet, dass ich ein Buch schreiben will. Daraufhin haben Sie mich gefragt, warum ich schreibe. Ich habe gesagt, dass ich schreibe, weil es mir Spaß macht, und Sie haben mir geantwortet …«

»Genau, was habe ich Ihnen geantwortet?«

»Dass das Leben nur wenig Sinn hat und das Schreiben dem Leben einen Sinn gibt.«

Harrys Rat befolgend, setzte ich mich an den Computer, um weiterzuschreiben.

Goose Cove, Mitternacht. Durch das offene Fenster des Arbeitszimmers weht die sanfte Meeresbrise herein. Es riecht wohltuend nach Ferien. Draußen ist alles in hellen Mondschein getaucht.

Die Ermittlungen kommen voran. Zumindest erschließt sich Sergeant Gahalowood und mir allmählich die Tragweite dieses Falls. Ich glaube, es steckt viel mehr dahinter als nur eine verbotene Liebesgeschichte oder ein niederträchtiges Verbrechen, bei dem eine junge Ausreißerin an einem Sommerabend einem Herumtreiber zum Opfer fiel. Es gibt noch zu viele ungeklärte Fragen:

– 1969 sind die Kellergans aus Jackson in Alabama weggezogen, obwohl David, der Vater, dort eine florierende Kirchengemeinde leitete. Warum?

– Im Sommer 1975 durchlebt Nola eine Liebesgeschichte mit Harry Quebert, die ihn dazu inspiriert, *Der Ursprung des Übels* zu schreiben. Gleichzeitig hat Nola aber ein Verhältnis mit Elijah Stern, der sie nackt malen lässt. Wer ist sie wirklich? Eine Art Muse?

– Welche Rolle spielt Luther Caleb, der Nola, wie Nancy Hattaway mir anvertraut hat, wiederholt in Aurora abgeholt hat, um sie nach Concord zu bringen?

– Wer außer Tamara Quinn wusste von Nola und Harry? Wer könnte Harry die anonymen Briefe geschickt haben?

– Warum befragt Chief Pratt, der nach Nolas Verschwinden die Ermittlungen leitet, Harry nach Tamara Quinns Enthüllungen nicht? Hat er Stern befragt?

– Wer zum Teufel hat Deborah Cooper und Nola Kellergan getötet?

– Und wer ist dieser flüchtige Schatten, der mich davon abhalten will, diese Geschichte zu erzählen?

Auszüge aus: DER URSPRUNG DES ÜBELS *von Harry L. Quebert*

Das Drama hatte sich an einem Sonntag ereignet. Sie war unglücklich und hatte sterben wollen.

Ihr Herz hatte nicht mehr die Kraft zu schlagen, wenn es nicht für ihn schlug. Sie brauchte ihn zum Leben. Seit er das begriffen hatte, kam er jeden Tag zum Krankenhaus, um sie heimlich zu beobachten. Wieso hatte sich eine so hübsche Person wie sie nur umbringen wollen? Er machte sich Vorwürfe. Es war, als hätte er ihr etwas angetan.

Tag für Tag setzte er sich verstohlen auf eine Bank im großen öffentlichen Park rund um die Klinik und wartete darauf, dass sie herauskam, um die Sonne zu genießen. Er sah

ihr beim Leben zu. Es war so wichtig zu leben. Er nutzte dann die Tatsache, dass sie draußen war, um in ihr Zimmer zu gehen und einen Brief unter ihr Kopfkissen zu legen.

Mein liebster Schatz,
Sie dürfen nicht sterben. Sie sind ein Engel. Engel sterben nicht.

Sehen Sie? Ich bin nie weit von Ihnen entfernt. Trocknen Sie Ihre Tränen, ich flehe Sie an. Ich ertrage es nicht, Sie traurig zu sehen.

Ich küsse Sie, um Ihren Schmerz zu lindern.

Liebster,
was für eine Überraschung, beim Zubettgehen Ihre Nachricht zu finden! Ich schreibe Ihnen heimlich. Abends dürfen wir nach dem Zapfenstreich nicht mehr auf sein, und die Schwestern sind die reinsten Furien. Aber ich konnte nicht widerstehen. Nachdem ich Ihre Zeilen gelesen hatte, musste ich sofort darauf antworten, nur um Ihnen zu sagen, dass ich Sie liebe.

Ich träume davon, mit Ihnen zu tanzen. Ich bin mir sicher, Sie tanzen besser als jeder andere. Ich würde Sie gern fragen, ob Sie mich auf den Sommerball mitnehmen, aber ich weiß ja, dass Sie das nicht wollen. Sie werden sagen, wenn man uns zusammen sieht, sind wir verloren. Wahrscheinlich werde ich bis dahin sowieso noch nicht entlassen. Doch wozu leben, wenn man nicht lieben darf? Diese Frage habe ich mir gestellt, als ich es getan habe.

Ich gehöre auf ewig Ihnen.

Mein wunderbarer Engel,
irgendwann werden wir zusammen tanzen, das verspreche ich Ihnen. Es wird der Tag kommen, an dem die Liebe siegt und wir uns in aller Öffentlichkeit lieben können. Und wir

werden tanzen, wir werden am Strand tanzen. Am Strand, wie am ersten Tag. Sie sehen am Strand so schön aus.

Werden Sie schnell gesund! Irgendwann werden wir am Strand tanzen.

Liebster,
am Strand tanzen – ich träume von nichts anderem.

Sagen Sie mir, dass Sie mit mir zum Tanzen an den Strand gehen werden, nur Sie und ich …

18.

Martha's Vineyard

Massachusetts, Ende Juli 1975

»In unserer Gesellschaft, Marcus, bewundert man die Menschen am meisten, die Brücken, Wolkenkratzer und Imperien bauen. Dabei sind die Großartigsten und Bewundernswertesten in Wirklichkeit diejenigen, die auf die Liebe bauen. Ein größeres und schwierigeres Unterfangen gibt es nämlich nicht.«

Sie tanzte am Strand. Sie spielte mit den Wellen und lief mit wehendem Haar über den Sand. Sie lachte, denn sie genoss das Leben in vollen Zügen. Von der Hotelterrasse aus sah Harry ihr eine Weile zu, dann vertiefte er sich wieder in die Aufzeichnungen auf seinem Tisch. Er schrieb schnell und gut. Seit ihrer Ankunft hatte er schon mehrere Dutzend Seiten zu Papier gebracht, er kam rasend schnell voran. Das hatte er ihr zu verdanken. Nola, liebste Nola, sein Leben, seine Inspiration. N-O-L-A. Endlich schrieb er seinen großen Roman. Einen Liebesroman.

»Harry!«, rief sie. »Machen Sie mal eine Pause! Kommen Sie schwimmen!«

Er erlaubte sich diese Unterbrechung, ging aufs Zimmer, legte die Seiten in seinen Aktenkoffer und zog sich die Badehose an. Dann stieß er am Strand zu Nola, und sie schlenderten am Ozean entlang, immer weiter weg vom Hotel, der Terrasse, den anderen Gästen und Badenden. Sie kletterten über eine Felsbarriere und gelangten zu einer abgeschiedenen kleinen Bucht. Hier mussten sie ihre Liebe nicht verstecken.

»Nehmen Sie mich in den Arm, liebster Harry«, sagte sie zu ihm, als sie vor neugierigen Blicken geschützt waren.

Er zog sie an sich, und sie schlang fest die Arme um seinen Hals. Dann tauchten sie ins Meer ein, bespritzten sich gegenseitig ausgelassen mit Wasser und streckten sich anschließend auf ihren großen weißen Hotelhandtüchern aus, um sich in der Sonne zu trocknen. Sie legte den Kopf auf seine Brust. »Ich liebe Sie, Harry … Ich liebe Sie, wie ich noch nie jemanden geliebt habe.«

»Das sind die schönsten Ferien meines Lebens«, erklärte Harry.

Nola strahlte: »Lassen Sie uns Fotos machen! Machen wir Fotos, damit wir es nie vergessen! Haben Sie die Kamera dabei?«

Er zog den Fotoapparat aus der Tasche und reichte ihn ihr. Sie schmiegte sich an ihn, hielt den Apparat auf Armeslänge von sich weg und richtete das Objektiv auf sie. Kurz bevor sie auf den Auslöser drückte, verdrehte sie den Kopf und drückte Harry einen langen Kuss auf die Wange. Sie lachten.

»Das wird bestimmt ein sehr schönes Foto«, meinte sie. »Sie müssen es Ihr Leben lang aufheben.«

»Mein Leben lang. Ich werde es nie hergeben.«

Sie waren jetzt seit vier Tagen hier.

Zwei Wochen früher

Es war Samstag, der 19. Juli, und damit der Tag des traditionellen Sommerballs. Das dritte Jahr in Folge fand er nicht in Aurora, sondern im Countryclub von Montburry statt, dem einzigen Ort, der dieses Anlasses würdig war – jedenfalls fand das Amy Pratt, die, seit sie als Organisatorin die Zügel in die Hand genommen hatte, alles daransetzte, den Ball zu einem großen gesellschaftlichen Ereignis zu machen. Sie hatte seine Abhaltung in der Turnhalle der Highschool von Aurora unterbunden, das Büfett abgeschafft und ein gesetztes Essen mit Tischordnung eingeführt, Krawattenzwang für die Herren verfügt und zwischen dem Ende des Diners und Tanzbeginn eine Tombola organisiert, die für Stimmung sorgen sollte.

In den Monaten vor dem Ball sah man Amy Pratt deshalb in der Stadt von Haus zu Haus gehen, um ihre überteuerten Tombolalose zu verkaufen, die niemand auszuschlagen wagte aus Angst, am Ballabend schlecht platziert zu werden. Böse Zungen behaupteten, die – erklecklichen – Erlöse aus dem Verkauf würden direkt in ihre Tasche wandern, doch niemand wagte es, öffentlich darüber zu reden. Schließlich galt es, sich gut mit ihr zu stellen. Angeblich hatte sie einmal absichtlich vergessen, einer Frau, mit der sie sich gestritten hatte, einen Platz zu geben, sodass die Arme zu Beginn des Essens allein mitten im Saal gestanden hatte.

Harry hatte eigentlich beschlossen, nicht zum Ball zu gehen. Er hatte sich zwar schon vor Wochen eine Karte gekauft, aber er war nicht in Ausgehlaune: Nola befand sich immer noch in der Klinik, und er war unglücklich. Er wollte allein sein. Doch Amy Pratt hatte morgens an seine Tür getrommelt. Sie hatte ihn seit Tagen nicht mehr in der Stadt gesehen, weder im Clark's noch sonst wo. Sie wollte sich vergewissern, dass er sie nicht sitzen ließ: Er musste am Ballabend unbedingt anwesend sein, sie hatte nämlich allen erzählt, dass er kommen würde. Zum ersten Mal würde ein großer Star aus New York zugegen sein, und wer weiß, vielleicht brachte Harry ja im nächsten Jahr die Crème de la Crème des Showbusiness mit. Und in ein paar Jahren würden dann ganz Hollywood und der ganze Broadway nach New Hampshire kommen, um beim mittlerweile bedeutendsten gesellschaftlichen Ereignis der Ostküste dabei zu sein. »Sie kommen doch heute Abend, Harry, nicht wahr?«, hatte sie ihn bekniet, und am Ende hatte er ihr versprochen, dass er kommen würde, vor allem deshalb, weil er nicht Nein sagen konnte, und sie hatte es doch tatsächlich geschafft, ihm auch Tombolalose für fünfzig Dollar anzudrehen.

Später an diesem Tag war er zu Nola in die Klinik gefahren. Unterwegs hatte er in einem Geschäft in Montburry wieder Opernplatten gekauft. Er hatte nicht widerstehen können, weil er wusste, wie glücklich die Musik sie machte. Doch er gab zu viel Geld aus, eigentlich konnte er sich das nicht mehr leisten. Er wagte gar nicht, sich vorzustellen, wie es auf seinem Bankkonto aussah. Nicht einmal den Restsaldo wollte er wissen. Seine Ersparnisse schmolzen dahin, und wenn er so weitermachte, hatte er bald kein Geld mehr, um das Haus bis Ende des Sommers zu bezahlen.

Im Krankenhaus waren sie im Park spazieren gegangen, und im Schutz einer Baumgruppe hatte Nola die Arme um ihn geschlungen.

»Harry, ich möchte von hier weg …«

»Die Ärzte haben gesagt, dass du in ein paar Tagen entlassen wirst.«

»Sie haben mich nicht richtig verstanden: Ich möchte aus Aurora weggehen. Mit Ihnen. Hier werden wir nie glücklich.«

»Irgendwann«, hatte er geantwortet.

»Irgendwann *was*?«

»Irgendwann werden wir fortgehen.«

Ihr Gesicht hatte sich aufgehellt. »Wirklich, Harry? Wirklich? Werden Sie mich ganz weit wegbringen?«

»Ganz weit. Und wir werden glücklich sein.«

»Ja! Sehr glücklich!«

Sie hatte ihn fest an sich gedrückt. Jedes Mal, wenn sie ihm so nahe kam, fühlte er, wie ein wohliger Schauer ihn überlief.

»Heute Abend ist der Ball«, hatte sie ihn erinnert.

»Ja.«

»Gehen Sie hin?«

»Ich weiß nicht. Ich habe es Amy Pratt versprochen, aber eigentlich bin ich nicht in der richtigen Stimmung.«

»Oh, gehen Sie hin, bitte! Ich träume davon, auf den Ball zu gehen. Ich habe immer davon geträumt, dass mich irgendwann jemand auf den Ball führt. Aber ich werde wohl nie hingehen … Mutter ist dagegen.«

»Was soll ich dort allein?«

»Sie werden nicht allein sein, Harry. Ich werde bei Ihnen sein, in Ihrem Kopf. Und wir werden zusammen tanzen! Egal, was passiert, ich werde immer in Ihrem Kopf sein!«

Bei diesen Worten war er hochgefahren. »Was heißt *egal, was passiert*? Was willst du damit sagen?«

»Nichts, Harry. Nicht böse sein, liebster Harry. Damit wollte ich nur sagen, dass ich Sie immer lieben werde.«

Nola zuliebe ging er also auf den Ball, wenn auch unmutig und allein. Kaum war er dort, bereute er es auch schon, denn er fühlte sich unwohl unter all den Menschen. Um Fassung ringend, setzte er sich an die Bar und trank ein paar Martinis. Dabei sah er zu, wie nach und nach die Gäste eintrafen. Rasch füllte sich der Saal, das

Stimmengewirr schwoll an. Er bildete sich ein, dass ihn alle anstarrten, als wüssten sie, dass er ein fünfzehnjähriges Mädchen liebte. Als er spürte, dass er schwankte, suchte er die Toilette auf, um sich kaltes Wasser ins Gesicht zu klatschen. Danach schloss er sich in einer Kabine ein und setzte sich auf die Kloschüssel, um zur Besinnung zu kommen. Er atmete tief durch: Ruhig Blut! Niemand konnte von ihm und Nola wissen. Sie waren immer sehr vorsichtig und diskret gewesen. Es gab keinen Grund zur Nervosität. Vor allem musste er ganz natürlich bleiben. Nach einer Weile beruhigte er sich und spürte, wie sich sein Magen entkrampfte. Er öffnete die Tür, und da sah er den roten Lippenstift auf dem Spiegel:

MÄDCHENFICKER

Ihn befiel Panik. »Hallo? Ist da wer?«, rief er. Er blickte sich um und stieß sämtliche Toilettentüren auf: kein Mensch. Die Kabinen waren leer. Hektisch griff er nach einem Handtuch, machte es nass und wischte damit die Schrift weg, die auf dem Spiegel eine lange, rote Schliere hinterließ. Dann verließ er die Toilette fluchtartig. Gegen die Übelkeit kämpfend, mit schweißnasser Stirn und pochenden Schläfen kehrte er in den Ballsaal zurück, und versuchte zu wirken, als wäre nichts gewesen. Wer wusste von ihm und Nola?

Im Saal hatte man bereits zu Tisch gebeten, die Gäste strebten zu ihren Plätzen. Er hatte das Gefühl, gleich durchzudrehen. Da fasste ihn eine Hand an der Schulter. Er fuhr zusammen. Es war Amy Pratt. Er war vollkommen durchgeschwitzt.

»Ist alles in Ordnung, Harry?«, erkundigte sie sich.

»Ja … Ja … Mir ist nur ein bisschen warm.«

»Sie sitzen am Ehrentisch. Kommen Sie, er ist gleich da drüben.«

Sie führte ihn zu einem großen, mit Blumen geschmückten Tisch, an dem bereits ein etwa vierzigjähriger Mann saß, der sich ziemlich zu langweilen schien.

»Harry Quebert«, verkündete Amy Pratt feierlich, »darf ich Ihnen Elijah Stern vorstellen? Er finanziert großzügigerweise diesen Ball. Ihm ist es zu verdanken, dass die Karten so preiswert sind. Übrigens gehört ihm das Haus in Goose Cove, in dem Sie wohnen.«

Elijah Stern streckte lächelnd die Hand aus. Harry musste lachen.

»Sie sind also mein Hausbesitzer, Mr Stern?«

»Nennen Sie mich Elijah. Ich freue mich, Sie kennenzulernen.«

Nach dem Hauptgericht gingen die beiden Männer nach draußen, um eine Zigarette zu rauchen und sich auf dem Rasen des Countryclubs ein wenig die Füße zu vertreten.

»Gefällt Ihnen das Haus?«, erkundigte sich Stern.

»Und wie! Es ist ein Traum.«

Elijah Stern ließ seine Zigarettenspitze aufglühen und erzählte voller Wehmut, dass Goose Cove über Jahre das Ferienhaus seiner Familie gewesen sei. Sein Vater hatte es bauen lassen, weil seine Mutter unter schrecklichen Migräneanfällen gelitten hatte und die Seeluft ihr nach Ansicht der Ärzte Linderung verschaffen würde.

»Als mein Vater dieses Grundstück am Meer gesehen hat, war es Liebe auf den ersten Blick. Er hat es auf der Stelle gekauft, um dort ein Haus zu bauen. Die Pläne hat er selbst gezeichnet. Ich habe diesen Ort geliebt. Wir haben dort so viele schöne Sommer verlebt. Aber die Zeit verging, mein Vater ist gestorben, meine Mutter nach Kalifornien gezogen, und niemand hat mehr in Goose Cove gewohnt. Ich liebe dieses Haus und habe es vor ein paar Jahren sogar renovieren lassen. Aber ich bin nicht verheiratet, habe keine Kinder und auch kaum noch Zeit, das Haus zu nutzen, das sowieso zu groß für mich ist. Deshalb habe ich eine Agentur damit beauftragt, es zu vermieten. Die Vorstellung, dass es unbewohnt ist und langsam verfällt, fand ich unerträglich. Ich bin froh, dass jetzt jemand wie Sie dort lebt.«

Stern erklärte, dass er in Aurora aufgewachsen sei und dort seine ersten Bälle und Liebesgeschichten erlebt habe. In Erinnerung an

diese Zeit kam er einmal im Jahr hierher, und zwar immer zu diesem Ball.

Sie zündeten sich noch eine Zigarette an und setzten sich auf eine Steinbank.

»Und woran arbeiten Sie gerade, Harry?«

»An einem Liebesroman … Besser gesagt, ich versuche es. Wissen Sie, alle hier halten mich für einen großen Schriftsteller, aber da liegt ein Missverständnis vor.«

Harry hatte erkannt, dass Stern nicht zu den Menschen gehörte, denen man etwas vormachen konnte. Doch Stern entgegnete nur: »Die Leute hier sind sehr leicht zu beeindrucken. Man braucht sich nur anzusehen, was für eine traurige Entwicklung es mit diesem Ball genommen hat. Ein Liebesroman also?«

»Ja.«

»Wie weit sind Sie?«

»Ganz am Anfang. Offen gestanden fällt mir das Schreiben schwer.«

»Das ist ärgerlich für einen Schriftsteller. Sorgen?«

»Könnte man sagen …«

»Sind Sie verliebt?«

»Warum fragen Sie?«

»Aus Neugier. Ich frage mich, ob man verliebt sein muss, um einen Liebesroman zu schreiben. Jedenfalls beeindrucken mich Schriftsteller sehr. Vielleicht weil ich selbst gern einer geworden wäre. Oder ganz allgemein ein Künstler. Ich liebe die Malerei über alles, aber leider habe ich keinerlei künstlerisches Talent. Wie lautet der Titel Ihres Buchs?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Und was für eine Art von Liebesgeschichte ist es?«

»Die Geschichte einer verbotenen Liebe.«

»Das hört sich wirklich sehr interessant an«, sagte Stern begeistert. »Wir müssen uns unbedingt wiedersehen.«

Um einundzwanzig Uhr dreißig, nach dem Dessert, kündigte Amy Pratt die Ziehung der Tombolalose an, die wie jedes Jahr ihr Mann moderierte. Chief Pratt hielt sich das Mikrofon ein wenig zu nah an den Mund und betete die Gewinnzahlen herunter. Die mehrheitlich von ortsansässigen Geschäften gespendeten Preise waren allesamt im niederen Preissegment angesiedelt – bis auf den Hauptpreis, dessen Verlosung für große Spannung sorgte: ein einwöchiger Aufenthalt für zwei Personen inklusive Spesen in einem Luxushotel auf Martha's Vineyard. »Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit«, rief der Chief aus vollem Hals. »Der Gewinner des ersten Preises ist … Achtung … die Nummer 1385!« Für einen Augenblick trat Stille ein. Dann bemerkte Harry plötzlich, dass es sich um eines seiner Lose handelte, und stand vollkommen überrascht auf. Tosender Applaus ging auf ihn nieder, und zahlreiche Gäste stürmten auf ihn zu, um ihm zu gratulieren. Bis zum Ende des Abends hatten die Menschen nur noch Augen für ihn: Er war der Nabel der Welt. Er dagegen hatte für keinen einen Blick übrig, denn der Nabel seiner Welt lag fünfzehn Meilen entfernt in einem kleinen Krankenhauszimmer und schlief.

Als Harry den Ball gegen zwei Uhr morgens verließ, traf er an der Garderobe auf Elijah Stern, der ebenfalls gerade aufbrach.

»Den Hauptgewinn bei der Tombola!«, meinte Stern lächelnd. »Sie sind ein richtiger Glückspilz.«

»Ja … Dabei hätte ich beinahe keine Lose gekauft.«

»Soll ich Sie nach Hause fahren?«, bot Stern an.

»Danke, Elijah, aber ich bin selbst mit dem Wagen hier.«

Sie gingen zusammen zum Parkplatz. Eine schwarze Limousine wartete auf Stern. Ein Mann stand davor und rauchte eine Zigarette. Stern zeigte auf ihn und sagte: »Harry, ich möchte Ihnen meine rechte Hand vorstellen. Er ist wirklich ein fabelhafter Bursche. Wenn Sie nichts dagegen haben, schicke ich ihn ab und zu nach Goose Cove, damit er sich der Rosen annimmt. Sie müssen bald geschnitten werden, und er ist ein begnadeter Gärtner, im Unterschied zu den

Stümpern, die die Agentur immer schickt und die im vergangenen Sommer alle Pflanzen haben eingehen lassen.«

»Selbstverständlich, Elijah. Es ist Ihr Haus.«

Beim Näherkommen erkannte Harry, dass der Mann furchterregend aussah: Sein Körper war massig und muskulös, sein Gesicht schief und von Narben überzogen. Sie gaben sich zur Begrüßung die Hand.

»Ich bin Harry Quebert«, sagte Harry.

»Guten Abend, Mifter Quebert«, entgegnete der Mann, der offenbar nur sehr undeutlich und unter Schmerzen sprechen konnte. »Ich heife Lufer Caleb.«

Am Tag nach dem Ball begannen in Aurora die Spekulationen: Mit wem würde Harry Quebert nach Martha's Vineyard fahren? Man hatte ihn in der Stadt nie mit einer Frau gesehen. Ob er eine Freundin in New York hatte? Vielleicht einen Filmstar? Oder würde er eine junge Frau aus Aurora mitnehmen? Hatte er hier eine Eroberung gemacht, er, der immer so diskret war? Und würden die Zeitungen über die Stars berichten?

Der Einzige, der keinen Gedanken an die Reise verschwendete, war Harry. Er war am Montagmorgen, den 21. Juli, zu Hause und halb krank vor Sorge: Wer wusste von ihm und Nola? Wer war ihm auf die Toilette gefolgt? Wer hatte die Dreistigkeit besessen, dieses infame Wort auf den Spiegel zu schmieren? Lippenstift – also war es mit ziemlicher Sicherheit eine Frau gewesen. Aber wer? Um sich zu beschäftigen, setzte er sich an den Schreibtisch und machte sich daran, das, was er geschrieben hatte, zu ordnen. Dabei fiel ihm auf, dass ein Blatt fehlte. Ein Text über Nola, den er am Tag ihres Selbstmordversuchs geschrieben hatte. Er erinnerte sich genau daran, dass er das Blatt hierhin gelegt hatte. Er hatte seine Entwürfe mittlerweile bestimmt eine Woche als losen Stapel auf dem Schreibtisch herumliegen lassen, aber er nummerierte sie immer streng durch, um sie später sortieren zu können. Aber jetzt, als er sie

geordnet hatte, stellte er fest, dass dieses Blatt fehlte. Also sortierte er die Seiten noch zweimal und leerte sogar seine Aktentasche aus: Die Seite blieb verschwunden. Das konnte nicht sein. Bevor er das Clark's verließ, kontrollierte er den Tisch immer ganz genau, um sicherzugehen, dass er nichts vergaß. In Goose Cove arbeitete er immer nur in seinem Büro, und wenn er sich doch einmal auf der Terrasse niederließ, legte er das, was er dort geschrieben hatte, anschließend auf seinen Schreibtisch. Er konnte das Blatt also nicht verloren haben. Wo war es dann? Nachdem er das ganze Haus vergeblich danach abgesucht hatte, überlegte er, ob womöglich jemand hier gewesen war, um nach kompromittierenden Beweisen zu suchen. War es dieselbe Person gewesen, die am Ballabend dieses Wort auf den Toilettenspiegel geschmiert hatte? Bei dieser Vorstellung wurde ihm so übel, dass er sich fast übergeben hätte.

An diesem Tag wurde Nola aus der Klinik in Charlotte's Hill entlassen. In Aurora angekommen, war ihr erster Impuls, zu Harry zu gehen. Am Spätnachmittag machte sie sich auf den Weg nach Goose Cove. Harry war am Strand, er hatte die Blechdose dabei. Als sie ihn sah, warf sie sich ihm in die Arme. Er hob sie hoch und wirbelte sie durch die Luft.

»Ach, Harry, allerliebster Harry! Es hat mir so gefehlt, mit Ihnen hier am Strand zu sein!«

Er drückte sie, so fest er konnte. »Nola! Allerliebste Nola …«

»Wie geht es Ihnen, Harry? Nancy hat mir erzählt, dass Sie bei der Tombola den ersten Preis gewonnen haben.«

»Ja, stell dir vor!«

»Einen Aufenthalt für zwei Personen auf Martha's Vineyard! Und für wann?«

»Das Datum ist flexibel. Ich muss nur im Hotel anrufen und reservieren, wenn ich Lust darauf habe.«

»Nehmen Sie mich mit? Oh, Harry, bitte nehmen Sie mich mit! Dort können wir glücklich sein, ohne uns zu verstecken!«

Er antwortete nicht darauf. Sie gingen ein paar Schritte am Strand entlang und sahen zu, wie sich die Wellen auf dem Sand verliefen.

»Woher kommen eigentlich die Wellen?«, fragte Nola.

»Von weit her«, antwortete Harry. »Sie kommen von weit her, um das Ufer des großen Amerikas zu sehen und zu sterben.« Er betrachtete Nola und umfasste plötzlich grimmig ihr Gesicht. »Verdammt, Nola! Warum wolltest du sterben?«

»Es ist nicht etwa so, dass man sterben will«, sagte Nola. »Es ist so, dass man nicht mehr leben kann.«

»Erinnerst du dich noch, was du damals nach der Schulaufführung hier am Strand zu mir gesagt hast? Du hast gesagt, ich soll mir keine Sorgen machen, weil du bei mir bist. Wie willst du auf mich aufpassen, wenn du dich umbringst?«

»Ich weiß, Harry, und ich bitte Sie um Verzeihung.«

Sie kniete auf dem Strand, an dem sie sich begegnet waren und auf den ersten Blick ineinander verliebt hatten, nieder, damit er ihr verzieh. Dann bettelte sie wieder: »Nehmen Sie mich mit, Harry. Fahren Sie mit mir nach Martha's Vineyard. Nehmen Sie mich mit, und wir werden uns für immer lieben.« Er versprach es ihr in der Euphorie des Augenblicks. Aber als sich Nola wenig später auf den Heimweg machte und er ihr auf der Auffahrt von Goose Cove nachblickte, sagte er sich, dass er sie nicht mitnehmen konnte. Ausgeschlossen. Jemand wusste längst über sie Bescheid. Wenn sie zusammen verreisten, würde es die ganze Stadt erfahren, und er würde garantiert im Gefängnis landen. Er konnte sie nicht mitnehmen, und wenn sie ihn wieder darum bat, würde er die verbotene Reise aufschieben. Er würde sie bis in alle Ewigkeit aufschieben.

Tags darauf ging er zum ersten Mal seit Langem wieder ins Clark's. Wie fast immer bediente Jenny. Als sie Harry hereinkommen sah, leuchteten ihre Augen auf: Er war wieder da. Lag es am Ball? War er etwa eifersüchtig geworden, als er sie mit Travis gesehen hatte? Wollte er sie nach Martha's Vineyard mitnehmen? Wenn er ohne sie

fuhr, bedeutete das, dass er sie nicht liebte. Die Sache beschäftigte sie so sehr, dass sie ihn danach fragte, noch bevor sie seine Bestellung aufnahm.

»Wen nimmst du nach Martha's Vineyard mit, Harry?«

»Keine Ahnung«, antwortete er. »Vielleicht niemanden. Vielleicht nutze ich die Zeit, um mein Buch voranzutreiben.«

Sie zog eine Schnute. »Eine so schöne Reise? Allein? Das wäre Verschwendung.«

Insgeheim hoffte sie, er würde erwidern: »Du hast recht, mein Liebling. Wir fahren zusammen und küssen uns im Sonnenuntergang.« Aber er sagte nur: »Einen Kaffee, bitte.« Und Jenny, ganz Dienerin, tat, wie ihr geheißen.

In diesem Augenblick tauchte Tamara Quinn aus ihrem Büro im Hinterzimmer auf, wo sie die Buchhaltung machte. Als sie Harry an seinem Stammtisch sitzen sah, stürzte sie auf ihn zu und verkündete grußlos, dafür voller Wut und Verbitterung: »Ich mache gerade die Abrechnung. Sie haben hier keinen Kredit mehr, Mr Quebert.«

»Verstehe«, antwortete Harry, der eine Szene vermeiden wollte. »Es tut mir leid wegen Ihrer Einladung am vorigen Sonntag. Ich …«

»Ihre Entschuldigungen interessieren mich nicht. Und Ihre Blumen habe ich sofort in den Mülleimer geworfen. Ich bitte Sie, Ihre Schulden bis Ende der Woche zu begleichen.«

»Selbstverständlich. Geben Sie mir die Rechnung, ich werde sie unverzüglich bezahlen.«

Sie brachte ihm eine detaillierte Rechnung, und als er sie sah, blieb ihm die Luft weg: Er stand mit über fünfhundert Dollar in der Kreide. Er hatte das Geld ausgegeben, ohne mitzurechnen. Fünfhundert Dollar für Speisen und Getränke! Fünfhundert zum Fenster hinausgeworfene Dollar, nur um in Nolas Nähe zu sein! Zu dieser Rechnung gesellte sich am nächsten Morgen ein Schreiben der Vermietungsagentur. Die Hälfte seines Aufenthalts in Goose Cove hatte er bereits bezahlt, also bis Ende Juli. Der Brief informierte ihn darüber, dass er noch tausend Dollar zu zahlen habe, um das Haus

bis September nutzen zu können, und dieser Betrag wie vereinbart von seinem Bankkonto eingezogen würde. Aber er hatte die tausend Dollar nicht. Er hatte so gut wie kein Geld mehr. Sobald er die Schulden im Clark's bezahlt hatte, war er pleite. Er konnte die Miete für dieses Haus nicht weiter bezahlen. Er konnte nicht länger hierbleiben. Was sollte er tun? Elijah Stern anrufen und ihm die Situation erklären? Doch wozu? Er hatte den großen Roman, den er sich erhofft hatte, nicht geschrieben. Er war nichts weiter als ein Hochstapler.

Nach längerem Nachdenken rief er im Hotel auf Martha's Vineyard an. Er wusste jetzt, was er tun würde: Er würde das Haus aufgeben und mit diesem Versteckspiel endgültig Schluss machen. Er würde mit Nola eine Woche verreisen, um ein letztes Mal ihre Liebe leben zu können, und danach verschwinden. Die Hotelrezeption teilte ihm mit, dass in der Woche vom 28. Juli bis zum 3. August noch ein Zimmer frei war. Genau das musste er tun: Nola ein letztes Mal lieben und diese Stadt dann für immer verlassen.

Kaum war die Reservierung perfekt, rief er die Vermietungsagentur an und erklärte, dass er den Brief erhalten, aber leider nicht mehr das Geld habe, um die Miete für Goose Cove zu bezahlen. Er bat daher um Auflösung des Mietvertrags zum 1. August und konnte den Angestellten mit praktischen Argumenten überreden, ihm das Haus bis zum Montag, den 4. August, zu überlassen, indem er ihm zusicherte, die Schlüssel an diesem Tag auf der Rückfahrt nach New York direkt in der Filiale in Boston vorbeizubringen. Er musste am Telefon ein Schluchzen unterdrücken: So also endete das Abenteuer des ach so großen Harry Quebert, der es nicht fertigbrachte, auch nur drei Zeilen des grandiosen Meisterwerks zu schreiben, das ihm vorschwebte. Kurz bevor er zusammenbrach, sagte er noch: »Perfekt. Ich gebe die Schlüssel von Goose Cove also am Montag, den 4. August, auf der Rückfahrt nach New York in Ihrer Agentur ab.« Kaum hatte er

aufgelegt, fuhr er zusammen, denn er hörte hinter sich eine erstickte Stimme: »Sie gehen fort, Harry?«

Es war Nola, die das Haus unbemerkt betreten und das Gespräch mitangehört hatte. Sie hatte Tränen in den Augen. »Sie gehen fort, Harry?«, fragte sie noch einmal. »Was ist passiert?«

»Nola … Ich habe Probleme.«

Sie lief zu ihm. »Probleme? Was für Probleme? Sie dürfen nicht weggehen, Harry! Wenn Sie weggehen, sterbe ich!«

»Nein! So etwas darfst du nicht einmal denken!«

Sie fiel auf die Knie. »Gehen Sie nicht, Harry! Um Himmels willen! Ohne Sie bin ich nichts.«

Er ließ sich neben ihr zu Boden sinken. »Nola, ich muss dir etwas sagen … Ich habe von Anfang an gelogen. Ich bin kein berühmter Schriftsteller. Ich habe gelogen, und zwar in jeder Hinsicht! In Bezug auf mich, auf meine Karriere … Ich habe kein Geld mehr! Keinen Cent! Ich kann mir dieses Haus nicht länger leisten. Ich kann nicht länger in Aurora bleiben.«

»Wir finden schon eine Lösung! Sie werden bestimmt ein sehr berühmter Schriftsteller. Sie werden viel Geld verdienen! Ihr erstes Buch war wunderbar, und das Buch, an dem Sie jetzt so fleißig schreiben, wird garantiert ein großer Erfolg. Ich täusche mich nie!«

»In diesem Buch, Nola, stehen nur schreckliche Dinge. Es besteht nur aus schrecklichen Worten.«

»Was meinen Sie mit *schrecklichen Worten*?«

»Worte über dich, die ich nicht schreiben dürfte. Aber es ist das, was ich fühle.«

»Und was fühlen Sie, Harry?«

»Liebe. Unbändige Liebe!«

»Dann schreiben Sie mit schönen Worten darüber! An die Arbeit! Schreiben Sie schöne Worte!«

Sie nahm seine Hand, führte ihn zum Tisch auf der Terrasse, brachte ihm seine Papiere, seine Hefte, seine Stifte. Sie machte Kaffee, legte Opernmusik auf und öffnete im Wohnzimmer die

Fenster, damit er sie gut hören konnte. Sie wusste, dass er sich bei Musik besser konzentrieren konnte. Folgsam ging er in sich und begann noch einmal von vorn. Er wollte einen Liebesroman schreiben, als wäre die Geschichte zwischen Nola und ihm möglich. Über zwei Stunden schrieb er, die Worte kamen von ganz allein, die Sätze fügten sich perfekt und wie selbstverständlich zusammen und flossen nur so aus seinem Füller, während er übers Papier tanzte. Zum ersten Mal, seit er hier war, hatte er das Gefühl, dass dies tatsächlich die Geburtsstunde seines neuen Romans war.

Als er schließlich von seinem Blatt aufblickte, stellte er fest, dass Nola eingeschlafen war. Um ihn nicht zu stören, hatte sie sich hinter ihm in einen Korbsessel gekuschelt. Die Sonne schien, es war sehr warm. Und plötzlich fand er sein Leben mit seinem Roman, mit Nola und mit diesem Haus am Meer wunderschön. Ja er fand sogar, dass es gar nicht so schlimm war, aus Aurora wegzugehen: Er würde seinen Roman in New York fertig schreiben, ein erfolgreicher Schriftsteller werden und auf Nola warten. Wegzugehen bedeutete nicht zwangsläufig, sie zu verlieren. Eher im Gegenteil: Sobald sie mit der Schule fertig war, konnte sie an der Universität von New York studieren. Dann wären sie zusammen. Bis dahin würden sie einander schreiben und sich in den Ferien sehen. Die Jahre würden vergehen, und schon bald würde ihre Liebe keine verbotene Liebe mehr sein. Sanft weckte er Nola.

Sie rekelte sich lächelnd. »Sind Sie gut vorangekommen?«

»Sehr gut.«

»Großartig! Kann ich es lesen?«

»Bald. Versprochen.«

Eine Möwenschar segelte über das Wasser.

»Schreiben Sie über die Möwen! Schreiben Sie in Ihrem Roman über die Möwen!«

»Sie werden auf jeder Seite vorkommen, Nola. Wie wäre es, wenn wir ein paar Tage nach Martha’s Vineyard fahren würden? Nächste Woche ist ein Zimmer frei.«

Sie strahlte. »Ja! Lassen Sie uns fahren! Wir fahren zusammen!«

»Was wirst du deinen Eltern sagen?«

»Keine Sorge, liebster Harry. Um meine Eltern kümmere ich mich schon. Kümmern Sie sich um Ihr Meisterwerk und darum, mich zu lieben. Also bleiben Sie hier?«

»Nein, Nola. Ich muss Ende des Monats ausziehen, weil ich das Haus nicht mehr bezahlen kann.«

»Ende des Monats? Aber das ist jetzt.«

»Ich weiß.«

Ihre Augen füllten sich wieder mit Tränen. »Gehen Sie nicht weg, Harry!«

»New York ist nicht weit. Du kommst mich einfach besuchen. Wir schreiben uns und telefonieren. Und warum gehst du nicht dort auf die Universität? Du hast mir gesagt, dass du davon träumst, New York kennenzulernen.«

»Auf die Universität? Aber das ist erst in drei Jahren! Drei Jahre ohne Sie, das schaffe ich nicht, Harry! Das halte ich nicht durch!«

»Keine Sorge, die Zeit vergeht so schnell. Wenn man sich liebt, vergeht die Zeit wie im Flug.«

»Verlassen Sie mich nicht, Harry. Ich will nicht, dass Martha's Vineyard zu unserer Abschiedsreise wird.«

»Nola, ich habe kein Geld mehr. Ich kann nicht länger hierbleiben.«

»Nein, Harry, ich flehe Sie an! Wir finden bestimmt eine Lösung. Lieben Sie mich?«

»Ja.«

»Wenn wir uns lieben, finden wir auch eine Lösung. Menschen, die sich lieben, finden immer einen Weg. Versprechen Sie mir wenigstens, darüber nachzudenken.«

»Ich verspreche es dir.«

Eine Woche später, am Montag, den 28. Juli 1975, waren sie in aller Frühe losgefahren, ohne noch einmal über die Abreise gesprochen zu haben, die für Harry unabwendbar geworden war. Er

war wütend auf sich selbst, weil er sich von seinem Ehrgeiz und seinen hochfliegenden Plänen hatte blenden lassen. Wie hatte er so naiv sein und glauben können, dass er in einem Sommer einen bedeutenden Roman schreiben konnte?

Sie hatten sich um vier Uhr morgens auf dem Parkplatz am Jachthafen getroffen. Aurora schlief. Es war noch dunkel. Sie waren zügig bis Boston gefahren, hatten dort gefrühstückt und anschließend die Strecke bis Falmouth fast in einem Stück zurückgelegt. Dort hatten sie die Fähre genommen und waren kurz vor Mittag auf der Insel Martha's Vineyard gelandet. Seither lebten sie in dem herrlichen Hotel am Meer wie in einem Traum. Sie gingen baden, machten Spaziergänge und aßen in trauter Zweisamkeit im großen Speisesaal zu Abend, ohne dass jemand sie anstarrte oder ihnen Fragen stellte. Auf Martha's Vineyard konnten sie leben.

Seit vier Tagen waren sie jetzt hier. Sie lagen in ihrer kleinen Bucht, abgeschirmt vom Rest der Welt, im warmen Sand und dachten an nichts weiter als an sich und das Glück, zusammen zu sein. Nola spielte mit dem Fotoapparat.

Sie hatte Harry erzählt, dass ihre Eltern glaubten, sie wäre bei einer Freundin, aber sie hatte ihn angelogen. Sie war von zu Hause abgehauen. Eine ganze Woche Abwesenheit zu erklären wäre zu kompliziert gewesen. Also war sie einfach gegangen, ohne etwas zu sagen. Sie war im Morgengrauen aus ihrem Fenster gestiegen, und während sie sich mit Harry am Strand in der Sonne aalte, kam der Reverend vor Sorge schier um. Er hatte ihr Zimmer am Montagmorgen leer vorgefunden, die Polizei aber nicht verständigt. Zuerst der Selbstmordversuch und nun diese Flucht: Wenn er die Polizei alarmierte, würden alle davon erfahren. Er hatte sich sieben Tage gegeben, um Nola zu finden. Eine Woche, wie der Herr sie erschaffen hatte. Tagelang fuhr er auf der Suche nach seiner Tochter mit dem Auto durch die Gegend. Er fürchtete das Schlimmste. Nach sieben Tagen würde er sich an die Behörden wenden.

Harry ahnte von all dem nichts. Die Liebe hatte ihn blind gemacht. Und so hatte er auch am Morgen ihrer Abfahrt nach Martha's Vineyard nicht die im Dunkeln verborgene Gestalt bemerkt, die ihre Abfahrt vom Jachthafen beobachtete.

Am Sonntagnachmittag, den 3. August 1975, fuhren sie zurück nach Aurora. An der Grenze zwischen Massachusetts und New Hampshire fing Nola an zu weinen. Sie sagte zu Harry, dass sie ohne ihn nicht leben könne, dass er nicht fortgehen dürfe, dass es eine Liebe wie ihre nur einmal im Leben gebe, und so weiter. Und sie flehte ihn an: »Verlassen Sie mich nicht, Harry. Lassen Sie mich nicht zurück.« Sie erinnerte ihn daran, wie gut er in den vergangenen Tagen mit seinem Buch vorangekommen war, und warnte ihn davor, dass er seine Inspiration verlieren könnte. Sie bedrängte ihn: »Ich werde für Sie sorgen, dann können Sie sich ganz aufs Schreiben konzentrieren. Sie schreiben gerade an einem wunderbaren Roman, Sie dürfen nicht alles verderben.«

Sie hatte recht: Sie war seine Muse, seine Inspiration, ihr verdankte er es, dass er plötzlich so gut und schnell vorankam. Doch es war zu spät. Er konnte die Miete für das Haus nicht mehr bezahlen. Er musste gehen.

Er setzte Nola ein paar Blocks von ihrem Elternhaus entfernt ab, und sie küssten sich ein letztes Mal. Ihre Wangen waren tränenüberströmt, sie klammerte sich an ihn und wollte ihn nicht gehen lassen. »Versprechen Sie mir, dass Sie morgen früh noch hier sein werden!«

»Nola, ich …«

»Ich bringe frische warme Brötchen und mache Kaffee. Ich tue alles für Sie. Ich werde Ihre Frau, und Sie werden ein berühmter Schriftsteller. Sagen Sie mir, dass Sie noch da sein werden …«

»Ich werde da sein.«

Ihre Miene hellte sich auf. »Wirklich?«

»Ich werde da sein, ich verspreche es.«

»Versprechen reicht nicht, Harry. Schwören Sie es, schwören Sie bei unserer Liebe, dass Sie mich nicht verlassen werden.«

»Ich schwöre es, Nola.«

Er log, weil es sonst zu kompliziert geworden wäre. Kaum war Nola um die Straßenecke gebogen, fuhr er schnell nach Goose Cove weiter. Er musste sich beeilen, denn er wollte nicht riskieren, dass sie später zu ihm kam und ihn bei seiner Flucht überraschte. Noch an diesem Abend wäre er bereits in Boston. Zu Hause packte er hastig seine Sachen zusammen, stapelte sein Gepäck im Kofferraum seines Wagens und warf alles andere, was mitgenommen werden musste, auf die Rückbank. Dann schloss er die Fensterläden und stellte Gas, Wasser und Strom ab. Er war auf der Flucht, auf der Flucht vor der Liebe.

Er wollte ihr eine Nachricht hinterlassen. Eilig kritzelte er die Worte *Allerliebste Nola, ich musste fortgehen. Ich schreibe Dir. Ich werde Dich immer lieben.* auf ein Stück Papier und steckte es in den Türrahmen. Dann jedoch zog er es wieder heraus aus Angst, jemand anders könnte es finden. Keine Nachricht, das war sicherer. Er sperrte die Tür ab, stieg in den Wagen und raste davon. Er floh Hals über Kopf. Adieu, Goose Cove, adieu, New Hampshire, adieu, Nola.

Es war vorbei. Für immer.

17.

Fluchtversuch

»Sie müssen an Ihre Texte herangehen wie an einen Boxkampf, Marcus: In den Tagen vor dem Kampf sollte man nur auf siebzig Prozent seiner Leistungsfähigkeit trainieren, um in seinem Innern diese Wut köcheln und aufsteigen zu lassen, die man erst am Abend des Kampfes aus sich herausbrechen lässt.«

»Wie meinen Sie das?«

»Wenn Sie eine Idee haben, dürfen Sie daraus nicht sofort eine Ihrer unlesbaren Kurzgeschichten machen, die Sie dann auf der ersten Seite der von Ihnen herausgegebenen Zeitung veröffentlichen, sondern Sie müssen sie mit sich herumtragen und reifen lassen. Sie müssen verhindern, dass sie herauskommt, Sie müssen sie in Ihrem Innern wachsen lassen, bis Sie spüren, dass der Zeitpunkt da ist. Das ist jetzt Nummer … Wo sind wir?«

»Bei 18.«

»Nein, bei 17.«

»Warum fragen Sie mich, wenn Sie es sowieso wissen?«

»Um zu sehen, ob Sie mitdenken, Marcus.«

»Also dann 17, Harry. Aus Ideen …«

»… Erleuchtungen machen.«

Am Dienstag, den 1. Juli 2008, erzählte mir Harry, dem ich im Besuchsraum des Staatsgefängnisses von New Hampshire gebannt zuhörte, wie er Aurora am Abend des 3. August 1975 gerade hinter sich lassen wollte und die Route 1 entlangraste, als ein entgegenkommender Wagen plötzlich kehrtmachte und seine Verfolgung aufnahm.

Sonntag, 3. August 1975

Im ersten Moment glaubte er, es sei ein Polizeiauto, aber es hatte weder Blaulicht noch Sirene. Das Fahrzeug fuhr hupend dicht auf. Harry konnte sich keinen Reim darauf machen und fürchtete, Opfer eines Raubüberfalls zu werden. Er trat das Gaspedal voll durch, doch sein Verfolger überholte ihn trotzdem und zwang ihn am Straßenrand zum Halten, indem er sich quer stellte und ihm den Weg versperrte. Angriffslustig sprang Harry aus dem Wagen, als er plötzlich Sterns Fahrer Luther Caleb erkannte, der seinerseits aus dem Wagen stieg.

»Sind Sie total bescheuert?«, schrie Harry.

»Bitte entfuldigen Fie, Mifter Quebert. Ich wollte Ihnen keine Angft einjagen. Mifter Ftern will Fie unbedingt fehen. Ich fuche Fie fon feit Tagen.«

»Und was will Mr Stern von mir?«

Harry zitterte. Sein Herz flatterte vor lauter Adrenalin.

»Daf weif ich nicht, Fir«, antwortete Luther. »Aber er hat gefagt, daff ef wichtig ift. Er erwartet Fie bei fich fu Haufe.«

Da Luther nicht lockerließ, willigte Harry widerstrebend ein, ihm nach Concord zu folgen. Es wurde bereits dunkel. Sie fuhren zu Sterns riesigem Anwesen, wo Caleb Harry wortlos ins Haus und zu

einer großen Terrasse führte. Dort saß Elijah Stern, mit einem leichten Schlafrock bekleidet, an einem Tisch und trank ein Zitronenwasser. Als er Harry sah, erhob er sich und ging ihm entgegen. Er schien erleichtert, ihn zu sehen. »Großer Gott, mein lieber Harry, ich dachte schon, ich finde Sie nie! Danke, dass Sie zu dieser späten Stunde hierhergekommen sind. Ich habe bei Ihnen angerufen, Ihnen geschrieben und Luther jeden Tag zu Ihnen geschickt, aber Sie waren wie vom Erdboden verschluckt. Wo zum Teufel haben Sie gesteckt?«

»Ich war nicht in der Stadt. Was ist denn so dringend?«

»Ich weiß alles, Harry! Alles! Und Sie wollten die Wahrheit vor mir verheimlichen?«

Harry spürte, wie seine Knie nachgaben: Stern wusste über Nola Bescheid. »Wovon reden Sie?«, stammelte er, um Zeit zu gewinnen.

»Na, vom Haus in Goose Cove natürlich! Warum haben Sie mir nicht gesagt, dass Sie das Haus aus finanziellen Gründen aufgeben müssen? Die Agentur in Boston hat mich davon unterrichtet. Man hat mir gesagt, Sie hätten vereinbart, dass Sie die Schlüssel morgen abgeben. Jetzt verstehen Sie, warum die Sache so dringlich ist! Ich musste Sie unbedingt sprechen! Ich finde es so schade, dass Sie abreisen. Ich bin auf die Miete für das Haus nicht angewiesen und würde gerne Ihr schriftstellerisches Projekt unterstützen. Ich möchte, dass Sie in Goose Cove bleiben, bis Sie Ihren Roman fertig haben. Was halten Sie davon? Sie haben doch selbst gesagt, dass dieser Ort Sie inspiriert. Warum also abreisen? Mit der Agentur habe ich schon alles geregelt. Kunst und Kultur liegen mir sehr am Herzen – wenn Sie sich in diesem Haus wohlfühlen, bleiben Sie doch noch ein paar Monate! Es würde mich überaus stolz machen, zur Entstehung eines großen Romans beigetragen zu haben. Schlagen Sie das Angebot nicht aus, ich kenne nicht viele Schriftsteller … Es ist mir wirklich ein Anliegen, Ihnen zu helfen.«

Harry seufzte erleichtert und ließ sich auf einen Stuhl sinken. Er nahm Elijah Sterns Angebot auf der Stelle an. Es war eine

unverhoffte Gelegenheit: Er konnte das Haus in Goose Cove noch ein paar Wochen nutzen und dank Nolas Inspiration seinen Roman vollenden. Wenn er bescheiden lebte und nicht für die Miete aufkommen musste, würde er sich über Wasser halten können. Aus Höflichkeit seinem Gönner gegenüber leistete er Stern noch einen Augenblick Gesellschaft auf der Terrasse und unterhielt sich mit ihm über Literatur, aber innerlich brannte er darauf, nach Aurora zurückzufahren und Nola zu berichten, dass es eine Lösung gab. Plötzlich fiel ihm ein, dass sie in der Zwischenzeit womöglich spontan in Goose Cove vorbeigekommen war. Ob sie vor verschlossener Tür gestanden hatte? Ob sie gemerkt hatte, dass er geflohen war, dass er bereit gewesen war, sie zu verlassen? Sein Magen verkrampfte sich, und sobald es ihm zulässig erschien, verabschiedete er sich und raste nach Goose Cove zurück. Rasch schloss er das Haus auf, öffnete die Fensterläden, stellte Wasser, Gas und Strom wieder an und legte all seine Sachen an ihren Platz zurück, um sämtliche Spuren seines Fluchtversuchs zu verwischen. Nola sollte nie davon erfahren. Nola, seine Muse, ohne die er hilflos war.

»So kam es«, sagte Harry zu mir, »dass ich in Goose Cove bleiben und mein Buch weiterschreiben konnte. In den Wochen danach tat ich übrigens nichts anderes als das: schreiben. Schreiben wie ein Besessener, schreiben wie im Wahn, schreiben, bis ich den Morgen nicht mehr vom Abend unterscheiden konnte und weder Hunger noch Durst verspürte. Schreiben ohne Unterlass, schreiben, bis die Augen, die Handgelenke, der Kopf, ja der ganze Körper schmerzten. Schreiben, bis mir schwindelig wurde. Drei Wochen lang schrieb ich Tag und Nacht, und Nola kümmerte sich um mich. Sie kam mich wecken, machte mir Essen, brachte mich zu Bett. Sie ging mit mir spazieren, wenn sie sah, dass ich nicht mehr konnte. Diskret, unsichtbar, allgegenwärtig. Das alles war nur ihretwegen möglich. Außerdem tippte sie das Geschriebene auf einer kleinen

Reiseschreibmaschine ab, einer Remington. Häufig nahm sie auch, ohne mich zu fragen, einen Teil des Manuskripts mit nach Hause, um es zu lesen. Am nächsten Tag teilte sie mir dann ihre Eindrücke mit. Sie war oft richtig euphorisch, sie sagte, der Text sei wundervoll, es sei das Schönste, was sie je gelesen habe, und sie flößte mir mit ihren großen verliebten Augen ungemeines Selbstvertrauen ein.«

»Was haben Sie ihr in Bezug auf das Haus gesagt?«, fragte ich.

»Dass ich sie über alles liebte, dass ich in ihrer Nähe sein wollte und mit meinem Bankberater ein Arrangement getroffen hätte, um das Mietverhältnis fortsetzen zu können. Ich habe es ihr zu verdanken, dass ich dieses Buch schreiben konnte, Marcus. Ich ging nicht mehr ins Clark's, und auch in der Stadt ließ ich mich kaum noch blicken. Sie passte auf mich auf und kümmerte sich um alles. Sie fand sogar, dass ich nicht allein einkaufen gehen könnte, weil ich nicht wüsste, was ich bräuchte, und deshalb kauften wir zusammen in weit entfernten Supermärkten ein, wo wir ungestört waren. Wenn sie merkte, dass ich eine Mahlzeit ausgelassen oder Schokoriegel zu Abend gegessen hatte, wurde sie böse. Was für entzückende Wutanfälle das waren! Ich wünschte, ihre sanften Zornausbrüche hätten mich mein Leben lang bei meinem Tun begleitet.«

»Sie haben *Der Ursprung des Übels* also tatsächlich in ein paar Wochen geschrieben?«

»Ja. Ich war in einer Art Schaffensrausch, wie ich ihn seither nie wieder erlebt habe. Ob die Liebe ihn ausgelöst hatte? Hundertprozentig. Ich glaube, als Nola verschwunden ist, ist ein Teil meines Talents mit ihr verschwunden. Jetzt verstehen Sie, warum ich Sie inständig bitte, nicht gleich zu verzweifeln, wenn es Ihnen mal schwerfällt, Ihre Inspiration zu finden.«

Ein Wärter informierte uns, dass die Besuchszeit zu Ende ging, und forderte uns auf, zum Schluss zu kommen.

»Sie haben vorhin gesagt, dass Nola das Manuskript oft mit nach Hause genommen hat«, sagte ich rasch noch, um diesen Faden nicht zu verlieren.

»Sie nahm den Teil mit, den sie abgetippt hatte. Dann las sie ihn und sagte mir ihre Meinung dazu. Marcus, jener August 1975 – das war das Paradies. Ich war damals so glücklich. Wir waren beide so glücklich. Trotzdem ließ mir der Gedanke keine Ruhe, dass jemand über uns Bescheid wusste. Jemand, der so weit ging, einen Spiegel mit Ungeheuerlichkeiten vollzuschmieren. Dieser Jemand konnte uns auch vom Wald aus beobachten und alles sehen. Diese Vorstellung machte mich krank.«

»War das der Grund, weshalb Sie fortgehen wollten? Oder warum hatten Sie für den Abend des 30. August gemeinsam die Flucht geplant?«

»Das wiederum, Marcus, hing mit einer ganz schrecklichen Sache zusammen. Nehmen Sie das auf?«

»Ja.«

»Ich werde Ihnen jetzt etwas sehr Schlimmes erzählen, damit Sie alles verstehen. Aber ich möchte nicht, dass es bekannt wird.«

»Sie können sich auf mich verlassen.«

»Nun, als wir die Woche nach Martha's Vineyard gefahren waren, hatte Nola ihren Eltern vorher nicht etwa erzählt, dass sie bei einer Freundin wäre, sondern war einfach abgehauen. Sie war weggelaufen, ohne irgendwem Bescheid zu sagen. Als ich sie am Tag nach unserer Rückkehr wiedergesehen habe, wirkte sie furchtbar traurig. Sie hat zu mir gesagt, dass ihre Mutter sie geschlagen habe. Ihr Körper war mit Striemen übersät, und sie weinte. An jenem Tag hat sie mir erzählt, dass ihre Mutter sie auch wegen Nichtigkeiten bestrafte, sie mit einem Eisenlineal schlug und mit ihr auch diese scheußliche Sache machte wie heutzutage in Guantánamo, dieses simulierte Ertränken. Sie füllte ein Waschbecken mit Wasser, packte ihre Tochter an den Haaren und tauchte ihren Kopf unter – angeblich, um sie zu erlösen.«

»Zu erlösen?«

»Ja, vom Bösen. Eine Art Taufe, schätze ich. Wie Jesus im Jordan oder so etwas. Zunächst konnte ich es gar nicht glauben, aber die

Beweise waren nicht zu übersehen. Ich habe sie gefragt: ›Wer hat dir das angetan?‹ – ›Mutter.‹ – ›Und warum unternimmt dein Vater nichts dagegen?‹ – ›Der verkriecht sich in der Garage und hört laute Musik. Das macht er immer, wenn Mutter mich bestraft. Er will es nicht mitkriegen.‹ Nola konnte nicht mehr, Marcus, sie konnte einfach nicht mehr. Ich wollte zu den Kellergans gehen und die Sache klären. Das musste ein Ende haben. Aber Nola hat mich angefleht, nichts zu unternehmen. Sie hat gesagt, sie würde schrecklichen Ärger bekommen, ihre Eltern würden sie bestimmt aus der Stadt schaffen, und dann würden wir uns nie wiedersehen. Trotzdem konnte es nicht so weitergehen. Deshalb haben wir Ende August, um den 20. herum, beschlossen, dass wir fortgehen mussten. Und zwar bald. Und natürlich heimlich. Als Datum haben wir den 30. August festgelegt. Wir wollten in Vermont über die Grenze nach Kanada, vielleicht nach British Columbia, um dort in einer Holzhütte an einem Seeufer zu wohnen, und dort einfach glücklich zu sein. Niemand hätte je etwas erfahren.«

»Das war der Grund, weshalb Sie zusammen durchbrennen wollten?«

»Ja.«

»Und warum soll ich nicht darüber reden?«

»Weil das erst der Anfang ist, Marcus. Kurz darauf habe ich nämlich etwas Schreckliches über Nolas Mutter herausgefunden …«

In diesem Augenblick wurden wir von dem Wärter unterbrochen. Die Besuchszeit war zu Ende.

»Wir setzen das Gespräch nächstes Mal fort, Marcus«, sagte Harry beim Aufstehen. »Bis dahin behalten Sie das unbedingt für sich.«

»Versprochen, Harry. Sagen Sie mir nur noch eines: Was wäre aus dem Buch geworden, wenn Sie geflohen wären?«

»Dann wäre ich ein Schriftsteller im Exil gewesen oder vielleicht auch gar kein Schriftsteller. Das hatte damals keine Bedeutung mehr. Es zählte nur Nola. Nola war meine Welt. Alles andere war nicht weiter wichtig.«

Ich war baff. Das war also der hirnverbrannte Plan gewesen, den sich Harry vor über dreißig Jahren ausgedacht hatte: mit dem Mädchen, in das er unsterblich verliebt war, nach Kanada durchbrennen. Mit Nola fortgehen und ein zurückgezogenes Leben am Ufer eines Sees führen – nicht ahnend, dass Nola am Abend der Flucht verschwinden und ermordet werden würde und das Buch, das er in Rekordzeit geschrieben hatte und auf das zu verzichten er bereit war, einer der größten Verkaufserfolge der letzten fünfzig Jahre werden sollte.

Bei unserer zweiten Begegnung schilderte mir Nancy Hattaway die Woche auf Martha's Vineyard aus ihrer Perspektive. Sie berichtete, dass sie mit Nola in der Woche nach ihrer Heimkehr aus dem Erholungsheim in Charlotte's Hill jeden Tag am Grand Beach schwimmen gegangen und Nola danach mehrmals zum Abendessen mit zu ihr gekommen war. Als Nancy jedoch am darauffolgenden Montag in der Terrace Avenue 245 klingelte, um Nola wie in den Tagen zuvor zum Strand abzuholen, wurde ihr mitgeteilt, dass Nola sehr krank sei und das Bett hüten müsse.

»Die ganze Woche dieselbe Leier«, sagte Nancy. »›Nola ist so krank, dass sie keinen Besuch bekommen darf.‹ Selbst meine Mutter, die neugierig geworden war und sich nach Nola erkundigen wollte, kam bei ihr zu Hause nicht über die Türschwelle. Mich hat das verrückt gemacht. Ich habe gespürt, dass da etwas nicht stimmte. Und dann wurde mir klar: Nola ist abgehauen.«

»Wie kamen Sie darauf? Sie hätte doch tatsächlich krank und bettlägerig sein können …«

»Meiner Mutter war damals aufgefallen, dass keine Musik mehr lief. Die ganze Woche über war nicht einmal Musik zu hören.«

Ich spielte den Advocatus Diaboli: »Wenn sie krank war«, gab ich zu bedenken, »sollte sie vielleicht nicht durch die Musik gestört werden.«

»Es war das erste Mal seit Ewigkeiten, dass keine Musik lief. Das war absolut ungewöhnlich. Ich wollte wissen, was los war, und nachdem ich mir zum x-ten Mal angehört hatte, dass Nola krank sei und im Bett liege, habe ich mich hinters Haus geschlichen und durch Nolas Fenster gespäht: Ihr Zimmer war leer, das Bett unberührt. Nola war nicht da, so viel stand fest. Und dann lief am Sonntagabend plötzlich wieder Musik: Aus der Garage dröhnte diese verfluchte Musik, und am nächsten Tag ist Nola wieder bei mir aufgetaucht. Halten Sie das für Zufall? Sie ist gegen Abend zu mir gekommen, und wir sind zu dem kleinen Park in der Hauptstraße gegangen. Dort musste ich ihr die Wörter einzeln aus der Nase ziehen, vor allem was die Striemen auf ihrem Rücken anging: Ich habe sie gezwungen, im Gebüsch ihr Kleid hochzuheben, und da habe ich gesehen, dass man sie brutal geprügelt hatte. Ich habe darauf bestanden, dass sie mir erzählte, was passiert war, und am Ende hat sie mir gestanden, dass man sie geschlagen hatte, weil sie eine ganze Woche weg gewesen war. Sie war mit einem Mann weg gewesen, einem viel älteren Mann. Bestimmt mit Stern. Sie hat gesagt, dass es wunderschön und die Schläge wert gewesen sei, die sie nach ihrer Heimkehr kassiert hatte.«

Ich hütete mich, Nancy darüber aufzuklären, dass Nola mit Harry und nicht mit Elijah Stern auf Martha's Vineyard gewesen war. Viel mehr schien sie nicht über die Beziehung zwischen Nola und Letzterem zu wissen.

»Ich glaube, das mit Stern war irgendetwas Unanständiges«, fuhr sie fort. »Jedenfalls kommt es mir im Rückblick so vor. Luther Caleb hat sie immer in einem blauen Mustang in Aurora abgeholt. Ich weiß, dass er sie zu Stern gebracht hat. Das geschah natürlich alles heimlich, aber einmal habe ich es mit eigenen Augen gesehen. Nola hat damals zu mir gesagt: ›Rede bloß nie darüber! Schwör es bei unserer Freundschaft! Sonst kriegen wir beide Ärger.‹ Ich habe gesagt: ›Aber Nola, warum gehst du zu dem alten Knacker?‹ Und sie hat geantwortet: ›Aus Liebe.‹«

»Wann hat das angefangen?«, wollte ich wissen.

»Keine Ahnung. Ich habe im Sommer davon erfahren, aber wann genau, weiß ich nicht mehr. In jenem Sommer ist so viel passiert. Vielleicht ging diese Geschichte schon länger, vielleicht schon seit Jahren, wer weiß.«

»Aber später haben Sie doch mit jemandem darüber gesprochen, nämlich nachdem Nola verschwunden war, richtig?«

»Selbstverständlich! Ich habe mit Chief Pratt darüber gesprochen und ihm alles gesagt, was ich wusste, alles, was ich jetzt Ihnen erzählt habe. Er hat gesagt, ich solle mir keine Sorgen machen, er würde die Sache schon aufklären.«

»Wären Sie bereit, das alles vor Gericht zu wiederholen?«

»Natürlich, wenn es nötig ist.«

Ich hatte große Lust, mich noch einmal mit Reverend Kellergan zu unterhalten, und zwar in Gahalowoods Beisein. Also rief ich Letzteren an, um ihm meine Idee zu unterbreiten.

»Den alten Kellergan zu zweit befragen? Ich nehme an, Sie haben dabei einen bestimmten Hintergedanken?«, fragte Gahalowood.

»Ja und nein. Ich würde mit ihm gern über die neuesten Ermittlungserkenntnisse sprechen: über die Beziehungen seiner Tochter und die Schläge, die sie bekommen hat.«

»Wie stellen Sie sich das vor? Soll ich ihn fragen, ob seine Tochter vielleicht eine Schlampe war?«

»Hören Sie, Sergeant, Sie wissen selbst, dass wir bei der Klärung von ein paar wichtigen Sachverhalten kurz vor dem Durchbruch stehen. Innerhalb einer Woche sind alle Ihre Gewissheiten vom Tisch gefegt worden. Können Sie mir heute sagen, wer Nola Kellergan wirklich war?«

»Einverstanden, Schriftsteller, Sie haben mich überzeugt. Ich komme morgen nach Aurora. Sie kennen das Clark's, oder?«

»Selbstverständlich. Warum?«

»Wir treffen uns dort um zehn Uhr. Dann besprechen wir alles Weitere.«

Am nächsten Morgen war ich etwas früher im Clark's, um noch kurz mit Jenny über die Vergangenheit reden zu können. Ich sprach sie auf den Sommerball des Jahres 1975 an, und sie gestand mir, dass sie diesen Ball in besonders trauriger Erinnerung behalten habe, weil sie ursprünglich davon ausgegangen sei, ihn an Harrys Arm zu besuchen. Am schlimmsten sei es gewesen, als Harry bei der Tombola auch noch den ersten Preis gewonnen habe. Sie habe insgeheim gehofft, dass sie die glückliche Auserwählte sein und Harry sie eines Morgens abholen würde, um mit ihr einen einwöchigen Liebesurlaub in der Sonne zu verbringen.

»Ich habe mir Hoffnungen gemacht«, gestand sie. »Ich habe so gehofft, dass seine Wahl auf mich fällt. Tagelang habe ich gewartet. Ende Juli ist er dann für eine Woche verschwunden, und mir ist klar geworden, dass er offenbar ohne mich nach Martha's Vineyard gefahren ist. Wen er mitgenommen hat, weiß ich nicht.«

»Er ist allein gefahren«, log ich, um sie zu schonen.

Sie lächelte, als wäre sie erleichtert. Dann sagte sie: »Seit ich über Harry und Nola Bescheid weiß, seit ich weiß, dass er für sie dieses Buch geschrieben hat, fühle ich mich nicht mehr richtig als Frau. Warum hat er sich für sie entschieden?«

»Diese Dinge lassen sich nicht erzwingen. Hast du von Harry und Nola denn nichts geahnt?«

»Von Harry und Nola? Wer wäre schon auf so eine Idee gekommen?«

»Deine Mutter, oder etwa nicht? Sie behauptet, dass sie von Anfang an Bescheid wusste. Hat sie mit dir früher nie darüber geredet?«

»Sie hat nie von einer Beziehung zwischen den beiden gesprochen. Aber es stimmt, dass sie gesagt hat, sie hätte Harry in Verdacht, nachdem Nola verschwunden war. Ich erinnere mich noch, dass Travis, der mich damals umwarb, manchmal sonntags zum

Mittagessen zu uns kam und Mom dann ständig zu ihm sagte: ›Ich bin mir sicher, dass Harry etwas mit dem Verschwinden der Kleinen zu tun hat!‹ Und Travis antwortete dann: ›Wir brauchen Beweise, Mrs Quinn, sonst ist diese Behauptung haltlos.‹ Und darauf meine Mutter: ›Ich hatte einen Beweis, und zwar einen eindeutigen, aber er ist mir abhandengekommen.‹ Ich habe ihr das nie abgenommen. Mom verübelte Harry die verdorbene Gartenparty auf den Tod.«

Gahalowood traf um Punkt zehn Uhr im Clark's ein.

»Sie haben einen guten Riecher gehabt, Schriftsteller«, sagte er, während er sich neben mich an die Theke setzte.

»Inwiefern?«

»Ich habe Nachforschungen über diesen Luther Caleb angestellt. Das war nicht einfach, aber hören Sie sich an, was ich herausgefunden habe: Er wurde 1940 in Portland im Bundesstaat Maine geboren. Ich weiß nicht, was ihn hier in die Gegend geführt hat, aber zwischen 1970 und 1975 wurde er bei der Polizei von Concord, Montburry und Aurora wegen ungebührlichen Verhaltens gegenüber Frauen aktenkundig. Er trieb sich herum und machte Frauen an. Eine gewisse Jenny Quinn, verheiratete Dawn, hat ihn sogar angezeigt. Ihr gehört dieses Lokal hier. Sie hat im August 1975 Anzeige wegen Belästigung gegen ihn erstattet. Deshalb wollte ich, dass wir uns hier treffen.«

»Jenny hat Luther Caleb angezeigt?«

»Sie kennen sie?«

»Natürlich.«

»Holen Sie sie bitte her.«

Ich bat einen der Kellner, Jenny aus der Küche zu holen. Gahalowood stellte sich vor und bat sie, ihm von Luther zu erzählen.

Sie zuckte mit den Schultern. »Da gibt es nicht viel zu erzählen. Er war eigentlich ein netter Kerl, sehr sanft trotz seines Aussehens. Er ist ab und zu ins Clark's gekommen. Ich habe ihm dann einen Kaffee und ein Sandwich ausgegeben. Zahlen lassen habe ich ihn nie, weil er ein armer Schlucker war. Er tat mir ein bisschen leid.«

»Trotzdem haben Sie ihn angezeigt«, versetzte Gahalowood.

Sie wirkte erstaunt. »Ich merke schon, Sie sind sehr gut informiert, Sergeant. Das ist lange her. Travis hat mich dazu gedrängt. Er hat damals gesagt, dass Luther gefährlich ist und man ihn fernhalten muss.«

»Gefährlich? Warum?«

»In jenem Sommer hat er sich oft in Aurora herumgetrieben. Mir gegenüber ist er manchmal aggressiv geworden.«

»Aus welchem Grund ist Luther Caleb gewalttätig geworden?«

»Gewalttätig ist ein starkes Wort. Sagen wir lieber aggressiv. Er wollte mich unbedingt … Nun ja, Ihnen kommt das vielleicht albern vor …«

»Erzählen Sie uns alles, Madam. Vielleicht handelt es sich um ein wichtiges Detail.«

Ich nickte, um Jenny zum Weiterreden zu ermuntern.

»Er wollte mich unbedingt malen«, sagte sie.

»Sie malen?«

»Ja. Er sagte, ich sei eine schöne Frau, er finde mich wunderschön, und alles, was er wolle, sei, mich malen zu dürfen.«

»Was ist aus ihm geworden?« erkundigte ich mich.

»Eines Tages ist er nicht mehr aufgetaucht«, antwortete Jenny. »Angeblich hatte er einen tödlichen Autounfall. Fragen Sie Travis, er weiß es bestimmt genauer.«

Gahalowood bestätigte mir, dass Luther Caleb bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen war. Am 26. September 1975, also vier Wochen nach Nolas Verschwinden, hatte man seinen Wagen rund zweihundert Meilen von Aurora entfernt bei Sagamore in Massachusetts am Fuß einer Klippe entdeckt. Darüber hinaus hatte Luther in Portland die Kunstakademie besucht, und laut Gahalowood konnte man davon ausgehen, dass er Nolas Porträt gemalt hatte.

»Dieser Luther scheint ein merkwürdiger Kauz gewesen zu sein«, meinte er. »Ob er versucht hat, sich an Nola zu vergehen? Ob er sie

in den Wald bei Side Creek verschleppt hat? Er tötet sie im Affekt und lässt die Leiche verschwinden, bevor er nach Massachusetts flieht. Als ihn Gewissensbisse quälen und er sich in die Enge getrieben fühlt, stürzt er sich mit seinem Wagen eine Klippe hinunter. Er hat eine Schwester in Portland. Ich habe schon versucht, sie zu erreichen, bisher ohne Erfolg. Aber ich bleibe dran.«

»Warum hat die Polizei sich damals nicht näher mit ihm befasst?«

»Dazu hätte Caleb unter Verdacht stehen müssen. Aber es gab damals keinen Anhaltspunkt dafür, dass er etwas mit der Sache zu tun hatte.«

Ich schlug vor: »Könnten wir Stern nicht noch einmal befragen? Ich meine, offiziell. Vielleicht sogar sein Haus durchsuchen?«

Gahalowood blickte resigniert drein. »Er ist sehr einflussreich. Im Moment haben wir schlechte Karten. Solange wir nicht wirklich etwas gegen ihn in der Hand haben, wird der Staatsanwalt nicht mitziehen. Wir brauchen schlagkräftige Indizien. Beweise, Schriftsteller, wir brauchen Beweise.«

»Da wäre dieses Gemälde.«

»Das Gemälde ist ein illegales Beweisstück, wie oft soll ich Ihnen das noch sagen? Erzählen Sie mir lieber erst mal, was Sie mit dem alten Kellergan vorhaben.«

»Ich muss ein paar Punkte klären. Je mehr ich über ihn und seine Frau erfahre, desto mehr Fragen stelle ich mir.«

Ich erwähnte Harrys und Nolas kleine Flucht nach Martha's Vineyard, die ständigen Schläge ihrer Mutter, den Vater, der sich in der Garage versteckte. Meiner Ansicht nach umgab Nola, dieses strahlende und zugleich wie erloschene Mädchen, das nach Bekunden aller vor Lebensfreude gesprüht und trotzdem versucht hatte, sich das Leben zu nehmen, ein tiefes Geheimnis. Wir frühstückten und machten uns dann auf den Weg zu David Kellergan.

Die Haustür in der Terrace Avenue stand offen, aber er war nicht da: Aus der Garage drang keine Musik. Wir warteten auf der Veranda auf ihn. Eine halbe Stunde später kam er auf einem Motorrad angeknattert: Es war die Harley-Davidson, an der er seit dreiunddreißig Jahren herumbastelte. Er fuhr ohne Helm, in den Ohren Kopfhörer, die in einen tragbaren CD-Player eingestöpselt waren. Kellergan begrüßte uns schreiend, weil die Musik so laut war, doch dann schaltete er sie aus und stellte den Plattenspieler in der Garage an, der augenblicklich das ganze Haus volldröhnte.

»Die Polizei ist schon mehrmals angerückt, weil die Musik so laut war«, erklärte er. »Sämtliche Nachbarn haben sich beschwert. Chief Travis Dawn hat sich höchstpersönlich herbemüht, um mich zu überreden, auf meine Musik zu verzichten. Ich habe ihm geantwortet: ›Was wollen Sie? Die Musik ist meine Strafe.‹ Da hat er mir diesen tragbaren CD-Player und eine CD von der Platte gekauft, die ich ständig höre. Er hat gesagt, damit kann ich mein Trommelfell zum Platzen bringen, ohne dass die Anrufe aus der Nachbarschaft die Polizeizentrale sprengen.«

»Was ist mit dem Motorrad?«, fragte ich.

»Ich habe es endlich fertig. Schöne Maschine, was?«

Nun, wo er wusste, was mit seiner Tochter passiert war, hatte er das Motorrad, an dem er seit dem Abend ihres Verschwindens gearbeitet hatte, endlich fertigstellen können.

David Kellergan bot uns in seiner Küche einen Platz an und brachte uns einen Eistee.

»Wann übergeben Sie mir den Leichnam meiner Tochter, Sergeant?«, wollte er von Gahalowood wissen. »Sie muss jetzt doch beerdigt werden.«

»Bald, Sir. Ich weiß, das ist schwierig für Sie.«

Der alte Kellergan spielte mit seinem Glas. »Sie liebte Eistee«, erzählte er uns. »Im Sommer haben wir abends oft eine große Flasche Eistee mit an den Strand genommen und uns angesehen, wie

die Sonne am Horizont unterging und die Möwen über den Himmel zogen. Nola liebte Möwen, sie liebte sie sehr. Wussten Sie das?«

Ich nickte, dann sagte ich: »Mr Kellergan, es gibt in diesem Fall ein paar Grauzonen. Deshalb sind Sergeant Gahalowood und ich hier.«

»Grauzonen? Das glaube ich gern … Meine Tochter wurde ermordet und in einem Garten verscharrt. Haben Sie etwas Neues herausgefunden?«

»Mr Kellergan, kennen Sie einen gewissen Elijah Stern?«, fragte Gahalowood.

»Nicht persönlich. Ich bin ihm ein paarmal in Aurora begegnet. Aber das ist lange her. Ein ziemlich reicher Kerl.«

»Und sein Faktotum namens Luther Caleb?«

»Luther Caleb … Der Name sagt mir nichts. Aber vielleicht habe ich ihn einfach nur vergessen. Es ist viel Zeit vergangen, das ist wie eine große Gehirnwäsche … Aber was sollen diese Fragen?«

»Alles deutet darauf hin, dass Nola mit diesen beiden Personen in näherer Beziehung stand.«

»In *näherer Beziehung*?«, wiederholte David Kellergan, der nicht auf den Kopf gefallen war. »Was genau meinen Sie mit Ihrem diplomatischen Polizeijargon?«

»Wir glauben, dass Nola ein Verhältnis mit Mr Stern hatte. Ich bedaure, Ihnen das so schonungslos mitteilen zu müssen.«

Das Gesicht des alten Kellergan lief dunkelrot an. »Nola? Was wollen Sie damit andeuten? Dass meine Tochter ein Flittchen war? Meine Tochter war das Opfer von diesem Schweinehund Harry Quebert, diesem stadtbekannten Kinderschänder, der hoffentlich bald im Todestrakt sitzt! Befassen Sie sich lieber mit ihm, anstatt hier aufzukreuzen und das Andenken der Toten zu beschmutzen, Sergeant! Das Gespräch ist beendet. Auf Wiedersehen, meine Herren.«

Gahalowood stand folgsam auf, aber es gab da noch ein paar Punkte, die ich gerne klären wollte, deshalb fragte ich: »Ihre Frau

hat sie geschlagen, nicht wahr?«

»Wie bitte?«, schrie Kellergan mit erstickter Stimme.

»Ihre Frau! Sie hat Nola verdroschen. Stimmt das?«

»Sie sind ja vollkommen verrückt! Sie …«

Ich fiel ihm ins Wort: »Nola ist Ende Juli 1975 ausgerissen. Sie ist abgehauen, aber Sie haben niemandem etwas davon gesagt, oder täusche ich mich? Warum? Haben Sie sich etwa geschämt? Warum haben Sie nicht die Polizei gerufen, als sie Ende Juli 1975 von zu Hause weggelaufen ist?«

Er setzte zu einer Erklärung an: »Ich wusste, dass sie zurückkommen würde … Und eine Woche später war sie ja auch wieder da!«

»Eine Woche später! Sie haben eine Woche gewartet! Dagegen haben Sie an dem Abend, an dem Nola verschwunden ist, schon eine Stunde nachdem Sie ihr Fehlen bemerkt haben, die Polizei gerufen. Warum?«

Jetzt brüllte ihr Vater: »Weil ich an dem Abend, als ich im Viertel nach ihr gesucht habe, von dem blutüberströmten Mädchen in der Side Creek Lane gehört und sofort einen Zusammenhang hergestellt habe! Was wollen Sie eigentlich von mir, Goldman? Ich habe keine Familie mehr, ich habe nichts mehr. Warum reißen Sie alte Wunden auf? Verschwinden Sie jetzt! Und zwar sofort!«

Unbeeindruckt fuhr ich fort: »Was war in Alabama passiert, Mr Kellergan? Warum sind Sie nach Aurora gezogen? Und was ist hier 1975 vorgefallen? Antworten Sie! Antworten Sie in Gottes Namen! Das sind Sie Ihrer Tochter schuldig!«

Kellergan sprang wie ein Verrückter auf und stürzte sich auf mich. Er packte mich mit einer Kraft an der Kehle, die ich ihm nie zugetraut hätte. »Verschwinden Sie aus meinem Haus!«, schrie er und stieß mich nach hinten. Wahrscheinlich wäre ich gestürzt, wenn Gahalowood mich nicht aufgefangen und hinausgezerrt hätte.

»Sind Sie übergeschnappt, Schriftsteller?«, schnauzte er mich an, als wir zu seinem Wagen zurückgingen. »Oder sind Sie einfach nur

total bescheuert? Wollen Sie alle unsere Zeugen gegen sich aufbringen?«

»Sie müssen zugeben, dass da etwas nicht stimmt …«

»Was stimmt da nicht? Wir haben seine Tochter als Schlampe hingestellt, und er wird wütend: Das ist ziemlich normal, oder nicht? Fast hätte er Ihnen eine gescheuert. Ganz schön rüstig, der Alte. So sieht er gar nicht aus.«

»Tut mir leid, Sergeant. Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist.«

»Und was sollte diese Geschichte mit Alabama?«, wollte er wissen.

»Ich hatte Ihnen schon davon erzählt: Ich bin fest davon überzeugt, dass es einen triftigen Grund dafür gab, warum die Kellergans aus Alabama weg- und hierhergezogen sind.«

»Ich werde mich erkundigen – wenn Sie mir versprechen, dass Sie sich in Zukunft vernünftig benehmen.«

»Wir schaffen es, oder, Sergeant? Ich meine, Harry ist doch quasi entlastet, oder?«

Gahalowood starrte mich an. »Wenn mich einer wirklich fertig macht, dann Sie, Schriftsteller. Ich mache hier meinen Job. Ich ermittle in zwei Mordfällen. Aber Sie, Sie sind offenbar vor allem vom Wunsch besessen, Quebert vom Vorwurf des Mordes an Nola zu entlasten, als wollten Sie dem Rest des Landes sagen: Ihr seht doch, dass er unschuldig ist! Was kann man diesem braven Schriftsteller denn vorwerfen? Unter anderem wirft man ihm vor, Goldman, dass er sich in ein fünfzehnjähriges Mädchen vergafft hat!«

»Das weiß ich! Ich muss ständig daran denken, stellen Sie sich vor!«

»Aber warum reden Sie dann nie darüber?«

»Ich bin sofort nach dem Skandal hierhergekommen, ohne nachzudenken. Dabei ging es mir vor allem um meinen Freund, um meinen alten Kameraden Harry. Unter normalen Umständen wäre ich höchstens zwei, drei Tage geblieben, um mein Gewissen zu beruhigen, und dann ruck, zuck nach New York zurückgefahren.«

»Und warum sind Sie noch hier und gehen mir auf die Nerven?«

»Weil Harry Quebert mein einziger Freund ist. Ich bin jetzt dreißig Jahre alt und habe nur ihn. Er hat mir alles beigebracht und war in den vergangenen zehn Jahren mein einziger Bruder im Geiste. Außer ihm habe ich niemanden.«

Ich glaube, jetzt tat ich Gahalowood leid, denn er lud mich zum Abendessen zu sich nach Hause ein. »Kommen Sie heute Abend zu uns, Schriftsteller. Wir ziehen in unseren Ermittlungen Bilanz und essen eine Kleinigkeit. Bei der Gelegenheit lernen Sie auch meine Frau kennen«, sagte er, doch sofort schlug er wieder seinen strengsten Ton an, als wurmte es ihn, zu nett gewesen zu sein, und schickte hinterher: »Ich meine, vor allem meine Frau wird sich freuen. Sie liegt mir schon die ganze Zeit damit in den Ohren, dass ich Sie mal zu uns einladen soll. Sie träumt davon, Sie kennenzulernen. Komischer Traum.«

Die Familie Gahalowood bewohnte ein hübsches kleines Haus im Osten von Concord. Helen, die Frau des Sergeants, war eine elegante, äußerst angenehme Person, also das genaue Gegenteil ihres Mannes. Sie empfing mich sehr freundlich. »Ihr Buch hat mir so gut gefallen«, sagte sie zu mir. »Sie ermitteln also wirklich zusammen mit Perry?« Ihr Mann brummte, dass nicht ich ermittelte, sondern er, der Chef, und ich sei bloß vom Himmel gefallen, um ihm das Leben schwer zu machen. Seine beiden heranwachsenden Töchter, die sehr entspannt wirkten, begrüßten mich höflich und verdrückten sich dann in ihr Zimmer.

Ich sagte zu Gahalowood: »Wie es aussieht, sind Sie der Einzige hier im Haus, der mich nicht mag.«

Er grinste. »Halten Sie die Klappe, Schriftsteller. Kommen Sie lieber mit nach draußen, und trinken Sie ein kühles Bierchen mit mir. Das Wetter ist so schön.«

Wir machten es uns auf der Terrasse in zwei Rattansesseln gemütlich und tranken nach und nach eine ganze Kühlbox leer. Gahalowood hatte noch seinen Anzug an, war aber in ein Paar alte

Pantoffeln geschlüpft. Es war ein sehr warmer Abend, auf der Straße hörte man Kinder spielen. Die Luft duftete angenehm nach Sommer.

»Sie haben wirklich eine hinreißende Familie«, sagte ich zu ihm.

»Danke. Und was ist mit Ihnen? Haben Sie eine Frau? Kinder?«

»Nein, nichts.«

»Einen Hund?«

»Nein.«

»Nicht mal einen Hund? Dann sind Sie wirklich verdammt einsam, Schriftsteller … Lassen Sie mich raten: Sie wohnen in einem viel zu großen Apartment in einem angesagten Viertel von New York. In einem großen Apartment, das immer leer ist.«

Ich versuchte gar nicht erst, es abzustreiten. »Früher kam mein Agent immer zum Baseballschauen zu mir. Wir haben uns Käsenachos gemacht. Das war schön. Aber ich weiß nicht, ob mein Agent nach dieser Geschichte noch etwas mit mir zu tun haben will. Ich habe seit zwei Wochen nichts von ihm gehört.«

»Sie haben die Hosen voll, was, Schriftsteller?«

»Ja, aber das Schlimmste ist, dass ich nicht weiß, wovor ich eigentlich Angst habe. Ich schreibe gerade mein neues Buch über diesen Fall. Das bringt mir mindestens eine Million Dollar ein und wird sich garantiert wahnsinnig gut verkaufen. Trotzdem bin ich zutiefst unglücklich. Was meinen Sie? Was soll ich tun?«

Leicht erstaunt sah er mich an. »Sie fragen jemanden, der fünfzigtausend Dollar im Jahr verdient, um Rat?«

»Ja.«

»Ich weiß nicht, was ich Ihnen raten soll, Schriftsteller.«

»Angenommen, ich wäre Ihr Sohn, was würden Sie mir raten?«

»Sie? Mein Sohn? Ich muss gleich kotzen. Sie sollten mal zum Psychiater gehen, Schriftsteller. Ich habe einen Sohn, müssen Sie wissen. Er ist jünger als Sie, erst zwanzig …«

»Das wusste ich nicht.«

Er kramte in seiner Tasche und zog ein kleines Foto heraus, das er auf ein Stück Pappe geklebt hatte, damit es nicht zerknickte. Darauf

war ein junger Mann in der Ausgehuniform der Marines zu sehen.

»Ihr Sohn ist beim Militär?«

»Zweite Infanteriedivision. Er ist im Irak stationiert. Den Tag, an dem er sich verpflichtet hat, werde ich nie vergessen. Auf dem Parkplatz des Einkaufszentrums hatte man ein mobiles Rekrutierungsbüro der US Army eingerichtet. Für ihn war die Sache klar: Er ist nach Hause gekommen und hat zu mir gesagt, dass er sich entschieden hat. Er wollte aufs College verzichten und in den Krieg ziehen. Wegen der Bilder vom 11. September, die immer noch in seinem Kopf rumspukten. Also habe ich eine Weltkarte geholt und ihn gefragt: ›Wo, bitte, ist der Irak?‹ Er hat geantwortet: ›Der Irak ist dort, wo man jetzt sein muss.‹ Was denken Sie, Marcus?« Es war das erste Mal, dass er mich beim Vornamen nannte. »Hatte er recht oder nicht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich auch nicht. Ich weiß nur, dass das Leben eine Abfolge von Entscheidungen ist, zu denen man hinterher stehen muss.«

Es war ein schöner Abend. Ich hatte mich seit Langem nicht mehr so geborgen gefühlt. Nach dem Essen saß ich ein Weilchen allein auf der Terrasse, während Gahalowood seiner Frau beim Aufräumen half. Inzwischen war es dunkel geworden, und ich sah den Großen Bären am tintenfarbenen Himmel blinken. Alles war ruhig. Die Kinder waren von der Straße verschwunden, nur noch das beruhigende Zirpen der Grillen war zu hören. Als Gahalowood sich wieder zu mir gesellte, zogen wir Bilanz bei den Ermittlungen. Bei der Gelegenheit erzählte ich ihm, dass Stern Harry mietfrei in Goose Cove hatte wohnen lassen.

»Derselbe Stern, der ein Verhältnis mit Nola hatte? Das ist sehr merkwürdig«, stellte er fest.

»Sie sagen es, Sergeant! Übrigens wusste damals jemand über Harry und Nola Bescheid. Harry hat mir erzählt, dass er bei dem großen Sommerball der Stadt auf einem Toilettenspiegel die

Aufschrift *Mädchenficker* entdeckt hat. Apropos, was ist eigentlich mit der Schrift auf dem Manuskript? Wann kriegen Sie das Ergebnis der grafologischen Untersuchung?«

»Nächste Woche, schätze ich.«

»Dann wissen wir bald mehr.«

»Ich bin den abschließenden Polizeibericht zu Nolas Vermissten-Meldung Punkt für Punkt durchgegangen«, berichtete Gahalowood, »und zwar den, den Chief Pratt abgefasst hat. Ich versichere Ihnen, darin werden weder Stern noch Harry erwähnt.«

»Das ist merkwürdig, weil mir sowohl Nancy Hattaway als auch Tamara Quinn bestätigt haben, dass sie Chief Pratt nach Nolas Verschwinden von ihren Vermutungen bezüglich Harry und Stern unterrichtet haben.«

»Der Bericht ist von Pratt persönlich unterzeichnet. Er wusste also Bescheid und hat nichts unternommen?«

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte ich.

Gahalowoods Blick verfinsterte sich. »Dass er womöglich auch etwas mit Nola Kellergan hatte.«

»Er auch? Sie glauben, dass … Um Himmels willen … Chief Pratt und Nola?«

»Das Erste, was wir morgen früh machen werden, Schriftsteller, ist, zu ihm zu gehen und ihn zu fragen.«

Am Donnerstagmorgen, den 3. Juli 2008, holte Gahalowood mich in Goose Cove ab, und wir fuhren zu Chief Pratts Haus im Mountain Drive. Pratt öffnete persönlich die Tür. Zuerst sah er nur mich und empfing mich herzlich. »Mr Goldman, wie schön, was führt Sie zu mir? In der Stadt erzählt man sich, dass Sie eigene Untersuchungen durchführen …«

Im Hintergrund hörte ich Amy fragen, wer da sei, und Pratt antwortete: »Es ist Goldman, der Schriftsteller.« Da erst bemerkte er Gahalowood wenige Schritte hinter mir und rief: »Aha, also handelt es sich um einen offiziellen Besuch …«

Gahalowood nickte. »Nur ein paar Fragen, Chief«, erklärte er. »Die Ermittlungen sind ins Stocken geraten, und uns fehlen ein paar Hinweise. Sie haben bestimmt Verständnis.«

Wir setzten uns ins Wohnzimmer. Amy Pratt kam uns begrüßen. Ihr Mann befahl ihr, ein wenig gärtnern zu gehen, also setzte sie sich einen Hut auf und verzog sich nach draußen. Eigentlich wäre die Szene amüsant gewesen, wäre die Stimmung im Pratt'schen Wohnzimmer nicht aus irgendeinem Grund, den ich mir in dem Augenblick noch nicht erklären konnte, mit einem Mal so angespannt gewesen.

Ich ließ Gahalowood die Befragung allein durchführen. Er war ein sehr guter Polizist und hatte trotz seiner latenten Aggressivität viel Ahnung von der menschlichen Psyche. Er begann mit ein paar harmlosen Fragen. Zum Beispiel bat er Pratt, ihm noch einmal kurz zu schildern, welche Ereignisse Nolas Verschwinden vorausgegangen waren. Doch Pratt verlor rasch die Geduld. Er sagte, das alles habe er 1975 in seinem Bericht geschrieben, und wir bräuchten ihn nur zu lesen.

Gahalowood hielt dagegen: »Tja, offen gestanden, habe ich Ihren Bericht gelesen, aber was ich darin gefunden habe, hat mich nicht überzeugt. Zum Beispiel weiß ich, dass die alte Quinn Ihnen erzählt hat, was sie über Harry und Nola wusste, aber in der Polizeiakte ist es mit keinem Wort erwähnt.«

Pratt ließ sich nicht so leicht aus der Fassung bringen. »Es stimmt, dass die alte Quinn zu mir gekommen ist. Sie hat gesagt, sie wüsste alles, und Harry würde wild über Nola phantasieren. Aber sie hatte keinen Beweis und ich auch nicht.«

»Sie lügen«, schaltete ich mich ein. »Sie hat Ihnen ein handgeschriebenes Blatt Papier von Harry gezeigt, das ihn eindeutig belastet hat.«

»Das hat sie mir ein einziges Mal gezeigt. Später ist es dann verschwunden. Sie hatte es nicht mehr. Was hätte ich tun sollen?«

»Und was ist mit Elijah Stern?«, fragte Gahalowood, ein wenig umgänglicher. »Was wussten Sie über Stern?«

»Stern?«, wiederholte Pratt. »Elijah Stern? Was hat er mit der Sache zu tun?«

Gahalowood hatte die Situation fest im Griff. Mit ruhiger Stimme, die keine Ausflüchte zuließ, sagte er: »Hören Sie mit dem Theater auf, Pratt, ich weiß alles. Ich weiß, dass Sie Ihre Ermittlungen nicht ordnungsgemäß durchgeführt haben. Ich weiß, dass Ihnen Tamara Quinn kurz nach dem Verschwinden des Mädchens von ihren Vermutungen bezüglich Quebert berichtet hat und dass Nancy Hattaway Ihnen erzählt hat, dass Nola eine Affäre mit Elijah Stern hatte. Sie hätten Quebert und Stern einlochen oder sie zumindest vernehmen, ihre Häuser durchsuchen, die Sache klären und das alles in Ihren Bericht aufnehmen müssen. Wie es sich gehört. Aber Sie haben nichts dergleichen getan! Warum? Sagen Sie schon, warum! Immerhin hatten Sie es mit einer ermordeten Frau und einem verschwundenen Mädchen zu tun!«

Ich merkte, dass er Pratt verunsichert hatte. Der Chief trat die Flucht nach vorn an und wurde laut: »Ich habe die Gegend wochenlang durchkämmt!«, polterte er los. »Sogar an meinen freien Tagen! Ich habe mich krummgelegt, um dieses Mädchen wiederzufinden! Also kommen Sie nicht zu mir nach Hause, um mich zu beleidigen und meine Arbeit infrage zu stellen! Polizisten tun so etwas untereinander nicht!«

»Sie haben jeden Stein umgedreht und den Meeresboden abgesucht«, fuhr Gahalowood fort. »Aber obwohl Sie wussten, dass es Personen gab, die Sie hätten verhören müssen, haben Sie es nicht getan! Warum, in Gottes Namen? Was hatten Sie sich selbst vorzuwerfen?«

Langes Schweigen. Ich sah Gahalowood an: Er war wirklich beeindruckend. Er fixierte Pratt mit einer Ruhe, wie sie einem gewaltigen Gewitter vorausgeht.

»Was hatten Sie sich vorzuwerfen?«, fragte er noch einmal. »Reden Sie! Reden Sie, um Himmels willen! Was war mit diesem Mädchen?«

Pratt wich unseren Blicken aus. Er stand auf und wandte uns den Rücken zu. Einen Moment lang sah er durchs Fenster seiner Frau zu, wie sie Gardenien von welken Blättern befreite.

»Es war Anfang August«, begann er mit kaum hörbarer Stimme. »Es war in den ersten Augusttagen dieses verfluchten Jahres 1975. Eines Nachmittags ist die Kleine – ob Sie es glauben oder nicht – in meinem Büro auf dem Revier aufgekreuzt. Es hat an die Tür geklopft, und Nola Kellergan ist eingetreten, ohne eine Antwort abzuwarten. Ich saß gerade am Schreibtisch und las in einer Akte. Ich war überrascht. Ich habe sie gegrüßt und gefragt, was los ist. Sie sah irgendwie seltsam aus und hat kein Wort gesagt. Sie hat die Tür zugemacht, den Schlüssel im Schloss umgedreht, mich angestarrt und ist auf den Schreibtisch zugekommen. Und dann …«

Pratt brach ab. Er war sichtlich aufgewühlt und brachte kein Wort mehr heraus. Gahalowood zeigte nicht das geringste Mitgefühl. Trocken fragte er: »Und was dann, Chief Pratt?«

»Ob Sie es glauben oder nicht, Sergeant: Sie ist unter den Schreibtisch gekrochen … Und dann … Dann hat sie meine Hose aufgemacht, meinen Penis herausgeholt und in den Mund genommen.«

Ich sprang auf. »Was soll das?«

»Es ist die Wahrheit! Sie hat mir einen geblasen, und ich habe sie gelassen. Sie hat gesagt: ›Entspannen Sie sich, Chief.‹ Und als alles vorbei war, hat sie sich den Mund abgewischt und gesagt: ›Jetzt sind Sie ein Verbrecher.‹«

Wir waren sprachlos. Deshalb also hatte Pratt weder Stern noch Harry verhört: weil er genau wie sie in die Sache verstrickt war.

Jetzt, wo er damit begonnen hatte, sein Gewissen zu erleichtern, hatte Pratt das Bedürfnis, sich alles von der Seele zu reden. Er gab an, dass es später noch zu einer zweiten Fellatio gekommen sei. Aber

während die Initiative bei der ersten von Nola ausgegangen sei, habe er sie beim nächsten Mal dazu genötigt. Er erzählte uns, dass Nola ihm begegnet war, als er allein auf Streife war. Sie ging in der Nähe von Goose Cove vom Strand nach Hause und schleppte eine Schreibmaschine mit. Er hatte ihr angeboten, sie heimzufahren, doch anstatt den Weg nach Aurora einzuschlagen, war er zum Wald bei Side Creek gefahren.

»Ein paar Wochen bevor sie verschwunden ist, war ich mit ihr in Side Creek. Ich habe am Waldrand geparkt, dorthin kam kein Mensch. Ich habe ihre Hand genommen, sie auf mein steifes Glied gelegt und sie gebeten, es mir noch mal zu machen. Ich habe die Hose geöffnet, die Hand in ihren Nacken gelegt und sie aufgefordert, mir einen zu blasen … Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist. Das verfolgt mich seit dreißig Jahren! Ich ertrage es nicht mehr! Nehmen Sie mich mit, Sergeant. Ich will verhört und verurteilt werden, ich will, dass mir vergeben wird. Verzeih mir, Nola! Verzeih mir!«

Als Amy Pratt ihren Mann in Handschellen aus dem Haus kommen sah, erhob sie ein Geschrei, das die ganze Nachbarschaft alarmierte. Neugierig kamen die Leute aus ihren Häusern und liefen in die Vorgärten, um zu sehen, was los war, und ich hörte, wie eine Frau ihren Mann rief, damit er das Spektakel nicht verpasste: »Die Polizei führt Gareth Pratt ab!«

Gahalowood verfrachtete Pratt in seinen Wagen und fuhr mit Sirenengeheul zum Hauptquartier der State Police in Concord. Ich stand auf dem Rasen der Pratts. Amy kniete heulend in ihren Gardenien, und die Nachbarn, die Nachbarn der Nachbarn und die ganze Straße, ja das ganze Viertel und bald auch die halbe Stadt versammelten sich vor dem Haus im Mountain Drive.

Noch ganz benommen von dem, was ich soeben erfahren hatte, setzte ich mich auf einen Hydranten und rief Roth an, um ihn ins Bild zu setzen. Ich hatte nicht den Mut, es Harry selbst zu sagen: Ich wollte nicht derjenige sein, der ihm diese Nachricht überbrachte. Das

übernahm in den darauffolgenden Stunden das Fernsehen. Sämtliche Nachrichtensender griffen die Meldung auf, und die nächste große Medienhatz begann: Gareth Pratt, der ehemalige Polizeichef von Aurora, hatte soeben sexuelle Handlungen mit Nola Kellergan gestanden. Das erweiterte die Liste der potenziell Verdächtigen in dem Fall. Am frühen Nachmittag rief mich Harry per R-Gespräch aus dem Gefängnis an. Er weinte und bat mich zu kommen. Er konnte es einfach nicht glauben.

Wenig später berichtete ich ihm im Besuchsraum des Gefängnisses von der Sache mit Chief Pratt. Harry war am Boden zerstört, Tränen liefen ihm übers Gesicht. Nach einer Weile sagte ich: »Das ist noch nicht alles … Ich glaube, es ist Zeit, dass Sie es erfahren …«

»Es erfahren? Was? Sie machen mir Angst, Marcus.«

»Ich habe doch neulich mit Ihnen über Stern gesprochen. Nun, ich war bei ihm zu Hause …«

»Und?«

»Ich habe dort ein Porträt von Nola gefunden.«

»Ein Porträt? Was für ein Porträt?«

»Stern besitzt ein Gemälde, auf dem Nola nackt dargestellt ist.« Ich hatte das vergrößerte Foto mitgenommen und zeigte es ihm.

»Das ist sie!«, heulte Harry auf. »Das ist Nola! Was hat das zu bedeuten? Was ist das für eine Schweinerei?«

Ein Wärter rief ihn zur Ordnung.

»Harry«, sagte ich, »versuchen Sie, ruhig zu bleiben.«

»Aber was hat Stern mit der ganzen Sache zu tun?«

»Das weiß ich auch nicht. Hat Nola mit Ihnen nie über ihn gesprochen?«

»Nein, nie!«

»Harry, soweit ich weiß, hatte Nola ein Verhältnis mit Elijah Stern. Und zwar auch im Sommer 1975.«

»Was? Was soll das heißen, Marcus?«

»Ich glaube … Also, wenn ich es richtig sehe … Harry, Sie müssen sich mit dem Gedanken vertraut machen, dass Sie vielleicht nicht der

einzige Mann in Nolas Leben waren.«

Jetzt rastete er völlig aus. Er sprang auf, schleuderte seinen Plastikstuhl gegen die Wand und schrie: »Niemals! Niemals! Sie hat *mich* geliebt! Haben Sie gehört? Mich!«

Die Wärter stürzten sich auf ihn, um ihn zu bändigen, und führten ihn ab. Ich hörte ihn noch brüllen: »Warum tun Sie das, Marcus? Warum ziehen Sie alles in den Schmutz? Ich verfluche Sie! Sie, Pratt und Stern!«

Nach diesem Vorfall machte ich mich daran, die Geschichte der fünfzehnjährigen Nola Kellergan niederzuschreiben, die einem ganzen amerikanischen Provinzstädtchen den Kopf verdreht hatte.

16.

Der Ursprung des Übels

Aurora, New Hampshire, 11.–20. August 1975

»Harry, wie lange braucht man, um ein Buch zu schreiben?«
»Das kommt darauf an.«
»Worauf?«
»Auf alles.«

11. August 1975

»Harry! Allerliebster Harry!« Sie kam mit dem Manuskript in der Hand ins Haus gelaufen. Es war früher Vormittag, noch nicht einmal neun Uhr. Harry stand in seinem Arbeitszimmer und wühlte in Papierstapeln. Sie stellte sich in den Türrahmen und schwenkte die Mappe mit den wertvollen Unterlagen.

»Wo war es?«, fragte Harry gereizt. »Wo zum Teufel hat das verdammte Manuskript gesteckt?«

»Entschuldigen Sie, mein allerliebster Harry … Bitte seien Sie mir nicht böse. Ich habe es gestern Abend mitgenommen. Sie haben schon geschlafen, und ich habe es mit nach Hause genommen, um es zu lesen. Das hätte ich nicht tun dürfen … Aber es ist so schön! Es ist großartig und so schön!«

»Es hat dir also gefallen?«

»Gefallen?«, rief sie. »Sie fragen mich, ob es mir gefallen hat? Ich bin hin und weg! Es ist das Schönste, was ich je gelesen habe. Sie sind ein außergewöhnlicher Schriftsteller! Dieses Buch wird ein ganz großes Buch! Und Sie werden berühmt, Harry. Hören Sie? Berühmt!«

Bei diesen Worten tanzte sie. Sie tanzte den Flur entlang bis ins Wohnzimmer und auf die Terrasse, denn sie war überglücklich. Sie richtete ihm den Tisch auf der Terrasse her: Sie wischte den Morgentau ab, breitete eine Tischdecke aus und bereitete seinen Arbeitsplatz mit Stiften, Heften, Entwürfen und handverlesenen Steinen vom Strand vor, die ihm als Briefbeschwerer dienten. Dann brachte sie Kaffee, Waffeln, Kekse und Obst und legte ein Kissen auf seinen Stuhl, damit er es bequem hatte. Sie vergewisserte sich, ob auch alles perfekt war, damit er unter bestmöglichen Umständen arbeiten konnte. Kaum hatte er sich an den Tisch gesetzt,

verschwand sie im Haus. Sie machte den Haushalt und kochte das Essen. Sie kümmerte sich um alles, damit er sich ganz aufs Schreiben konzentrieren konnte. Zwischendurch las sie Zug um Zug seine handgeschriebenen Seiten, nahm die eine oder andere Korrektur vor und tippte den Text anschließend mit einer Leidenschaft und Hingabe wie die loyalste Sekretärin der Welt auf ihrer Remington ins Reine. Erst wenn sie alle Aufgaben erledigt hatte, gestattete sie es sich, sich in Harrys Nähe zu setzen, allerdings nicht zu nah, um ihn nicht zu stören, und dann sah sie ihm glücklich beim Schreiben zu. Sie war die Frau des Schriftstellers.

An diesem Tag brach sie kurz nach Mittag auf. Wie immer erteilte sie ihm Anweisungen, bevor sie ihn allein ließ: »Ich habe Sandwiches für Sie gemacht. Sie stehen in der Küche. Und im Kühlschrank ist Eistee. Essen Sie ordentlich. Und ruhen Sie sich ein wenig aus, sonst bekommen Sie Kopfschmerzen. Sie wissen ja, was passiert, wenn Sie zu viel arbeiten, allerliebster Harry. Sie kriegen eine scheußliche Migräne, und dann sind Sie so reizbar.« Sie schlang die Arme um ihn.

»Kommst du später wieder?«, wollte Harry wissen.

»Nein, Harry. Ich habe zu tun.«

»Zu tun? Was denn? Warum gehst du so früh?«

»Ich habe zu tun, Punkt. Wir Frauen müssen uns ein paar kleine Geheimnisse bewahren. Das habe ich in einer Zeitschrift gelesen.«

Er grinste. »Nola …«

»Ja?«

»Danke.«

»Wofür, Harry?«

»Für alles. Ich … Ich schreibe ein Buch und verdanke es dir, dass ich endlich dazu in der Lage bin.«

»Allerliebster Harry, ich möchte das mein ganzes Leben lang machen: mich um Sie kümmern, für Sie da sein, Ihnen bei Ihren Büchern helfen, mit Ihnen eine Familie gründen! Stellen Sie sich vor,

wie glücklich wir alle zusammen wären! Wie viele Kinder wollen Sie, Harry?«

»Drei mindestens!«

»Ja! Oder auch vier! Zwei Jungs und zwei Mädchen, damit es nicht so viel Streit gibt. Ich möchte Mrs Nola Quebert werden! Die Frau, die auf ihren Mann so stolz ist wie keine andere auf der Welt!«

Sie verließ das Haus, ging die Auffahrt von Goose Cove und anschließend die Route 1 entlang. Auch diesmal bemerkte sie die im Dickicht versteckte Gestalt nicht, die ihr nachspionierte.

Zu Fuß brauchte sie eine halbe Stunde nach Aurora. Sie legte die Strecke zweimal täglich zurück. In der Stadt angekommen, bog sie in die Hauptstraße ein und folgte ihr zum kleinen Park, wo, wie vereinbart, Nancy Hattaway auf sie wartete.

»Warum ausgerechnet hier und nicht am Strand?«, maulte Nancy, als sie Nola sah. »Es ist so heiß!«

»Ich habe heute Nachmittag eine Verabredung …«

»Was? Sag bloß, du gehst wieder zu Stern!«

»Du sollst seinen Namen nicht sagen!«

»Du hast mich also wieder antreten lassen, damit ich dir ein Alibi verschaffe?«

»Komm schon, ich bitte dich, du musst mich decken …«

»Ständig soll ich dich decken!«

»Noch einmal! Nur noch ein einziges Mal! Bitte!«

»Geh nicht!«, beschwor Nancy sie. »Geh nicht zu diesem Kerl! Das muss ein Ende haben! Ich habe Angst um dich. Was macht ihr eigentlich bei ihm? Ihr habt Sex, oder? Ist es das?«

Nola setzte eine sanfte, beschwichtigende Miene auf. »Mach dir keine Sorgen, Nancy. Du deckst mich, okay? Versprich es mir! Du weißt, was passiert, wenn herauskommt, dass ich gelogen habe. Du weißt, was man dann zu Hause mit mir macht …«

Nancy seufzte resigniert. »Also gut. Ich warte hier, bis du zurück bist. Aber es darf nicht später als achtzehn Uhr dreißig werden, sonst krieg ich Ärger mit meiner Mutter.«

»Verstanden. Und falls man dir Fragen stellt – was haben wir gemacht?«

»Wir haben den ganzen Nachmittag hier verquatscht«, wiederholte Nancy wie ein Papagei. »Nola, ich habe es satt, für dich zu lügen!«, stöhnte sie. »Warum machst du das? Sag schon!«

»Weil ich ihn liebe! Ich liebe ihn so sehr! Für ihn würde ich alles tun!«

»Igitt, wie eklig! Ich will lieber gar nicht daran denken.«

Ein blauer Mustang tauchte in einer der Straßen auf, die an die Grünanlage grenzten, und hielt am Fahrbahnrand. Als Nola ihn erblickte, verkündete sie: »Da ist er. Ich muss los. Bis nachher, Nancy. Danke, du bist eine echte Freundin.«

Rasch lief sie zum Wagen und schlüpfte hinein. »Guten Tag, Luther«, sagte sie zum Fahrer, während sie sich auf die Rückbank setzte. Sofort fuhr der Wagen los und war gleich darauf verschwunden, ohne dass außer Nancy jemand etwas von diesem merkwürdigen Vorgang mitbekommen hatte.

Eine Stunde später fuhr der Mustang vor dem Herrenhaus von Elijah Stern in Concord vor. Luther führte das junge Mädchen ins Innere. Sie kannte den Weg bereits.

»Tfieh dich fon mal auf«, wies Luther sie höflich an. »Ich fage Mifter Ftern Befeid, daff du da bift.«

---

12. August 1975

Wie jeden Morgen seit der Reise nach Martha's Vineyard, wo er seine Inspiration wiedergefunden hatte, stand Harry bei Tagesanbruch auf und ging joggen, bevor er sich an die Arbeit setzte.

Wie jeden Morgen lief er bis nach Aurora. Und wie jeden Morgen legte er am Jachthafen eine Pause ein, um ein paar Liegestütze zu machen. Es war noch nicht einmal sechs Uhr. Die Stadt schlief. Er war absichtlich nicht am Clark's vorbeigelaufen, das um diese Zeit öffnete, weil er Jenny nicht begegnen wollte. Sie war toll und hatte es

nicht verdient, so von ihm behandelt zu werden. Eine Weile betrachtete er gedankenverloren den Ozean, der im Morgenlicht in den unglaublichsten Farben badete. Als er seinen Namen hörte, fuhr er zusammen.

»Harry? Es stimmt also: Du stehst so früh auf, um joggen zu gehen?«

Er drehte sich um. Es war Jenny in ihrer Arbeitskleidung aus dem Clark's. Sie kam näher und versuchte unbeholfen, ihn zu umarmen.

»Ich schaue mir einfach gern den Sonnenaufgang an«, gab er zur Antwort.

Sie lächelte. Wenn er den weiten Weg auf sich nahm, liebte er sie wohl doch ein bisschen, sagte sie sich.

»Willst du im Clark's einen Kaffee trinken?«, schlug sie vor.

»Danke, aber ich will nicht aus dem Rhythmus kommen …«

Sie ließ sich ihre Enttäuschung nicht anmerken. »Dann setzen wir uns doch wenigstens kurz.«

»Ich möchte nicht zu lang Pause machen.«

Traurig verzog sie das Gesicht. »Ich habe seit Tagen nichts von dir gehört! Und ins Clark's kommst du auch nicht mehr …«

»Tut mir leid. Mein Buch nimmt mich ganz in Beschlag.«

»Aber das Leben besteht doch nicht nur aus Büchern! Komm mich ab und zu besuchen, das würde mich freuen. Ich verspreche dir auch, dass meine Mutter dich in Ruhe lässt. Sie hätte dich deine Schulden nicht alle auf einmal bezahlen lassen sollen.«

»Macht nichts.«

»Ich muss jetzt los, wir öffnen um sechs. Möchtest du bestimmt keinen Kaffee?«

»Nein danke.«

»Kommst du vielleicht später vorbei?«

»Ich glaube, eher nicht.«

»Wenn du jeden Morgen hierherkommst, könnte ich am Jachthafen auf dich warten … Ich meine, wenn du willst. Nur, um dir Hallo zu sagen.«

»Mach dir keine Mühe.«

»In Ordnung. Auf jeden Fall arbeite ich heute bis fünfzehn Uhr. Falls du zum Schreiben kommen willst … Ich werde dich nicht stören, versprochen. Ich hoffe, du bist nicht sauer, weil ich mit Travis auf den Ball gegangen bin … Ich liebe ihn nicht, weißt du. Er ist nur ein Freund. Ich … Ich wollte dir etwas sagen, Harry: Ich liebe dich. Ich liebe dich, wie ich noch nie jemanden geliebt habe.«

»Sag das nicht, Jenny …«

Die Rathausuhr schlug sechsmal: Jenny war spät dran. Sie küsste ihn auf die Wange und eilte davon. Sie hätte ihm nicht sagen sollen, dass sie ihn liebte. Sie bereute es bereits und kam sich dumm vor. Während sie die Straße zum Clark's hinaufging, drehte sie sich um, um ihm zuzuwinken, aber er war schon verschwunden. Wenn er doch noch im Clark's vorbeikam, sagte sie sich, hieße das, dass er sie ein kleines bisschen liebte, dass nicht alles verloren war. Sie legte einen Schritt zu, aber kurz vor dem Scheitelpunkt der Steigung sprang hinter einem Holzzaun eine große, krumme Gestalt hervor und versperrte ihr den Weg. Jenny stieß einen entsetzten Schrei aus, doch gleich darauf erkannte sie Luther.

»Luther! Hast du mich erschreckt!« Eine Straßenlaterne beleuchtete sein schiefes Gesicht und seine kräftige Statur.

»Waf … Waf will er von dir?«

»Nichts, Luther …«

Er packte ihren Arm: »Mach … Mach dich nicht über mich luftig! Waf will er von dir?«

»Er ist ein Freund! Lass mich jetzt los, Luther! Herrgott, du tust mir weh! Lass mich los, oder ich sage es!«

Er lockerte seine Umklammerung und fragte: »Haft du über meinen Vorflag nachgedacht?«

»Die Antwort lautet Nein, Luther! Ich will nicht, dass du mich malst! Und jetzt lass mich vorbei, oder ich sage, dass du dich hier herumtreibst, und dann kriegst du Ärger.«

Sofort ließ Luther von ihr ab und rannte wie ein wild gewordenes Tier im Morgengrauen davon. Der Schreck saß Jenny in den Knochen und sie fing an zu weinen. Sie hastete zum Restaurant, doch bevor sie durch die Tür trat, wischte sie sich die Augen trocken, damit ihre Mutter, die bereits da war, nichts merkte.

Harry war anschließend einmal durch die ganze Stadt gelaufen und trabte nun die Route 1 nach Goose Cove entlang. Unterwegs dachte er über Jenny nach. Er durfte ihr keine falschen Hoffnungen machen. Sie tat ihm sehr leid. An der großen Kreuzung ließen ihn seine Beine im Stich. Die Muskeln waren bei der Pause am Jachthafen ausgekühlt, und er fühlte Krämpfe aufsteigen. Allein stand er am Rand der menschenleeren Straße. Schon bereute er es, dass er bis Aurora gejoggt war, denn er konnte sich nicht vorstellen, noch bis nach Goose Cove zurückzulaufen. In diesem Augenblick hielt ein blauer Mustang neben ihm. Der Fahrer ließ die Scheibe herunter, und Harry erkannte Luther Caleb.

»Brauchen Fie Hilfe?«

»Ich bin zu weit gelaufen … Ich denke, ich habe mich übernommen.«

»Fteigen Fie ein. Ich fahre Fie nach Haufe.«

»Was für ein Glück, dass ich Sie getroffen habe«, seufzte Harry, als er sich auf den Beifahrersitz sinken ließ. »Was machen Sie so früh in Aurora?«

Caleb antwortete nicht. Wortlos fuhr er seinen Gast nach Goose Cove. Kaum hatte er Harry zu Hause abgesetzt, machte er mit seinem Mustang kehrt, aber anstatt nach Concord zu fahren, bog er nach links in Richtung Aurora ab und fuhr gleich darauf in einen kleinen Waldweg. Im Schutz der Kiefern ließ Caleb den Wagen stehen, huschte zwischen den Baumreihen hindurch und versteckte sich in der Nähe des Hauses im Gebüsch. Es war Viertel nach sechs. Er lehnte sich an einen Baumstamm und wartete.

Gegen neun Uhr traf Nola in Goose Cove ein, um sich um ihren Liebsten zu kümmern.

---

13. August 1975

»Wissen Sie, Dr. Ashcroft, das passiert mir immer wieder, und danach mache ich mir jedes Mal Vorwürfe.«

»Wie kommt das?«

»Ich weiß auch nicht. Es bricht irgendwie aus mir heraus. Es ist wie ein Zwang, den ich nicht unterdrücken kann. Ich bin ganz unglücklich darüber. Ganz unglücklich! Aber ich kann nichts dagegen tun.«

Dr. Ashcroft sah Tamara Quinn prüfend an, dann fragte er: »Sind Sie in der Lage, den Menschen zu sagen, was Sie für sie empfinden?«

»Ich … Nein. Das tue ich nie.«

»Warum nicht?«

»Weil sie es sowieso wissen.«

»Sind Sie sich sicher?«

»Natürlich!«

»Woher sollen sie es wissen, wenn Sie es ihnen nicht sagen?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, Herr Doktor …«

»Weiß Ihre Familie, dass Sie zu mir kommen?«

»Nein! Nein! Ich … Das geht sie nichts an.«

Er nickte. »Hören Sie, Mrs Quinn, Sie sollten aufschreiben, was in Ihnen vorgeht. Schreiben kann beruhigend wirken.«

»Das tue ich, ich schreibe alles auf. Seit wir darüber gesprochen haben, schreibe ich alles in ein Heft, das ich wie meinen Augapfel hüte.«

»Und? Hilft es Ihnen?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht ein bisschen.«

»Darüber reden wir nächste Woche. Die Zeit ist um.«

Tamara Quinn erhob sich und verabschiedete sich mit einem Händedruck von ihrem Arzt. Dann verließ sie die Praxis.

14. August 1975

Es war gegen elf Uhr. Nola saß seit dem frühen Vormittag in Goose Cove auf der Terrasse und tippte auf der Remington eifrig die handgeschriebenen Blätter ab, während Harry ihr gegenüber weiterschrieb. »Das ist gut!«, rief sie zwischendurch immer wieder begeistert. »Das ist wirklich sehr gut!« Statt einer Antwort lächelte Harry. Er fühlte sich unglaublich inspiriert.

Es war heiß. Nola fiel auf, dass Harry nichts mehr zu trinken hatte, und ging in die Küche, um einen Eistee zuzubereiten. Kaum war sie im Haus verschwunden, tauchte auf der Terrasse ein Besucher auf, der außen herumgegangen war: Elijah Stern.

»Harry Quebert, Sie arbeiten zu viel!«, schmetterte Stern zur Begrüßung. Harry fuhr zusammen, denn er hatte ihn nicht kommen hören. Eisiger Schrecken befiel ihn: Niemand durfte Nola hier sehen.

»Elijah Stern!«, rief Harry, so laut er konnte, damit Nola es hörte und im Haus blieb.

»Harry Quebert!«, wiederholte, noch lauter, Elijah Stern, der nicht verstand, warum Harry so schrie. »Ich habe an der Tür geklingelt, aber vergeblich. Als ich Ihren Wagen sah, habe ich mir gesagt, dass Sie vielleicht auf der Terrasse sind, und habe mir erlaubt, ums Haus zu gehen.«

»Das haben Sie gut gemacht!«, brüllte Harry aus vollem Hals.

Sterns Blick fiel auf die Papiere und die Schreibmaschine auf der anderen Seite des Tisches.

»Sie schreiben und tippen gleichzeitig?«, erkundigte er sich neugierig.

»Ja. Ich … Ich schreibe parallel an mehreren Seiten.«

Stern ließ sich auf einen Stuhl fallen. Er war nass geschwitzt. »An mehreren Seiten gleichzeitig? Wenn das nicht genial ist! Stellen Sie sich vor, ich war in der Gegend und habe mir gesagt, dass ich doch einen Abstecher nach Aurora machen könnte. Es ist eine so nette

Stadt! Also habe ich den Wagen in der Hauptstraße stehen lassen und einen Spaziergang gemacht. Und siehe da: Ich bin bis hierher marschiert, bestimmt aus alter Gewohnheit.«

»Dieses Haus, Elijah, ist einfach unglaublich … Es ist ein märchenhafter Ort.«

»Ich freue mich, dass Sie bleiben konnten.«

»Danke für Ihre Großzügigkeit. Ich stehe tief in Ihrer Schuld.«

»Danken Sie mir nicht, Sie schulden mir nichts.«

»Eines Tages werde ich genügend Geld haben und Ihnen das Haus abkaufen.«

»Umso besser, Harry, umso besser. Nichts wünsche ich Ihnen mehr. Ich würde mich freuen, wenn Sie es mit Leben erfüllen würden. Sie müssen entschuldigen, aber ich bin klatschnass und halb verdurstet.«

Nervös sah Harry Richtung Küche. Er hoffte, dass Nola sie gehört hatte und sich nicht blicken ließ. Er musste unbedingt einen Weg finden, Stern loszuwerden. »Außer Wasser kann ich Ihnen leider nichts anbieten …«

Stern lachte schallend. »Macht nichts, mein Freund … Ich habe mir schon gedacht, dass Sie hier nichts zu essen und zu trinken haben. Und genau das macht mir Sorge: Schreiben ist schön und gut, aber passen Sie auf, dass Sie nicht vom Fleisch fallen! Es wird höchste Zeit, dass Sie heiraten, damit Sie jemanden haben, der sich um Sie kümmert. Wissen Sie was? Fahren Sie mich zurück in die Stadt, und ich lade Sie zum Mittagessen ein. Dann können wir ein bisschen plaudern. Aber natürlich nur, wenn Sie Lust haben …«

»Gern!«, erwiderte Harry erleichtert. »Sehr gern sogar! Ich hole nur rasch den Autoschlüssel.«

Harry ging ins Haus. Als er an der Küche vorbeikam, sah er, dass Nola sich unter dem Tisch versteckt hatte. Sie schenkte ihm ein wundervolles, komplizenhaftes Lächeln und legte den Finger auf die Lippen. Er lächelte zurück und ging wieder nach draußen zu Stern.

Sie fuhren mit dem Chevrolet zum Clark's. Dort setzten sie sich auf die Terrasse und ließen sich Eier, Toasts und Pancakes bringen. Jennys Augen leuchteten auf, als sie Harry sah. Er hatte sich ewig nicht blicken lassen.

»Es ist verrückt«, sagte Stern. »Eigentlich wollte ich wirklich nur ein paar Schritte gehen, und plötzlich war ich in Goose Cove. Es war, als hätte mich die Landschaft in sich hineingesaugt.«

»Der Küstenabschnitt zwischen Aurora und Goose Cove ist aber auch wirklich schön«, antwortete Harry. »Ich kann mich nicht daran sattsehen.«

»Sind Sie dort oft unterwegs?«

»Fast jeden Morgen. Ich gehe joggen. Das ist eine schöne Art, den Tag zu beginnen. Ich stehe im Morgengrauen auf und laufe mit der aufgehenden Sonne – ein tolles Gefühl.«

»Sie sind ja ein richtiger Sportler, mein Lieber. Ich wünschte, ich hätte Ihre Disziplin.«

»Ein Sportler? Na, ich weiß nicht … Vorgestern zum Beispiel habe ich auf dem Rückweg von Aurora schreckliche Krämpfe bekommen. An Weiterlaufen war nicht zu denken. Zum Glück habe ich Ihren Fahrer getroffen. Er hat mich netterweise nach Hause gefahren.«

Stern lächelte verkniffen. »Luther war vorgestern früh hier?«, fragte er.

Jenny unterbrach sie, um Kaffee nachzuschenken, und verschwand sogleich wieder.

»Ja«, fuhr Harry fort. »Ich war auch überrascht, ihn so früh in Aurora zu sehen. Wohnt er hier in der Gegend?«

Stern antwortete ausweichend: »Nein, er wohnt auf meinem Besitz. Es gibt dort ein Nebengebäude fürs Personal. Aber er mag die Gegend hier. Man muss auch wirklich zugeben, dass Aurora im Morgenlicht wunderschön ist.«

»Hatten Sie nicht gesagt, dass er sich um die Rosensträucher in Goose Cove kümmert? Ich habe ihn nämlich noch nie dabei gesehen …«

»Aber den Pflanzen geht es doch prächtig, oder nicht? Er ist eben sehr diskret.«

»Dabei bin ich viel zu Hause … Eigentlich fast immer.«

»Luther ist ein diskreter Mensch.«

»Ich habe mich gefragt, was ihm wohl zugestoßen ist. Er spricht so merkwürdig …«

»Ein Unfall … eine alte Geschichte. Er hat große Qualitäten, wissen Sie? Er sieht vielleicht zum Fürchten aus, aber er hat eine schöne Seele.«

»Daran zweifle ich nicht.«

Jenny kam erneut, um die noch vollen Tassen nachzufüllen. Sie schob den Serviettenhalter zurecht, füllte den Salzstreuer auf und tauschte die Ketchupflasche aus. Bevor sie wieder im Innern verschwand, lächelte sie Stern zu und machte Harry ein kleines Zeichen.

»Geht es voran mit Ihrem Buch?«, erkundigte sich Stern.

»Sehr gut sogar. Danke nochmals, dass Sie mir das Haus überlassen haben. Es inspiriert mich sehr.«

»Sie meinen, vor allem dieses Mädchen inspiriert Sie sehr«, sagte Stern grinsend.

»Wie bitte?«, presste Harry hervor.

»Ich habe für diese Dinge einen guten Riecher. Sie vögeln sie, oder?«

»Ich … Ich bitte um Verzeihung?«

»Nun machen Sie nicht so ein Gesicht, mein Freund. Es ist doch nichts dabei. Jenny, die Kellnerin … Sie vögeln sie, nicht wahr? Wenn man sich ansieht, wie sie sich benimmt, seit wir hier sind, lässt sie sich bestimmt von einem von uns beiden vögeln. Da ich aber weiß, dass ich es nicht bin, bleiben Sie übrig. Ha, ha! Gut gemacht. Eine nette Kleine. Sie sehen, mir entgeht nichts.«

Quebert zwang sich zu einem Lachen. »Jenny und ich sind nicht zusammen«, sagte er erleichtert. »Sagen wir, wir hatten einen kurzen Flirt. Sie ist ein liebes Mädchen, aber unter uns gesagt, ich langweile

mich mit ihr ein bisschen … Ich würde gern jemanden finden, in den ich richtig verliebt bin, jemand Besonderes, eine, die anders als die anderen ist …«

»Pah, um Sie mache ich mir keine Sorgen. Sie finden bestimmt irgendwann den seltenen Diamanten, der Sie glücklich macht.«

Während Harry und Stern beim Mittagessen saßen, ging Nola mit ihrer Schreibmaschine auf der Route 1 in der prallen Sonne nach Hause. Von hinten näherte sich ein Auto und hielt neben ihr. Es war Chief Pratt am Steuer eines Polizeifahrzeugs aus Aurora.

»Wo willst du denn mit der Schreibmaschine hin?«, fragte er leicht belustigt.

»Heim, Chief.«

»Zu Fuß? Woher zum Teufel kommst du? Egal: Steig ein, ich bringe dich hin.«

»Danke, Chief, aber ich gehe lieber zu Fuß.«

»Sei nicht albern. Es ist mörderisch heiß.«

»Nein danke, Chief.«

Chief Pratts Stimme klang plötzlich aggressiv: »Warum willst du nicht, dass ich dich nach Hause fahre? Steig ein, sage ich! Na, los!«

Nola gehorchte, und Pratt forderte sie auf, sich neben ihn auf den Beifahrersitz zu setzen. Statt jedoch in die Stadt zu fahren, wendete er.

»Wohin fahren wir, Chief? Aurora liegt in der anderen Richtung.«

»Keine Sorge, meine Kleine. Ich will dir nur etwas Schönes zeigen. Du hast doch keine Angst, oder? Ich will dir eine schöne Stelle im Wald zeigen. Du willst sie doch sehen, oder nicht? Das wird dir gefallen.«

Nola verstummte. Chief Pratt fuhr bis Side Creek, bog in einen Waldweg ein und parkte im Schutz der Bäume. Er schnallte den Gürtel auf, öffnete den Hosenschlitz, packte Nola am Nacken und befahl ihr, es ihm noch mal so gut zu machen wie neulich in seinem Büro.

15. August 1975

Um acht Uhr morgens ging Louisa Kellergan ins Zimmer ihrer Tochter. Nola erwartete sie schon, sie saß in Unterwäsche auf dem Bett. Heute war der Tag. Sie wusste es. Louisa schenkte ihrer Tochter ein liebevolles Lächeln. »Du weißt, warum ich es tue, Nola …«

»Ja, Mutter.«

»Es ist nur zu deinem Besten, damit du ins Paradies kommst. Du willst doch ein Engel werden, oder nicht?«

»Ich weiß nicht, ob ich ein Engel werden will, Mutter.«

»Red keinen Unsinn. Komm mit, mein Schatz.«

Nola erhob sich und folgte ihrer Mutter gehorsam ins Bad. Die große Blechwanne stand mit Wasser gefüllt auf dem Boden.

Nola betrachtete ihre Mutter: Sie war eine schöne Frau mit herrlichen, blonden Locken. Alle fanden, dass sie sich besonders ähnlich sahen.

»Ich liebe dich, Mutter«, sagte Nola.

»Ich liebe dich auch, mein Schatz.«

»Es tut mir leid, dass ich ein böses Mädchen bin.«

»Du bist kein böses Mädchen.«

Nola kniete vor der Wanne nieder. Ihre Mutter nahm ihren Kopf und tauchte ihn unter. Langsam und mit ernster Miene zählte sie bis zwanzig, dann zog sie Nolas Kopf an den Haaren aus dem eiskalten Wasser. Nola schrie in panischer Angst.

»Komm schon, Tochter, du musst Buße tun. Noch einmal«, sagte Louisa und tauchte Nolas Kopf erneut ins eisige Wasser.

Der Reverend hatte sich in die Garage verzogen und hörte seine Musik.

Er war schockiert über das, was er gerade gehört hatte. »Deine Mutter hält deinen Kopf unter Wasser?«, fragte Harry bestürzt.

Es war Mittag. Nola war gerade erst nach Goose Cove gekommen. Sie hatte den ganzen Vormittag geweint, und obwohl sie sich vor ihrer Ankunft die Tränen aus den geröteten Augen gewischt hatte, war Harry sofort aufgefallen, dass etwas nicht stimmte.

»Sie taucht meinen Kopf in die große Blechwanne«, erzählte Nola. »Das Wasser ist eiskalt! Sie taucht meinen Kopf hinein und drückt ihn unter Wasser. Ich glaube jedes Mal, ich muss sterben … Ich kann nicht mehr, Harry. Helfen Sie mir …«

Sie schmiegte sich an ihn. Harry schlug vor, hinunter an den Strand zu gehen. Der Strand heiterte sie immer auf. Er holte die Blechdose mit der Aufschrift *SOUVENIR AUS ROCKLAND, MAINE*, und sie gingen zu den Felsen, um die Möwen zu füttern. Danach setzten sie sich in den Sand und betrachteten den Horizont.

»Ich will fortgehen, Harry!«, rief Nola. »Ich will, dass Sie mich ganz weit von hier wegbringen!«

»Fortgehen?«

»Sie und ich, ganz weit weg. Sie haben gesagt, dass wir irgendwann fortgehen. Ich will irgendwohin, wo ich mich vor der Welt verstecken kann. Wollen Sie nicht mit mir weit weg von hier sein? Lassen Sie uns fortgehen, ich flehe Sie an! Sagen wir, am Ende dieses schrecklichen Monats am 30., dann haben wir genau fünfzehn Tage, um alles vorzubereiten.«

»Am 30.? Du willst, dass wir beide zusammen am 30. August durchbrennen? Ist das nicht Wahnsinn?«

»Wahnsinn? Wahnsinn ist, in diesem elenden Nest leben zu müssen! Wahnsinn ist, sich so zu lieben, wie wir es tun, und es nicht zu dürfen! Wahnsinn ist, dass wir uns verstecken müssen wie seltsame Tiere! Ich kann nicht mehr, Harry! Ich gehe auf jeden Fall weg. Am 30. August verlasse ich abends diese Stadt. Ich halte es hier nicht länger aus. Kommen Sie mit, ich flehe Sie an! Lassen Sie mich nicht allein!«

»Und wenn uns jemand aufhält?«

»Wer sollte uns aufhalten? In zwei Stunden sind wir in Kanada. Aus welchem Grund sollte man uns aufhalten? Fortzugehen ist kein Verbrechen. Fortzugehen bedeutet, frei zu sein, und wer kann uns daran hindern, frei sein zu wollen? Die Freiheit ist das Fundament Amerikas! Sie ist in unserer Verfassung verankert. Ich gehe, Harry, so viel steht fest. In fünfzehn Tagen bin ich weg. Am Abend des 30. August verlasse ich diese Unglücksstadt. Kommen Sie mit?«

Ohne nachzudenken, antwortete er: »Ja! Natürlich! Ich kann mir nicht mehr vorstellen, ohne dich zu leben. Am 30. August brechen wir zusammen auf.«

»Oh, allerliebster Harry, ich bin ja so glücklich! Aber was wird aus Ihrem Buch?«

»Mein Buch ist fast fertig.«

»Fast fertig? Das ist ja phantastisch! Wie schnell Sie vorangekommen sind!«

»Das Buch ist nicht mehr wichtig. Wenn ich mit dir fliehe, glaube ich nicht, dass ich Schriftsteller bleiben kann. Aber was soll's? Alles, was zählt, bist du! Alles, was zählt, sind wir! Alles, was zählt, ist glücklich zu sein!«

»Natürlich werden Sie immer Schriftsteller sein! Wir werden das Manuskript per Post nach New York schicken! Ich liebe Ihren neuen Roman! Es ist wahrscheinlich der schönste Roman, den ich je zu lesen bekommen habe. Sie werden ein ganz großer Schriftsteller werden. Ich glaube an Sie! Also am 30.? In fünfzehn Tagen. In fünfzehn Tagen hauen wir ab, Sie und ich, nach Kanada! Wir werden so glücklich sein, Sie werden sehen. Die Liebe, Harry, ist das Einzige, was ein Leben wirklich schön machen kann. Alles andere ist überflüssig.«

---

18. August 1975

Er saß hinter dem Steuer seines Streifenwagens und beobachtete sie durch die Fensterscheibe des Clark's. Seit dem Ball hatten sie kaum

miteinander gesprochen. Sie hielt Abstand zu ihm, und das machte ihn traurig. Seit einigen Tagen wirkte sie besonders unglücklich. Er fragte sich, ob es womöglich etwas mit ihm zu tun hatte, aber dann fiel ihm ein, wie er sie einmal in Tränen aufgelöst auf ihrer Veranda angetroffen und sie ihm erzählt hatte, dass ihr ein Mann wehgetan hatte. Was genau hatte sie mit »wehtun« gemeint? Ob sie Sorgen hatte? Oder, schlimmer: War sie geschlagen worden? Von wem? Was war los? Er beschloss, all seinen Mut zusammenzunehmen und mit ihr zu reden. Wie immer wartete er, bis sich das Diner ein wenig geleert hatte, bevor er sich hineintraute. Als er schließlich eintrat, räumte Jenny gerade einen Tisch ab.

»Hallo, Jenny«, sagte er mit klopfendem Herzen.

»Hallo, Travis.«

»Wie geht's?«

»Gut.«

»Wir haben uns seit dem Ball nicht oft gesehen«, sagte er.

»Ich hatte hier alle Hände voll zu tun.«

»Ich wollte dir sagen, dass ich mich sehr gefreut habe, dein Tanzpartner zu sein.«

»Danke.« Sie wirkte bedrückt.

»Jenny, du bist mir gegenüber in letzter Zeit so abweisend.«

»Nein, Travis … Ich … Das hat nichts mit dir zu tun.«

Sie dachte an Harry. Sie dachte Tag und Nacht an ihn. Warum wies er sie zurück? Vor ein paar Tagen war er mit Elijah Stern hier gewesen und hatte kaum ein Wort an sie gerichtet. Sie hatte sehr wohl bemerkt, dass die beiden sich lustig über sie gemacht hatten.

»Jenny, du weißt, dass du mir alles erzählen kannst, wenn du Sorgen hast.«

»Ich weiß. Du bist so nett zu mir, Travis. Aber jetzt muss ich den Tisch hier fertig machen.« Sie steuerte auf die Küche zu.

»Warte«, sagte Travis.

Er wollte sie am Handgelenk festhalten. Obwohl er sie sanft anfasste, stieß Jenny vor Schmerz einen Schrei aus und ließ die

Teller fallen. Sie gingen auf dem Boden zu Bruch. Travis hatte nichts ahnend auf den riesigen Bluterguss gefasst, der sich auf ihrem Arm abzeichnete, seit Luther ihn so fest gepackt hatte, weshalb sie trotz der Hitze lange Ärmeln trug.

»Das tut mir wirklich leid«, entschuldigte sich Travis und machte sich eilig daran, die Scherben vom Boden aufzusammeln.

»Das war nicht deine Schuld.«

Er begleitete sie in die Küche und holte einen Besen, um im Gastraum aufzukehren. Als er zurückkam, wusch sich Jenny gerade die Hände, und da sie die Ärmel hochgeschoben hatte, damit sie nicht nass wurden, konnte er den bläulichen Abdruck an ihrem Handgelenk sehen.

»Was ist das?«, fragte er.

»Nichts. Ich habe mich neulich an der Schwingtür gestoßen.«

»Gestoßen?«, explodierte Travis. »Erzähl mir keinen Blödsinn! Jemand hat dich geschlagen! Wer war es?«

»Das ist nicht wichtig.«

»Und ob es wichtig ist! Ich verlange, dass du mir sagst, wer der Mann ist, der dir so wehgetan hat. Sag es mir! Ich gehe hier erst weg, wenn ich es weiß.«

»Es … Es war Luther Caleb, Sterns Fahrer. Er … Neulich früh war er wütend. Er hat mich am Handgelenk gepackt und mir wehgetan. Aber weißt du, das war keine Absicht. Er hat seine Kraft unterschätzt.«

»Das ist schlimm, Jenny! Sehr schlimm! Ich will, dass du mich sofort benachrichtigst, wenn er sich hier wieder blicken lässt!«

---

20. August 1975

Singend ging sie die Auffahrt von Goose Cove entlang. Eine süße Vorfreude erfüllte sie: In zehn Tagen würden sie zusammen fortgehen. In zehn Tagen würde sie endlich richtig zu leben anfangen. Sie zählte die Nächte bis zum großen Tag: Er war zum

Greifen nah. Als sie das Haus am Ende des Kieswegs erblickte, beschleunigte sie den Schritt, denn sie hatte es eilig, Harry wiederzusehen. Sie bemerkte nicht die im Dickicht versteckte Gestalt, die sie beobachtete. Sie betrat das Haus, ohne zu klingeln, wie sie es in letzter Zeit immer tat.

»Allerliebster Harry!«, rief sie, um sich anzukündigen.

Keine Antwort. Das Haus wirkte verlassen. Sie rief noch einmal. Stille. Sie sah im Ess- und im Wohnzimmer nach, fand ihn jedoch nicht. Auch in seinem Arbeitszimmer und auf der Terrasse war er nicht. Also ging sie die Treppe zum Strand hinunter und rief dort nach ihm. Vielleicht war er schwimmen gegangen? Das tat er manchmal, wenn er zu viel gearbeitet hatte. Doch auch am Strand war niemand. Sie spürte, wie sich Unruhe in ihr breitmachte. Wo konnte er nur sein? Sie kehrte ins Haus zurück und rief erneut. Nichts. Sie sah in allen Zimmern im Erdgeschoss nach und ging dann nach oben. Als sie die Tür zum Schlafzimmer öffnete, sah sie ihn auf dem Bett sitzen und einen Stapel Papiere lesen.

»Harry? Hier sind Sie! Seit zehn Minuten suche ich Sie überall …«

Er fuhr zusammen, als er sie hörte. »Entschuldige, Nola, ich habe gelesen … Ich habe dich nicht gehört.« Er stand auf, schob die Blätter in seinen Händen zusammen und legte sie in eine Schublade der Kommode.

Mit einem Lächeln fragte sie: »Und was lesen Sie so Spannendes, dass Sie nicht mal gehört haben, wie ich im Haus nach Ihnen gerufen habe?«

»Nichts Wichtiges.«

»Ist das die Fortsetzung Ihres Romans? Zeigen Sie her!«

»Nichts Wichtiges, ich zeige es dir gelegentlich.«

Sie sah ihn schelmisch an. »Sind Sie sich sicher, dass alles in Ordnung ist, Harry?«

Er lachte. »Es ist alles in Ordnung, Nola.«

Sie gingen an den Strand. Nola wollte die Möwen sehen. Sie breitete die Arme wie Flügel aus und lief in großen Kreisen umher.

»Ich wollte, ich könnte fliegen, Harry! Nur noch zehn Tage! In zehn Tagen fliegen wir davon! Wir gehen für immer aus dieser Unglücksstadt fort!«

Sie glaubten sich allein am Strand. Weder Harry noch Nola ahnten, dass Luther Caleb sie von oberhalb der Felsen aus dem Wald beobachtete. Er wartete, bis sie ins Haus zurückkehrten, bevor er sein Versteck verließ. Dann rannte er die Auffahrt von Goose Cove entlang und zu seinem im parallel verlaufenden Waldweg geparkten Mustang. Er fuhr nach Aurora, hielt vor dem Clark's und stürzte hinein. Er musste unbedingt mit Jenny reden. Jemand musste davon erfahren. Er hatte eine böse Vorahnung. Aber Jenny wollte ihn nicht sehen.

»Luther? Du solltest nicht herkommen«, sagte sie zu ihm, als er an der Theke auftauchte.

»Jenny … Ef tut mir leid wegen neulich früh. Ich hätte deinen Arm nicht fo feft anpacken dürfen.«

»Ich habe davon einen blauen Fleck bekommen.«

»Ef tut mir fo leid.«

»Du musst jetzt gehen.«

»Nein, warte …«

»Ich habe dich angezeigt, Luther. Travis hat gesagt, wenn du dich in der Stadt blicken lässt, soll ich ihn anrufen, und dann kriegst du es mit ihm zu tun. Du gehst jetzt besser, bevor er dich hier sieht.«

Der hünenhafte Luther wirkte gekränkt. »Du haft mich angefeigt?«

»Ja. Du hast mir neulich früh solche Angst eingejagt …«

»Aber ich muff dir waf Wichtigef erfählen …«

»Es gibt nichts Wichtiges, Luther, und jetzt geh …«

»Ef geht um Harry Quebert …«

»Um Harry?«

»Ja, fag mir, waf du von Harry Quebert hälft.«

»Warum willst du das wissen?«

»Trauft du ihm?«

»Ob ich ihm traue? Aber sicher. Warum fragst du mich das?«

»Ich muff dir waf fagen …«

»Mir was sagen? Was denn?«

Gerade als Luther antworten wollte, fuhr ein Polizeiauto auf den Platz gegenüber vom Clark's.

»Das ist Travis!«, rief Jenny. »Verschwinde, Luther, schnell! Ich will nicht, dass du Ärger bekommst.«

Luther nahm auf der Stelle Reißaus. Jenny sah, wie er in sein Auto stieg und davonraste. Kurz darauf kam Travis hereingestürmt.

»Habe ich da gerade Luther Caleb gesehen?«, fragte er.

»Ja«, antwortete Jenny. »Aber er wollte nichts von mir. Er ist ein netter Kerl. Ich bereue es, dass ich ihn angezeigt habe.«

»Ich habe dir gesagt, du sollst mich benachrichtigen! Niemand hat das Recht, Hand an dich zu legen! Niemand!« Travis rannte zu seinem Wagen zurück.

Jenny lief ihm nach und hielt ihn auf dem Gehsteig zurück. »Ich flehe dich an, Travis, tu ihm nichts! Bitte! Ich glaube, er hat es jetzt kapiert.«

Travis starrte sie an, und plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Deshalb war sie in letzter Zeit so unnahbar. »Nein, Jenny … Sag mir nicht, dass du …«

»Dass ich was?«

»Dass du auf diesen Spinner stehst!«

»Wie bitte?«

»Herrgott, wie konnte ich nur so dämlich sein!«

»Aber, Travis. Was redest du da?«

Er hörte ihr schon nicht mehr zu, sondern stieg in den Wagen und fuhr wie ein Verrückter mit Blaulicht und heulender Sirene los.

Auf der Route 1 bemerkte Luther auf der Höhe der Side Creek Lane im Rückspiegel das Polizeiauto, das ihn mittlerweile eingeholt hatte. Ängstlich hielt er am Straßenrand. Travis sprang wütend aus seinem Auto. Tausend Gedanken gingen ihm durch den Kopf: Wie konnte

Jenny sich von diesem Monstrum angezogen fühlen? Wie konnte sie ihm diesen Kerl vorziehen? Er, der alles für sie tat, der in Aurora geblieben war, um in ihrer Nähe zu sein, war von diesem Typen ausgestochen worden! Er befahl Luther, aus dem Wagen zu steigen, und taxierte ihn von oben bis unten.

»Du Monster! Du hast dich an Jenny vergriffen!«

»Nein, Travif. Ich verfpreche dir, ef ift nicht fo, wie du denkft.«

»Ich habe den blauen Fleck an ihrem Arm gesehen!«

»Ich habe auf Verfehen fu feft fugepackt. Ef tut mir wirklich leid. Ich will keinen Ärger.«

»Keinen Ärger? Du machst den Ärger! Du bumst sie, was?«

»Wie?«

»Jenny und du – ihr treibt es zusammen, oder?«

»Nein! Nein!«

»Ich tue alles, um sie glücklich zu machen, und du bumst sie? Herrgott noch mal, was läuft auf dieser Welt nur schief?«

»Travif … Ef ift überhaupt nicht fo, wie du denkft.«

»Halt's Maul!«, schrie Travis, packte Luther am Kragen und stieß ihn zu Boden.

Er wusste nicht recht, was er jetzt tun sollte. Er dachte an Jenny und daran, dass sie ihn abgewiesen hatte. Er fühlte sich erniedrigt und elend. Aber er war auch wütend, denn er hatte es satt, dass alle ständig auf ihm herumtrampelten. Es war Zeit, sich wie ein Mann zu benehmen. Also zog er den Schlagstock aus seinem Gürtel, hob den Arm und drosch wie ein Verrückter auf Luther ein.

15.

Vor dem Sturm

»Was halten Sie davon?«

»Nicht schlecht. Aber ich glaube, Sie messen den Wörtern zu viel Bedeutung bei.«

»Den Wörtern? Aber um die geht es doch beim Schreiben, oder nicht?«

»Ja und nein. Der Sinn eines Wortes ist wichtiger als das Wort selbst.«

»Wie meinen Sie das?«

»Nun, ein Wort ist ein Wort, und Wörter gehören allen. Sie brauchen nur ein Wörterbuch aufzuschlagen und eines auszuwählen. Ab da wird es interessant: Sind Sie imstande, diesem Wort eine besondere Bedeutung zu verleihen?«

»Wie das?«

»Suchen Sie sich ein Wort aus, und wiederholen Sie es in einem Ihrer Bücher bei jeder Gelegenheit. Nehmen wir zum Beispiel das Wort *Möwe*. Dann werden die Leute über Sie sagen: ›Du weißt schon, Goldman, der Typ, der über die Möwen schreibt.‹ Und irgendwann kommt der Moment, wo diese Menschen beim Anblick von Möwen plötzlich an Sie denken müssen. Sie werden diese kleinen kreischenden Vögel

ansehen und sich fragen: ›Was findet Goldman bloß an ihnen?‹ Schon bald werden sie *Möwen* mit *Goldman* assoziieren und müssen jedes Mal beim Anblick von Möwen an Ihr Buch und Ihr gesamtes Werk denken. Sie werden diese Vögel künftig mit anderen Augen sehen. Erst dann wissen Sie, dass Sie wirklich schreiben können. Wörter sind Allgemeingut, bis Sie beweisen, dass Sie imstande sind, sie sich anzueigenen. Das ist es, was einen Schriftsteller ausmacht. Und Sie werden sehen, Marcus: Manche Leute werden Sie davon überzeugen wollen, dass das Buch Ihr Verhältnis zu den Wörtern darstellt, aber das ist falsch: In Wirklichkeit geht es um das Verhältnis zu den Menschen.«

Montag, 7. Juli 2008, Boston, Massachusetts

Vier Tage nach Chief Pratts Festnahme traf ich mich mit Roy Barnaski in einem Nebenzimmer des Bostoner Park-Plaza-Hotels, um für mein Buch über den Fall Harry Quebert einen Vertrag über eine Million Dollar zu unterzeichnen. Douglas war ebenfalls anwesend. Er schien über den glücklichen Ausgang der ganzen Angelegenheit sehr erleichtert.

»Das Blatt hat sich gewendet«, sagte Barnaski zu mir. »Der große Goldman hat sich endlich wieder an die Arbeit gemacht. Applaus, bitte!«

Ich erwiderte nichts darauf, sondern zog lediglich einen Papierstoß aus meiner Aktenmappe und überreichte ihn. Er setzte ein breites Lächeln auf. »Das sind also Ihre berühmten ersten fünfzig Seiten …«

»Ja.«

»Sie gestatten, dass ich mir die Zeit nehme, einen Blick darauf zu werfen?«

»Aber gern.«

Douglas und ich verließen den Raum, damit Barnaski in Ruhe lesen konnte, und gingen hinunter an die Hotelbar, wo wir dunkles Bier vom Fass bestellten.

»Wie geht's dir, Marc?«, fragte mich Douglas.

»Geht so. Die letzten vier Tage waren verrückt …«

Er nickte und legte noch eins drauf: »Die ganze Geschichte ist total verrückt! Du hast keine Ahnung, was dein Buch für einen Erfolg haben wird! Barnaski weiß das, darum bietet er dir so viel Kohle. Eine Million Dollar ist nichts im Vergleich zu dem, was er dabei rausholen kann. Wenn du wüsstest, was in New York los ist: Alle reden nur über diesen Fall. Die Filmstudios planen bereits einen Film, alle Verlage wollen ein Buch über Quebert bringen. Aber jeder

weiß auch, dass eigentlich nur du dieses Buch schreiben kannst. Du bist der Einzige, der Harry kennt, und auch der Einzige, der Aurora von innen heraus kennt. Barnaski will sich diese Geschichte unbedingt sichern. Er sagt, wenn er der Erste ist, der ein Buch darüber bringt, könnte Nola Kellergan zur Galionsfigur von Schmid & Hanson werden.«

»Was hälst du davon?«, fragte ich Douglas.

»Dass es für einen Schriftsteller eine aufregende Sache ist. Und eine schöne Gelegenheit, den Ungeheuerlichkeiten, die über Quebert verbreitet wurden, etwas entgegenzusetzen. Das war doch ursprünglich dein Wunsch: ihn zu verteidigen, oder?«

Ich nickte und warf einen Blick über unsere Köpfe in Richtung der höheren Etagen, in denen Barnaski gerade dabei war, einen Teil meines Berichts kennenzulernen, für den die Ereignisse der letzten Tage noch einmal richtig Stoff geliefert hatten.

---

3. Juli 2008, vier Tage vor Unterzeichnung des Vertrags

Seit Chief Pratts Festnahme waren ein paar Stunden vergangen. Ich befand mich auf der Rückfahrt vom Staatsgefängnis, wo Harry kurz zuvor aus der Haut gefahren war und mir beinahe seinen Stuhl ins Gesicht geschleudert hätte, nachdem ich ihn von der Existenz eines Aktgemäldes von Nola im Haus von Elijah Stern in Kenntnis gesetzt hatte. Ich parkte vor dem Haus in Goose Cove, und als ich aus dem Wagen stieg, fiel mir sofort der Zettel im Türrahmen auf: wieder einer dieser Briefe. Doch diesmal war der Ton ein anderer:

Letzte Warnung, Goldman

Ich gab nichts darauf: erste oder letzte Warnung, was machte das schon für einen Unterschied? Ich warf den Zettel in der Küche in den Mülleimer und schaltete den Fernseher ein: Überall wurde über die Festnahme von Chief Pratt berichtet. Es wurden Zweifel an den

Ermittlungen geäußert, die er seinerzeit geleitet hatte, und die Frage gestellt, ob der ehemalige Polizeichef die Recherchen womöglich bewusst vernachlässigt hatte.

Es dämmerte bereits, und ein schöner, lauer Abend kündigte sich an, einer von diesen Abenden, an denen man eigentlich mit Freunden feiern und riesige Steaks auf den Grill werfen und Bier trinken sollte. Freunde hatte ich keine, aber ich bildete mir ein, zumindest ein Steak und Bier im Haus zu haben. Ich machte den Kühlschrank auf, aber der war leer. Ich hatte vergessen, einkaufen zu gehen. Ich hatte mich selbst vergessen. Da wurde mir klar, dass mein Kühlschrank so wie damals der von Harry war: der Kühlschrank eines Junggesellen. Ich bestellte eine Pizza und aß sie auf der Terrasse. Immerhin hatte ich bereits die Terrasse und das Meer, fehlten also nur noch der Grill, ein paar Kumpels und eine Freundin, um den Abend perfekt zu machen. Da bekam ich einen Anruf von einem meiner wenigen Freunde, von dem ich allerdings seit einiger Zeit nichts mehr gehört hatte: Douglas.

»Was gibt's Neues, Marc?«

»Was es Neues gibt? Zwei Wochen lang hast du dich nicht gerührt! Wo hast du gesteckt? Scheiße, bist du mein Agent, oder nicht?«

»Ich weiß, Marc. Tut mir leid. Das war eine schwierige Zeit, ich meine, für dich und mich. Aber wenn du mich immer noch als Agent haben willst, wäre es mir eine Ehre, unsere Zusammenarbeit fortzuführen.«

»Klar. Ich habe nur eine Bedingung: dass du weiterhin mit mir zu Hause die Baseballmeisterschaften anschaust.«

Er lachte. »Geht klar. Du kümmerst dich ums Bier und ich mich um die Käsenachos.«

»Barnaski hat mir einen fetten Vertrag angeboten«, sagte ich.

»Ich weiß, er hat es mir erzählt. Wirst du ihn annehmen?«

»Ich denke, schon.«

»Barnaski ist sehr aufgeregt. Er will dich so schnell wie möglich sehen.«

»Mich sehen? Warum?«

»Um den Vertrag zu unterschreiben.«

»Jetzt schon?«

»Ja. Ich glaube, er will sichergehen, dass du schon angefangen hast. Die Frist wird diesmal kurz sein, du wirst beim Schreiben also Gas geben müssen. Barnaski sitzt der Präsidentenwahlkampf im Genick. Fühlst du dich dazu in der Lage?«

»Wird schon gehen. Ich habe wieder mit dem Schreiben angefangen. Aber ich weiß nicht genau, was ich schreiben soll: Soll ich alles erzählen, was ich weiß? Dass Harry vorhatte, mit dem Mädchen durchzubrennen? Diese Geschichte ist der totale Wahnsinn, Doug. Du hast ja keine Ahnung!«

»Die Wahrheit, Marc. Erzähl einfach die Wahrheit über Nola Kellergan.«

»Und wenn diese Wahrheit Harry schadet?«

»Als Schriftsteller hast du die Pflicht, die Wahrheit zu schreiben, selbst wenn sie unangenehm ist. Das ist mein Rat als Freund.«

»Und dein Rat als Agent?«

»Riskiere nicht deinen Arsch! Pass auf, dass du am Ende nicht so viele Prozesse am Hals hast, wie es Einwohner in New Hampshire gibt. Du hast mir doch erzählt, dass die Kleine von ihren Eltern geschlagen wurde, oder?«

»Ja, von ihrer Mutter.«

»Dann schreib einfach nur, dass Nola ein *unglückliches, misshandeltes kleines Mädchen* war. Alle Welt wird kapieren, dass ihre Eltern für diese Misshandlungen verantwortlich waren, aber du hast es nicht ausdrücklich gesagt. Also kann dir auch niemand am Zeug flicken.«

»Aber die Mutter spielt in der Geschichte eine wichtige Rolle.«

»Mein Rat als Agent, Marc: Du brauchst bombensichere Beweise, sonst ziehst du bei einem Prozess den Kürzeren, und ich glaube, du hattest in den letzten Monaten schon genug Scherereien. Finde einen vertrauenswürdigen Zeugen, der dir bestätigt, dass die Mutter das

letzte Miststück war und das Mädchen grün und blau geschlagen hat. Andernfalls rede nur vom *unglücklichen, misshandelten kleinen Mädchen*. Wir wollen doch vermeiden, dass ein Richter zustimmt, den Verkauf des Buchs wegen übler Nachrede auszusetzen. Bei Pratt dagegen, von dem jetzt alle Welt weiß, was er getan hat, kannst du bis ins letzte schmutzige Detail gehen. Das fördert den Absatz.«

Barnaski schlug vor, sich am Montag, den 7. Juli, in Boston zu treffen. Die Stadt hatte den Vorteil, dass sie nur eine Flugstunde von New York und zwei Autostunden von Aurora entfernt lag. Ich ging auf seinen Vorschlag ein. Mir blieben also noch vier Tage, um pausenlos zu schreiben, damit ich ihm ein paar Kapitel präsentieren konnte.

»Ruf mich an, wenn du irgendwas brauchst«, sagte Douglas noch, bevor er auflegte.

»Mache ich, danke. Doug, warte …«

»Ja?«

»Du hast früher immer die Mojitos gemixt, weißt du noch?«

Ich hörte ihn schmunzeln. »Und ob!«

»Das war eine schöne Zeit, oder?«

»Es ist immer noch eine schöne Zeit, Marc. Wir haben ein tolles Leben, auch wenn es zwischendurch Phasen gibt, die ein bisschen schwieriger sind.«

---

1. Dezember 2006, New York City

»Doug, kannst du noch ein paar Mojitos machen?«

Hinter meiner Küchentheke stieß Douglas, der sich eine Schürze mit einer nackten Frau darauf umgebunden hatte, Wolfsgeheul aus, griff nach der Rumflasche und goss den Inhalt in einen mit zerstoßenem Eis gefüllten Shaker.

Das war drei Monate nachdem mein erstes Buch erschienen war. Ich war ganz oben angekommen. Zum fünften Mal in den drei Wochen, seit ich das Apartment im Village bezogen hatte, gab ich zu

Hause eine Party. In meinem Wohnzimmer drängten sich Dutzende von Leuten, von denen ich nicht mal ein Viertel kannte. Aber ich liebte das. Douglas übernahm es, die Gäste mit Mojitos abzufüllen, ich kümmerte mich um die White Russians, den einzigen Cocktail, den ich je für trinkbar gehalten hatte.

»Was für ein Abend!«, sagte Douglas zu mir. »Ist das der Doorman, der da in deinem Wohnzimmer tanzt?«

»Ja, ich habe ihn eingeladen.«

»Und Lydia Gloor ist auch hier – wow! Ist dir das eigentlich klar? Lydia Gloor ist in deinem Apartment!«

»Wer ist Lydia Gloor?«

»Großer Gott, Marc, das musst du doch wissen! Sie ist die zurzeit angesagteste Schauspielerin, sie spielt in dieser Fernsehserie mit, die alle Welt sieht … Na gut, anscheinend alle Welt außer dir. Wie hast du es geschafft, sie herzukriegen?«

»Keine Ahnung. Die Leute klingeln, und ich mache ihnen die Tür auf. *Mi casa es tu casa*!«

Mit Petits Fours und Drinks bewaffnet, ging ich zurück ins Wohnzimmer. Durch die Fenster sah ich es schneien und bekam plötzlich Lust, an die frische Luft zu gehen. Nur im Hemd trat ich auf den Balkon. Es war eiskalt. Ich nahm die Unermesslichkeit New Yorks und die Abermillionen von Lichtpunkten in mich auf und schrie aus Leibeskräften: »Ich bin Marcus Goldman!«

Da hörte ich hinter mir eine Stimme: Sie gehörte einer hübschen Blondine meines Alters, die ich noch nie gesehen hatte. »Marcus Goldman, dein Telefon klingelt«, sagte sie zu mir.

Ihr Gesicht kam mir bekannt vor. »Ich habe dich schon mal irgendwo gesehen, stimmt’s?«, fragte ich sie.

»Wahrscheinlich im Fernsehen.«

»Bist du Lydia Gloor …?«

»Ja.«

»Oh, Mann …!«

Ich bat sie, brav auf dem Balkon zu warten, und eilte ans Telefon. »Hallo?«

»Marcus? Hier ist Harry.«

»Harry! Wie schön, Sie zu hören! Wie geht es Ihnen?«

»Nicht übel. Ich hatte einfach Lust, Ihnen Hallo zu sagen. Was für ein Lärm im Hintergrund … Haben Sie Gäste? Vielleicht kommt mein Anruf ungelegen …«

»Ich schmeiße eine kleine Party in meinem neuen Apartment.«

»Sie haben Montclair den Rücken gekehrt?«

»Ja, ich habe mir ein Apartment im Village gekauft. Sie müssen es sich unbedingt ansehen kommen, der Blick ist atemberaubend.«

»Das glaube ich gern. Jedenfalls hört es sich so an, als hätten Sie Spaß. Das freut mich für Sie. Sie haben bestimmt viele Freunde.«

»Haufenweise! Und das ist noch nicht alles. Stellen Sie sich vor: Auf meinem Balkon wartet eine unglaublich gut aussehende Schauspielerin auf mich. Ha, ha, ich kann es kaum glauben! Das Leben ist zu schön, Harry, viel zu schön. Und Sie? Was machen Sie heute Abend?«

»Ich … Ich geb ein kleines Fest für ein paar Freunde. Es gibt Steaks und Bier. Was will man mehr? Wir amüsieren uns gut, nur Sie fehlen. Aber jetzt klingelt es an der Tür, Marcus. Die nächsten Gäste sind da. Ich muss auflegen und aufmachen gehen. Ich weiß gar nicht, ob alle ins Haus passen, dabei ist es alles andere als klein!«

»Ich wünsche Ihnen einen schönen Abend, Harry. Ich rufe Sie an, versprochen!«

Ich ging zurück auf den Balkon. An diesem Abend begann ich, Lydia Gloor, die meine Mutter später nur noch »die Fernsehschauspielerin« nennen sollte, zu »daten«. In Goose Cove ging Harry die Tür öffnen. Es war der Pizzabote. Harry nahm seine Bestellung entgegen und setzte sich zum Essen vor den Fernseher.

Wie versprochen, rief ich ihn nach diesem Abend zurück, doch zwischen den beiden Telefonaten lag etwa mehr als ein Jahr. Es war jetzt Februar 2008.

»Hallo?«

»Harry, ich bin es, Marcus.«

»Ah, Marcus! Sind Sie es wirklich? Kaum zu glauben! Seit Sie ein Star sind, lassen Sie nichts mehr von sich hören. Vor einem Monat habe ich versucht, Sie zu erreichen, aber Ihre Sekretärin hat mich wissen lassen, dass Sie für niemanden zu sprechen sind.«

Ich erwiderte unumwunden: »Mir geht's schlecht, Harry. Ich glaube, ich kann nicht mehr schreiben.« Er wurde schlagartig ernst.

»Was reden Sie da, Marcus?«

»Ich weiß nicht mehr, was ich schreiben soll. Ich bin erledigt. Schreibhemmung … seit Monaten … vielleicht einem Jahr.«

Er stimmte ein warmes, beruhigendes Lachen an. »Eine geistige Blockade, Marcus, das meinen Sie! Schreibhemmung klingt genauso albern wie Ladehemmung beim Sex: Das Genie kriegt die Panik, genau wie Ihr Schwanz schlapp macht, wenn Sie gerade mit einer Ihrer Verehrerinnen Schubkarre spielen wollen und zu sehr daran denken wie Sie ihr einen Orgasmus verschaffen, den man auf der Richterskala messen kann. Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf über die Genialität, reihen Sie einfach nur ein Wort ans andere. Die Genialität kommt dann von ganz allein.«

»Meinen Sie?«

»Da bin ich mir sicher. Aber Sie sollten Ihr mondänes Leben mit den Cocktailpartys ein wenig zurückfahren. Schreiben ist eine ernste Angelegenheit. Ich dachte, das hätte ich Ihnen eingebläut.«

»Aber ich arbeite hart! Ich tue nichts anderes mehr! Und trotzdem kommt nichts dabei heraus.«

»Tja, das liegt daran, dass Ihnen die richtige Umgebung fehlt. New York ist schön und gut, aber die Stadt ist viel zu laut. Warum kommen Sie nicht hierher, so wie damals, als Sie noch bei mir studiert haben?«

4.–6. Juli 2008

In den Tagen vor meinem Treffen mit Barnaski in Boston hatten die Ermittlungen spektakuläre Fortschritte gemacht.

Zuerst wurde Chief Pratt beschuldigt, sexuelle Handlungen mit einer Jugendlichen unter sechzehn vorgenommen zu haben, und am Tag nach seiner Verhaftung gegen Kaution freigelassen. Er quartierte sich vorübergehend in einem Motel in Montburry ein, denn Amy hatte die Stadt verlassen und war zu ihrer Schwester in einen anderen Bundesstaat gezogen. Pratts weitere Vernehmung bestätigte, dass ihm nicht nur Tamara Quinn den bei Harry gefundenen Text über Nola gezeigt hatte, sondern dass Nancy Hattaway ihm überdies mitgeteilt hatte, was sie über Elijah Stern wusste. Pratt hatte beide Spuren absichtlich vernachlässigt, weil er befürchtete, dass sich Nola einer oder beiden bezüglich der Vorgänge im Polizeiauto anvertraut haben könnte, und er hatte sich nicht womöglich belasten wollen, indem er sie verhörte. Allerdings schwor er, nichts mit den Morden an Nola und Deborah Cooper zu tun und die Nachforschungen ansonsten auf untadelige Weise durchgeführt zu haben.

Anhand dieser Erklärungen gelang es Gahalowood, bei der Staatsanwaltschaft den Befehl für eine Hausdurchsuchung auf dem Anwesen von Elijah Stern zu erwirken, die am Freitagmorgen, den 4. Juli – also dem Nationalfeiertag – erfolgte. Das Gemälde von Nola wurde im Atelier gefunden und sichergestellt. Elijah Stern wurde zwar zur Vernehmung aufs Revier der State Police gebracht, aber nicht angeklagt. Trotzdem stachelte diese Entwicklung die Neugier der Öffentlichkeit noch mehr an, denn nach der Verhaftung des berühmten Schriftstellers Harry Quebert und des ehemaligen Polizeichefs von Aurora, Gareth Pratt, wurde nun auch der reichste Mann New Hampshires mit dem Tod der kleinen Kellergan in Verbindung gebracht.

Gahalowood lieferte mir einen detaillierten Bericht über Sterns Vernehmung: »Ein beeindruckender Mann«, sagte er. »Die Ruhe in Person. Er hatte seiner Armee von Anwälten sogar befohlen, draußen

zu warten. Diese Präsenz und dann dieser stahlblaue Blick – ich habe mich fast unwohl gefühlt, dabei gehören solche Übungen für mich weiß Gott zur Routine. Ich habe ihm das Gemälde gezeigt, und er hat mir bestätigt, dass es sich bei der dargestellten Person um Nola handelt.«

»Weshalb befand sich dieses Gemälde bei Ihnen?«, hatte Gahalowood ihn gefragt.

Stern hatte erwidert, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt: »Weil es mir gehört. Gibt es in diesem Staat ein Gesetz, das es einem verbietet, sich Gemälde an die Wand zu hängen?«

»Nein. Aber es ist das Bildnis eines jungen Mädchens, das ermordet wurde.«

»Und wenn ich ein Gemälde von John Lennon besäße, der ebenfalls ermordet wurde – wäre das schlimm?«

»Sie wissen genau, was ich meine, Mr Stern. Woher stammt das Gemälde?«

»Einer meiner früheren Angestellten hat es gemalt: Luther Caleb.«

»Und warum hat er es angefertigt?«

»Weil er gern malte.«

»Wann ist es entstanden?«

»Im Sommer 1975. Im Juli oder August, wenn mich die Erinnerung nicht trügt.«

»Also kurz bevor die Kleine verschwunden ist.«

»Ja.«

»Wie hat er es gemalt?«

»Mit Pinseln, nehme ich an.«

»Hören Sie gefälligst auf, sich dumm zu stellen. Woher kannte er Nola?«

»Jeder in Aurora kannte Nola. Er hat sie als Inspiration genommen, um dieses Bild zu malen.«

»Und es hat Sie nicht gestört, dass bei Ihnen das Gemälde eines verschwundenen Mädchens hing?«

»Nein. Es ist ein gutes Bild. So etwas nennt man *Kunst*. Und wahre Kunst ist verstörend. Die angepasste Kunst ist das Resultat einer von politischer Korrektheit verseuchten, degenerierten Menschheit.«

»Sie sind sich darüber im Klaren, dass Ihnen der Besitz eines Kunstwerks, das eine Fünfzehnjährige nackt darstellt, Ärger einbringen könnte, Mr Stern?«

»Nackt? Weder ihre Brüste noch ihre Schamgegend sind zu sehen.«

»Aber es ist offensichtlich, dass sie nackt ist.«

»Sind Sie bereit, diesen Standpunkt auch vor Gericht zu vertreten, Sergeant? Sie wissen genauso gut wie ich, dass Sie damit nicht durchkommen.«

»Ich möchte nur herausfinden, warum Luther Caleb Nola Kellergan gemalt hat.«

»Das habe ich Ihnen schon gesagt: Er malte gern.«

»Kannten Sie Nola Kellergan?«

»Ein bisschen, wie jeder in Aurora.«

»Nur ein bisschen?«

»Nur ein bisschen.«

»Sie lügen, Mr Stern. Ich habe Zeugen, die aussagen, dass Sie ein Verhältnis mit ihr hatten und sie zu sich bringen ließen.«

Stern hatte schallend gelacht. »Haben Sie Beweise für das, was Sie da vorbringen? Das bezweifle ich, weil es nämlich nicht stimmt. Ich habe die Kleine nie angerührt. Hören Sie, Sergeant, Sie tun mir leid. Sie treten bei Ihren Ermittlungen offenbar auf der Stelle und müssen sich Ihre Verdächtigungen aus den Fingern saugen, deshalb helfe ich Ihnen auf die Sprünge. Es war Nola Kellergan, die mich angesprochen hat. Sie ist eines Tages zu mir gekommen und hat gesagt, dass sie Geld brauchte. Sie hat eingewilligt, für ein Gemälde zu posieren.«

»Sie haben sie fürs Posieren bezahlt?«

»Ja. Luther war ein begnadeter Maler. Er besaß ungeheueres Talent! Er hatte für mich schon vorher wunderschöne Bilder gemalt, etwa Ansichten von New Hampshire oder Alltagsszenen aus unserem schönen Amerika, und ich war ganz begeistert. Meiner Meinung nach hätte Luther einer der großen Maler dieses Jahrhunderts werden können. Ich habe mir gesagt, er könnte etwas Grandioses schaffen, wenn er dieses wunderschöne Mädchen malt. Der Beweis: Wenn ich das Gemälde jetzt verkaufe, bringt es mir durch den ganzen Wirbel um diesen Fall bestimmt ein bis zwei Millionen Dollar ein. Kennen Sie viele zeitgenössische Künstler, die ihre Werke für zwei Millionen Dollar verkaufen?«

Nach diesen Ausführungen hatte Stern verkündet, er habe nun genug Zeit verplempert und das Verhör sei beendet. Dann war er mit seiner Anwaltsschar im Schlepptau davongerauscht und hatte Gahalowood stumm und um eine ungeklärte Frage in seinen Ermittlungen reicher sitzen lassen.

»Haben Sie dafür eine Erklärung, Schriftsteller?«, fragte mich Gahalowood, nachdem er mir Sterns Vernehmung wortgetreu wiedergegeben hatte. »Die Kleine kreuzt eines Tages bei Stern auf und schlägt vor, sich für Kohle malen zu lassen. Nehmen Sie ihm das ab?«

»Das ist doch absurd. Wofür hätte sie das Geld brauchen sollen? Für die Flucht?«

»Vielleicht … Aber sie hat ja nicht einmal ihre Ersparnisse mitgenommen! In ihrem Zimmer steht eine Keksdose mit hundertzwanzig Dollar darin.«

»Was haben Sie eigentlich mit dem Gemälde gemacht?«, fragte ich.

»Das behalten wir noch eine Weile. Es ist ein Beweisstück.«

»Wozu, wenn Stern nicht angeklagt wird?«

»Als Beweis gegen Caleb.«

»Sie haben ihn also ernsthaft in Verdacht?«

»Keine Ahnung, Schriftsteller. Stern hat Nola malen lassen, Pratt hatte mit ihr Oralsex, aber welches Motiv hätten sie gehabt, Nola zu töten?«

»Die Angst, dass sie reden könnte?«, mutmaßte ich. »Vielleicht hatte sie gedroht, alles zu erzählen, und aus Panik hat einer der beiden sie erschlagen und anschließend im Wald vergraben.«

»Aber warum dann dieser Vermerk auf dem Manuskript? *Adieu, allerliebste Nola.* Das stammt von jemandem, der die Kleine geliebt hat. Und der Einzige, der sie geliebt hat, war Quebert. Alles führt uns zu Quebert. Was ist, wenn bei Quebert, nachdem er das von Pratt und Stern erfahren hatte, eine Sicherung durchgebrannt ist und er Nola getötet hat? Diese Geschichte riecht nach einem Verbrechen aus Leidenschaft. Das war übrigens ursprünglich Ihre Hypothese.«

»Harry und ein Verbrechen aus Leidenschaft? Nein, das passt nicht zusammen. Wann kommt eigentlich das Ergebnis von dieser verdammten grafologischen Untersuchung?«

»Bald, es kann sich nur noch um ein paar Tage handeln. Marcus, ich muss Ihnen etwas sagen. Die Staatsanwaltschaft wird Quebert einen Deal vorschlagen. Sie lässt den Vorwurf der Entführung fallen, und er bekennt sich des Verbrechens aus Leidenschaft für schuldig. Darauf stehen zwanzig Jahre Gefängnis. Bei guter Führung muss er fünfzehn davon absitzen. Keine Todesstrafe.«

»Einen Deal? Warum? Harry hat sich nichts zuschulden kommen lassen.«

Ich hatte das ungute Gefühl, dass wir irgendetwas außer Acht gelassen hatten, ein winziges Detail, das alles erklären konnte. Also ging ich noch einmal Nolas letzte Tage durch, aber im ganzen August 1975 bis zum fraglichen Abend am 30. August war in Aurora nichts Besonderes vorgefallen. Im Gegenteil: Durch die Gespräche mit Jenny Dawn, Tamara Quinn und anderen Bewohnern der Stadt hatte ich den Eindruck gewonnen, dass Nola Kellergan in den letzten drei Wochen ihres Lebens glücklich gewesen war. Harry hatte zwar von den Ertränkungsszenen berichtet, Pratt hatte beschrieben, wie er sie

zum Oralsex gezwungen hatte, und Nancy hatte von fragwürdigen Verabredungen mit Luther Caleb erzählt, aber Jennys und Tamaras Aussagen vermittelten ein ganz anderes Bild: Ihren Schilderungen nach deutete nichts darauf hin, dass Nola geschlagen worden oder unglücklich gewesen war. Tamara Quinn hatte mir gegenüber sogar erwähnt, dass Nola sie gebeten habe, nach den Sommerferien wieder im Clark's arbeiten zu dürfen, und dass sie eingewilligt habe. Das hatte mich dermaßen verblüfft, dass ich Tamara zweimal um Bestätigung gebeten hatte. Warum hätte Nola Vorkehrungen treffen sollen, um als Kellnerin weiterarbeiten zu können, wenn sie eine Flucht geplant hatte? Robert Quinn hatte mir berichtet, dass er ihr manchmal begegnet sei, als sie sich gerade mit einer Schreibmaschine abschleppte, aber sie habe dabei einen unbeschwerten Eindruck gemacht und vergnügt vor sich hingeträllert. Man hätte meinen können, Aurora wäre im August 1975 das Paradies auf Erden gewesen. Ich begann mich zu fragen, ob Nola tatsächlich die Absicht gehabt hatte, die Stadt zu verlassen. Plötzlich stieg in mir ein schrecklicher Zweifel auf: Wer garantierte, dass Harry mir die Wahrheit sagte? Woher konnte ich wissen, ob Nola ihn wirklich gebeten hatte, mit ihr fortzugehen? Und wenn alles nur eine List war, um sich vom Mord an ihr reinzuwaschen? Was, wenn Gahalowood von Anfang an recht gehabt hatte?

Ich sah Harry am Nachmittag des 5. Juli im Gefängnis wieder. Er war in einer fürchterlichen Verfassung, sein Gesicht war aschfahl. Falten, die ich bei ihm noch nie gesehen hatte, hatten sich in seine Stirn gegraben.

»Der Staatsanwalt will Ihnen einen Deal vorschlagen«, sagte ich.

»Ich weiß. Roth hat es mir erzählt. Verbrechen aus Leidenschaft. Nach fünfzehn Jahren könnte ich rauskommen.« Am Klang seiner Stimme erkannte ich, dass er bereit war, diese Option in Erwägung zu ziehen.

»Sagen Sie bloß nicht, Sie wollen auf dieses Angebot eingehen!«, rief ich aufgebracht.

»Ich weiß nicht, Marcus … Immerhin ist es eine Möglichkeit, der Todesstrafe zu entgehen.«

»Der Todesstrafe zu entgehen? Was soll das heißen? Dass Sie schuldig sind?«

»Nein! Aber es spricht alles gegen mich! Und ich habe keine Lust, mich auf eine Pokerpartie mit den Geschworenen einzulassen, die ihr Urteil über mich sowieso längst gefällt haben. Fünfzehn Jahre Gefängnis, das ist immer noch besser als lebenslänglich oder der Todestrakt.«

»Harry, ich stelle Ihnen diese Frage jetzt zum letzten Mal: Haben Sie Nola getötet?«

»Natürlich nicht, Herrgott noch mal! Wie oft soll ich Ihnen das noch sagen?«

»Dann werden wir es beweisen.« Ich holte erneut mein Aufnahmegerät hervor und stellte es auf den Tisch.

»Verschonen Sie mich, Marcus! Nicht schon wieder dieses Gerät!«

»Wir müssen herausfinden, was passiert ist.«

»Ich will nicht mehr, dass Sie mich aufnehmen. Bitte!«

»Also gut, dann mache ich mir eben Notizen.«

Ich zog ein Heft und einen Stift heraus.

»Ich würde gern an unsere Unterhaltung über Ihre geplante Flucht am 30. August 1975 anknüpfen. Wenn ich es richtig verstanden habe, war Ihr Buch zu dem Zeitpunkt, als Nola und Sie sich zur Flucht entschlossen haben, so gut wie fertig …«

»Ich habe es wenige Tage vor der Abreise beendet. Ich habe schnell geschrieben, sehr schnell. Ich war wie in Trance. Alles war so außergewöhnlich: Nola, die immerzu da war, las, korrigierte, tippte … Das klingt jetzt vielleicht kitschig, aber es war magisch. Das Buch wurde am 27. August im Laufe des Tages fertig. Das weiß ich genau, weil es der letzte Tag war, an dem ich Nola gesehen habe. Wir hatten vereinbart, dass ich die Stadt zwei oder drei Tage vor ihr verlassen

müsste, um keinen Verdacht zu erregen. Der 27. August war also unser letzter gemeinsamer Tag. Ich hatte den Roman in nur einem Monat geschrieben. Das war Wahnsinn! Ich war so stolz auf mich. Ich erinnere mich noch daran, wie die beiden Manuskripte auf dem Terrassentisch lagen: das handgeschriebene Original und Nolas Herkulesarbeit, also die auf der Maschine getippte Abschrift. Wir waren eine Weile am Strand, an dem wir uns drei Monate zuvor kennengelernt hatten. Wir machten einen langen Spaziergang. Irgendwann hat Nola meine Hand genommen und gesagt: ›Dass ich Sie getroffen habe, Harry, hat mein Leben verändert! Sie werden sehen, wie glücklich wir zusammen sein werden.‹ Wir setzten unseren Spaziergang fort. Unser Plan stand fest: Ich sollte Aurora am nächsten Morgen verlassen und vorher im Clark's vorbeischauen, um mich zu zeigen und zu verbreiten, dass ich wegen dringender Geschäfte ein oder zwei Wochen nach Boston musste. Anschließend sollte ich zwei Tage in Boston bleiben und die Hotelrechnung aufheben, damit alles überzeugend wäre, falls die Polizei mich befragen würde. Dann, am 30. August, sollte ich ein Zimmer im Sea Side Motel an der Route 1 mieten. Zimmer 8, hatte Nola gesagt, weil sie die Zahl Acht so mochte. Ich habe sie gefragt, wie sie es anstellen wolle, zum Motel zu kommen, das doch immerhin mehrere Meilen außerhalb von Aurora liegt, und sie hat gesagt, ich solle mir keine Sorgen machen, sie würde eben schnell gehen, und außerdem kenne sie eine Abkürzung über den Strand. Sie wollte am frühen Abend gegen neunzehn Uhr in dem Zimmer zu mir stoßen. Dann wollten wir sofort aufbrechen, nach Kanada fahren und uns dort nach einer sicheren Bleibe, etwa nach einer kleinen Mietwohnung, umsehen. Ich sollte ein paar Tage später nach Aurora zurückkehren, als wäre nichts gewesen. Die Polizei würde dann sicher schon nach Nola suchen, aber ich sollte Ruhe bewahren. Wenn man mich befragte, sollte ich antworten, dass ich in Boston war, und die Hotelrechnung vorweisen. Ich sollte eine Woche in Aurora bleiben, um keinen Verdacht zu erwecken, und sie wollte unterdessen in aller Ruhe in

unserer Wohnung auf mich warten. Danach sollte ich das Haus in Goose Cove räumen und Aurora mit der Begründung, dass mein Roman fertig war und ich mich nun um seine Veröffentlichung kümmern musste, für immer verlassen. Ich wollte zu Nola zurückkehren, das Manuskript per Post an mehrere Verlage in New York schicken und anschließend zwischen unserem Versteck in Kanada und New York pendeln, um die Herausgabe des Buchs voranzutreiben.«

»Und was wollte Nola tun?«

»Wir hätten ihr falsche Papiere besorgt, und sie wäre wieder auf die Highschool und später aufs College gegangen. Und wir hätten ihren achtzehnten Geburtstag abgewartet, und dann wäre sie Mrs Harry Quebert geworden.«

»Falsche Papiere? Aber das ist doch Wahnsinn!«

»Ich weiß. Es war Wahnsinn.«

»Und was ist dann passiert?«

»An jenem 27. August haben wir den Plan am Strand mehrmals durchgesprochen und sind dann ins Haus zurückgegangen. Wir haben uns auf das alte Sofa im Wohnzimmer gesetzt, das damals noch nicht alt war, es aber inzwischen ist, weil ich mich nicht davon trennen kann, und uns ein letztes Mal unterhalten. Ihre Abschiedsworte werde ich nie vergessen, Marcus. Sie hat zu mir gesagt: ›Wir werden so glücklich sein, Harry. Ich werde Ihre Frau. Sie werden ein großer Schriftsteller und Professor. Ich habe immer davon geträumt, einen Professor zu heiraten. An Ihrer Seite werde ich die glücklichste Frau der Welt sein. Und wir werden uns einen großen sonnengelben Hund zulegen, einen Labrador, den wir *Storm* nennen. Warten Sie auf mich, bitte, warten Sie auf mich.‹ Und ich habe geantwortet: ›Wenn es sein muss, werde ich mein ganzes Leben auf dich warten, Nola.‹ Das waren ihre letzten Worte, Marcus. Danach bin ich eingedöst, und als ich wieder aufwachte, ging die Sonne gerade unter, und Nola war weg. Da war dieses rosafarbene Licht, das den Ozean schimmern lässt, und Scharen kreischender

Möwen. Diese verdammten Möwen, die sie so liebte. Auf dem Terrassentisch lag nur noch ein Manuskript, nämlich das, das mir geblieben ist: das Original. Daneben der kurze Brief, den Sie in der Schachtel gefunden haben. Ich kenne ihn auswendig: *Machen Sie sich meinetwegen keine Sorgen, Harry, ich schaffe es schon irgendwie zu unserem Treffpunkt. Warten Sie in Zimmer 8 auf mich. Ich liebe diese Zahl, das ist meine Lieblingszahl. Warten Sie dort um neunzehn Uhr auf mich. Und dann gehen wir für immer fort.* Ich habe nicht nach dem Manuskript gesucht. Mir war klar, dass sie es mitgenommen hatte, um es noch einmal zu lesen. Oder vielleicht um sicherzugehen, dass ich am 30. auch wirklich zum Treffpunkt ins Motel kam. Sie hat dieses verfluchte Manuskript mitgenommen, Marcus, wie sie es manchmal getan hat. Und ich habe am nächsten Tag die Stadt verlassen. So, wie wir es abgesprochen hatten. Ich bin im Clark's vorbeigefahren und habe einen Kaffee getrunken, um mich sehen zu lassen und zu erzählen, dass ich eine Weile weg sein würde. Wie jeden Morgen war Jenny da, und ich habe zu ihr gesagt, dass mein Buch fast fertig ist und ich ein paar wichtige Termine in Boston habe. Und dann bin ich abgefahren. Ich bin abgefahren, ohne zu ahnen, dass ich Nola nie wiedersehen würde.«

Ich legte den Stift hin. Harry weinte.

---

7. Juli 2008

In Boston nahm sich Barnaski im Nebenzimmer des Park Plaza eine halbe Stunde, um die rund fünfzig Seiten zu überfliegen, die ich ihm mitgebracht hatte, bevor er uns rufen ließ.

»Und?«, fragte ich ihn, als ich den Raum betrat.

Seine Augen leuchteten. »Es ist einfach genial, Goldman! Genial! Ich wusste, dass Sie der richtige Mann sind!«

»Vorsicht, bei diesen Seiten handelt es sich vor allem um Notizen von mir. Es sind Fakten darunter, die nicht veröffentlicht werden

dürfen.«

»Aber sicher, Goldman, aber sicher. Die Korrekturfahnen müssen sowieso Sie absegnen.«

Er bestellte Champagner, breitete die beiden Ausfertigungen des Vertrags auf dem Tisch aus und fasste den Inhalt noch einmal zusammen: »Ablieferung des Manuskripts Ende August. Bis dahin sind die Schutzumschläge schon fertig. Redaktion und Satz innerhalb von zwei Wochen, Druck im Lauf des Monats September. Voraussichtlicher Erscheinungstermin letzte Septemberwoche. Spätestens. Ein perfektes Timing! Genau vor den Präsidentschaftswahlen und mehr oder weniger parallel zu Queberts Prozess! Ein phänomenaler Marketingcoup, mein lieber Goldman! Hipp, hipp, hurra!«

»Was ist, wenn der Fall bis dahin noch nicht abgeschlossen ist?«, wollte ich wissen. »Was soll ich dann für ein Ende schreiben?«

Barnaski hatte bereits eine von seiner Rechtsabteilung auf Herz und Nieren geprüfte Lösung parat: »Wenn der Fall abgeschlossen ist, wird es ein authentischer Tatsachenbericht. Wenn nicht, lassen wir das Ende offen, oder Sie denken sich eines aus. Dann ist es ein Roman. Juristisch gesehen, ist das eine saubere Lösung, und für den Leser ist es sowieso egal. Und sollten die Ermittlungen tatsächlich noch zu keinem Ergebnis gekommen sein – umso besser, dann könnten wir einen zweiten Band machen. Das wäre ein Glücksfall!«

Er warf mir einen vielsagenden Blick zu. In diesem Augenblick brachte ein Hotelpage den Champagner, und Barnaski ließ es sich nicht nehmen, ihn höchstpersönlich zu öffnen. Ich unterschrieb seinen Vertrag, er ließ den Korken knallen und verspritzte dabei reichlich Champagner, füllte zwei Gläser und reichte eins davon Douglas und das andere mir.

»Trinken Sie nicht mit?«, fragte ich.

Er verzog angewidert das Gesicht und wischte sich die Hände an einem Kissen ab. »Ich mag das Zeug nicht. Champagner ist nur gut für die Show. Die Show, Goldman, macht neunzig Prozent des

Interesses aus, das die Leute dem fertigen Produkt entgegenbringen!«

Mit diesen Worten verließ er den Raum, um Warner Bros. anzurufen und über die Filmrechte zu verhandeln.

Nachmittags erhielt ich auf der Rückfahrt nach Aurora einen Anruf von Roth. Er war vollkommen aus dem Häuschen.

»Wir haben das Ergebnis, Goldman!«

»Was für ein Ergebnis?«

»Die Handschrift! Sie ist nicht von Harry! Er hat diese Worte nicht aufs Manuskript geschrieben!«

Ich stieß einen Freudenschrei aus.

»Und was heißt das genau?«, fragte ich dann.

»Das lässt sich noch nicht sagen. Aber wenn es nicht seine Handschrift ist, dann bestätigt das, dass sich das Manuskript zum Zeitpunkt von Nolas Ermordung nicht in seinem Besitz befunden hat. Und das Manuskript ist immerhin eines der wichtigsten Beweisstücke der Anklage. Der Richter hat für Donnerstag, den 10. Juli, um elf Uhr eine erneute Anhörung angesetzt. Dass er es so eilig hat, ist bestimmt eine gute Nachricht für Harry!«

Ich war sehr aufgeregt: Bald würde Harry freikommen. Er hatte also die Wahrheit gesagt, er war unschuldig. Voller Ungeduld sah ich dem Donnerstag entgegen. Doch am Abend vor der neuerlichen Anhörung, am Mittwoch, den 9. Juli, ereignete sich eine Katastrophe. An diesem Abend saß ich gerade in Harrys Arbeitszimmer in Goose Cove und las meine Aufzeichnungen über Nola durch, als Barnaski mich gegen neunzehn Uhr auf meinem Handy anrief. Seine Stimme bebte. »Marcus, ich habe eine schreckliche Nachricht«, fiel er mit der Tür ins Haus.

»Was ist los?«

»Es wurde etwas gestohlen …«

»Gestohlen? Was?«

»Ihre Aufzeichnungen … Die Seiten, die Sie mir nach Boston mitgebracht haben.«

»*Was*? Wie kann das sein?«

»Sie lagen in einer Schublade in meinem Büro. Gestern Morgen konnte ich sie nicht mehr finden … Zuerst dachte ich, Marisa hätte aufgeräumt und sie in den Safe gelegt, wie sie es manchmal tut. Aber als ich sie darauf angesprochen habe, hat sie gesagt, sie hätte nichts angerührt. Ich habe gestern den ganzen Tag danach gesucht – ohne Erfolg.«

Mein Herz raste. Ich fühlte, wie sich ein Unwetter zusammenbraute. »Und wie kommen Sie darauf, dass sie gestohlen wurden?«, fragte ich.

Lange Pause, dann erwiderte Barnaski: »Ich habe den ganzen Nachmittag über Anrufe bekommen: vom *Globe*, von *USA Today*, der *New York Times* … Jemand hat Kopien Ihrer Aufzeichnungen an sämtliche Zeitungen des Landes verteilt, und die sind gerade dabei, sie in Umlauf zu bringen. Marcus: Morgen wird wahrscheinlich die ganze Nation erfahren, was in Ihrem Buch steht.«

ZWEITER TEIL

Die Genesung der Schriftsteller

Das Schreiben des Buchs

14.

Jener berüchtigte 30. August 1975

»Sehen Sie, Marcus, unsere Gesellschaft ist so angelegt, dass wir uns ständig zwischen Vernunft und Leidenschaft entscheiden müssen. Die Vernunft hat noch nie jemandem genützt, und die Leidenschaft ist oft zerstörerisch. Es dürfte mir also ziemlich schwerfallen, Ihnen zu helfen.«

»Warum erzählen Sie mir das, Harry?«

»Nur so. Das Leben ist eine Mogelpackung.«

»Essen Sie Ihre Pommes frites nicht auf?«

»Nein, bedienen Sie sich, wenn Sie wollen.«

»Danke, Harry.«

»Interessiert Sie eigentlich gar nicht, was ich Ihnen erzähle?«

»Doch, sehr. Ich höre Ihnen aufmerksam zu. Nummer 14: Das Leben ist eine Mogelpackung.«

»Mein Gott, Marcus, Sie haben nichts kapiert. Manchmal habe ich den Eindruck, mich mit einem Schwachsinnigen zu unterhalten.«

Sechzehn Uhr

Es war ein prachtvoller Tag gewesen. Einer von diesen sonnigen Samstagen im Spätsommer, die Aurora in eine friedliche Stimmung tauchten. In der Stadtmitte hatte man die Menschen entspannt flanieren und vor den Schaufenstern verweilen und die letzten schönen Tage genießen sehen. Weil kaum Verkehr herrschte, hatten die Kinder in den Wohnvierteln die Straßen erobert und veranstalteten mit Fahrrädern oder Rollschuhen Wettrennen, während ihre Eltern auf der schattigen Veranda an ihrer Limonade nippten und ausgiebig Zeitung lasen.

Zum dritten Mal in weniger als einer Stunde fuhr Travis Dawn nun mit seinem Streifenwagen durch das Viertel rund um die Terrace Avenue und kam am Haus der Quinns vorbei. Der Nachmittag war vollkommen ruhig gewesen: keine besonderen Vorkommnisse, kein einziger Ruf von der Zentrale. Um die Zeit totzuschlagen, hatte er ein paar Verkehrskontrollen durchgeführt, aber er war nicht bei der Sache gewesen: Er musste die ganze Zeit an Jenny denken. Sie saß mit ihrem Vater auf der Veranda. Die beiden hatten den ganzen Nachmittag Kreuzworträtsel gelöst, während Tamara rechtzeitig zum Herbst die Sträucher gestutzt hatte. Als Travis sich ihrem Haus näherte, bremste er auf Schritttempo ab. Er hoffte, dass Jenny ihn bemerken, den Kopf drehen, ihn sehen und ihm zuwinken, ja dass sie eine freundschaftliche Geste machen würde, die ihn ermunterte, kurz anzuhalten und sie durchs offene Wagenfenster zu grüßen. Vielleicht würde sie ihm sogar ein Glas Eistee anbieten, und sie würden ein wenig plaudern. Aber Jenny drehte den Kopf nicht, sie sah ihn nicht. Sie lachte mit ihrem Vater und wirkte ganz zufrieden. Also fuhr er vorbei und hielt ein Stück weiter vorn außer Sichtweite. Er sah den Blumenstrauß auf dem Beifahrersitz an und griff nach

dem Zettel, der daneben lag und auf den er geschrieben hatte, was er ihr sagen wollte:

> *Guten Tag, Jenny. Was für ein schöner Tag! Wenn du heute Abend nichts vorhast, könnten wir doch einen Spaziergang am Strand machen. Vielleicht könnten wir sogar ins Kino gehen? In Montburry laufen neue Filme. (Ihr die Blumen geben.)*

Ihr einen Spaziergang und einen Kinobesuch vorschlagen. Das war doch nicht so schwer. Aber er traute sich nicht, aus dem Wagen zu steigen. Also fuhr er rasch weiter und setzte seine Streife fort. Dabei folgte er demselben Weg, der ihn zwanzig Minuten später wieder bei den Quinns vorbeiführen würde. Die Blumen schob er unter den Sitz, damit niemand sie sah. Es waren Wildrosen. Er hatte sie unweit von Montburry an einem kleinen See gepflückt, von dem Ernie Pinkas ihm erzählt hatte. Auf den ersten Blick sahen sie nicht so schön aus wie Zuchtrosen, dafür hatten sie viel kräftigere Farben. Schon oft hatte er mit Jenny an diesen See fahren wollen, er hatte sich sogar schon einen Plan ausgedacht: Er wollte ihr die Augen verbinden, sie zu den Rosensträuchern führen und das Tuch erst abnehmen, wenn sie vor den Blumen stand, damit sie wie ein Feuerwerk in tausend Rottönen vor ihr explodierten. Danach würden sie am Seeufer picknicken. Aber er hatte nie den Mut aufgebracht, ihr das vorzuschlagen. Gerade fuhr er in der Terrace Avenue am Haus der Kellergans vorbei, ohne besonders darauf zu achten. Er war in Gedanken woanders.

Trotz des schönen Wetters hatte der Reverend den ganzen Nachmittag in der Garage verbracht und an einer alten Harley-Davidson herumgebastelt, die er eines Tages flottzukriegen hoffte. Laut Polizeibericht von Aurora hatte er die Werkstatt nur verlassen, um sich aus der Küche etwas zu trinken zu holen, und Nola dabei jedes Mal im Wohnzimmer sitzen und lesen sehen.

Siebzehn Uhr dreißig

Als der Tag zu Ende ging, leerten sich im Stadtzentrum allmählich die Straßen, in den Wohnvierteln kehrten die Kinder zum Abendessen heim, und auf den Veranden blieben leere Sessel und zerlesene Zeitungen zurück.

Polizeichef Gareth Pratt, der an diesem Tag freihatte, und seine Frau Amy kamen von einem Besuch bei Freunden außerhalb der Stadt nach Hause. Etwa um dieselbe Zeit betraten die Hattaways – also Nancy, ihre beiden Brüder und ihre Eltern – ihr Haus in der Terrace Avenue, nachdem sie den Nachmittag am Grand Beach verbracht hatten. Im Polizeibericht steht, dass Mrs Hattaway, also Nancys Mutter, aufgefallen war, dass bei den Kellergans sehr laute Musik lief.

Ein paar Meilen entfernt traf Harry gerade im Sea Side Motel ein. Er mietete Zimmer 8 unter einem falschen Namen und bezahlte bar, um sich nicht ausweisen zu müssen. Unterwegs hatte er Blumen gekauft und den Wagen vollgetankt. Alles war bereit. Nur noch knapp anderthalb Stunden. Sobald Nola kam, würden sie ihr Wiedersehen feiern und dann sofort aufbrechen. Gegen einundzwanzig Uhr wären sie schon in Kanada. Sie wären zusammen, und Nola würde nie mehr unglücklich sein.

Achtzehn Uhr

Die einundsechzigjährige Deborah Cooper, die seit dem Tod ihres Mannes allein in dem abgelegenen Haus am Waldrand von Side Creek wohnte, setzte sich an den Küchentisch, um einen Apfelkuchen zuzubereiten. Nachdem sie die Äpfel geschält und geschnitten hatte, warf sie ein paar Stücke für die Waschbären aus dem Fenster und stellte sich dann hinter die Scheibe, um sie zu beobachten. In diesem

Augenblick glaubte sie eine Gestalt zu sehen, die zwischen den Baumreihen entlangrannte. Bei genauerem Hinsehen erkannte sie klar und deutlich ein junges Mädchen in einem roten Kleid, das von einem Mann verfolgt wurde. Gleich darauf verschwanden beide im Dickicht. Sie eilte zum Telefon im Wohnzimmer, um den Polizeinotruf zu wählen. Aus dem Polizeibericht geht hervor, dass der Anruf um achtzehn Uhr einundzwanzig in der Zentrale einging und siebenundzwanzig Sekunden dauerte. Die Mitschrift lautet folgendermaßen:

»Polizeizentrale! Sie möchten einen Notfall melden?«
»Hallo? Mein Name ist Deborah Cooper. Ich wohne in der Side Creek Lane. Ich glaube, ich habe gerade gesehen, wie ein Mädchen im Wald von einem Mann verfolgt wurde.«
»Was genau ist passiert?«
»Ich weiß es nicht! Ich habe am Fenster gestanden und in den Wald geschaut, und da habe ich dieses Mädchen gesehen, das zwischen den Bäumen entlanglief … Ein Mann war hinter der Kleinen her … Ich glaube, sie hat versucht, ihm zu entkommen.«
»Wo sind die beiden jetzt?«
»Ich … Ich kann sie nicht mehr sehen. Sie sind im Wald.«
»Ich schicke sofort einen Streifenwagen zu Ihnen, Madam.«
»Danke, machen Sie schnell!«

Sowie Deborah Cooper aufgelegt hatte, kehrte sie ans Küchenfenster zurück. Es war niemand zu sehen. Sie überlegte, ob ihre Augen ihr einen Streich gespielt hatten, aber im Zweifel war es besser, wenn die Polizei kam und sich umschaute. Und sie ging vors Haus, um die Polizeistreife zu empfangen.

Im Bericht steht, dass die Zentrale die Meldung an das Revier von Aurora weitergeleitet hatte, wo Travis Dawn an jenem Tag als

Einziger Dienst hatte. Etwa vier Minuten nach dem Anruf traf er in der Side Creek Lane ein.

Nachdem Officer Dawn sich die Lage kurz hatte erklären lassen, nahm er eine erste Durchsuchung des Waldstücks vor. Als er rund fünfzig Meter zwischen den Bäumen vorgedrungen war, fand er einen roten Stofffetzen. Die Lage als möglicherweise ernst einschätzend beschloss er, unverzüglich Chief Pratt zu benachrichtigen, obwohl dieser seinen freien Tag hatte. Er rief ihn von Deborah Cooper aus bei sich zu Hause an. Es war jetzt achtzehn Uhr fünfundvierzig.

Neunzehn Uhr

Chief Pratt stufte die Angelegenheit als wichtig genug ein, um zu kommen und sich ihrer persönlich anzunehmen. Travis Dawn hätte ihn niemals zu Hause gestört, wenn es sich nicht um eine ungewöhnliche Situation gehandelt hätte.

In der Side Creek Lane angekommen, riet er Deborah Cooper, sich im Haus einzuschließen, während er und Travis den Wald gründlicher absuchen wollten. Sie folgten einem parallel zum Meer verlaufenden Weg in der Richtung, die das Mädchen offensichtlich eingeschlagen hatte. Dem Polizeibericht zufolge entdeckten die beiden Polizisten nach gut einer Meile in einem eher lichten Waldstück nahe dem Ufer Blutspuren und blonde Haare. Es war jetzt neunzehn Uhr dreißig.

Vermutlich hatte Deborah Cooper sich in ihrem Haus wieder ans Küchenfenster gestellt, um den Polizisten hinterherzuschauen. Die beiden waren schon seit geraumer Zeit außer Sichtweite, als sie plötzlich eine junge Frau mit blutverschmiertem Gesicht und zerrissenem Kleid hilferufend aus dem Wald auf ihr Haus zurennen sah. Panisch entriegelte Deborah Cooper die Küchentür, um sie hereinzulassen, und stürzte ins Wohnzimmer, um erneut die Polizei anzurufen.

Der Polizeibericht besagt, dass Deborah Coopers zweiter Anruf um neunzehn Uhr dreiunddreißig in der Zentrale einging und knapp über vierzig Sekunden dauerte. Die Mitschrift lautet folgendermaßen:

»Polizeizentrale! Sie möchten einen Notfall melden?«

»Hallo?« Verängstigte Stimme. »Hier ist Deborah Cooper. Ich … Ich habe vorhin angerufen, um … um zu melden, dass ein Mädchen im Wald verfolgt wurde. Also, die Kleine ist jetzt hier! Sie ist in meiner Küche!«

»Beruhigen Sie sich, Madam. Was ist passiert?«

»Das weiß ich nicht! Sie ist aus dem Wald gekommen. Übrigens sind gerade zwei Polizisten im Wald unterwegs, aber ich glaube, sie haben sie nicht gesehen! Ich habe die Kleine zu mir in die Küche geholt. Ich … Ich glaube, sie ist die Tochter des Reverend … Die Kleine, die im Clark's arbeitet … Ich glaube, sie ist es …«

»Wie lautet Ihre Adresse?«

»Deborah Cooper, Side Creek Lane, Aurora. Ich habe Sie eben schon mal angerufen. Die Kleine ist jetzt hier, verstehen Sie? Ihr Gesicht ist ganz blutig! Kommen Sie schnell!«

»Rühren Sie sich nicht von der Stelle, Madam. Ich schicke sofort Verstärkung.«

Die beiden Polizisten untersuchten gerade die Blutspuren, als sie aus der Richtung des Hauses den lauten Knall hörten. Ohne eine Sekunde zu zögern, machten sie kehrt und rannten mit gezückter Waffe zurück.

Im selben Augenblick beschloss der diensthabende Beamte der Polizeizentrale, da er weder Officer Travis Dawn noch Chief Pratt über Funk erreichen konnte und die Situation als besorgniserregend einstufte, beim Sheriff sowie bei der State Police Großalarm

auszulösen und alle verfügbaren Einheiten in die Side Creek Lane zu schicken.

Neunzehn Uhr fünfundvierzig

Atemlos erreichten Officer Dawn und Chief Pratt das Haus. Sie traten durch die Hintertür in die Küche, wo Deborah Cooper mit einem Einschussloch in der Herzgegend tot in einer Blutlache auf den Fliesen lag. Nach einer ebenso raschen wie ergebnislosen Durchsuchung des Erdgeschosses stürzte Chief Pratt zu seinem Wagen, um die Zentrale zu informieren und Verstärkung anzufordern. Die Mitschrift seines Gesprächs mit dem Beamten in der Zentrale lautet folgendermaßen:

»Hier Chief Pratt, Polizei Aurora. Erbitte dringend Verstärkung in die Side Creek Lane an der Kreuzung mit Route 1. Wir haben hier eine von einer Kugel getötete Frau und offenbar ein in der Gegend herumirrendes Mädchen.«

»Chief Pratt, vor sieben Minuten haben wir einen Notruf von einer gewissen Mrs Deborah Cooper aus der Side Creek Lane erhalten. Sie hat uns gemeldet, dass ein Mädchen bei ihr Zuflucht gefunden hat. Hängen die beiden Fälle zusammen?«

»Was sagen Sie da? Die Tote ist *Deborah Cooper, und in ihrem Haus ist sonst niemand. Schicken Sie die Kavallerie los! Das hier scheint mir eine Riesenscheiße zu sein!«*

»Ein paar Einheiten sind bereits unterwegs, Chief. Ich schicke Ihnen noch mehr.«

Noch vor Gesprächsende hörte Pratt eine Sirene: Die Verstärkung war schon im Anmarsch. Ihm blieb kaum die Zeit, Travis zu informieren und aufzufordern, das Haus nochmals zu durchsuchen, als es plötzlich in seinem Funkgerät knisterte: Auf der Route 1 war ein paar Hundert Meter weiter zwischen einem Wagen des Sheriffs

und einem verdächtigen Fahrzeug, das am Waldrand gesichtet worden war, eine Verfolgungsjagd im Gange. Hilfssheriff Paul Summond war auf dem Weg zum Einsatzort einem schwarzen Chevrolet Monte Carlo mit unleserlichem Kennzeichen begegnet, der aus dem Unterholz aufgetaucht und entgegen seinen Anordnungen mit Vollgas Richtung Norden geflohen war.

Chief Pratt sprang in seinen Wagen und raste los, um Summond tatkräftig zu unterstützen. Er fuhr einen parallel zur Route 1 verlaufenden Waldweg entlang, um dem Flüchtenden weiter vorn den Weg abzuschneiden. Drei Meilen hinter der Side Creek Lane gelangte er auf die Route 1 und verfehlte den schwarzen Chevrolet nur um Haaresbreite.

Die Autos jagten mit aberwitziger Geschwindigkeit über den Asphalt. Der Chevrolet floh weiter in Richtung Norden. Per Funk forderte Chief Pratt einen Hubschrauber an und befahl allen verfügbaren Einheiten, Straßensperren zu errichten. Kurz darauf bog der Chevrolet mit einem spektakulären Manöver in eine Nebenstrecke ein und wenig später noch einmal. Er fuhr mörderisch schnell. Die Polizeiautos konnten kaum mithalten. Pratt brüllte ins Funkgerät, dass sie drauf und dran waren, ihn zu verlieren.

Auf schmalen Straßen ging die Verfolgung weiter. Der Fahrer schien sich bestens auszukennen und schaffte es, seinen Vorsprung gegenüber der Polizei immer weiter auszubauen. An einer Kreuzung wäre der Chevrolet beinahe mit einem entgegenkommenden Fahrzeug zusammengestoßen. Dieses blieb mitten auf der Fahrbahn stehen. Pratt konnte das Hindernis gerade noch umfahren, indem er auf den Grasstreifen auswich, aber für Summond, der direkt hinter ihm fuhr, war die Kollision unvermeidlich. Zum Glück verlief sie glimpflich. Pratt, der jetzt allein hinter dem Chevrolet her war, lotste die Verstärkung per Funk so gut wie möglich. Für einen Moment verlor er den Fluchtwagen aus dem Blick, doch gleich darauf entdeckte er ihn wieder auf der Straße nach Montburry, wo dieser ihn jedoch endgültig abhängte. Als Pratt aus der entgegengesetzten

Richtung Streifenwagen auf sich zukommen sah, begriff er, dass ihnen das verdächtige Fahrzeug durch die Lappen gegangen war. Sofort ordnete er die Sperrung sämtlicher Straßen, die Durchsuchung der gesamten Gegend und die Einschaltung der State Police an. In der Side Creek Lane war Travis Dawn unterdessen zu dem Ergebnis gelangt, dass es vom Mädchen im roten Kleid nicht die geringste Spur gab, weder im Haus noch in der unmittelbaren Umgebung.

Zwanzig Uhr

Panisch wählte Reverend David Kellergan die Nummer des Polizeinotrufs, um zu melden, dass seine fünfzehnjährige Tochter Nola verschwunden war. Ein als Verstärkung angeforderter Hilfssheriff des Bezirks kam als Erster in die Terrace Avenue 245, kurz darauf gefolgt von Travis Dawn. Um zwanzig Uhr fünfzehn traf auch Chief Pratt vor Ort ein. Das Telefongespräch zwischen Deborah Cooper und dem Beamten in der Zentrale ließ keinen Zweifel zu: Es war Nola Kellergan, die in der Side Creek Lane gesehen worden war.

Um zwanzig Uhr fünfundzwanzig löste Chief Pratt abermals Großalarm aus und bestätigte das Verschwinden der fünfzehnjährigen Nola Kellergan, die zuletzt eine Stunde zuvor in der Side Creek Lane gesehen worden war. Er leitete eine Fahndung nach einem weißen, circa 1,58 Meter großen und fünfzig Kilo schweren Mädchen mit langem blonden Haar und grünen Augen ein, das ein rotes Kleid sowie eine Goldkette mit dem eingravierten Namen NOLA trug.

Polizeieinheiten aus dem gesamten Bezirk wurden zusammengezogen. In der Hoffnung, Nola Kellergan noch vor Einbruch der Dunkelheit zu finden, wurde eine erste Suchaktion im Wald und am Strand gestartet, während gleichzeitig Streifenwagen die Gegend durchkämmten und nach dem schwarzen Chevrolet Ausschau hielten, von dem, zumindest vorläufig, jede Spur fehlte.

Einundzwanzig Uhr

Um einundzwanzig Uhr trafen in der Side Creek Lane Einheiten der State Police ein, die dem Befehl von Captain Neil Rodik unterstanden. Gleichzeitig wurden Teams der Spurensicherung zu Deborah Coopers Haus sowie zu der Stelle im Wald entsandt, wo die Blutspuren gefunden worden waren. Eine Batterie leuchtstarker Halogenscheinwerfer wurde aufgestellt, um den Fundort auszuleuchten. Man entdeckte büschelweise ausgerissene blonde Haare, Zahnsplitter sowie rote Stofffetzen.

Rodik und Pratt, die das Geschehen aus einiger Entfernung beobachteten, zogen ein erstes Resümee.

»Sieht so aus, als hätte es ein regelrechtes Gemetzel gegeben«, sagte Pratt.

Rodik nickte und fragte dann: »Und Sie glauben, dass die Kleine immer noch im Wald ist?«

»Entweder wurde sie in diesem Wagen weggeschafft, oder sie ist noch im Wald. Der Strand wurde bereits gründlich abgesucht: Fehlanzeige. Hoffentlich finden wir die Kleine so schnell wie möglich lebend wieder«, sagte Pratt mit einem Seufzer.

»Ich weiß, Chief. Aber bei dem vielen Blut, das sie verloren hat, dürfte sie, sofern sie noch lebt und irgendwo in diesem Wald ist, in einem üblen Zustand sein. Man fragt sich, woher sie die Kraft genommen hat, sich bis zum Haus zu schleppen. Bestimmt mit letzter Verzweiflung.«

»Bestimmt.«

»Vom Fluchtfahrzeug nichts Neues?«, fragte Rodik noch.

»Nichts. Das ist mir ein Rätsel. Dabei sind überall Straßensperren, in allen Richtungen.«

Als ein paar Beamte Blutspuren entdeckten, die von Deborah Coopers Haus zu der Stelle führten, wo der schwarze Chevrolet gesichtet worden war, verzog Rodik resigniert das Gesicht.

»Ich will ja nicht unken«, sagte er, »aber entweder hat sie sich zum Sterben irgendwo hingeschleppt, oder man hat sie in den Kofferraum von diesem Wagen verfrachtet.«

Um einundzwanzig Uhr fünfundvierzig, als vom Tag nur noch ein mattes Leuchten übrig war, das über der Linie des Horizonts schwebte, forderte Rodik Pratt auf, die Suche wegen Dunkelheit abzubrechen.

»Die Suche abbrechen?«, protestierte Pratt. »Kommt nicht infrage! Stellen Sie sich vor, sie ist irgendwo da draußen und wartet auf Hilfe. Wir werden die Kleine doch nicht allein im Wald lassen! Notfalls werden meine Jungs die ganze Nacht lang suchen, und wenn sie hier ist, werden sie sie finden.«

Rodik war ein alter Hase. Er wusste, dass die örtliche Polizei manchmal etwas naiv war, und ein Teil seiner Arbeit bestand darin, ihren Vorgesetzten auf den Boden der Tatsachen zurückzubringen.

»Chief Pratt, Sie müssen die Aktion für heute abbrechen. Der Wald ist riesig, und man sieht nichts mehr. Eine nächtliche Suche bringt nichts. Im besten Fall vergeuden Sie nur Ihre Ressourcen und müssen morgen von vorn anfangen. Im schlimmsten Fall verirren sich ein paar von Ihren Männern in dem Riesenwald, und dann müssen Sie die auch noch suchen. Sie haben schon genügend Probleme am Hals.«

»Aber wir müssen sie finden!«

»Chief, vertrauen Sie auf meine Erfahrung. Es nützt nichts, die Nacht über weiterzumachen. Wenn die Kleine noch lebt, verletzt oder nicht, finden wir sie morgen.«

Unterdessen waren die Einwohner von Aurora in Aufruhr. Zu Hunderten drängten sich die Schaulustigen vor dem Haus der Kellergans und ließen sich nur mit Mühe durch die Polizeiabsperrungen zurückhalten. Alle wollten wissen, was passiert war. Als Chief Pratt vor Ort erschien, sah er sich genötigt, die

Gerüchte zu bestätigen: Ja, Deborah Cooper war tot und Nola verschwunden. Aus der Menge waren entsetzte Aufschreie zu hören. Die Mütter brachten ihre Kinder nach Hause und verbarrikadierten sich, die Väter holten ihre alten Gewehre hervor und bildeten Bürgerwehren, um die Wohnviertel zu bewachen. Chief Pratts Aufgabe wurde komplizierter: Er durfte nicht zulassen, dass die Stadt von der Panik regiert wurde. In den Straßen patrouillierten pausenlos Polizeistreifen, um die Bevölkerung zu beruhigen, während Beamte der State Police in der Terrace Avenue von Tür zu Tür gingen und die Zeugenaussagen der Nachbarn aufnahmen.

Dreiundzwanzig Uhr

Im Besprechungszimmer der Polizei von Aurora zogen Chief Pratt und Captain Rodik Bilanz. Ersten Ermittlungen zufolge gab es in Nolas Zimmer keinerlei Spuren von einem Einbruch oder Handgreiflichkeiten. Nur das Fenster hatte weit offen gestanden.

»Hat sie was zum Anziehen mitgenommen?«, fragte Rodik.

»Nein, weder Kleidung noch Geld. Sie hat ihr Sparschwein nicht angerührt. Darin befinden sich hundertzwanzig Dollar.«

»Das riecht nach Entführung.«

»Aber von den Nachbarn ist niemandem irgendetwas aufgefallen.«

»Das wundert mich nicht. Bestimmt hat jemand die Kleine überredet, mit ihm zu kommen.«

»Durchs Fenster?«

»Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Es ist August, alle lassen ihre Fenster auf. Vielleicht wollte sie auch nur eine Runde spazieren gehen und hatte unterwegs eine fatale Begegnung.«

»Ein Zeuge, ein gewisser Gregory Stark, hat ausgesagt, dass er bei den Kellergans Schreie gehört hat, als er mit seinem Hund spazieren ging. Das war gegen siebzehn Uhr. Aber er ist sich nicht sicher.«

»Was soll das heißen: *Er ist sich nicht sicher*?«, fragte Rodik.

»Er sagt, bei den Kellergans lief Musik, und zwar sehr laute Musik.«

Rodik fluchte: »Wir haben nichts: keine Hinweise, keine Fährte! Es ist wie ein Spuk. Alles, was wir haben, ist dieses blutende, panisch um Hilfe rufende Mädchen, das kurz gesehen wurde.«

»Was sollten wir Ihrer Meinung nach jetzt tun?«, fragte Pratt.

»Glauben Sie mir, für heute Abend haben Sie getan, was Sie konnten. Jetzt müssen Sie sich auf das weitere Vorgehen konzentrieren. Schicken Sie Ihre Leute nach Hause, um sich auszuruhen, aber erhalten Sie die Straßensperren aufrecht. Stellen Sie einen Plan für die Durchsuchung des Waldes auf. Sie müssen die Suche morgen bei Tagesanbruch fortsetzen. Sie sind der Einzige, der die Suchaktion leiten kann, weil Sie sich hier auskennen. Geben Sie die Suchmeldung an alle Polizeidienststellen weiter, und versuchen Sie, möglichst genaue Angaben über Nola zu machen: ein Schmuckstück, das sie getragen hat, oder ein besonderes körperliches Merkmal, das Zeugen dabei helfen könnte, sie zu identifizieren. Ich werde diese Informationen an das FBI, die Polizei der Nachbarstaaten und die Grenzpolizei weitergeben. Außerdem werde ich für morgen einen Hubschrauber und eine Hundestaffel zur Verstärkung anfordern. Wenn Sie können, schlafen Sie auch ein bisschen. Und beten Sie! Ich liebe meinen Beruf, Chief, aber eine Kindesentführung ist mehr, als ich ertragen kann.«

Die Stadt kam durch das Hin und Her der Streifenwagen und der Schaulustigen in der Terrace Avenue die ganze Nacht nicht zur Ruhe. Ein paar Einwohner wollten den Wald auf eigene Faust durchkämmen. Andere meldeten sich auf dem Polizeirevier und boten ihre Hilfe bei der Suchaktion an. Die Bevölkerung war überaus beunruhigt.

Sonntag, 31. August 1975

Ein eiskalter Regen ging auf die Landschaft nieder, die in dichten, vom Ozean herüberziehenden Nebel gehüllt war. Um fünf Uhr früh standen Chief Pratt und Captain Rodik in der Nähe von Deborah Coopers Haus unter einer riesigen, eilig aufgespannten Regenplane und wiesen die ersten Teams aus Polizisten und Freiwilligen ein. Sie hatten den Wald auf einer Karte in Sektoren aufgeteilt und jedem Suchtrupp einen Sektor zugeordnet. Im Lauf des Vormittags wurden Hundeführer und Ranger als Verstärkung erwartet, um die Suche auszuweiten und eine Ablösung der Teams zu ermöglichen. Der Hubschrauber war wegen der schlechten Sicht vorerst abbestellt worden.

Um sieben Uhr fuhr Harry in Zimmer 8 des Sea Side Motels aus dem Schlaf auf. Er war in seinen Anziehsachen eingeschlafen. Das Radio lief immer noch, es brachte gerade Nachrichten: *Großalarm in der Gegend von Aurora nach dem Verschwinden der fünfzehnjährigen Nola Kellergan gestern Abend gegen neunzehn Uhr. Die Polizei bittet die Bevölkerung um sachdienliche Hinweise (…) Zum Zeitpunkt ihres Verschwindens trug Nola Kellergan ein rotes Kleid (…)*

Nola! Sie waren eingeschlafen und hatten ganz vergessen, dass sie durchbrennen wollten. Er sprang aus dem Bett und rief nach ihr. Für den Bruchteil einer Sekunde glaubte er, sie wäre bei ihm im Zimmer. Dann fiel ihm wieder ein, dass sie nicht gekommen war. Warum hatte sie ihn versetzt? Weshalb war sie nicht hier? Im Radio hieß es, dass sie verschwunden war, also war sie wie geplant von zu Hause weggelaufen. Aber warum ohne ihn? War etwas dazwischengekommen? War sie womöglich nach Goose Cove geflohen? Ihre Flucht wandelte sich zur Katastrophe.

Noch erfasste er den Ernst der Lage nicht. Er warf die Blumen weg und stürmte, ohne sich die Zeit zu nehmen, sich die Haare zu kämmen oder die Krawatte neu zu binden, aus dem Zimmer. Er warf seine Koffer in den Wagen und raste in Richtung Goose Cove. Nach knapp zwei Meilen stieß er auf eine imposante Straßensperre der

Polizei. Chief Gareth Pratt war soeben eingetroffen, um diese Maßnahme mit einer Pumpgun in der Hand zu überwachen. Die Stimmung unter den wartenden Autofahrern war angespannt. Als Chief Pratt Harrys Wagen in der Fahrzeugschlange erblickte, ging er zu ihm.

»Ich habe das mit Nola gerade im Radio gehört, Chief«, sagte Harry durch das heruntergelassene Fenster. »Was ist los?«

»Eine schlimme Sache ist das!«, sagte der Chief.

»Aber was ist denn passiert?«

»Das weiß niemand. Sie ist von zu Hause verschwunden. Gestern Abend wurde sie in der Nähe der Side Creek Lane gesehen, aber seitdem gibt es nicht die geringste Spur von ihr. Die ganze Gegend ist abgeriegelt, der Wald wird durchkämmt.«

Harry blieb das Herz stehen. Die Side Creek Lane lag in Richtung des Motels! Hatte sich Nola auf dem Weg zu ihrem Treffpunkt womöglich verletzt? Hatte sie, nachdem sie in der Side Creek Lane gesehen worden war, vielleicht Angst bekommen, die Polizei könnte sie beide im Hotel schnappen? Wo hatte sie sich versteckt?

Dem Chief fielen Harrys ungepflegtes Äußeres und das Gepäck auf dem Rücksitz auf. »Kommen Sie von einer Reise zurück?« forschte er.

Harry hielt es für besser, bei der mit Nola abgesprochenen Version zu bleiben. »Ich hatte wegen meines Buchs in Boston zu tun.«

»In Boston?«, wiederholte Pratt erstaunt. »Aber Sie kommen von Norden …«

»Ich weiß«, stammelte Harry. »Ich war noch kurz in Concord.«

Der Chief musterte ihn argwöhnisch. Harry fuhr einen schwarzen Chevrolet Monte Carlo. Pratt befahl ihm, den Motor abzustellen.

»Gibt es ein Problem?«, fragte Harry.

»Wir suchen nach einem Wagen wie Ihrem, der mit der Sache zu tun haben könnte.«

»Einen Monte Carlo?«

»Genau.«

Zwei Polizeibeamte durchsuchten den Wagen, fanden aber nichts Verdächtiges, und Chief Pratt ließ Harry weiterfahren. Im Weggehen sagte er zu ihm: »Ich möchte Sie bitten, die Gegend nicht zu verlassen. Reine Vorsichtsmaßnahme, natürlich.« Im Autoradio wurde immer wieder Nolas Beschreibung durchgegeben: *Junges Mädchen, weiß, 1,58 Meter groß, fünfzig Kilo schwer, langes blondes Haar, grüne Augen, trägt ein rotes Kleid und eine Goldkette mit dem eingravierten Namen NOLA.*

In Goose Cove war sie nicht. Weder am Strand noch auf der Terrasse, noch im Haus. Nirgends. Er rief nach ihr, und es war ihm egal, ob jemand ihn hörte. Er suchte wie ein Verrückter den Strand ab. Er hielt nach einem Brief, nach einer kurzen Mitteilung Ausschau, aber da war nichts. Allmählich bekam er die Panik. Warum war sie von zu Hause weggelaufen, wenn nicht, um sich mit ihm zu treffen?

Er wusste nicht mehr weiter, und so fuhr er zum Clark's. Dort hörte er, dass Deborah Cooper Nola blutüberströmt gesehen hatte und wenig später ermordet aufgefunden worden war. Er konnte es nicht fassen. Was war bloß passiert? Warum hatte er zugelassen, dass sie sich auf eigene Faust zu ihm durchschlug? Sie hätten sich in Aurora treffen sollen. Er ging quer durch die Stadt zum Haus der Kellergans, mischte sich unter die Schaulustigen und beteiligte sich an ihren Gesprächen, um mehr zu erfahren. Am späten Vormittag, als er wieder in Goose Cove war, setzte er sich mit einem Fernglas und etwas Brot für die Möwen auf die Terrasse. Er wartete. Sie hatte sich verlaufen, sie würde zurückkommen. Sie würde bestimmt zurückkommen. Er suchte mit dem Fernglas den Strand ab. Er wartete weiter. Bis die Nacht hereinbrach.

13.

Der Sturm

»Das Gefährliche an Büchern ist, Marcus, dass Sie manchmal die Kontrolle über sie verlieren können. Sie zu veröffentlichen bedeutet, dass das, was Sie einsam vor sich hingeschrieben haben, plötzlich Ihren Händen entgleitet und in den öffentlichen Raum entschwindet. Dieser Augenblick birgt eine große Gefahr. Sie müssen die Sache jederzeit fest im Griff haben. Die Kontrolle über sein eigenes Buch zu verlieren ist eine Katastrophe.«

Auszüge aus den großen Tageszeitungen der Ostküste

10. Juli 2008
Auszug aus der New York Times

MARCUS GOLDMAN LÜFTET IM FALL HARRY QUEBERT DEN SCHLEIER

Das Gerücht, dass der Schriftsteller Marcus Goldman an einem Buch über Harry Quebert arbeitet, kursiert in Kulturkreisen schon seit einigen Tagen. Nun wurde es durch einige an die Öffentlichkeit gelangte Seiten des Werks, die am gestrigen Vormittag den Redaktionen zahlreicher nationaler Tageszeitungen zugegangen sind, bestätigt. Dieses Buch erzählt von den minutiösen Ermittlungen, die Goldman durchgeführt hat, um Licht in die Ereignisse zu bringen, die im Sommer 1975 zur Ermordung von Nola Kellergan geführt haben, einem Mädchen, das am 30. August 1975 verschwunden war und am 12. Juni 2008 in einem Waldstück nahe Aurora vergraben aufgefunden wurde.

Die Rechte hat sich für eine Million Dollar der mächtige New Yorker Verlag Schmid & Hanson gesichert. Dessen Geschäftsführer, Roy Barnaski, wollte sich zwar nicht dazu äußern, gab aber an, dass die Veröffentlichung des Buchs für kommenden Herbst unter dem Titel *Der Fall Harry Quebert* geplant sei. (…)

Auszug aus dem Concord Herald

DIE ENTHÜLLUNGEN DES MARCUS GOLDMAN

(…) Goldman, ein enger Freund und ehemaliger Student Harry Queberts, schildert als Insider die jüngsten Ereignisse in Aurora. Den Auftakt seiner Erzählung bildet die Entdeckung von Queberts Verhältnis mit der jungen, damals fünfzehnjährigen Nola Kellergan.

»Im Frühjahr 2008, rund ein Jahr nachdem ich zum neuen Star der amerikanischen Literaturszene geworden war, geschah etwas, das ich tief in meinem Gedächtnis zu vergraben beschloss: Ich fand heraus, dass mein siebenundsechzigjähriger Professor Harry Quebert, einer der angesehensten Schriftsteller des Landes, im Alter von vierunddreißig Jahren eine Beziehung zu einer Fünfzehnjährigen gehabt hatte. Und zwar im Sommer 1975.«

Auszug aus der Washington Post

MARCUS GOLDMANS BOMBE

(…) Bei seinen Ermittlungen scheint Goldman eine Entdeckung nach der anderen zu machen. So erzählt er insbesondere, dass Nola Kellergan ein hilfloses Mädchen war, das wiederholt geschlagen und gefoltert wurde, etwa durch simuliertes Ertränken. Ihre Freundschaft und Nähe zu Harry Quebert gaben ihr eine bis dahin nicht gekannte Stabilität und ließen sie von einem besseren Leben träumen. (…)

Auszug aus dem Boston Globe

DAS VERRUCHTE LEBEN DER NOLA KELLERGAN

> Marcus Goldman fördert Fakten zutage, die der Presse bislang unbekannt waren.
>
> Sie war das Sexobjekt von E. S., einem einflussreichen Geschäftsmann aus Concord, der seinen Handlanger nach ihr schickte wie nach Frischfleisch. Halb Frau, halb Kind, war sie den Phantasien der männlichen Einwohnerschaft Auroras ausgeliefert und fiel auch dem örtlichen Polizeichef zum Opfer, der sie zum Oralverkehr genötigt haben soll. Derselbe Polizeichef wurde nach ihrem Verschwinden mit der Leitung der Ermittlungen betraut (…)

Und ich hatte die Kontrolle über ein Buch verloren, das es noch gar nicht gab.

In den frühen Morgenstunden des 10. Juli, einem Donnerstag, entdeckte ich die reißerischen Schlagzeilen: Alle landesweiten Tageszeitungen hatten auf der Titelseite Versatzstücke meines Textes abgedruckt, aber sie hatten meine Sätze zerhackt und aus dem Zusammenhang gerissen. Meine Hypothesen waren zu abscheulichen Behauptungen, meine Mutmaßungen zu erwiesenen Tatsachen, meine Überlegungen zu unverschämten Werturteilen geworden. Man hatte meine Arbeit zerstückelt, meine Ideen verstümmelt, meine Gedanken vergewaltigt. Man hatte Goldman, den langsam genesenden, mühsam auf den Pfad der Bücher zurückfindenden Schriftsteller, gemeuchelt.

Als Aurora langsam erwachte, lief eine Woge der Entrüstung durch die Stadt. Versteinert lasen die Bewohner die Zeitungsartikel ein ums andere Mal. Im Haus läutete alle Augenblicke lang das Telefon; ein paar empörte Bürger klingelten sogar an meiner Tür und forderten von mir eine Erklärung. Ich hatte die Wahl, ob ich mich der Sache stellen oder mich verkriechen wollte. Ich entschied mich für die Konfrontation. Um Punkt zehn Uhr schüttete ich zwei doppelte Whiskys herunter und machte mich auf den Weg ins Clark’s.

Als ich durch die Glastür des Lokals trat, spürte ich, wie mich die Stammgäste mit Blicken durchbohrten. Mit pochendem Herzen setzte ich mich an Tisch 17, und Jenny stürzte aufgebracht auf mich zu und warf mir an den Kopf, dass ich der schlimmste Abschaum sei. Ich glaubte schon, sie würde mir ihre Kaffeekanne ins Gesicht schleudern.

»Du bist also nur hergekommen«, tobte sie, »um auf unsere Kosten Kohle zu machen und Schweinereien über uns zu verbreiten?«

In ihren Augen standen Tränen. Ich versuchte, die Sache abzuwiegeln. »Jenny, du weißt, dass das nicht wahr ist. Diese Auszüge hätten so nie gedruckt werden dürfen.«

»Hast du diese schrecklichen Dinge wirklich geschrieben?«

»Was da steht, ist ungeheuerlich, aber es ist aus dem Zusammenhang gerissen …«

»Aber du hast es geschrieben, oder nicht?«

»Ja, aber …«

»Da gibt es kein *aber*, Marcus!«

»Ich schwöre, dass ich niemandem damit schaden wollte.«

»Niemandem schaden? Soll ich aus deinem Meisterwerk zitieren?« Sie schlug ein Notizbuch auf. »Hör dir an, was hier steht: *Jenny Quinn, die Kellnerin aus dem Clark's, war vom ersten Tag an in Harry Quebert verliebt …* So siehst du mich also? Als Kellnerin, als die Dienstmagd, die sich vor Sehnsucht nach Harry verzehrt?«

»Du weißt, dass das nicht stimmt …«

»Aber es steht da, verdammt noch mal! Es steht in sämtlichen Zeitungen dieses beschissenen Landes! Alle werden es lesen: meine Freunde, meine Familie, mein Mann …«

Jenny schrie. Die anderen Gäste beobachteten die Szene schweigend. Um des lieben Friedens willen zog ich es vor, zu verschwinden und in die Bibliothek zu gehen, weil ich hoffte, in Erne Pinkas einen Verbündeten zu finden, der für die Katastrophe der

missbrauchten Worte Verständnis hätte. Aber auch er legte nicht gerade Wert auf meine Gesellschaft.

»Sieh an, der große Goldman!«, spottete er bei meinem Anblick. »Suchst du nach weiteren Horrorgeschichten über unsere Stadt?«

»Ich bin entsetzt darüber, dass mein Text an die Öffentlichkeit gelangt ist, Erne.«

»Entsetzt? Spar dir das Theater! Dein Buch ist in aller Munde. Zeitungen, Internet, Fernsehen – du bist in aller Munde! Du müsstest sehr zufrieden sein. Jedenfalls hoffe ich, dass du alle Informationen, die ich dir gegeben habe, richtig ausschlachten konntest. Marcus Goldman, der allmächtige Gott von Aurora, Marcus, der hier auftaucht und zu mir sagt: *Ich muss dieses wissen, ich muss jenes wissen.* Kein einziger Dank, als wäre das ganz normal, als müsste ich dem großen Schriftsteller Marcus Goldman die Stiefel lecken. Weißt du, was ich dieses Wochenende gemacht habe? Ich bin jetzt fünfundsiebzig und arbeite jeden zweiten Sonntag in Montburry im Supermarkt, damit ich bis zum Monatsende über die Runden komme. Ich sammle die Einkaufswagen auf dem Parkplatz ein und schiebe sie zum Eingang zurück. Mir ist klar, dass damit kein Ruhm zu ernten ist und dass ich nicht so wichtig wie du bin, aber ein ganz klein wenig Achtung habe ich trotzdem verdient, oder nicht?«

»Tut mir leid.«

»Es tut dir leid? Gar nichts tut dir leid! Du wusstest es nicht mal, weil es dich nicht interessiert hast, Marc! Du hast dich nie für irgendjemanden in Aurora interessiert. Für dich zählt nur der Ruhm. Aber der Ruhm hat seinen Preis!«

»Es tut mir aufrichtig leid, Erne. Lass uns zusammen mittagessen gehen, wenn du willst.«

»Ich will nicht essen gehen! Ich will, dass du mich in Ruhe lässt! Ich muss Bücher einsortieren. Bücher sind wichtig. Du nicht.«

Entsetzt fuhr ich zurück nach Goose Cove, um mich dort zu verkriechen. Marcus Goldman, der Adoptivsohn von Aurora, hatte

ohne es zu wollen seine Familie verraten. Ich rief Douglas an und bat ihn, ein Dementi zu veröffentlichen.

»Ein Dementi? Die Zeitungen haben doch nur abgedruckt, was du geschrieben hast. In zwei Monaten wäre sowieso alles veröffentlicht worden.«

»Die Zeitungen haben alles entstellt! Nichts von dem, was sie gedruckt haben, wird so in meinem Buch stehen!«

»Hör mal, Marc, mach nicht so ein Bohei. Du musst dich auf deinen Text konzentrieren, das ist das einzige, was jetzt zählt. Dir bleibt nicht mehr viel Zeit. Vielleicht erinnerst du dich, dass wir vor drei Tagen in Boston waren, wo du einen Vertrag über eine Million Dollar unterschrieben und dich verpflichtet hast, in sieben Wochen ein Buch zu schreiben?«

»Ich weiß, ich weiß! Aber das heißt nicht, dass ich es zusammenschmiere!«

»Ein Buch, das in ein paar Wochen geschrieben wird, ist ein Buch, das in ein paar Wochen geschrieben wird.«

»Genauso lang hat Harry gebraucht, um *Der Ursprung des Übels* zu schreiben.«

»Harry ist Harry, wenn du weißt, was ich meine.«

»Nein, weiß ich nicht.«

»Er ist ein wirklich großer Autor.«

»Danke für die Blumen! Und was bin ich?«

»Du weißt, dass ich es nicht so gemeint habe. Du bist ein, sagen wir … ein moderner Schriftsteller. Du kommst an, weil du jung und dynamisch und … angesagt bist. Du bist ein angesagter Autor, das ist es. Von dir erwartet niemand, dass du den Pulitzerpreis kriegst, die Leute lieben deine Bücher, weil sie im Trend liegen und unterhaltsam sind, und das ist auch absolut in Ordnung so.«

»So denkst du also über mich? Dass ich ein *unterhaltsamer* Autor bin?«

»Dreh mir nicht das Wort im Mund um, Marc. Dir ist doch wohl klar, dass das Publikum auf dich steht, weil du … so ein hübscher

Kerl bist.«

»Ein hübscher Kerl? Das wird ja immer schlimmer!«

»Komm schon, Marc, du weißt, worauf ich hinauswill! Du transportierst ein bestimmtes Image. Wie schon gesagt, du liegst im Trend. Alle mögen dich. Du bist der gute Kumpel, der geheimnisvolle Liebhaber und der ideale Schwiegersohn in einem … Deshalb wird *Der Fall Harry Quebert* auch ein Riesenerfolg werden! Es ist verrückt, es gibt dein Buch noch gar nicht, und die Leute reißen sich schon darum. So etwas habe ich in meinem ganzen Berufsleben noch nicht erlebt.«

»Der Fall Harry Quebert?«

»Das ist der Titel.«

»Was soll das heißen – *der Titel*?«

»Du hast ihn doch selbst über deinen Text geschrieben.«

»Das war ein provisorischer Titel, und das habe ich auch extra drüber geschrieben: provisorischer Titel. *Pro-vi-so-risch*. Das ist ein Adjektiv und heißt, dass etwas nicht endgültig ist.«

»Hat Barnaski dich denn nicht informiert? Die Marketingabteilung hält es für den perfekten Titel. Das haben sie gestern Abend beschlossen. Dringlichkeitssitzung wegen der durchgesickerten Seiten. Sie sind zu dem Schluss gekommen, dass es besser ist, die Indiskretion als Marketinginstrument zu nutzen, und deshalb haben sie heute Vormittag die Werbekampagne für das Buch gestartet. Ich dachte, du wüsstest davon. Schau mal ins Internet.«

»Du dachtest, ich wüsste davon? Scheiße, Doug, du bist mein Agent! Du sollst nicht denken, sondern handeln! Du musst dafür sorgen, dass ich über alles, was mit meinem Buch zu tun hat, auf dem Laufenden bin, verdammt!«

Wutentbrannt legte ich auf und stürzte an meinen Computer. Die Homepage von Schmid & Hanson stand ganz im Zeichen meines Projekts: Auf ihr wechselten sich ein großes Farbfoto von mir sowie Schwarzweißaufnahmen von Aurora und folgender Text ab:

DER FALL HARRY QUEBERT
Das neue Buch von Marcus Goldman über das Verschwinden von Nola Kellergan
Erscheinungstermin: im Herbst.
Bestellen Sie es schon jetzt!

An diesem Tag sollte um dreizehn Uhr die Anhörung stattfinden, die auf Wunsch der Staatsanwaltschaft aufgrund des Ergebnisses der grafologischen Untersuchung anberaumt worden war. In Concord belagerten Journalisten die Stufen zum Gerichtsgebäude, während sich die Reporter der Fernsehsender, die das Ereignis live übertrugen, die von der Presse veröffentlichten Enthüllungen zu eigen machten. Es war die Rede von einer möglichen Einstellung des Verfahrens: ein saftiger Skandal.

Eine Stunde vor der Anhörung rief ich Roth an, um ihm mitzuteilen, dass ich nicht bei Gericht erscheinen würde.

»Sie verstecken sich, Marcus?«, rügte er mich. »Seien Sie kein Frosch! Ihr Buch ist ein Segen für uns alle. Es wird Harrys Unschuld beweisen, Ihre Karriere festigen und meiner einen großen Schub verleihen. Ich werde nicht länger nur der Roth aus Concord sein, sondern der Roth aus Ihrem Bestseller! Das Buch kommt genau zur rechten Zeit, vor allem für Sie. Wie lange haben Sie nichts mehr geschrieben? Zwei Jahre?«

»Halten Sie die Klappe, Roth! Sie wissen ja nicht, worum es geht!«

»Und hören Sie mit diesem Theater auf, Goldman! Ihr Buch wird ein Knüller, das wissen Sie genau. Sie werden dem ganzen Land verraten, warum Harry ein Perverser ist. Ihre Inspiration war Ihnen abhandengekommen, Sie wussten nicht, was Sie schreiben sollten, und jetzt schreiben Sie ein Buch mit Erfolgsgarantie.«

»Diese Seiten hätten nie an die Presse gelangen dürfen.«

»Aber Sie haben sie nun mal geschrieben. Machen Sie sich nichts daraus: Ich rechne fest damit, dass ich Harry noch heute aus dem Gefängnis freibekomme, und das habe ich ohne Frage Ihnen zu

verdanken. Ich gehe davon aus, dass auch der Richter Zeitung liest, insofern dürfte es mir nicht schwerfallen, ihn davon zu überzeugen, dass Nola eine willige Schlampe war.«

»Tun Sie das nicht, Roth!«, rief ich.

»Warum nicht?«

»Weil sie das nicht war. Außerdem hat er sie geliebt! Er hat sie geliebt!«

Aber Roth hatte schon aufgelegt. Wenig später sah ich ihn in meinem Fernseher mit breitem Grinsen und triumphierender Miene die Stufen zum Gerichtsgebäude emporsteigen. Einige Journalisten streckten ihm das Mikrofon entgegen und wollten wissen, ob es wahr sei, was die Presse schrieb: Hatte Nola Kellergan mit allen Männern der Stadt etwas gehabt? Würde der Fall neu aufgerollt werden? Aufgeräumt bejahte er alle Fragen, die man ihm stellte.

Die Anhörung führte zu Harrys Freilassung. Sie dauerte nicht einmal zwanzig Minuten, in denen der ganze Fall im Zuge der richterlichen Aufzählungen wie ein Kartenhaus in sich zusammenfiel. Das Hauptbelastungsmaterial – das Manuskript – hatte jegliche Beweiskraft eingebüßt, seit der Nachweis erbracht war, dass die Aufschrift *Adieu, allerliebste Nola* nicht von Harrys Hand stammte. Die anderen Anhaltspunkte wurden wie Strohhalme vom Tisch gefegt. Tamara Quinns Anschuldigungen konnten durch keinerlei Sachbeweise gestützt werden, der schwarze Chevrolet Monte Carlo war schon damals nicht als Beweismittel betrachtet worden. Das gesamte Ermittlungsverfahren stellte sich als Riesenschlamperei dar, und der Richter beschloss auf der Grundlage neuer, ihm zur Kenntnis gebrachter Indizien, Harry gegen eine Kaution von einer halben Million Dollar freizulassen. Die Chancen standen gut, dass die Anklage vollständig fallen gelassen würde.

Diese spektakuläre Wende löste bei den Journalisten Hysterie aus. Man fragte sich, ob der Staatsanwalt nicht vielleicht einen gewaltigen PR-Coup hatte landen wollen, als er Harry verhaften und der Öffentlichkeit zum Fraß vorwerfen ließ. Kurz darauf sah man die

Parteien nacheinander das Gerichtsgebäude verlassen: Zuerst kam Roth, der jubilierte und ankündigte, dass Harry schon am nächsten Tag, sobald sie das Geld für die Kaution zusammenhätten, ein freier Mann sein würde; dann folgte der Staatsanwalt, der vergeblich die Schlüssigkeit seines Ermittlungsverfahrens darzulegen versuchte.

Als ich vom großen Gerichtsspektakel auf der kleinen Mattscheibe genug hatte, ging ich joggen. Ich hatte das Bedürfnis, weit zu laufen und meinen Körper zu fühlen. Ich wollte spüren, dass ich lebendig war. Ich lief bis zu dem kleinen, von Kindern und Familien heimgesuchten See bei Montburry. Auf dem Rückweg überholte mich kurz vor Goose Cove ein Feuerwehrauto, unmittelbar gefolgt von einem zweiten sowie von einem Polizeiauto. Da sah ich auch schon den dichten, beißenden Qualm über den Kiefern aufsteigen und begriff sofort: Das Haus brannte. Der Brandstifter hatte erneut zugeschlagen!

Ich rannte, wie ich noch nie gerannt war, um das Schriftstellerhaus, das ich so liebte, zu retten. Die Feuerwehr war bereits im Einsatz, aber die riesigen Flammen verschlangen gerade die Fassade. Alles brannte lichterloh. In sicherem Abstand inspizierte ein Polizist meinen am Rand der Auffahrt geparkten Wagen, auf dessen Karosserie jemand mit roter Farbe geschrieben hatte: *Brenne, Goldman, brenne.*

Um zehn Uhr vormittags am nächsten Tag schwelte das Feuer immer noch. Das Haus war größtenteils zerstört worden. Experten der State Police sahen sich in den Ruinen um, während ein Team der Feuerwehr darüber wachte, dass der Brandherd nicht wieder aufloderte. Der Wucht der Flammen nach zu urteilen, hatte jemand Benzin oder einen vergleichbaren Brandbeschleuniger unter den Portalvorbau geschüttet. Von dort aus hatte sich das Feuer in Windeseile ausgebreitet. Terrasse und Wohnzimmer waren verwüstet, ebenso die Küche. Der erste Stock war zwar von den Flammen einigermaßen verschont geblieben, aber der Qualm und

vor allem das von der Feuerwehr eingesetzte Wasser hatten irreversible Schäden angerichtet.

Noch immer in meinen Sportsachen, hockte ich starr vor Entsetzem im Gras und stierte das ausgebrannte Haus an. Ich hatte die ganze Nacht dort gesessen. Zu meinen Füßen stand eine unbeschädigte Tasche, die die Feuerwehrmänner aus meinem Zimmer geborgen hatten. Darin befanden sich ein paar Anziehsachen und mein Computer.

Ich hörte ein Auto kommen, und durch die Schaulustigen hinter mir ging ein Raunen. Es war Harry. Er war soeben freigelassen worden. Ich hatte Roth von der Tragödie in Kenntnis gesetzt und wusste, dass er Harry benachrichtigt hatte. Wortlos machte er ein paar Schritte in meine Richtung, dann setzte er sich ins Gras und sagte nur: »Was haben Sie sich bloß dabei gedacht, Marcus?«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll, Harry.«

»Sagen Sie nichts. Schauen Sie, was Sie angerichtet haben. Dafür braucht es keine Worte.«

»Harry, ich …«

Da bemerkte er die Aufschrift auf der Motorhaube meines Range Rovers. »Ihr Wagen hat nichts abgekriegt?«

»Nein.«

»Umso besser, weil Sie sich jetzt hineinsetzen und von hier verschwinden werden.«

»Harry …«

»Sie hat mich geliebt, Marcus! Und ich habe sie geliebt, wie ich danach nie wieder jemanden geliebt habe. Warum haben Sie diese unsäglichen Dinge geschrieben? Wissen Sie, was Ihr Problem ist? Sie wurden nie geliebt! Nie! Sie wollen Liebesromane schreiben, aber von der Liebe haben Sie keine Ahnung! Ich möchte, dass Sie jetzt gehen. Auf Wiedersehen.«

»Ich habe Nola nie so beschrieben oder mir vorgestellt, wie die Presse es hinstellt. Diese Leute haben meine Worte verdreht, Harry!«

»Wie konnten Sie zulassen, dass Barnaski diesen Dreck an die gesamte landesweite Presse geschickt hat?«

»Es war Diebstahl.«

Er lachte zynisch. »Diebstahl! Sagen Sie bloß, Sie sind so naiv und glauben alles, was Barnaski Ihnen auftischt! Ich wette, er hat Ihren beschissenen Text eigenhändig kopiert und im ganzen Land herumgeschickt.«

»*Was*? Aber …«

Er schnitt mir das Wort ab. »Marcus, ich wünschte, ich wäre Ihnen nie begegnet. Gehen Sie jetzt. Sie befinden sich auf meinem Grundstück und sind hier nicht länger willkommen.«

Ein langes Schweigen machte sich breit. Die Feuerwehrleute und Polizisten starrten uns an. Ich griff nach meiner Tasche, stieg in meinen Wagen und fuhr los. Sofort rief ich Barnaski an.

»Schön, von Ihnen zu hören, Goldman«, begrüßte er mich. »Gerade habe ich das von Queberts Haus gehört, es läuft auf allen Nachrichtensendern. Ich bin froh, dass Ihnen nichts passiert ist. Lange kann ich nicht mit Ihnen reden, ich habe nämlich gleich einen Termin mit den Geschäftsführern von Warner Bros. Die schlagen sich darum, anhand Ihrer ersten Seiten ein Drehbuch zu dem Fall schreiben zu lassen. Alle sind hin und weg. Ich glaube, wir können ihnen die Filmrechte für ein kleines Vermögen verkaufen …«

Ich unterbrach ihn: »Es wird kein Buch geben, Roy.«

»Was sagen Sie?«

»Sie waren es, oder? Sie haben meinen Text an die Presse geschickt! Sie haben alles vermasselt!«

»Sie sind wetterwendisch, Goldman. Schlimmer: Sie führen sich auf wie eine Diva und das gefällt mir überhaupt nicht! Erst spielen Sie den Detektiv und ziehen eine Riesenshow ab, und dann schmeißen Sie aus einer Laune heraus alles wieder hin. Wissen Sie was? Ich schreibe das der Tatsache zu, dass Sie eine anstrengende Nacht hinter sich haben, und vergesse diesen Anruf. Kein Buch … also wirklich! Für wen halten Sie sich, Goldman?«

»Für einen echten Schriftsteller. Schreiben heißt frei sein.«

Er lachte gequält. »Wer hat Ihnen diese Flausen in den Kopf gesetzt? Sie sind ein Sklave Ihrer Karriere, Ihrer Ideen und Ihres Erfolgs. Sie sind ein Sklave Ihrer Lebensumstände. Schreiben heißt abhängig sein. Abhängig von denen, die Ihre Bücher lesen oder eben nicht. Freiheit ist gequirlter Schwachsinn! Niemand ist frei. Ich halte einen Teil Ihrer Freiheit in meiner Hand, so wie die Aktionäre dieses Unternehmens einen Teil meiner Freiheit in ihrer Hand halten. So ist das Leben, Goldman. Niemand ist frei. Wenn die Menschen frei wären, wären sie glücklich. Kennen Sie viele Menschen, die wirklich glücklich sind?« Als ich nicht darauf antwortete, fuhr er fort: »Wissen Sie, mit der Freiheit ist es so eine Sache. Ich kannte mal einen Typen, der war Börsenhändler an der Wall Street, ein Sonnyboy mit Geld wie Heu und einem glücklichen Händchen in allem, was er anpackte. Irgendwann wollte er ein freier Mensch sein. Er hatte im Fernsehen einen Bericht über Alaska gesehen, und das war für ihn eine Art Aha-Erlebnis. Er hat beschlossen, ein freier und glücklicher Jäger zu werden und von frischer Luft zu leben, hat alles hingeschmissen und ist in den Süden Alaskas ausgewandert, in den Wrangler-Nationalpark. Und stellen Sie sich vor, der Kerl, dem im Leben immer alles geglückt ist, hat auch das hingekriegt: Er ist wirklich ein freier Mann geworden. Ganz ungebunden, ohne Familie und ohne Haus, nur ein paar Hunde und ein Zelt. Er war der einzige wirklich freie Mensch, den ich je kennengelernt habe.«

»War?«

»War. Drei Monate lang war der Bursche tatsächlich ziemlich frei, und zwar von Juli bis Oktober. Im Winter ist er erfroren, nachdem er aus lauter Verzweiflung alle seine Hunde aufgegessen hatte. Niemand ist frei, Goldman, nicht einmal die Jäger in Alaska. Schon gar nicht in Amerika, wo die braven Amerikaner vom System abhängen, die Inuit von der Stütze der Regierung und vom Alkohol und wo die Indianer zwar frei, dafür aber in Menschenzoos, sogenannten Reservaten, geparkt und dazu verdammt sind, vor einer

Horde Touristen immerzu ihren jämmerlichen Regentanz aufzuführen. Niemand ist frei, mein Junge. Wir sind die Gefangenen der anderen und unser selbst.«

Während Barnaski redete, hörte ich hinter mir plötzlich Sirenengeheul: Eine Zivilstreife folgte mir. Rasch legte ich auf und hielt auf dem Seitenstreifen, weil ich glaubte, wegen Benutzung eines Mobiltelefons am Steuer angehalten zu werden. Aber es war Sergeant Gahalowood. Er stieg aus dem Wagen, trat an mein Fenster und fragte: »Sagen Sie bloß, Sie gehen zurück nach New York, Schriftsteller!«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Sagen wir, weil Sie in der Richtung unterwegs waren?«

»Ich bin einfach nur durch die Gegend gefahren.«

»Hm. Purer Überlebensinstinkt?«

»Sie ahnen nicht, wie recht Sie haben. Wie haben Sie mich gefunden?«

»Falls es Ihnen noch nicht aufgefallen ist: Auf der Motorhaube Ihres Wagens steht mit roter Farbe Ihr Name. Das ist nicht der richtige Zeitpunkt, um nach Hause zu fahren, Schriftsteller.«

»Harrys Haus ist abgebrannt.«

»Ich weiß. Darum bin ich hier. Sie können jetzt nicht nach New York zurück.«

»Warum?«

»Weil Sie Mumm haben. So ein zäher Bursche wie Sie ist mir in meiner Laufbahn nicht oft untergekommen.«

»Man hat mein Buch geplündert.«

»Sie haben das Buch doch noch gar nicht geschrieben! Ihr Schicksal liegt in Ihren Händen! Ihnen stehen immer noch alle Möglichkeiten offen! Sie sind doch ein kreativer Mensch, also machen Sie sich an die Arbeit und schreiben Sie ein Meisterwerk! Sie sind ein Kämpfer, Schriftsteller. Sie sind ein Kämpfer und müssen ein Buch schreiben. Sie haben etwas zu sagen! Und wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf: Ihretwegen stecke auch ich bis zum Hals

in der Scheiße. Der Staatsanwalt sitzt auf der Anklagebank und ich mit ihm. Schließlich war ich es, der ihn veranlasst hat, Harry schleunigst zu verhaften. Ich hätte gedacht, eine überraschende Festnahme dreiunddreißig Jahre nach der Tat würde ihn aus der Fassung bringen. Aber ich habe mich wie ein blutiger Anfänger getäuscht. Und dann sind Sie hier aufgekreuzt mit Ihren Lackschuhen, die so viel kosten, wie ich in einem ganzen Monat verdiene! Ich werde Ihnen hier am Straßenrand bestimmt keine Liebeserklärung machen, aber … Fahren Sie nicht zurück. Wir müssen diesen Fall abschließen.«

»Ich weiß nicht, wo ich schlafen soll. Das Haus ist abgebrannt …«

»Sie haben gerade eine Million Dollar kassiert, das weiß ich aus der Zeitung. Mieten Sie sich eine Suite in einem Hotel in Concord. Ich lasse mein Mittagessen auf Ihre Rechnung setzen. Ich sterbe nämlich vor Hunger. Auf geht's, Schriftsteller. Wir haben alle Hände voll zu tun.«

Die ganze nächste Woche ließ ich mich nicht in Aurora blicken. Ich hatte im Regent's Hotel im Zentrum von Concord eine Suite bezogen, in der ich mich gleichzeitig mit den Ermittlungen und mit meinem Buch befasste. Was mit Harry war, erfuhr ich über Roth, der mich wissen ließ, dass Harry sich im Sea Side Motel in Zimmer 8 einquartiert hatte. Roth sagte, Harry wolle mich nicht mehr sehen, weil ich Nolas Namen beschmutzt hätte. Er fragte: »Warum mussten Sie eigentlich sämtlichen Zeitungen erzählen, dass Nola eine kleine Schlampe war und sich nicht wohl in ihrer Haut fühlte?«

Ich unternahm einen Anlauf, mich zu verteidigen: »Ich habe gar nichts erzählt! Ich habe ein paar Dutzend Seiten geschrieben und sie dieser Pestbeule Barnaski gegeben, weil er sichergehen wollte, dass ich vorankomme. Er hat die Seiten der Presse zugespielt und es als Diebstahl hingestellt.«

»Wenn Sie es sagen …«

»Verdammt noch mal, das ist die Wahrheit!«

»Wie auch immer: Hut ab! Ich hätte es nicht besser machen können.«

»Wie meinen Sie das?«

»Das Opfer zum Täter machen – es gibt nichts Besseres, um eine Anklage zu demontieren.«

»Harry wurde aufgrund des grafologischen Gutachtens freigelassen, das wissen Sie doch besser als ich.«

»Pah! Wie gesagt, Marcus: Auch Richter sind nur Menschen. Das Erste, was sie morgens beim Kaffeetrinken tun, ist Zeitung lesen.«

Roth, der ein ziemlich bodenständiger, aber nicht unsympathischer Zeitgenosse war, versuchte mich zu trösten, indem er erklärte, dass Harry wegen des Verlusts von Goose Cove sicherlich sehr durcheinander war und sich bestimmt viel besser fühlen würde, wenn die Polizei den Schuldigen geschnappt hätte. Was diesen Punkt betraf, hatten die ermittelnden Beamten übrigens eine ernst zu nehmende Spur: Am Tag nach dem Brand hatten sie bei einer gründlichen Durchsuchung der näheren Umgebung am Strand einen im Gestrüpp versteckten Benzinkanister gefunden, auf dem ein Fingerabdruck sichergestellt werden konnte. Aber leider hatte ein Abgleich mit der Datenbank der Polizei keinerlei Übereinstimmung ergeben, und Gahalowood war der Meinung, dass es ohne weitere Hinweise schwer werden dürfte, den Täter aufzuspüren. Dem Sergeant zufolge handelte es sich vermutlich um einen vollkommen rechtschaffenen, bis dato unbescholtenen Bürger, der nie wieder auffällig werden würde. Aber er ging trotzdem davon aus, dass man den Täterkreis auf eine Person aus der Gegend einengen konnte, genauer gesagt, auf jemanden aus Aurora, der die Tat am helllichten Tag begangen und sich des belastenden Beweisstücks aus Angst, von zufällig vorbeikommenden Spaziergängern erkannt zu werden, schnellstens entledigt hatte.

Mir blieben sechs Wochen, um das Ruder herumzureißen und aus meinem Buch ein gutes Buch zu machen. Es war an der Zeit, zu kämpfen und endlich der Schriftsteller zu werden, der ich sein

wollte. Die Vormittage widmete ich meinem Buch, nachmittags arbeitete ich gemeinsam mit Gahalowood an dem Fall. Er hatte meine Suite in einen Ableger seines Büros umfunktioniert und spannte die Hotelpagen dafür ein, kistenweise Zeugenaussagen, Berichte, Zeitungsausschnitte, Fotos und Unterlagen aus dem Archiv hin und her zu schleppen.

Wir fingen noch einmal ganz von vorn an: Wir lasen sämtliche Polizeiberichte erneut und gingen alle Zeugenaussagen von damals durch. Wir zeichneten eine Karte von Aurora und Umgebung und berechneten die Entfernung vom Haus der Kellergans bis Goose Cove sowie von Goose Cove zur Side Creek Lane. Gahalowood begab sich vor Ort, um herauszufinden, wie lange man für jede Strecke zu Fuß und mit dem Auto benötigte, und überprüfte sogar die damaligen Reaktionszeiten der örtlichen Polizei, die sich als sehr kurz erwiesen.

»An Chief Pratts Arbeit gibt es eigentlich nichts auszusetzen«, sagte er zu mir. »Die Ermittlungen wurden sehr professionell durchgeführt.«

»Was Harry angeht, wissen wir jetzt, dass die Widmung auf dem Manuskript nicht von seiner Hand stammt«, sagte ich. »Warum wurde Nola dann aber in Goose Cove vergraben?«

»Weil der Täter dabei nicht gestört werden wollte«, mutmaßte Gahalowood. »Sie haben mir gesagt, Harry hätte überall herumerzählt, dass er für einige Zeit aus Aurora wegmüsse.«

»Das stimmt. Demnach wusste der Mörder, dass Harry nicht zu Hause war.«

»Möglich. Aber eines müssen Sie zugeben: Es ist ziemlich erstaunlich, dass Harry bei seiner Rückkehr nicht aufgefallen ist, dass jemand in der Nähe seines Hauses ein Loch gegraben hatte …«

»Er war nicht ganz bei Sinnen«, gab ich zu bedenken. »Er war krank vor Sorge, am Boden zerstört. Er wartete die ganze Zeit auf Nola. Da kann man schon mal ein Häuflein frisch umgegrabener

Erde übersehen, noch dazu in Goose Cove. Sobald es ein wenig regnet, verwandelt sich dort alles in eine Schlammwüste.«

»Da mögen Sie recht haben. Der Mörder weiß also, dass ihn in Goose Cove niemand stören wird. Und sollte die Leiche je gefunden werden – wen wird man beschuldigen?«

»Harry.«

»Bingo, Schriftsteller!«

»Aber was soll dann diese Widmung?«, fragte ich. »Warum hat er *Adieu, allerliebste Nola* auf das Manuskript geschrieben?«

»Das ist die Eine-Million-Dollar-Frage, Schriftsteller. Und zwar für Sie, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf.«

Unser Hauptproblem bestand darin, dass unsere Spuren in alle möglichen Richtungen führten. Mehrere dringliche Fragen waren nach wie vor ungelöst.

Gahalowood notierte sie auf großen Blättern:

– Elijah Stern:
Warum bezahlt er Nola dafür, dass sie sich malen lässt? Mordmotiv?

– Luther Caleb:
Warum malt er Nola? Warum treibt er sich in Aurora herum? Mordmotiv?

– David und Louisa Kellergan:
Haben sie ihre Tochter zu brutal geschlagen?
Warum halten sie Nolas Selbstmordversuch und ihr Ausreißen nach Martha's Vineyard geheim?

– Harry Quebert:
Schuldig?

– Chief Gareth Pratt:
Warum hat Nola ein Verhältnis mit ihm?
Motiv: Hat sie angedroht, alles zu verraten?

– Tamara Quinn behauptet, dass das Blatt Papier, das sie Harry gestohlen hatte, verschwunden ist.
Wer hat es aus dem Büro des Clark's entwendet?

– Wer hat die anonymen Briefe an Harry geschrieben?
Wer weiß seit dreiunddreißig Jahren Bescheid und hat nie etwas gesagt?

– Wer hat das Feuer in Goose Cove gelegt? Wer hat kein Interesse daran, dass der Fall aufgeklärt wird?

An dem Abend, an dem Gahalowood diese Seiten in meiner Suite mit Reißzwecken an die Wand heftete, stieß er einen langen, verzweifelten Seufzer aus. »Je weiter wir vordringen, desto weniger blicke ich durch«, sagte er. »Ich glaube, es gibt ein zentrales Element, das alle diese Menschen und Ereignisse miteinander verbindet. Das ist der Schlüssel zu den Ermittlungen! Wenn wir diese Verbindung finden, haben wir den Täter.«

Er ließ sich in einen Sessel sinken. Es war neunzehn Uhr, und er hatte keine Kraft mehr zum Nachdenken. Wie an den anderen Tagen um diese Uhrzeit suchte ich meine Sportsachen zusammen, um etwas zu machen, womit ich wieder angefangen hatte, nämlich zu boxen. Ich hatte einen Boxclub ausfindig gemacht, der rund eine Viertelstunde Autofahrt entfernt lag, und beschlossen, mein großes Comeback im Ring zu geben. Seit meiner Ankunft im Regent's war ich jeden Abend dort gewesen. Der Empfangschef des Hotels hatte mir den Club empfohlen, er war dort selbst Mitglied.

»Wo gehen Sie in diesem Aufzug hin?«, fragte Gahalowood.

»Zum Boxen. Wollen Sie mitkommen?«

»Bestimmt nicht.«

Ich warf meine Sachen in eine Tasche und verabschiedete mich. »Bleiben Sie hier, so lange Sie wollen, Sergeant. Ziehen Sie einfach die Tür hinter sich zu, wenn Sie gehen.«

»Oh, keine Sorge, ich habe mir einen Nachschlüssel machen lassen. Gehen Sie wirklich boxen?«

»Ja.«

Er zögerte, und als ich über die Türschwelle trat, rief er mir nach: »Warten Sie, Schriftsteller. Ich komme doch mit.«

»Was hat Sie veranlasst, Ihre Meinung zu ändern?«

»Die Aussicht, Sie verprügeln zu dürfen. Was finden Sie eigentlich am Boxen, Schriftsteller?«

»Das ist eine lange Geschichte, Sergeant.«

Am Donnerstag, den 17. Juli, statteten wir Captain Neil Rodik, der sich 1975 an den Ermittlungen beteiligt hatte, einen Besuch ab. Er war mittlerweile fünfundachtzig, saß im Rollstuhl und wohnte in einem Altersheim am Meer. Rodik konnte sich noch gut an die schreckliche Suche nach Nola erinnern. Er meinte, es sei der Fall seines Lebens gewesen.

»Das mit dem verschwundenen Mädchen war eine total verrückte Geschichte!«, rief er. »Eine Frau hatte die Kleine blutend aus dem Wald kommen sehen, aber als die Polizei eintraf, war sie spurlos verschwunden. Das Merkwürdigste von allem war meiner Meinung nach die Musik, die der alte Kellergan die ganze Zeit gehört hat. Das hat mich noch lange beschäftigt. Und ich habe mich immer gefragt, wie es sein kann, dass man nicht mitkriegt, wenn die eigene Tochter entführt wird.«

»In Ihren Augen war es also eine Entführung?«, fragte Gahalowood.

»Schwer zu sagen. Es fehlten die Beweise. Könnte die Kleine draußen spazieren gegangen und von einem Irren in seinen Lieferwagen gezerrt worden sein? Ja, durchaus.«

»Erinnern Sie sich zufällig noch, was für ein Wetter bei der Suchaktion herrschte?«

»Die Wetterbedingungen waren miserabel. Es regnete und war sehr neblig. Warum fragen Sie danach?«

»Um herauszufinden, ob es sein kann, dass Harry Quebert das Loch nicht aufgefallen ist, das jemand in seinem Garten gegraben hatte.«

»Das ist nicht auszuschließen. Sein Grundstück ist riesig. Haben Sie einen Garten, Sergeant?«

»Ja.«

»Wie groß?«

»Klein.«

»Halten Sie es für möglich, dass jemand in Ihrer Abwesenheit ein mittelgroßes Loch darin gräbt und Sie es bei Ihrer Heimkehr nicht bemerken?«

»Das halte ich in der Tat für denkbar.«

Auf der Rückfahrt nach Concord wollte Gahalowood wissen, wie ich die Dinge sah.

»Für mich ist das Manuskript der Beweis dafür, dass Nola nicht von zu Hause entführt wurde«, sagte ich. »Sie ist weggelaufen, um sich mit Harry zu treffen. Sie waren in diesem Motel verabredet. Sie hat sich davongeschlichen und den einzigen Gegenstand mitgenommen, der ihr etwas bedeutete: Harrys Buch, das sie bei sich zu Hause hatte. Unterwegs ist sie entführt worden.«

Gahalowood lächelte flüchtig. »Ich glaube, mit dieser Hypothese könnte ich mich anfreunden«, sagte er. »Sie haut also von zu Hause ab, was erklärt, dass niemand etwas gehört hat. Sie geht an der Route 1 entlang zum Sea Side Motel und wird unterwegs entführt oder am Straßenrand von jemandem aufgegabelt, dem sie vertraut. *Allerliebste Nola*, hat der Mörder geschrieben. Er kannte sie also. Er bietet ihr an, sie am Hotel abzusetzen. Aber dann wird er zudringlich. Vielleicht hält er am Straßenrand an und schiebt ihr die Hand unters Kleid. Sie sträubt sich. Er schlägt sie und befiehlt ihr,

stillzuhalten. Aber er hat die Wagentüren nicht verriegelt, und ihr gelingt die Flucht. Sie will sich im Wald verstecken, und wer wohnt gleich an der Route 1 am Waldrand bei Side Creek?«

»Deborah Cooper.«

»Richtig! Der Täter verfolgt Nola und lässt den Wagen am Straßenrand stehen. Deborah Cooper sieht die beiden und ruft die Polizei. Unterdessen holt der Täter Nola ein, und zwar an der Stelle, wo man das Blut und die Haare gefunden hat. Sie wehrt sich, und er schlägt brutal zu. Vielleicht vergeht er sich sogar an ihr. Doch dann trifft die Polizei ein. Officer Dawn und Chief Pratt machen sich daran, den Wald zu durchsuchen, und kommen immer näher. Er zerrt Nola tiefer in den Wald hinein, aber es gelingt ihr, ihm zu entkommen, zu Deborah Coopers Haus zu laufen und sich hineinzuflüchten. Dawn und Pratt setzen unterdessen ihre Suche im Wald fort. Sie sind schon zu weit weg, um etwas mitzukriegen. Deborah Cooper lässt Nola in ihre Küche und eilt ins Wohnzimmer, um die Polizei zu rufen. Als sie zurückkommt, steht der Täter im Raum. Er ist ins Haus eingedrungen, um sich Nola zu holen. Er tötet Cooper mit einem Schuss mitten ins Herz und nimmt Nola mit. Er schleppt sie zu seinem Wagen und wirft sie in den Kofferraum. Vielleicht lebt sie zu dem Zeitpunkt noch, aber vermutlich ist sie bewusstlos. Schließlich hat sie jede Menge Blut verloren. Er fährt los und begegnet kurz darauf dem Wagen des Hilfssheriffs. Es kommt zu einer Verfolgungsjagd. Nachdem er die Polizei abgeschüttelt hat, verkriecht er sich in Goose Cove. Er weiß, dass dort niemand zu Hause ist und ihn keiner stören wird. Die Polizei sucht weiter oben, auf der Straße nach Montburry, nach ihm. Er lässt den Wagen mit Nola im Kofferraum in Goose Cove stehen. Vielleicht versteckt er ihn sogar in der Garage. Dann geht er zum Strand hinunter und kehrt zu Fuß nach Aurora zurück. Ja, ich bin mir sicher, dass unser Mann aus Aurora stammt: Er kennt sich auf den Straßen und im Wald aus, und er weiß, dass Harry nicht da ist. Er weiß alles. Unbemerkt geht er zu sich nach Hause. Er duscht, zieht sich um, und als die Polizei bei den

Kellergans eintrifft, weil der Vater seine Tochter als vermisst gemeldet hat, mischt er sich in der Terrace Avenue unter die Gaffer. Deshalb wurde der Mörder nie gefunden: Weil er, während ihn alle außerhalb der Stadt gesucht haben, mitten im Geschehen war, im Herzen von Aurora.«

»Verdammt!«, entfuhr es mir. »Dort hat er also gesteckt?«

»Ja. Ich glaube, er war die ganze Zeit über dort. Nachts muss er dann nur am Strand entlang zurück nach Goose Cove gehen. Ich nehme an, zu diesem Zeitpunkt ist Nola bereits tot. Er verscharrt sie auf dem Grundstück, und zwar am Waldrand, wo die umgegrabene Erde niemandem auffallen wird. Dann nimmt er seinen Wagen, fährt nach Hause, stellt ihn schön ordentlich in die Garage und holt ihn eine Weile nicht mehr heraus, um keinen Verdacht auf sich zu ziehen. Ein perfektes Verbrechen.«

Ich war von Gahalowoods Ausführungen schwer beeindruckt. »Und was sagt uns das über unseren Verdächtigen?«

»Er ist alleinstehend. Er kann tun und lassen, was er will, ohne dass jemand ihm neugierige Fragen stellt oder wissen will, warum er seinen Wagen nicht mehr aus der Garage holt. Und er besitzt einen schwarzen Chevrolet Monte Carlo.«

In meiner Aufregung preschte ich vor: »Dann müssen wir also nur herauskriegen, wer damals in Aurora einen schwarzen Chevrolet fuhr, und wir haben unseren Mann!«

Gahalowood verpasste meinem Eifer sofort einen Dämpfer: »Daran hat Pratt damals auch schon gedacht. Pratt hat an alles gedacht. Sein Bericht enthält eine Liste sämtlicher Chevrolet-Besitzer in Aurora und Umgebung. Er hat sie nacheinander abgeklappert, und alle hatten ein wasserdichtes Alibi. Alle bis auf einen: Harry Quebert.«

Schon wieder Harry! Immer landeten wir bei Harry. Jedes Kriterium, das wir heranzogen, um den Mörder einzukreisen, traf auf ihn zu.

»Was ist mit Luther Caleb?«, fragte ich mit einem Fünkchen Hoffnung. »Was für einen Wagen fuhr er?«

Gahalowood schüttelte den Kopf. »Einen blauen Mustang«, antwortete er.

Ich seufzte. »Was sollen wir Ihrer Meinung nach jetzt tun, Sergeant?«

»Da wäre immer noch Calebs Schwester, die wir noch nicht befragt haben. Ich glaube, es ist an der Zeit, ihr einen Besuch abzustatten. Sie ist die einzige Fährte, die wir noch nicht weiterverfolgt haben.«

An diesem Abend nahm ich nach dem Boxtraining meinen ganzen Mut zusammen und fuhr zum Sea Side Motel. Es war ungefähr einundzwanzig Uhr dreißig. Harry saß auf einem Plastikstuhl vor Zimmer 8, um den milden Abend zu genießen, und trank eine Dose Cola. Bei meinem Anblick sagte er kein Wort. Zum ersten Mal fühlte ich mich in seiner Gegenwart unwohl.

»Ich musste Sie einfach sehen, Harry. Ich wollte Ihnen sagen, wie leid mir das alles tut …«

Er bot mir mit einer Geste den Stuhl neben sich an. »Cola?«, schlug er vor.

»Gern.«

»Der Automat steht am Ende des Gangs.«

Ich grinste und ging mir eine Cola light holen. Als ich zurückkam, sagte ich: »Das haben Sie auch zu mir gesagt, als ich zum ersten Mal nach Goose Cove gekommen bin. Ich war damals das erste Jahr auf dem College. Sie hatten Zitronenlimonade gemacht und mich gefragt, ob ich welche möchte, und als ich Ja sagte, haben Sie geantwortet, ich soll sie mir aus dem Kühlschrank holen.«

»Das waren schöne Zeiten.«

»Stimmt.«

»Was hat sich seitdem verändert, Marcus?«

»Nichts. Alles und nichts. Wir haben uns alle verändert, die Welt hat sich verändert. Das World Trade Center ist eingestürzt, Amerika

ist in den Krieg gezogen … Aber an meiner Achtung vor Ihnen hat sich nichts geändert. Sie sind immer noch mein Lehrmeister, Sie sind immer noch Harry.«

»Auch der Kampf zwischen Lehrer und Schüler hat sich verändert, Marcus.«

»Wir bekämpfen uns doch gar nicht.«

»Doch, das tun wir! Ich habe Sie gelehrt, Bücher zu schreiben, und schauen Sie, was Ihre Bücher machen: Sie schaden mir.«

»Ich wollte Ihnen nie schaden, Harry. Wir werden den Kerl schnappen, der Goose Cove niedergebrannt hat, das verspreche ich Ihnen.«

»Als ob mir das die dreißig Jahre voller Erinnerungen zurückbringen würde, die ich verloren habe! Mein ganzes Leben ist in Rauch aufgegangen! Warum haben Sie diese unsäglichen Dinge über Nola geschrieben?«

Ich antwortete nicht darauf. Wir schwiegen eine Weile. Trotz des trüben Lichts der Wandleuchten fielen ihm die Abschürfungen an meinen Fäusten auf, die ich mir beim Einschlagen auf den Sandsack zugezogen hatte.

»Was ist mit Ihren Händen?«, fragte er. »Haben Sie wieder mit dem Boxen angefangen?«

»Ja.«

»Ihre Handhaltung stimmt nicht. Das war schon immer Ihr Manko. Sie haben einen guten Schlag, aber das erste Glied Ihres Mittelfingers steht zu weit vor, deshalb wird er beim Zuschlagen aufgeschürft.«

»Boxen wir«, schlug ich vor.

»Wenn Sie wollen.«

Wir zogen die Hemden aus und stellten uns mit nacktem Oberkörper auf den verlassenen Parkplatz. Harry war stark abgemagert. Er betrachtete mich einen Moment und sagte dann: »Sie sehen prächtig aus, Marcus. Heiraten Sie endlich, verdammt noch mal! Fangen Sie an zu leben!«

»Erst muss ich die Ermittlungen abschließen.«

»Zum Teufel mit Ihren Ermittlungen!«

Wir stellten uns einander gegenüber auf und machten abwechselnd ein paar Haken: Der eine schlug zu, der andere musste seine Deckung wahren und sich schützen. Harry schlug hart zu.

»Wollen Sie nicht wissen, wer Nola getötet hat?«, fragte ich.

Er hörte abrupt auf. »Wissen Sie es denn?«

»Nein. Aber die Hinweise verdichten sich. Sergeant Gahalowood und ich fahren morgen zu Luther Calebs Schwester nach Portland. Und es gibt noch ein paar Personen in Aurora, die wir befragen müssen.«

»Aurora … Seit ich aus dem Gefängnis entlassen wurde, habe ich niemanden mehr aus Aurora gesehen. Neulich stand ich eine Weile vor meinem zerstörten Haus. Ein Feuerwehrmann meinte, ich könnte hineingehen. Also habe ich ein paar Sachen herausgeholt und bin zu Fuß hergegangen. Seitdem habe ich mich hier nicht weggerührt. Roth kümmert sich um den Versicherungskram und so weiter. In Aurora kann ich mich nicht mehr blicken lassen. Ich kann den Leuten dort nicht mehr in die Augen sehen und ihnen sagen, dass ich Nola geliebt und für sie ein Buch geschrieben habe. Ich kann mir ja nicht einmal mehr selbst ins Gesicht sehen. Roth hat mir übrigens erzählt, dass Ihr Buch *Der Fall Harry Quebert* heißen wird.«

»Das ist richtig. In meinem Buch schreibe ich darüber, was für ein schöner Roman *Der Ursprung des Übels* ist! Ich liebe diesen Roman! Er hat in mir den Wunsch ausgelöst, Schriftsteller zu werden!«

»Sagen Sie das nicht, Marcus!«

»Es ist die Wahrheit! Es ist wahrscheinlich das schönste Buch, das ich je gelesen habe. Sie sind mein Lieblingsschriftsteller!«

»In Gottes Namen, schweigen Sie!«

»Ich will ein Buch schreiben, um Ihres zu verteidigen, Harry. Als ich erfahren habe, dass Sie es für Nola geschrieben haben, war ich

zunächst schockiert, das stimmt. Aber dann habe ich es noch einmal gelesen. Es ist ein wunderbares Buch! Sie erzählen alles, vor allem zum Schluss. Sie schreiben über das Leid, das Sie immer niederdrücken wird. Ich kann nicht zulassen, dass die Leute Ihr Buch schlechtmachen, weil dieses Buch mich zu dem gemacht hat, der ich heute bin. Erinnern Sie sich noch an die Sache mit der Zitronenlimonade bei meinem ersten Besuch … Als ich Ihren Kühlschrank geöffnet habe, Ihren leeren Kühlschrank, ist mir klar geworden, wie einsam Sie sind. An jenem Tag habe ich begriffen, dass *Der Ursprung des Übels* ein Buch über die Einsamkeit ist. Sie haben die Einsamkeit auf einzigartige Weise beschrieben. Sie sind ein großartiger Schriftsteller!«

»Hören Sie schon auf, Marcus!«

»Der Schluss Ihres Buchs ist so schön! Sie entsagen Nola. Sie ist für immer fort, und obwohl Sie das wussten, haben Sie auf sie gewartet … Jetzt, wo ich Ihr Buch wirklich begreife, habe ich nur noch eine Frage, und die betrifft den Titel: Warum haben Sie einem so schönen Buch einen so düsteren Titel gegeben?«

»Das ist kompliziert, Marcus.«

»Ich bin hier, weil ich es verstehen will …«

»Es ist zu kompliziert …«

Wir standen uns wie zwei Krieger in Deckungsposition gegenüber. Schließlich sagte er: »Ich weiß nicht, ob ich Ihnen verzeihen kann, Marcus …«

»Ich werde Goose Cove wieder aufbauen lassen und alles bezahlen! Mit dem Geld, das ich für mein Buch bekomme, bauen wir Ihnen ein neues Haus! Sie können unsere Freundschaft nicht einfach so wegwerfen!«

Harry fing an zu weinen. »Sie verstehen mich nicht, Marcus. Es hat nichts mit Ihnen zu tun! Sie trifft überhaupt keine Schuld, und trotzdem kann ich Ihnen nicht verzeihen.«

»Was können Sie mir nicht verzeihen?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Sie würden es nicht begreifen …«

»Kommen Sie, Harry! Was soll dieses Versteckspiel? Was, verdammt noch mal, ist los?«

Er wischte sich mit dem Handrücken die Tränen aus dem Gesicht. »Erinnern Sie sich noch an meinen Rat?«, fragte er. »Als Sie noch mein Student waren, habe ich einmal zu Ihnen gesagt: Schreiben Sie nie ein Buch, dessen Ausgang Sie nicht kennen.«

»Ja, ich erinnere mich noch gut. Ich werde es nie vergessen.«

»Wie geht Ihr Buch aus?«

»Es hat ein schönes Ende.«

»Aber sie stirbt doch zum Schluss!«

»Nein, mein Buch endet nicht mit dem Tod der Protagonistin. Es passieren danach noch ein paar schöne Dinge.«

»Zum Beispiel?«

»Der Mann, der dreißig Jahre auf sie gewartet hat, fängt wieder an zu leben.«

Auszüge aus: DER URSPRUNG DES ÜBELS
(letzte Seite)

Als er erkannte, dass nichts jemals möglich wäre und die Hoffnungen nur Lügen waren, schrieb er ihr ein letztes Mal. Nach den Liebesbriefen war nun die Zeit für einen Trauerbrief gekommen. Das musste er akzeptieren. Von nun an würde er einfach nur noch auf sie warten. Sein ganzes Leben lang würde er auf sie warten. Dabei wusste er genau, dass sie nicht zurückkommen würde. Er wusste, dass er sie nicht wiedersehen, sie nicht wiederfinden, sie nie wieder hören würde.

Als er erkannte, dass nichts jemals wieder möglich wäre, schrieb er ihr ein letztes Mal.

Meine Allerliebste,
das ist mein letzter Brief. Das sind meine letzten Worte. Ich schreibe Ihnen, um Adieu zu sagen.

Von heute an wird es kein »wir« mehr geben. Die Liebenden trennen sich und finden nicht mehr zusammen, so enden Liebesgeschichten.

Meine Allerliebste, Sie werden mir fehlen. Sie werden mir so fehlen.

Meine Augen weinen. Alles in mir brennt.

Wir werden uns nie wiedersehen. Sie werden mir so fehlen.

Ich hoffe, dass Sie glücklich werden.

Ich sage mir, dass das zwischen Ihnen und mir ein Traum war und es jetzt Zeit ist aufzuwachen.

Sie werden mir mein Leben lang fehlen.

Adieu. Ich liebe Sie, wie ich nie wieder lieben werde.

12.

Der die Bilder malte

»Lernen Sie, Ihre Niederlagen zu lieben, Marcus, denn an ihnen werden Sie wachsen. Es werden Ihre Niederlagen sein, die Ihre Siege so köstlich machen.«

An dem Tag, an dem wir Luthers Schwester Sylla Caleb Mitchell in Portland, Maine, besuchten, war strahlendes Wetter. Es war Freitag, der 18. Juli 2008. Die Mitchells bewohnten ein schmuckes Haus in einem Wohnviertel nahe der Anhöhe, auf der das Zentrum der Stadt liegt. Sylla empfing uns in der Küche. Bei unserem Eintreffen standen auf dem Tisch zwei identische Kaffeetassen dampfend bereit, daneben lag ein Stoß Fotoalben.

Gahalowood hatte sie am Abend zuvor erreicht. Auf der Fahrt von Concord nach Portland erzählte er mir, dass er am Telefon den Eindruck gehabt habe, sie hätte mit seinem Anruf gerechnet. »Ich habe mich ihr als Polizist vorgestellt und gesagt, dass ich in den Mordfällen Deborah Cooper und Nola Kellergan ermittle und sie treffen müsse, um ihr ein paar Fragen zu stellen. Normalerweise werden die Menschen nervös, wenn sie den Ausdruck *State Police* hören. Sie wollen wissen, was los ist und was sie mit der Sache zu tun haben. Aber Sylla Mitchell hat einfach nur geantwortet: *Kommen Sie morgen, wann Sie wollen. Ich bin den ganzen Tag zu Hause. Es ist wichtig, dass wir uns mal unterhalten*.«

In ihrer Küche nahm sie uns gegenüber Platz. Sie war eine schöne Frau um die fünfzig, die sich gut gehalten hatte, eine elegante Erscheinung und zweifache Mutter. Ihr ebenfalls anwesender Mann blieb im Hintergrund stehen, als befürchtete er, er könnte aufdringlich wirken.

»Und?«, fragte sie. »Ist das alles wahr?«

»Was meinen Sie?«, fragte Gahalowood zurück.

»Was man in der Zeitung liest … All diese grauenhaften Dinge über dieses arme Mädchen aus Aurora.«

»Ja. Die Presse hat zwar alles ein wenig verzerrt, aber die Fakten entsprechen der Wahrheit. Mrs Mitchell, Sie haben gestern nicht den Eindruck gemacht, als hätte mein Anruf Sie überrascht …«

Sie wirkte bekümmert. »Wie ich Ihnen gestern schon am Telefon gesagt habe«, sagte sie, »standen in der Zeitung zwar keine Namen, aber ich habe auch so begriffen, dass mit E. S. Elijah Stern gemeint war. Und Luther war sein Fahrer.« Sie holte einen Zeitungsausschnitt hervor und las ihn laut vor, als könnte sie dadurch besser verstehen, was ihr unbegreiflich war. »*E. S., einer der reichsten Männer von New Hampshire, schickte seinen Fahrer, um Nola im Stadtzentrum abzuholen und zu ihm nach Concord zu bringen. Dreiunddreißig Jahre später erzählt eine Freundin von Nola, die damals noch ein halbes Kind war, dass sie eines Tages ein solches Treffen zwischen Nola und dem Fahrer miterlebt habe und Nola eingestiegen sei, als ginge es zum Schafott. Die Zeugin beschrieb den Fahrer als furchteinflößenden Kerl mit kräftiger Statur und entstelltem Gesicht.* Der Beschreibung nach kann das nur mein Bruder sein.« Sie verstummte und musterte uns erwartungsvoll.

Gahalowood legte die Karten auf den Tisch. »Wir haben bei Elijah Stern ein Gemälde gefunden, das Nola Kellergan mehr oder weniger nackt zeigt«, erklärte er. »Stern zufolge hat Ihr Bruder es gemalt. Offenbar hatte Nola eingewilligt, sich gegen Geld malen zu lassen. Luther holte sie in Aurora ab und fuhr sie zu Stern nach Concord. Was sich dort genau abspielte, entzieht sich unserer Kenntnis, aber auf jeden Fall hat Luther ein Bild von ihr gemalt.«

»Er malte viel!«, rief Sylla aus. »Er war sehr begabt und hätte als Maler Karriere machen können. Haben Sie … Haben Sie ihn im Verdacht, das Mädchen getötet zu haben?«

»Sagen wir, er steht auf der Liste der Verdächtigen«, erwiderte Gahalowood.

Eine Träne lief über Syllas Wange. »Wissen Sie, Sergeant, ich erinnere mich noch an den Tag, an dem er umgekommen ist. Es war ein Freitag Ende September. Ich war kurz vorher einundzwanzig geworden. Wir haben einen Anruf von der Polizei erhalten, in dem man uns mitteilte, dass Luther bei einem Autounfall ums Leben

gekommen war. Ich erinnere mich noch, wie das Telefon geklingelt und meine Mutter abgehoben hat. Mein Vater und ich standen um sie herum. Meine Mutter hat den Anruf entgegengenommen und uns zugeflüstert: *Es ist die Polizei*. Sie hat aufmerksam zugehört und dann *Okay* gesagt. Diesen Augenblick werde ich nie vergessen. Da erzählt ihr ein Polizeibeamter am anderen Ende der Leitung, dass ihr Sohn tot ist. Er sagt etwas in der Art wie *Madam, ich habe die traurige Pflicht, Ihnen mitzuteilen, dass Ihr Sohn bei einem Autounfall ums Leben gekommen ist*, und sie antwortet: *Okay*. Danach hat sie aufgelegt, uns angesehen und gesagt: *Er ist tot*.«

»Was war passiert?«, fragte Gahalowood.

»Ein Sturz aus zwanzig Meter Höhe von den Klippen bei Sagamore in Massachusetts. Angeblich war er betrunken. Die Strecke ist kurvenreich und nachts unbeleuchtet.«

»Wie alt war er?«

»Dreißig … Er war damals dreißig. Mein Bruder war ein guter Mensch, aber … Wissen Sie, ich bin froh, dass Sie hier sind. Ich glaube, ich sollte Ihnen etwas erzählen, was wir vielleicht schon vor dreiunddreißig Jahren hätten erzählen sollen.«

Mit bebender Stimme schilderte uns Sylla, was am Samstag, den 30. August 1975, gute drei Wochen vor dem Unfall, vorgefallen war.

---

30. August 1975, Portland, Maine

An jenem Abend wollte die Familie Caleb in Syllas Lieblingsrestaurant Horse Shoe essen gehen, um ihren einundzwanzigsten Geburtstag am 1. September vorzufeiern. Jay Caleb, ihr Vater, hatte als Überraschung den Bankettraum im ersten Stock des Restaurants reserviert und all ihre Freunde sowie ein paar Verwandte eingeladen, insgesamt dreißig Personen, darunter auch Luther.

Um achtzehn Uhr fuhren die Calebs – Jay, die Mutter Nadia und Sylla – zum Restaurant. Die anderen Gäste erwarteten Sylla bereits

und ließen sie bei ihrer Ankunft hochleben. Das Fest begann: Es gab Musik und Champagner. Nur Luther fehlte noch. Der Vater dachte zuerst, er sei unterwegs aufgehalten worden. Aber um neunzehn Uhr dreißig, als das Abendessen serviert wurde, war sein Sohn immer noch nicht da. Es war nicht Luthers Art, zu spät zu kommen, und Jay begann sich Sorgen zu machen. Er versuchte Luther in seiner Dienstwohnung auf Sterns Anwesen anzurufen, aber es hob niemand ab.

Luther verpasste das Abendessen, den Kuchen, den Tanz. Um ein Uhr morgens fuhren die Calebs schweigend nach Hause. Sie waren besorgt, denn Luther würde um nichts auf der Welt leichtfertig die Geburtstagsfeier seiner Schwester verpassen. Zu Hause stellte Jay im Wohnzimmer in einem Reflex das Radio an. In den Nachrichten wurde über einen groß angelegten Polizeieinsatz in Aurora nach dem Verschwinden eines fünfzehnjährigen Mädchens berichtet. Der Name »Aurora« war ihnen vertraut. Luther hatte erzählt, dass er sich dort oft um die Rosen im Garten eines wunderschönen, am Meer gelegenen Hauses kümmerte, das Elijah Stern gehörte. Jay Caleb hielt es für einen Zufall. Aufmerksam hörte er sich die restlichen Nachrichten an und anschließend auch noch die auf ein paar anderen Radiosendern, um herauszufinden, ob sich in der Gegend ein Verkehrsunfall ereignet hatte, aber es wurde nichts dergleichen gemeldet. Beunruhigt blieb er die halbe Nacht auf, weil er nicht wusste, ob er die Polizei verständigen, zu Hause warten oder die Strecke nach Concord abfahren sollte. Schließlich schlief er im Wohnzimmer auf dem Sofa ein.

Da er am nächsten Morgen noch immer nichts von Luther gehört hatte, rief er in aller Frühe Elijah Stern an und fragte nach seinem Sohn. »Luther?«, entgegnete Stern. »Der ist nicht da. Er hat Urlaub genommen. Hat er Ihnen das nicht erzählt?«

Das war sehr seltsam. Warum hätte Luther verreisen sollen, ohne ihnen etwas davon zu sagen? Besorgt und weil er nicht länger untätig

bleiben wollte, beschloss Jay Caleb, sich auf die Suche nach seinem Sohn zu machen.

Bei der Erinnerung an diese Geschehnisse begann Sylla Mitchell zu zittern. Abrupt stand sie auf und machte frischen Kaffee.

»An jenem Tag ist mein Vater nach Concord gefahren, und meine Mutter ist zu Hause geblieben für den Fall, dass Luther auftauchte. Ich habe mich mit ein paar Freundinnen getroffen, und als ich abends nach Hause kam, saßen meine Eltern im Wohnzimmer und redeten miteinander. Ich habe gehört, wie mein Vater zu meiner Mutter gesagt hat: *Ich glaube, Luther hat eine Riesendummheit begangen*. Ich habe gefragt, was los sei, und er hat mir befohlen, niemandem zu erzählen, dass Luther verschwunden war, vor allem nicht der Polizei. Er wollte es selbst in die Hand nehmen, ihn zu finden. Er hat ihn drei Wochen lang vergeblich gesucht – bis zum Tag des Anrufs.« Sie unterdrückte ein Schluchzen.

»Was war passiert, Mrs Mitchell?«, fragte Gahalowood behutsam. »Warum glaubte Ihr Vater, dass Luther eine Dummheit begangen hatte? Warum wollte er nicht die Polizei rufen?«

»Das ist kompliziert, Sergeant. Es ist alles so kompliziert …«

Sie schlug die Fotoalben auf und erzählte uns von ihrer Familie: von Jay, ihrem sanftmütigen Vater, und von ihrer Mutter Nadia, einer ehemaligen Miss Maine, die ihren Kindern den Sinn für das Schöne mitgegeben hatte. Luther war neun Jahre älter als Sylla. Beide waren sie in Portland geboren worden.

Sie zeigte uns Fotos aus ihrer Kindheit: das Elternhaus, die Ferien in Colorado, das riesige Lager des väterlichen Unternehmens, in dem Luther und sie ganze Sommer verbracht hatten. Auf einer Reihe von Fotos aus dem Jahr 1963 war die Familie im Yosemite-Nationalpark zu sehen. Mit achtzehn war Luther ein schlanker, eleganter, gutaussehnder junger Mann gewesen. Dann sahen wir eine Aufnahme von Syllas zwanzigstem Geburtstag im Jahr 1974. Die Personen darauf waren gealtert: Jay, der stolze Familienvater, war

mittlerweile um die sechzig und hatte einen Bauch, die Mutter hatte Falten im Gesicht, gegen die sie nicht mehr ankam, Luther war fast dreißig, sein Gesicht war entstellt.

Lange betrachtete Sylla dieses letzte Bild. »Davor waren wir eine prächtige Familie«, meinte sie. »Davor waren wir so glücklich.«

»Vor was?«, fragte Gahalowood.

Sie sah ihn an und erwiderte, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt: »Vor dem Überfall.«

»Was für ein Überfall?«, fragte Gahalowood. »Ich bin nicht im Bilde.«

Sylla legte die beiden Fotos ihres Bruders nebeneinander. »Es passierte im Herbst nach unserem Urlaub im Yosemite-Nationalpark. Sehen Sie sich dieses Foto an … Sehen Sie, was für eine blendende Erscheinung er war! Luther war ein ganz besonderer junger Mann. Er liebte die Kunst und war ein begabter Maler. Nach der Highschool war er von der Kunstakademie in Portland aufgenommen worden. Alle sagten, dass er großes Talent hatte. Als der Vietnamkrieg ausbrach, wurde er zur Armee eingezogen, aber nach seiner Rückkehr wollte er dann Kunst studieren und heiraten. Verlobt war er bereits. Sie hieß Eleanore Smith, er kannte sie von der Highschool. Glauben Sie mir, er war ein glücklicher junger Mann – bis zu jenem Abend im September 1964.«

»Was ist an jenem Abend passiert?«

»Haben Sie schon mal von der Field-Goals-Bande gehört, Sergeant?«

»Field-Goals-Bande? Nein, noch nie.«

»So hat die Polizei eine Gruppe von Rowdys genannt, die damals die Gegend unsicher machte.«

September 1964

Es war gegen zweiundzwanzig Uhr. Luther hatte den Abend bei Eleanore verbracht und machte sich zu Fuß auf den Heimweg. Am

nächsten Tag sollte er zur Armee einrücken. Eleanore und er hatten gerade beschlossen, dass sie nach seiner Rückkehr heiraten wollten. Sie hatten sich Treue gelobt und sich zum ersten Mal in Eleanores schmalem Jugendbett geliebt, während ihre Mutter ihnen in der Küche Plätzchen backte.

Nachdem Luther das Haus der Smiths verlassen hatte, drehte er sich noch einige Male um. Im Schein der Straßenlaternen hatte er Eleanore auf der Vorderveranda stehen sehen: Sie hatte ihm weinend nachgewunken. Jetzt ging er die Lincoln Road entlang, eine zu dieser Uhrzeit wenig befahrene, schlecht beleuchtete Straße, aber es war der kürzeste Weg nach Hause. Drei Meilen Fußmarsch lagen vor ihm. Ein Auto fuhr an ihm vorbei; der Lichtkegel seiner Scheinwerfer leuchtete die Straße bis weit vor ihm aus. Kurz darauf kam hinter ihm ein zweites Fahrzeug angerast. Die offensichtlich ziemlich aufgekratzten Insassen schrien und johlten durchs Fenster, um ihn zu erschrecken. Als Luther nicht darauf reagierte, hielt der Wagen plötzlich ein Stück vor ihm mitten auf der Straße. Luther ging weiter. Was sonst hätte er tun sollen? Auf die andere Straßenseite wechseln?

Als er am Wagen vorbeikam, fragte ihn der Fahrer: »He, du! Bist du von hier?«

»Ja«, antwortete Luther.

Er bekam einen Schwall Bier mitten ins Gesicht.

»Ihr Typen aus Maine seid alle Hinterwäldler!«, brüllte der Fahrer.

Die anderen Insassen johlten. Insgesamt waren sie zu viert, aber Luther konnte ihre Gesichter im Dunkeln nicht erkennen. Er schätzte sie jung ein, zwischen fünfundzwanzig und dreißig; sie wirkten betrunken und sehr aggressiv. Er bekam es mit der Angst und setzte mit klopfendem Herzen seinen Weg fort. Er schlug sich nicht gern und wollte keinen Streit.

»He!«, pöbelte ihn der Fahrer an. »Wohin willst du, du kleiner Hinterwäldler?«

Luther antwortete nicht, sondern legte einen Schritt zu.

»Komm zurück! Na los! Wir werden dir zeigen, wie man mit kleinen Pissern wie dir umspringt!«

Luther hörte, wie die Wagentüren aufgingen und der Fahrer schrie: »Gentlemen, die Jagd auf Hinterwäldler ist eröffnet! Hundert Dollar für den, der ihn fängt!«

Luther rannte los, so schnell er konnte. Er hoffte, dass ein anderes Auto vorbeifahren würde, aber niemand kam, der ihm hätte helfen können. Einer seiner Verfolger holte ihn ein, stieß ihn zu Boden und rief den anderen zu: »Ich habe ihn! Ich habe ihn! Die hundert Dollar gehören mir!« Alle vier stürzten sich auf Luther und verprügelten ihn nach Strich und Faden. Als er wehrlos auf der Straße lag, rief einer der Angreifer: »Wer hat Lust auf eine Partie Football? Ich schlage ein paar Field Goals * [* *Field Goal:* Bezeichnet im American Football den Versuch der angreifenden Mannschaft, den auf dem Boden stehenden Ball mit dem Fuß über die Torlatte durch die Torstangen zu kicken und damit Punkte zu erzielen.] vor!« Die anderen stießen begeistertes Gebrüll aus und traten ihm nacheinander mit dem Fuß mit voller Wucht ins Gesicht, als würden sie einen Ball aufs Tor schießen. Als sie genug hatten, ließen sie ihn für tot am Straßenrand liegen. Ein Motorradfahrer entdeckte ihn vierzig Minuten später und rief einen Rettungswagen.

»Nach mehreren Tagen im Koma erwachte Luther. Sein Gesicht war restlos zertrümmert«, erklärte uns Sylla. »Es gab mehrere rekonstruktive Operationsversuche, aber keiner konnte ihm sein früheres Aussehen zurückgeben. Zwei Monate lag er im Krankenhaus. Als er entlassen wurde, war sein Gesicht für immer entstellt, und das Sprechen fiel ihm schwer. Vietnam hatte sich natürlich erledigt, aber das galt auch für alles andere. Er verkroch sich den ganzen Tag im Haus, malte nicht mehr und hatte alles aufgegeben. Nach sechs Monaten löste Eleanore die Verlobung. Sie zog sogar aus Portland weg. Wer konnte es ihr verübeln? Sie war erst

achtzehn und hatte keine Lust, sich ihr Leben lang aufopferungsvoll um Luther zu kümmern, der nur noch ein Schatten seiner selbst war und mit seinem Schicksal haderte.«

»Und seine Angreifer?«, fragte Gahalowood.

»Die wurden nie gefasst. Die Bande hatte in der Gegend offenbar schon öfter zugeschlagen und sich bei ihrem Field-Goals-Spielchen immer prächtig amüsiert. Aber bei Luther waren die Kerle besonders brutal vorgegangen, sie hätten ihn beinahe umgebracht. In allen Zeitungen wurde darüber berichtet, und die Polizei rief eine Großfahndung aus. Danach hat man nie wieder von ihnen gehört. Sie hatten wohl Angst, geschnappt zu werden.«

»Wie ist es Ihrem Bruder anschließend ergangen?«

»Luther ist zwei Jahre lang wie ein Gespenst durchs Haus geschlichen und hat keinen Finger mehr gerührt. Mein Vater ist so lange wie möglich in seiner Firma geblieben, und meine Mutter hat es so eingerichtet, dass sie ihre Tage außer Haus verbracht hat. Diese zwei Jahre waren kaum zu ertragen. Doch dann klingelte 1966 eines Tages jemand an der Tür.«

1966

Er zögerte, bevor er die Haustür entriegelte. Er konnte es nämlich nicht ertragen, wenn jemand ihn sah. Doch er war allein zu Hause, und es konnte wichtig sein. Als er die Tür öffnete, sah er einen sehr eleganten Mann in den Dreißigern vor sich.

»Hallo«, begrüßte ihn der Mann. »Tut mir leid, dass ich einfach so klingele, aber mein Wagen ist ungefähr fünfzig Meter von hier liegen geblieben. Du kennst dich nicht zufällig mit Autos aus?«

»Daf kommt drauf an«, erwiderte Luther.

»Nichts Schlimmes, nur ein Plattfuß. Aber ich komme mit dem Wagenheber nicht klar.«

Luther willigte ein, sich die Sache anzusehen. Der Wagen entpuppte sich als ein sündhaft teures Coupé. Es stand knapp

hundert Meter vom Haus entfernt am Straßenrand. Ein Nagel hatte sich in den rechten Vorderreifen gebohrt. Der Wagenheber klemmte, weil er nicht gut geschmiert war. Trotzdem schaffte Luther es, damit das Rad zu wechseln.

»Ich bin beeindruckt«, sagte der Mann anerkennend. »Ein Glück, dass ich dir begegnet bin! Was machst du beruflich? Bist du Mechaniker?«

»Nichf. Früher habe ich gemalt. Aber dann hatte ich einen Unfall.«

»Und womit verdienst du deinen Lebensunterhalt?«

»Mit nichf.«

Der Mann musterte ihn kurz und streckte ihm dann die Hand hin. »Ich heiße Elijah Stern. Danke. Du hast was bei mir gut.«

»Lufer Caleb.«

»Freut mich, Luther.«

Sie betrachteten sich einen Moment schweigend. Dann stellte Stern die Frage, die ihn beschäftigte, seit Luther ihm die Tür geöffnet hatte: »Was ist mit deinem Gesicht passiert?«

»Haben Fie fon mal von der Field-Goalf-Bande gehört?«

»Nein.«

»Daf find Typen, die andere auf Fpaf überfallen. Sie treten ihren Opfern mit dem Fuf inf Geficht, alf wäre ef ein Ball.«

»Mein Gott, wie furchtbar! Das tut mir leid.«

Luther hob schicksalsergeben die Achseln.

»Lass dich nicht unterkriegen!«, riet Stern ihm freundschaftlich. »Wenn das Leben dir einen Tiefschlag verpasst, zeig ihm die Zähne! Hast du vielleicht Lust auf einen Job? Ich suche jemanden, der sich um meine Autos kümmert und als Fahrer für mich arbeitet. Du gefällst mir. Wenn dich das Angebot reizt, stelle ich dich ein.«

Eine Woche später zog Luther ins Dienstbotenhaus auf dem riesigen Besitz der Sterns in Concord.

Sylla fand, dass die Begegnung mit Stern für ihren Bruder ein Geschenk des Himmels gewesen war. »Dank Stern ist Luther wieder

zum Menschen geworden«, erklärte sie. »Er hatte Arbeit und wurde dafür bezahlt. Und vor allem fing er wieder mit dem Malen an. Stern und er verstanden sich sehr gut. Luther war zwar sein Fahrer, aber auch seine rechte Hand, ja fast so etwas wie ein Freund, würde ich sagen. Stern hatte kurz zuvor die Geschäfte seines Vaters übernommen. Er lebte allein in diesem Herrenhaus, das viel zu groß für ihn war. Ich glaube, er freute sich über Luthers Gesellschaft. Sie hatten eine starke Verbindung zueinander. Luther ist neun Jahre lang in seinen Diensten geblieben, bis zu seinem Tod.«

»Mrs Mitchell, was für ein Verhältnis hatten Sie zu Ihrem Bruder?«

»Luther war ein ganz besonderer Mensch. So sanft! Er liebte Blumen, und er liebte die Kunst. Er hätte nicht als gewöhnlicher Chauffeur enden dürfen. Nichts gegen Chauffeure, aber Luther war etwas Besseres! Er besuchte uns sonntags oft zum Mittagessen. Er kam vormittags, verbrachte den Tag mit uns und fuhr abends zurück nach Concord. Ich liebte diese Sonntage, vor allem wenn er zum Malen in sein ehemaliges Zimmer ging, das er zum Atelier umfunktioniert hatte. Er besaß enormes Talent. Sobald er zu zeichnen begann, ging von ihm eine wilde Schönheit aus. Ich setzte mich hinter ihn auf einen Stuhl und sah ihm dabei zu. Ich beobachtete, wie die Striche zuerst chaotische Formen bildeten, die sich schließlich in unfassbar realistische Darstellungen verwandelten. Anfangs wirkte es so, als würde er einfach drauflosmalen, aber plötzlich entstand inmitten des Gekritzels ein Bild, bei dem jede einzelne Linie saß. Es war einfach unglaublich. Ich habe zu ihm gesagt, dass er mit dem Zeichnen weitermachen, auf die Kunstakademie gehen und seine Bilder ausstellen soll, aber davon wollte er nichts mehr wissen – wegen seines Gesichts, seiner Aussprache, wegen allem. Vor dem Überfall hatte er immer gesagt, dass er malt, weil es in ihm steckt. Als er endlich wieder damit anfing, hat er gesagt, dass er malt, um nicht mehr so einsam zu sein.«

»Dürften wir ein paar von seinen Bildern sehen?«, fragte Gahalowood.

»Ja, selbstverständlich. Mein Vater hat so eine Art Sammlung angelegt, sie umfasst sämtliche Gemälde, die Luther bei uns in Portland gelassen hat, und auch die, die wir nach seinem Tod aus seinem Zimmer bei Stern geholt haben. Er meinte, dass man sie vielleicht eines Tages einem Museum schenken könnte, aber letztlich hat er sie lediglich gehortet. Seit dem Tod meiner Eltern bewahre ich sie hier bei mir auf.«

Sylla führte uns in den Keller, wo einer der Vorratsräume mit großen Holzkisten vollgestellt war. Mehrere große Gemälde ragten aus ihnen heraus, während sich in ihrem Innern gerahmte Zeichnungen und Skizzen stapelten. Die schiere Menge war beeindruckend.

»Es ist ein riesiges Durcheinander«, entschuldigte sie sich. »Ein Wust aus Erinnerungen. Ich habe mich nicht getraut, etwas wegzuwerfen.«

Beim Herumstöbern stieß Gahalowood auf ein Gemälde, das eine blonde junge Frau darstellte.

»Das ist Eleanore«, erklärte Sylla. »Diese Bilder stammen aus der Zeit vor dem Überfall. Er liebte es, Eleanore zu malen. Er sagte, er könnte sie sein ganzes Leben lang malen.«

Eleanore war eine hübsche blonde junge Frau. Und das Verblüffendste: Sie sah Nola sehr ähnlich. Es gab noch zahlreiche Porträts mehrerer anderer, durch die Bank blonder Frauen, die dem Datum nach alle aus der Zeit nach dem Überfall stammten.

»Wer sind die Frauen auf diesen Bildern?«, erkundigte sich Gahalowood.

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Sylla. »Wahrscheinlich sind sie Luthers Phantasie entsprungen.«

In diesem Augenblick entdeckten wir eine Reihe von Kohlezeichnungen. Auf einer von ihnen glaubte ich das Innere des Clark’s mit einer schönen, aber traurigen Frau an der Theke zu

erkennen. Die Ähnlichkeit mit Jenny war frappierend, aber ich hielt sie für einen Zufall, bis ich die Zeichnung umdrehte und die Aufschrift auf der Rückseite las: *Jenny Quinn, 1974*. Ich fragte: »Warum war Ihr Bruder geradezu besessen davon, blonde Frauen zu malen?«

»Ich habe wirklich keine Ahnung«, sagte Sylla.

Gahalowood sah sie mit sanftem, aber auch strengem Blick prüfend an und sagte dann: »Mrs Mitchell, es ist Zeit, uns zu sagen, warum Ihr Vater am Abend des 31. August 1975 meinte, dass Luther eine *Dummheit* begangen hatte.«

Sie nickte.

---

31. August 1975

Als Jay Caleb um neun Uhr morgens den Hörer auflegte, war ihm klar, dass etwas nicht stimmte. Elijah Stern hatte ihm gerade mitgeteilt, dass Luther für unbestimmte Zeit Urlaub genommen hatte. »Sie suchen Luther?«, hatte Stern verwundert gefragt. »Er ist nicht hier. Ich dachte, das wüssten Sie.« – »Nicht hier? Aber wo ist er dann? Wir haben ihn gestern zur Geburtstagsfeier seiner Schwester erwartet, aber er ist nicht gekommen. Ich mache mir große Sorgen. Was genau hat er zu Ihnen gesagt?« – »Dass er wohl nicht länger für mich arbeiten kann. Das war am Freitag.« – »Nicht länger für Sie arbeiten? Aber wieso?« – »Das weiß ich auch nicht. Ich dachte, Sie wüssten es.«

Kaum hatte Jay aufgelegt, griff er erneut zum Hörer, um die Polizei anzurufen, aber er führte die Bewegung nicht zu Ende. Ein ungutes Gefühl beschlich ihn. In diesem Moment erschien seine Frau Nadia im Büro. »Was hat Stern gesagt?«, wollte sie wissen.

»Dass Luther am Freitag gekündigt hat.«

»Gekündigt? Wieso das?«

Jay seufzte. Die kurze Nacht steckte ihm in den Knochen. »Ich habe keine Ahnung«, antwortete er. »Ich weiß nicht, was das zu

bedeuten hat. Ich verstehe gar nichts mehr … Ich muss ihn suchen gehen.«

»Aber wo?«

Er zuckte mit den Schultern, denn er hatte nicht die leiseste Ahnung.

»Du bleibst hier«, befahl er Nadia, »für den Fall, dass er auftaucht. Ich rufe dich stündlich an, um dich auf dem Laufenden zu halten.«

Er schnappte sich die Schlüssel seines Pick-ups und fuhr los, ohne zu wissen, wo er mit der Suche anfangen sollte. Schließlich entschied er sich, nach Concord zu fahren. Er kannte die Stadt kaum und irrte mit dem Wagen ziellos durch die Straßen. Er fühlte sich ziemlich hilflos. Mehrmals kam er an einem Polizeirevier vorbei. Am liebsten hätte er angehalten und die Beamten um Unterstützung gebeten, aber jedes Mal, wenn er es in Erwägung zog, riet ihm seine innere Stimme davon ab. Am Ende fuhr er zu Elijah Stern. Der war zwar nicht zu Hause, aber ein Angestellter führte ihn zum Zimmer seines Sohns. Jay hoffte, dass Luther eine Nachricht hinterlassen hatte, doch er fand nichts dergleichen. Das Zimmer war aufgeräumt, und es gab weder einen Brief noch sonst einen Hinweis, der seine Abreise erklärt hätte.

»Hat Luther irgendetwas zu Ihnen gesagt?«, fragte Jay den Angestellten, der ihn begleitet hatte.

»Nein. Ich war die letzten beiden Tage nicht hier, aber man hat mir gesagt, dass Luther vorerst nicht mehr hier arbeiten wird.«

»Nicht mehr hier arbeiten? Hat er nun Urlaub genommen oder gekündigt?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, Sir.«

Diese ganze Verwirrung um Luther war sehr seltsam. Jay war mittlerweile überzeugt, dass etwas Schlimmes passiert war, sonst wäre sein Sohn nicht sang- und klanglos verschwunden. Er verließ Sterns Anwesen und fuhr zurück in die Stadt. Dort hielt er an einem Restaurant, um seine Frau anzurufen und schnell ein Sandwich zu essen. Nadia teilte ihm mit, dass sie noch immer nichts von Luther

gehört hatte. Beim Essen blätterte Jay die Zeitung durch, doch darin war nur von den Ereignissen in Aurora die Rede.

»Was ist das mit dem verschwundenen Mädchen für eine Geschichte?«, fragte er den Wirt des Lokals.

»Das ist eine ganz üble Sache …In einem Kaff eine Autostunde von hier entfernt sind eine arme alte Frau ermordet und ein fünfzehnjähriges Mädchen entführt worden. Die Polizei von ganz New Hampshire sucht nach der Kleinen …«

»Wie kommt man nach Aurora?«

»Sie fahren die 101 Richtung Osten. Sobald Sie ans Meer kommen, folgen Sie der Route 1 Richtung Süden, und schon sind Sie da.«

Einer dunklen Vorahnung folgend, fuhr Jay Caleb nach Aurora. Auf der Route 1 wurde er zweimal von Polizeisperren aufgehalten, und als er wenig später am dichten Wald von Side Creek entlangfuhr, offenbarte sich ihm das ganze Ausmaß der Suchaktion: Dutzende Einsatzfahrzeuge, ein Heer von Polizisten, Hundestaffeln und jede Menge Hektik. Er fuhr in die Stadtmitte und parkte kurz hinter dem Jachthafen in der Hauptstraße vor einem brechend vollen Diner. Jay ging hinein und setzte sich an die Theke. Eine bildhübsche junge Blondine brachte ihm den Kaffee. Für den Bruchteil einer Sekunde bildete er sich ein, sie zu kennen, obwohl er noch nie zuvor im Leben hier gewesen war. Er betrachtete sie, sie lächelte ihm zu, dann sah er ihr Namensschild. Darauf stand: *Jenny*. Und plötzlich begriff er: Die Frau auf einer Kohlezeichnung von Luther, die ihm besonders gut gefiel, das war sie! Er wusste genau, dass auf der Rückseite stand: *Jenny Quinn, 1974.*

»Kann ich Ihnen behilflich sein, Sir?«, erkundigte sich Jenny. »Sie wirken so verloren.«

»Ich … Das ist ja entsetzlich, was hier passiert ist …«

»Wem sagen Sie das? Man weiß immer noch nicht, was mit der Kleinen passiert ist. Sie ist noch so jung, gerade mal fünfzehn! Ich kenne sie gut. Sie arbeitet samstags hier und heißt Nola Kellergan.«

»Wie … Wie heißt sie, haben Sie gesagt?«, stotterte Jay und hoffte, sich verhört zu haben.

»Nola. Nola Kellergan.«

Als er diesen Namen abermals hörte, war ihm, als täte sich der Boden unter seinen Füßen auf. Ihm wurde kotzübel. Er musste hier weg. Weit weg. Er legte zehn Dollar auf die Theke und verließ fluchtartig das Lokal.

Als er sein Haus betrat, sah Nadia ihrem Mann die Bestürzung sofort an. Sie eilte ihm entgegen, und er brach in ihren Armen regelrecht zusammen.

»Mein Gott, Jay, was ist passiert?«

»Weißt du noch, wie Luther und ich vor drei Wochen zusammen angeln gegangen sind?«

»Ja. Ihr habt dann diese ungenießbaren Forellenbarsche mitgebracht. Aber warum fragst du?«

Jay erzählte seiner Frau von jenem Tag. Es war Sonntag, der 10. August 1975, gewesen. Luther war am Abend zuvor nach Portland gekommen, weil sie frühmorgens zum Angeln an einen kleinen See fahren wollten. Es war ein schöner Tag gewesen, die Fische hatten gut angebissen, und sie hatten sich ein ruhiges Fleckchen ausgesucht, wo niemand sie störte. Sie hatten ein Bier getrunken und über das Leben geredet.

»Ich muff dir waf fagen, Dad«, hatte Luther gesagt. »Ich habe eine ganf befondere Frau kennengelernt.«

»Wirklich?«

»Wenn ich ef dir doch fage! Fie ift nicht wie die anderen. Wenn ich fie fehe, flägt mein Herz höher, und weift du waf? Fie liebt mich. Daf hat fie mir gefagt. Irgendwann werde ich fie dir vorftellen. Ich bin ficher, daff fie dir fehr gefallen wird.«

Jay hatte gelächelt. »Und hat die junge Frau auch einen Namen?«

»Nola, Dad. Fie heift Nola Kellergan.«

»Nola Kellergan ist der Name des Mädchens, das in Aurora entführt wurde!«, sagte Jay Caleb zu seiner Frau. »Ich glaube, Luther hat eine Riesendummheit begangen.«

In diesem Moment kam Sylla nach Hause. Sie hörte die Worte ihres Vaters. »Was soll das heißen?«, rief sie. »Was hat Luther getan?« Ihr Vater erklärte ihr die Lage und befahl ihr, keinem je etwas davon zu erzählen. Niemand sollte einen Zusammenhang zwischen Luther und Nola herstellen. Er suchte die ganze Woche nach seinem Sohn. Zuerst klapperte er Maine ab, dann die gesamte Küste von Kanada bis hinunter nach Massachusetts. Er suchte die entlegensten Winkel, die Seen und Hütten auf, die sein Sohn besonders mochte. Vielleicht hatte er sich dort in panischer Angst verkrochen wie ein von der Polizei des ganzen Landes gehetztes Tier. Doch er fand keine Spur von Luther. Abend für Abend wartete er auf ihn, horchte auf das leiseste Geräusch. Als die Polizei anrief, um ihn von Luthers Tod in Kenntnis zu setzen, wirkte er fast erleichtert. Er verlangte von Nadia und Sylla, nie wieder über die Angelegenheit zu sprechen, um das Andenken seines Sohns nicht zu beschmutzen.

Als Sylla ihren Bericht beendet hatte, fragte Gahalowood: »Glauben Sie, Ihr Bruder hatte etwas mit Nolas Entführung zu tun?«

»Sagen wir so: Sein Verhalten gegenüber Frauen war merkwürdig. Er malte sie gerne, vor allem Blondinen. Ich weiß, dass er sie manchmal auch heimlich an öffentlichen Plätzen zeichnete. Ich habe nie verstanden, was er daran fand … Ja, ich könnte mir vorstellen, dass da etwas mit diesem Mädchen war. Mein Vater hat geglaubt, dass Luther die Sicherung durchgebrannt ist, weil die Kleine sich ihm widersetzt hat, und dass er sie ermordet hat. Als die Polizei angerufen hat, um uns zu sagen, dass Luther sich umgebracht hat, hat mein Vater lange geweint. Ich habe ihn zwischen den Tränen hindurch sagen hören: ›Es ist besser, dass er tot ist … Wenn ich ihn gefunden hätte … Ich glaube, ich hätte ihn eigenhändig getötet, um ihm den elektrischen Stuhl zu ersparen.‹«

Gahalowood nickte. Sein Blick fiel auf ein Notizbuch, das sich unter Luthers Sachen befand. »Ist das die Handschrift Ihres Bruders?«

»Ja, in dem Heft stehen Anweisungen für den Rosenschnitt … Luther kümmerte sich auch um Sterns Rosen. Ich weiß nicht, warum ich es aufgehoben habe.«

»Darf ich es mitnehmen?«, fragte Gahalowood.

»Ja, natürlich. Aber ich fürchte, es ist für Ihre Ermittlungen nicht sonderlich interessant. Ich habe darin geblättert: Es ist nur ein Handbuch für Gartenarbeiten.«

Gahalowood nickte. »Ich brauche eine Probe von der Handschrift Ihres Bruders, um sie untersuchen zu lassen, müssen Sie wissen.«

11.

Warten auf Nola

»Schlagen Sie auf diesen Sack ein, Marcus. Schlagen Sie zu, als ginge es um Ihr Leben. Sie müssen boxen, wie Sie schreiben, und schreiben, wie Sie boxen: Sie müssen alles geben, was in Ihnen steckt, weil jeder Boxkampf der letzte sein kann – genau wie jedes Buch.«

Der Sommer 2008 verlief in Amerika ziemlich ruhig. Das Gerangel um das Ticket fürs Präsidentenamt war schon Ende Juni, nach den Vorwahlen in Montana, mit der Ernennung Barack Obamas zum Kandidaten der Demokraten beigelegt worden. Die Republikaner hatten sich schon im Februar mehrheitlich auf John McCain geeinigt. Jetzt ging es darum, innerhalb der Parteien den Schulterschluss zu suchen. Die nächsten wichtigen Termine standen erst wieder ab Ende August an, denn dann würden die beiden großen historischen Parteien des Landes auf ihrem Nationalkonvent offiziell ihren Kandidaten für das Weiße Haus inthronisieren.

Diese relative Ruhe vor dem Wahlkampfsturm, der dann bis zum *Election Day* am 4. November toben sollte, rückte den Fall Harry Quebert in den Fokus der Medien und löste in der Öffentlichkeit unglaubliches Aufsehen aus. Es gab die »Quebert-Unterstützer« und die »Quebert-Gegner«, die Anhänger einer Verschwörungstheorie und jene, die der Meinung waren, dass Queberts Freilassung gegen Kaution einer finanziellen Einigung mit dem alten Kellergan geschuldet war. Seit dem Abdruck meiner Manuskriptseiten in der Presse war außerdem mein Buch in aller Munde: Alle Welt sprach nur noch vom »neuen Goldman, der diesen Herbst herauskommt«. Obwohl sein Name auf diesen Seiten nicht explizit genannt wurde, hatte Elijah Stern eine Verleumdungsklage angestrengt, um eine Veröffentlichung des Buchs zu unterbinden. David Kellergan hatte ebenfalls die Absicht bekundet, vor Gericht zu ziehen, und sich heftig gegen die Vorwürfe der Misshandlung seiner Tochter verwahrt. Zwei Menschen freuten sich über diesen Medienrummel ganz besonders: Barnaski und Roth.

Roy Barnaski, der sogar in New Hampshire Teams seiner New Yorker Anwälte stationiert hatte, um jede juristische Verwicklung parieren zu können, die die Erscheinung des Buchs verzögern würde,

frohlockte: Die, wie nun zweifelsfrei feststand, durch seine Initiative an die Presse gelangten Auszüge garantierten ihm sensationelle Vorbestellungen und sicherten ihm die Aufmerksamkeit der Medien. Er vertrat die Auffassung, dass seine Vorgehensweise weder schlechter noch besser war als die der anderen; dass das Verlagswesen längst der noblen Kunst des Buchdrucks entrückt und dem kapitalistischen Wahn des 21. Jahrhunderts verfallen war; dass man neuerdings schon beim Schreiben eines Buchs den Absatz im Blick haben musste; dass es für den Verkauf eines Buchs erforderlich war, dass darüber geredet wurde, und dass man, damit darüber geredet wurde, das öffentliche Interesse auf sich ziehen musste, welches, sofern man es nicht mit Macht an sich riss, von anderen vereinnahmt wurde. Fressen oder gefressen werden.

Aus juristischer Sicht gab es kaum noch Zweifel, dass die Strafsache bald wie ein Kartenhaus in sich zusammenfallen würde. Benjamin Roth stand kurz davor, zum »Anwalt des Jahres« gekürt und eine nationale Berühmtheit zu werden. Er nahm sämtliche Interviewanfragen an und trieb sich einen Großteil seiner Zeit in lokalen Fernsehstudios und Radiostationen herum. Er machte alles, Hauptsache, es ging um ihn. »Stellen Sie sich vor, ich kann jetzt tausend Dollar pro Stunde in Rechnung stellen«, sagte er zu mir. »Und jedes Mal, wenn ich in der Zeitung stehe, schlage ich beim nächsten Klienten noch zehn Dollar auf meinen Stundensatz drauf. Es kommt nicht darauf an, was man in der Zeitung sagt, es kommt darauf an, dass man drinsteht. Die Menschen werden sich an Ihr Foto in der *New York Times* erinnern, nicht an das, was Sie gesagt haben.« Roth hatte sein ganzes Leben auf den Fall des Jahrhunderts gewartet, und er hatte ihn gefunden. Im Rampenlicht servierte er der Presse also, was sie hören wollte: Er redete über Chief Pratt und Elijah Stern und wiederholte bis zum Überdruss, dass Nola ein sonderbares Mädchen und mit Sicherheit eine Intrigantin gewesen und dass Harry in diesem Fall das eigentliche Opfer sei. Um seine Zuhörer aufzustacheln, deutete er unter Berufung auf einige

imaginäre Details sogar an, dass halb Aurora mit Nola intim gewesen sei. Er trieb es so weit, dass ich ihn irgendwann anrief und zur Rede stellte.

»Sie müssen mit diesem pornografischen Geklatsche aufhören, Benjamin. Sie ziehen alle in den Schmutz.«

»Aber genau darum geht es, Marcus! Wenn man es genau nimmt, ist es nicht mein Job, Harrys Ehre reinzuwaschen, sondern aufzudecken, wie viel Dreck die anderen ach so ehrbaren Menschen am Stecken haben. Und sollte es zum Prozess kommen, werde ich Pratt aussagen lassen, Stern vorladen und sämtliche Männer Auroras in den Zeugenstand rufen, um sie öffentlich für ihre fleischlichen Sünden mit der kleinen Kellergan büßen zu lassen. Und ich werde beweisen, dass Harrys einziges Verschulden darin bestanden hat, sich von einer Perversen verführen zu lassen – wie so viele andere vor ihm.«

»Was reden Sie da?«, rief ich aufbrausend. »Davon war nie die Rede!«

»Lassen Sie uns das Kind doch beim Namen nennen, mein Freund: Die Kleine war eine Schlampe.«

»Sie können einem leidtun!«, erwiderte ich.

»Wieso? Ich gebe nur wieder, was Sie in Ihrem Buch schreiben, oder nicht?«

»Eben nicht, und das wissen Sie genau! Nola war alles andere als eine aufreizende Unruhestifterin. Das zwischen ihr und Harry war eine Liebesgeschichte!«

»Die Liebe, immer die Liebe! Die Liebe hat gar nichts zu bedeuten, Goldman! Die Liebe ist ein Trick, den sich die Männer ausgedacht haben, damit sie ihre Wäsche nicht selbst waschen müssen!«

Die Staatsanwaltschaft stand unter massivem Beschuss der Presse, und die Auswirkungen waren bis in die Räume der Kriminalpolizei hinein zu spüren: Gerüchten zufolge hatte der Gouverneur höchstpersönlich die Polizei bei einem Dreiparteiengespräch

aufgefordert, die Angelegenheit schleunigst zu klären. Seit Sylla Mitchells Enthüllungen begann Gahalowood klarer zu sehen. Die Hinweise auf Luther verdichteten sich, und er ging fest davon aus, dass die grafologische Untersuchung des Notizbuchs seinen Verdacht bestätigen würde. In der Zwischenzeit wollte er herausfinden, was genau Luther in Aurora getrieben hatte. Aus diesem Grund verabredeten wir uns am Sonntag, den 20. Juli, mit Travis Dawn. Er sollte uns erzählen, was er darüber wusste.

Da ich mich noch nicht imstande fühlte, mich in Aurora selbst blicken zu lassen, willigte Travis ein, sich in einem Autobahnrestaurant nahe Montburry mit uns zu treffen. Ich machte mich wegen der Dinge, die ich über Jenny geschrieben hatte, auf eine ungemütliche Begegnung gefasst, aber Travis legte mir gegenüber eine große Freundlichkeit an den Tag.

»Es tut mir leid, dass diese Dinge an die Öffentlichkeit gelangt sind«, sagte ich zu ihm. »Es waren persönliche Aufzeichnungen, die nicht hätten veröffentlicht werden dürfen.«

»Ich kann dir deswegen nicht böse sein, Marc …«

»Du könntest schon …«

»Du schreibst nur, wie es war. Ich weiß doch, dass Jenny damals in Quebert verschossen war. Ich habe mitgekriegt, wie sie ihn angesehen hat … Im Gegenteil, Marcus, ich glaube, dass deine Nachforschungen Hand und Fuß haben … Apropos Nachforschungen: Gibt's was Neues?«

Gahalowood antwortete an meiner Stelle: »Neu ist, dass wir Luther Caleb ernsthaft in Verdacht haben.«

»Luther Caleb … Diesen Schwachkopf? Dann stimmt das mit den Gemälden also?«

»Ja. Offenbar hat die Kleine Stern regelmäßig besucht. Wussten Sie das von Chief Pratt und Nola?«

»Diese abscheuliche Geschichte? Nein! Als ich davon erfahren habe, bin ich aus allen Wolken gefallen. Wissen Sie, das war vielleicht ein Ausrutscher, aber er war immer ein guter Polizist. Ich

glaube nicht, dass man seine Ermittlungen und Recherchen infrage stellen sollte, wie ich es in der Zeitung gelesen habe.«

»Was halten Sie von den Verdächtigungen gegen Stern und Quebert?«

»Da haben Sie sich in etwas hineingesteigert. Tamara Quinn behauptet, dass sie uns damals vor Quebert gewarnt hätte. Ich denke, das sollte man etwas zurechtrücken. Sie hat damals behauptet, dass sie über alles Bescheid wüsste, dabei wusste sie überhaupt nichts. Sie hatte keinen einzigen Beweis für ihre Behauptungen. Sie hat nur gesagt, dass sie einen handfesten Beweis gehabt hätte, der ihr aber auf rätselhafte Weise abhandengekommen wäre. Klingt nicht sehr glaubwürdig. Sie wissen selbst, Sergeant, wie zurückhaltend man mit willkürlichen Anschuldigungen umgehen muss. Der einzige Hinweis, den wir gegen Quebert hatten, war der schwarze Chevrolet Monte Carlo, und der reichte bei Weitem nicht aus.«

»Eine Freundin von Nola hat uns versichert, dass sie Pratt darüber informiert hat, was sich bei Stern abspielte.«

»Davon hat Pratt mir nie etwas gesagt.«

»Wie soll man da nicht auf die Idee kommen, dass er die Ermittlungen manipuliert hat?«, versetzte Gahalowood.

»Legen Sie mir keine Worte in den Mund, die ich nicht gesagt habe, Sergeant.«

»Was ist mit Luther Caleb? Was können Sie uns über ihn erzählen?«

»Luther war ein komischer Kauz. Er hat Frauen belästigt. Ich habe Jenny gedrängt, ihn anzuzeigen, nachdem er ihr gegenüber handgreiflich geworden war.«

»Hatten Sie ihn nie in Verdacht?«

»Nicht wirklich. Sein Name war zwar im Gespräch, und wir haben überprüft, was für einen Wagen er damals gefahren hat: einen blauen Mustang, daran erinnere ich mich noch. Aber es war eher unwahrscheinlich, dass er unser Mann ist.«

»Warum?«

»Kurz bevor Nola verschwunden ist, habe ich dafür gesorgt, dass er sich nie mehr in Aurora blicken lässt.«

»Wie das?«

Travis schien sich plötzlich unwohl in seiner Haut zu fühlen. »Na ja … Ich habe ihn Mitte August im Clark's gesehen, kurz nachdem ich Jenny zur Anzeige gegen ihn überredet hatte … Er hatte sie misshandelt, und sie hatte einen scheußlichen Bluterguss am Arm. Damit will ich nur sagen, dass die Sache nicht so ohne war. Als er mich kommen sah, ist er abgehauen. Ich bin ihm hinterhergefahren und habe ihn auf der Route 1 eingeholt. Und dann … Ich … Wissen Sie, Aurora ist eine friedliche Stadt, ich wollte nicht, dass er sich bei uns herumtreibt …«

»Was haben Sie getan?«

»Ich habe ihn zusammengeschlagen. Darauf bin ich nicht gerade stolz. Und …«

»Und *was*, Chief Dawn?«

»Ich habe ihm meine Knarre in die Weichteile gedrückt. Zuerst habe ich ihn verprügelt, und als er dann zusammengekrümmt auf dem Boden lag, habe ich ihn festgehalten, meinen Colt gezogen, geladen und ihm die Kanone in die Hoden gerammt. Ich habe zu ihm gesagt, dass ich ihn nie wieder sehen will. Er hat gestöhnt, dass er bestimmt nicht mehr nach Aurora kommen würde, und mich angefleht, ihn gehen zu lassen. Mir ist klar, dass das nicht gerade die feine Art war, aber ich wollte sichergehen, dass er nie mehr in Aurora aufkreuzt.«

»Und glauben Sie, er hat sich daran gehalten?«

»Garantiert.«

»Dann waren Sie also der Letzte, der ihn in Aurora gesehen hat?«

»Ja. Ich habe meinen Kollegen entsprechende Anweisungen erteilt und ihnen eine Beschreibung seines Wagens gegeben. Er hat sich nie wieder blicken lassen. Einen Monat später haben wir erfahren, dass er bei einem Unfall in Massachusetts ums Leben gekommen ist.«

»Was war das für ein Unfall?«

»Ich glaube, es hat ihn aus der Kurve getragen. Viel mehr weiß ich auch nicht. Ehrlich gesagt habe ich mich nicht weiter dafür interessiert. Wir hatten damals Wichtigeres zu tun.«

Als wir das Autobahnrestaurant verließen, sagte Gahalowood zu mir: »Ich glaube, der Wagen ist der Schlüssel zum Rätsel. Wir müssen herausfinden, wer damals einen schwarzen Chevrolet Monte Carlo gefahren hat. Oder, anders ausgedrückt: Könnte es sein, dass Luther Caleb am 30. August 1975 am Steuer eines schwarzen Chevrolet Monte Carlo gesessen hat?«

Tags darauf kehrte ich zum ersten Mal seit dem Brand nach Goose Cove zurück. Trotz der Polizeiabsperrungen an der Vorderveranda ging ich ins Haus. Es war vollkommen verwüstet. In der Küche fand ich die Dose mit der Aufschrift SOUVENIR AUS ROCKLAND, MAINE. Sie hatte nichts abbekommen. Ich leerte die Brotkrumen aus und legte ein paar unbeschädigte Gegenstände hinein, die ich in den Zimmern aufs Geratewohl aufsammelte. Im Wohnzimmer entdeckte ich ein kleines Fotoalbum, das wie durch ein Wunder keinen Schaden genommen hatte. Ich nahm es mit nach draußen und setzte mich gegenüber vom Haus unter eine große Birke, um es mir anzusehen. In diesem Augenblick traf Erne Pinkas ein. Er sagte nur: »Ich habe deinen Wagen in der Auffahrt gesehen« und setzte sich neben mich. »Sind das Harrys Fotos?«, fragte er und zeigte auf das Album.

»Ja. Ich habe sie im Haus gefunden.«

Wir schwiegen eine Weile. Ich blätterte die Seiten um. Die Bilder stammten schätzungsweise aus den frühen 1980er-Jahren. Auf mehreren war ein gelber Labrador zu sehen.

»Wem gehört dieser Hund?«, wollte ich wissen.

»Harry.«

»Ich wusste nicht, dass er einen hatte.«

»Er hieß Storm und ist zwölf oder dreizehn Jahre alt geworden.«

Storm. Der Name kam mir irgendwie bekannt vor, aber ich wusste nicht mehr, woher.

»Marcus«, sagte Pinkas, »ich wollte neulich nicht ungerecht zu dir sein. Es tut mir leid, wenn ich dich verletzt habe.«

»Ach, das macht nichts.«

»Doch, es macht etwas. Ich wusste nicht, dass du Drohungen erhalten hast. Hatten sie mit deinem Buch zu tun?«

»Vermutlich.«

»Wer hat das nur getan?«, fragte er bestürzt und zeigte auf das Haus.

»Das ist nicht klar. Die Polizei sagt, es wurde ein Brandbeschleuniger verwendet, so etwas Ähnliches wie Benzin. Sie haben unten am Strand einen leeren Kanister gefunden, aber sie konnten die Fingerabdrücke darauf niemandem zuordnen.«

»Du hast Drohungen erhalten und bist trotzdem geblieben?«

»Ja.«

»Wieso?«

»Warum hätte ich weggehen sollen? Aus Angst? Angst ist ein schlechter Ratgeber.«

Pinkas sagte, ich sei ein »ganzer Kerl« und er wäre auch gerne ein »ganzer Kerl« geworden. Seine Frau habe immer an ihn geglaubt. Sie war vor ein paar Jahren an einem Tumor gestorben. Auf dem Sterbebett hatte sie zu ihm gesagt, als wäre er ein junger Mann, der das Leben noch vor sich hatte: »Ernie, du wirst etwas Großes vollbringen. Ich glaube an dich.« – »Dafür bin ich zu alt … Ich habe das Leben schon hinter mir.« – »Es ist nie zu spät, Ernie. Solange man nicht tot ist, hat man das Leben noch vor sich.« Aber alles, was Ernie seit dem Tod seiner Frau zuwege gebracht hatte, war, einen Job im Supermarkt zu ergattern, um das Geld für ihre Chemotherapie zurückzuzahlen und für die Instandhaltung ihres Marmorgrabs aufzukommen.

»Ich schiebe Einkaufswagen zusammen, Marcus. Ich laufe auf dem Parkplatz herum, spüre einsame, allein gelassene Einkaufswagen

auf, nehme sie mit, tröste sie und bringe sie zusammen mit ihren Kameraden für die nächsten Kunden zur Sammelstelle. Einkaufswagen sind nie allein, jedenfalls nicht lange, weil es in allen Supermärkten der Welt einen Ernie gibt, der sie einsammelt und zurück zur Familie karrt. Aber wer holt Ernie anschließend ab und bringt ihn zu seiner Familie? Warum tut man für die Menschen nicht, was man für die Einkaufswagen tut?«

»Du hast recht. Was kann ich für dich tun?«

»Ich würde in deinem Buch gern in der Danksagung erwähnt werden. Ich hätte gern, dass mein Name auf der letzten Seite in der Danksagung erscheint, wie Schriftsteller das oft machen. Ich möchte, dass mein Name in Großbuchstaben ganz oben steht. Schließlich habe ich dir bei deinen Recherchen ein bisschen geholfen. Glaubst du, das wäre möglich? Meine Frau wäre stolz auf mich. Ihr kleiner Mann hat etwas zum überwältigenden Erfolg von Marcus Goldman, dem neuen Stern am Literaturhimmel, beigetragen.«

»Du kannst auf mich zählen«, versprach ich ihm.

»Ich werde ihr aus deinem Buch vorlesen, Marc. Ich werde mich jeden Tag zu ihr setzen und ihr aus deinem Buch vorlesen.«

»Aus unserem Buch, Erne, aus unserem Buch.«

Plötzlich hörten wir hinter uns Schritte. Es war Jenny. »Ich habe deinen Wagen in der Auffahrt gesehen«, sagte sie zu mir.

Bei diesen Worten mussten Ernie und ich grinsen. Ich stand auf, und Jenny schloss mich mütterlich in die Arme. Dann blickte sie zum Haus und fing an zu weinen.

Als ich an diesem Tag nach Concord zurückfuhr, schaute ich unterwegs bei Harry im Sea Side Motel vorbei. Er übte vor seinem Zimmer mit nacktem Oberkörper Boxtechniken. Er war nicht mehr derselbe. Als er mich sah, sagte er: »Boxen wir, Marcus.«

»Ich bin gekommen, um mit Ihnen zu reden.«

»Wir reden beim Boxen.«

Ich hielt ihm die Dose mit der Aufschrift SOUVENIR AUS ROCKLAND, MAINE hin, die ich in den Ruinen des Hauses gefunden hatte. »Die habe ich Ihnen mitgebracht. Ich bin in Goose Cove vorbeigefahren. In Ihrem Haus sind noch jede Menge Sachen von Ihnen … Warum holen Sie sie nicht?«

»Was sollte ich Ihrer Meinung nach denn holen?«

»Erinnerungsstücke?«

Er verzog das Gesicht. »Erinnerungsstücke machen einen nur traurig, Marcus. Wenn ich diese Dose nur sehe, könnte ich heulen!«

Er nahm sie in die Hand und drückte sie an sich. »Als Nola verschwunden ist, habe ich mich nicht an der Suche beteiligt«, erzählte er. »Wissen Sie, was ich stattdessen getan habe?«

»Nein.«

»Ich habe auf sie gewartet, Marcus. Sie zu suchen hätte bedeutet, dass sie nicht mehr da war. Also habe ich gewartet, weil ich überzeugt war, dass sie zu mir zurückkehren würde. Ich war mir sicher, dass sie eines Tages wiederkommen würde, und ich wollte, dass sie an diesem Tag stolz auf mich wäre. Ich habe mich dreiunddreißig Jahre lang auf ihre Rückkehr vorbereitet. Dreiunddreißig Jahre! Ich habe jeden Tag Schokolade und Blumen für sie gekauft. Ich wusste, dass sie der einzige Mensch war, den ich je lieben würde, denn der Liebe begegnet man nur ein einziges Mal im Leben, Marcus! Wenn Sie mir nicht glauben, heißt das, dass Sie noch nie geliebt haben. Ich habe abends auf meinem Sofa gesessen und auf sie gewartet, ich habe mir gesagt, dass sie bestimmt irgendwann einfach auftauchen würde, wie sie immer überraschend aufgetaucht war. Wenn ich durchs Land gereist bin und Vorträge gehalten habe, habe ich einen Zettel an die Haustür geklebt: *Halte einen Vortrag in Seattle, bin nächsten Dienstag wieder da.* Es konnte ja sein, dass sie in der Zwischenzeit zurückkam. Und die Tür habe ich immer offen gelassen. Immer! Ich habe dreiunddreißig Jahre lang nicht abgeschlossen. Die Leute haben mich für verrückt gehalten und gesagt, eines Tages würde ich heimkommen und

feststellen, dass Einbrecher mein Haus ausgeräumt hätten, aber in Aurora wird nicht eingebrochen. Wissen Sie, warum ich jahrelang unterwegs war und alle Vortragsreisen angenommen habe, die man mir angeboten hat? Weil ich dachte, ich würde sie so vielleicht wiederfinden. Ich habe sie im ganzen Land gesucht, in den großen Metropolen wie in den kleinsten Nestern, und ich habe dafür gesorgt, dass mein Kommen in den lokalen Tageszeitungen angekündigt wurde. Manchmal habe ich die Werbeanzeigen aus eigener Tasche bezahlt, und warum das alles? Für sie, damit wir uns wiederfinden konnten. Bei jedem Vortrag habe ich das Publikum nach blonden jungen Frauen in ihrem Alter und nach Mädchen abgesucht, die ihr ähnlich sahen. Jedes Mal habe ich mir gesagt: Vielleicht ist sie da. Und nach dem Vortrag habe ich alle lästigen Fragen beantwortet in der Hoffnung, dass sie vielleicht auf mich zukäme. Ich habe jahrelang im Publikum nach ihr Ausschau gehalten und zuerst die Fünfzehnjährigen, dann die Sechzehn-, die Zwanzig- und schließlich die Fünfundzwanzigjährigen ins Visier genommen! Ich bin in Aurora geblieben, Marcus, weil ich auf Nola gewartet habe. Und jetzt hat man sie vor anderthalb Monaten gefunden, tot und in meinem Garten vergraben! Ich habe die ganze Zeit auf sie gewartet, dabei war sie da, direkt nebenan! Dort, wo ich für sie schon immer Hortensien pflanzen wollte! Seit dem Tag, an dem man sie gefunden hat, ist mir, als müsse mein Herz zerspringen, Marcus. Weil ich die Liebe meines Lebens verloren habe! Weil sie vielleicht noch am Leben wäre, wenn ich mich nicht mit ihr in diesem verfluchten Motel verabredet hätte! Also kommen Sie mir nicht mit Erinnerungen, die mir nur das Herz zerreißen. Hören Sie auf damit, ich flehe Sie an.«

Er steuerte auf die Treppe zu.

»Wohin gehen Sie, Harry?«

»Boxen. Das Boxen ist alles, was mir geblieben ist.« Er ging hinunter auf den Parkplatz und führte unter den beunruhigten Blicken der Gäste im angrenzenden Restaurant ein martialisches Getänzel auf. Ich folgte ihm. Er stellte sich mir gegenüber auf und

nahm Deckungsposition ein. Dann versuchte er eine Serie von Geraden, aber auch beim Boxen war er nicht mehr derselbe.

»Warum sind Sie eigentlich hergekommen?«, fragte er mich zwischen zwei Rechten.

»Warum? Natürlich, weil ich Sie sehen wollte …«

»Und warum wollten Sie mich unbedingt sehen?«

»Weil wir Freunde sind!«

»Genau das ist es, was Sie nicht verstehen, Marcus: Wir können keine Freunde mehr sein.«

»Was reden Sie da, Harry?«

»Es ist die Wahrheit. Ich liebe Sie wie einen Sohn und werde Sie immer lieben. Aber wir können ab jetzt keine Freunde mehr sein.«

»Warum? Wegen der Sache mit dem Haus? Ich werde für alles geradestehen, das habe ich Ihnen doch gesagt!«

»Sie begreifen es immer noch nicht, Marcus. Es geht nicht ums Haus.«

Für einen kurzen Moment ließ ich die Deckung sinken, und sofort verpasste er mir mehrere Geraden gegen die rechte Schulter. »Nehmen Sie die Deckung hoch, Marcus! Wenn das Ihr Kopf gewesen wäre, hätte ich Sie fertiggemacht!«

»Ich pfeife auf meine Deckung! Ich will wissen, was dieses Ratespiel soll!«

»Das ist kein Spiel. An dem Tag, an dem Sie es begreifen, haben Sie den Fall gelöst.«

Ich hielt mitten in der Bewegung inne. »Großer Gott, was erzählen Sie da? Sie verheimlichen mir etwas, stimmt’s? Sie haben mir nicht die ganze Wahrheit gesagt!«

»Ich habe Ihnen alles gesagt, Marcus. Sie halten die Wahrheit in Ihren Händen.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich weiß. Aber wenn Sie es erst begriffen haben, sieht alles anders aus. Das ist eine entscheidende Phase in Ihrem Leben.«

Verdrossen ließ ich mich auf den Betonboden sinken. Er brüllte mich an, dass es nicht der richtige Moment sei, um mich hinzusetzen. »Stehen Sie auf! Na, los!«, rief er. »Wir betreiben hier die edle Kunst des Boxens!«

Aber ich hatte mit edler Boxkunst nichts mehr am Hut. »Das Boxen hatte für mich nur durch Sie einen Sinn, Harry! Erinnern Sie sich an die Boxmeisterschaft 2002?«

»Natürlich erinnere ich mich … Wie könnte ich sie vergessen?«

»Warum sollten wir keine Freunde mehr sein?«

»Wegen der Bücher. Die Bücher haben uns zusammengeführt, jetzt trennen sie uns. So stand es geschrieben.«

»Geschrieben? Wo?«

»Es steht alles in den Büchern … Marcus, von dem Tag an, als ich Sie zum ersten Mal gesehen habe, wusste ich, dass dieser Moment irgendwann kommen würde.«

»Welcher Moment?«

»Es hat etwas mit dem Buch zu tun, an dem Sie schreiben.«

»Mit meinem Buch? Wenn Sie wollen, verzichte ich darauf! Soll ich alles abblasen? Kein Problem, ich blase die Sache ab. Es wird kein Buch geben! Ende der Geschichte.«

»Das würde leider nichts nützen. Wenn es nicht dieses Buch ist, wird es ein anderes sein.«

»Harry, was reden Sie da? Ich verstehe kein Wort.«

»Sie werden dieses Buch schreiben, und es wird ein wunderbares Buch werden, Marcus. Darüber bin ich sehr froh, verstehen Sie mich nicht falsch. Aber für uns ist der Augenblick der Trennung gekommen. Ein Schriftsteller geht, und der Nächste wird geboren. Sie werden meine Nachfolge antreten, Marcus. Sie werden ein herausragender Schriftsteller werden. Sie haben die Rechte an Ihrem Manuskript für eine Million Dollar verkauft! Eine Million Dollar! Sie werden ganz groß herauskommen, Marcus, das habe ich immer gewusst.«

»Was um Himmels willen versuchen Sie mir zu sagen?«

»Marcus, der Schlüssel liegt in den Büchern. Sie haben ihn vor Augen. Schauen Sie hin, schauen Sie gut hin! Sehen Sie, wo wir sind?«

»Auf dem Parkplatz eines Motels!«

»Nein, Marcus! Nein! Am Ursprung des Übels! Vor diesem Augenblick habe ich mich über dreißig Jahre lang gefürchtet!«

Boxraum auf dem Campus des Burrows College, Februar 2002

»Ihre Handhaltung stimmt nicht, Marcus. Das erste Glied Ihres Mittelfingers steht zu weit vor, deshalb wird er beim Zuschlagen aufgeschürft.«

»Wenn ich Handschuhe anhabe, spüre ich es nicht mehr.«

»Sie müssen mit bloßen Fäusten boxen können. Die Handschuhe sind nur dazu da, dass Sie Ihren Gegner nicht umbringen. Sie werden es merken, wenn Sie nicht immer nur gegen den Sack boxen.«

»Harry? Was glauben Sie, warum ich immer allein boxe?«

»Das müssen Sie sich schon selbst fragen.«

»Weil ich Angst habe, denke ich. Ich habe Angst vor einer Niederlage.«

»Als Sie auf meinen Rat hin nach Lowell in diesen Boxclub gefahren sind und dieser schwarze Riese Sie fast massakriert hat, was haben Sie da empfunden?«

»Stolz … Als es vorbei war, war ich stolz. Und als ich am nächsten Tag die blauen Flecken an meinem Körper gesehen habe, habe ich mich gefreut: Ich war über mich selbst hinausgewachsen und hatte mich getraut! Ich hatte mich getraut zu kämpfen!«

»Sie hatten also das Gefühl, gewonnen zu haben …«

»Letztendlich schon. Obwohl ich den Kampf, rein technisch gesehen, verloren hatte, hatte ich an jenem Tag das Gefühl, gewonnen zu haben.«

»Genau darum geht es. Es kommt nicht darauf an, ob Sie siegen oder verlieren, Marcus. Was zählt, ist der Weg, den Sie zwischen dem Gong der ersten Runde und dem Schlussgong zurücklegen. Das Kampfergebnis ist im Grunde nur eine Information für das Publikum. Wer will sich anmaßen zu behaupten, Sie hätten verloren, wenn Sie das Gefühl haben, Sie hätten gewonnen? Das Leben ist ein Wettkampf, Marcus: Es wird immer Menschen geben, die schneller oder langsamer als Sie sind. Unterm Strich zählt nur die Kraft, die Sie aufgebracht haben, um Ihren Weg zu machen.«

»Harry, ich habe in einem Boxraum dieses Plakat gesehen …«

»Das von der Boxmeisterschaft der Hochschulen?«

»Ja … Alle großen Hochschulen nehmen teil: Harvard, Yale … Ich … Ich würde gern mitmachen.«

»Dann werde ich Ihnen dabei helfen.«

»Wirklich?«

»Aber sicher. Sie können immer auf mich zählen, Marcus, vergessen Sie das nie. Sie und ich, wir sind ein Team. Fürs ganze Leben.«

10.

Auf der Suche nach einem fünfzehnjährigen Mädchen

Aurora, New Hampshire, 1.–18. September 1975

»Harry, wie soll man Emotionen vermitteln, die man nie durchlebt hat?«

»Genau darin besteht Ihre Arbeit als Schriftsteller. Schreiben heißt, empfindsamer zu sein als andere und den Menschen diese Gefühle dann weiterzuvermitteln. Schreiben heißt, den Lesern etwas vor Augen zu führen, was sie sonst vielleicht nicht sehen könnten. Wenn nur Waisenkinder Geschichten über Waisenkinder erzählen würden, würde uns das nicht weiterbringen. Das hieße nämlich, dass Sie weder über eine Mutter noch über einen Vater, einen Hund, einen Piloten oder die Russische Revolution schreiben könnten, weil Sie keine Mutter, kein Vater, kein Hund und auch kein Pilot sind und die Russische Revolution nicht miterlebt haben. Sie sind einfach nur Marcus Goldman, und wenn jeder Schriftsteller sich auf sich selbst beschränken müsste, wäre es um die Literatur sehr ärmlich bestellt, und sie würde jeden Sinn verlieren. Wir haben das Recht, über alles zu sprechen; Marcus, über alles, was uns nahegeht, und niemand kann uns dafür verurteilen. Wir sind Schriftsteller, weil wir uns auf eine Sache besser verstehen als

die Menschen um uns herum, und das ist das Schreiben. Das ist das ganze Geheimnis.«

Früher oder später bildeten sich alle ein, Nola irgendwo zu sehen: im Einkaufsladen der Nachbarstadt, an einer Bushaltestelle, am Tresen eines Restaurants. In der Woche nach Nolas Verschwinden – die Suche wurde unterdessen fortgesetzt – musste sich die Polizei mit einer Menge irriger Zeugenaussagen herumschlagen. So wurde im Bezirk Cordridge eine Kinovorführung unterbrochen, weil ein Besucher Nola Kellergan in der dritten Reihe zu erkennen glaubte, und in der Gegend von Manchester wurde ein Familienvater, der seine blonde, fünfzehnjährige Tochter auf den Jahrmarkt begleitete, zur Überprüfung seiner Personalien aufs Revier mitgenommen.

Die Suchmaßnahmen blieben trotz ihrer Intensität ergebnislos. Dank des Einsatzes der örtlichen Bevölkerung hatten sie auf sämtliche Nachbarstädte Auroras ausgeweitet werden können, doch man hatte nicht den Hauch einer Spur entdeckt. Spezialisten des FBI waren angereist, um die Polizeiarbeit zu optimieren und, sich auf Erfahrungswerte und Statistiken stützend, die Orte vorzugeben, an denen vorrangig gesucht werden sollte: Wasserläufe, Waldränder in der Nähe von Parkplätzen sowie Müllkippen, auf denen ekelerregende Abfälle vor sich hinfaulten. Die Sache erschien ihnen so komplex, dass sie sogar ein Medium bemüht hatten, das sich in Oregon in zwei Mordfällen bewährt hatte, hier aber nicht weiterhelfen konnte.

In dem von Schaulustigen und Journalisten belagerten Städtchen Aurora ging es hoch her. Auf dem Polizeirevier in der Hauptstraße herrschte hektische Betriebsamkeit, denn dort wurden die Suchmaßnahmen koordiniert, Informationen gesammelt und ausgewertet. Die Telefonleitungen waren überlastet, die Apparate klingelten unablässig, oft wegen nichts und wieder nichts, aber jeder Anruf musste gründlich überprüft werden. In Vermont und Massachusetts war man Hinweisen nachgegangen und hatte

Hundestaffeln losgeschickt, jedoch ohne Erfolg. Die kurzen Pressetermine, die Chief Pratt und Captain Rodik zweimal täglich vor dem Eingang des Polizeireviers abhielten, wurden zusehends zu einem Eingeständnis ihrer Ohnmacht.

Unmerklich hatte sich ein Netz engmaschiger Überwachung über Aurora gelegt. FBI-Agenten hatten sich unter die Journalisten geschmuggelt, die aus dem ganzen Staat angereist waren, um über die Geschehnisse zu berichten. Sie observierten die nähere Umgebung rund um das Haus der Kellergans und hörten das Telefon ab. Sollte es sich tatsächlich um eine Entführung handeln, müsste der Entführer bald in Erscheinung treten. Entweder würde er anrufen oder sich, wenn er ein ganz abgefeimter Bursche war, unter die Schaulustigen mischen, die an der Terrace Avenue 245 vorbeidefilierten und Zeichen ihrer Anteilnahme niederlegten. Sollte es in diesem Fall aber nicht um Lösegeld gehen, sondern es sich, wie mancher befürchtete, um die Tat eines Geisteskranken handeln, musste dieser so schnell wie möglich unschädlich gemacht werden, bevor er wieder zuschlagen konnte.

Die Bevölkerung rückte zusammen. Die Männer konnten die Stunden schon nicht mehr zählen, die sie Wiesen und Wälder Abschnitt für Abschnitt durchkämmt und die Ufer von Wasserläufen abgesucht hatten. Robert Quinn nahm sich zwei Tage frei, um sich an der Suche zu beteiligen. Erne Pinkas verließ die Fabrik mit Erlaubnis seines Vorarbeiters täglich eine Stunde früher, um die Suchtrupps zu verstärken, die vom Spätnachmittag bis zum Einbruch der Dunkelheit im Einsatz waren. In der Küche des Clark's richteten Tamara Quinn, Amy Pratt und andere Ehrenamtliche den Proviant für die Freiwilligen her. Ihre Gespräche kreisten ausschließlich um die Ermittlungen.

»Ich weiß etwas!«, behauptete Tamara Quinn immer wieder. »Ich weiß etwas ganz Wichtiges!«

»Was denn? Erzähl schon!«, riefen ihre Zuhörerinnen, während sie Weißbrot mit Butter bestrichen, um Sandwiches zu machen.

»Das kann ich euch nicht sagen … Es ist viel zu schlimm.«

Jede der Frauen hatte ihr Teil beizusteuern. Schon seit Langem argwöhnte man, dass es in der Terrace Avenue 245 nicht mit rechten Dingen zuging, und es war bestimmt kein Zufall, wenn die Sache jetzt ein böses Ende nahm. Mrs Philips, deren Sohn mit Nola in eine Klasse ging, berichtete, wie ein Schüler in der Pause zum Spaß Nolas Polohemd hochgehoben und alle die blauen Flecken auf ihrem Körper gesehen hatten. Mrs Hattaway erzählte, dass ihre Tochter Nancy sehr eng mit Nola befreundet war und sich im Sommer eine ganze Reihe merkwürdiger Dinge abgespielt hatten, insbesondere Folgendes: Nola war ungefähr eine Woche lang wie vom Erdboden verschluckt und die Haustür der Kellergans in dieser Zeit für jeden Besucher geschlossen gewesen. »Und dann diese Musik!«, schickte Mrs Hattaway hinterher. »Tag für Tag lief in der Garage diese viel zu laute Musik. Ich habe mich gefragt, warum zum Teufel das ganze Viertel mit diesem ohrenbetäubenden Lärm beschallt werden musste. Eigentlich hätte ich mich beschweren sollen, aber ich habe mich nicht getraut. Schließlich handelte es sich ja um den Reverend …«

Montag, 8. September 1975

Es war um die Mittagszeit.

Harry wartete in Goose Cove. In seinem Kopf drängten sich die immer selben Fragen: Was war geschehen? Was war mit ihr passiert? Seit einer Woche hatte er sich hier im Haus eingeigelt und wartete. Er schlief auf dem Sofa im Wohnzimmer und schreckte beim leisesten Geräusch hoch. Er aß nichts mehr. Er hatte das Gefühl, verrückt zu werden. Wo konnte Nola stecken? Wie konnte es sein, dass die Polizei keine Spur von ihr fand? Je länger er darüber nachdachte, desto mehr drängte sich ihm ein Gedanke auf: Was war, wenn Nola alle Spuren verwischt hatte? Wenn sie den Angriff nur simuliert hatte? Tomatenketchup im Gesicht und Schreie, um eine

Entführung vorzutäuschen? Während die Polizei in Aurora und Umgebung nach ihr suchte, hätte sie Zeit gehabt, sich in aller Ruhe in den entlegensten Winkel Kanadas abzusetzen. Vielleicht würde man sie schon bald für tot erklären und die Suche nach ihr einstellen. Hatte Nola alles nur inszeniert, damit sie ein für alle Mal Ruhe hatten? Falls ja, warum war sie dann nicht zu ihrer Verabredung ins Motel gekommen? War die Polizei zu schnell da gewesen? Hatte sie sich im Wald verstecken müssen? Und was war bei Deborah Cooper vorgefallen? Gab es zwischen beiden Fällen einen Zusammenhang, oder war alles nur reiner Zufall? Wenn Nola nicht entführt worden war, warum gab sie ihm dann kein Lebenszeichen? Warum hatte sie sich nicht hierher, nach Goose Cove, geflüchtet? Er bemühte sich nachzudenken: Wo konnte sie sein? An einem Ort, den nur sie beide kannten. Martha's Vineyard? Zu weit weg. Die Blechdose in der Küche erinnerte ihn an ihren Ausflug nach Maine ganz zu Anfang ihrer Beziehung. Hielt sie sich in Rockland versteckt? Bei diesem Gedanken schnappte er sich die Wagenschlüssel und stürmte nach draußen.

Als er die Haustür aufstieß, stand plötzlich Jenny vor ihm. Sie hatte gerade klingeln und nachsehen wollen, ob alles in Ordnung war. Sie hatte ihn seit Tagen nicht gesehen und sich Sorgen gemacht. Er war abgemagert und sah schrecklich aus. Ja, er trug sogar noch denselben Anzug, den er eine Woche zuvor im Clark's angehabt hatte. »Harry, was ist los mit dir?«, fragte sie.

»Ich warte.«

»Worauf?«

»Auf Nola.«

Jenny begriff nicht. Sie sagte: »Ach ja, was für eine schreckliche Geschichte! Die ganze Stadt ist erschüttert. Eine Woche ist schon um, und nicht der kleinste Hinweis, nicht die geringste Spur. Harry … du siehst elend aus, ich mache mir Sorgen um dich. Hast du in letzter Zeit etwas gegessen? Ich lasse dir ein Bad ein und mache dir eine kleine Mahlzeit zurecht.«

Er hatte jetzt keine Zeit, sich mit Jenny abzugeben. Er musste den Ort finden, an dem Nola sich versteckt hielt. Ein wenig unsanft schob er Jenny beiseite, ging die paar Holzstufen hinunter, die zum kiesbedeckten Parkplatz führten, und stieg in seinen Wagen. »Ich will nichts«, sagte er durchs offene Fenster. »Ich bin sehr beschäftigt und möchte nicht gestört werden.«

»Beschäftigt? Womit?«, fragte Jenny traurig.

»Mit Warten.« Er fuhr los und war gleich darauf hinter einer Reihe von Kiefern verschwunden. Sie setzte sich auf die Stufen vor dem Haus und fing an zu weinen. Je mehr sie ihn liebte, desto unglücklicher wurde sie.

Im selben Augenblick betrat Travis Dawn mit seinem Rosenstrauß in der Hand das Clark's. Er hatte Jenny seit Tagen, seit Nola verschwunden war, nicht gesehen. Den Vormittag hatte er zusammen mit den Suchtrupps im Wald verbracht, und als er in seinen Streifenwagen gestiegen war, hatte er auf dem Boden die Blumen gesehen. Zum Teil waren sie schon vertrocknet und krümmten sich merkwürdig, aber ihm war plötzlich danach gewesen, sie Jenny sofort zu bringen, als wäre das Leben viel zu kurz. Also hatte er sich für eine Weile vom Dienst entfernt, um sie im Clark's zu besuchen, aber sie war nicht da.

Kaum hatte er sich an die Theke gesetzt, kam auch schon Tamara Quinn angesegelt, wie sie es in letzter Zeit immer tat, wenn sie eine Uniform erblickte. »Wie kommt die Suche voran?«, erkundigte sie sich mütterlich besorgt.

»Bislang haben wir nichts gefunden, Mrs Quinn. Gar nichts.«

Seufzend betrachtete sie die müden Gesichtszüge des jungen Polizisten. »Hast du schon zu Mittag gegessen, mein Junge?«

»Äh … Nein, Mrs Quinn. Eigentlich wollte ich Jenny sprechen.«

»Sie ist kurz weg.« Sie brachte ihm ein Glas Eistee und legte ein Tischset aus Papier und Besteck vor ihn hin. Da bemerkte sie die Blumen und fragte: »Sind die für Jenny?«

»Ja, Mrs Quinn. Ich wollte mich vergewissern, dass es ihr gut geht. Bei all den Geschichten in letzter Zeit …«

»Sie ist bestimmt gleich wieder hier. Ich habe sie gebeten, zur Mittagsschicht zurück zu sein, aber wie man sieht, verspätet sie sich. Dieser Kerl bringt sie noch um den Verstand …«

»Wer?«, erkundigte sich Travis. Er spürte, wie sich sein Herz verkrampfte.

»Harry Quebert.«

»Harry Quebert?«

»Ich bin mir sicher, dass sie zu ihm gegangen ist. Ich verstehe nicht, warum sie sich diesen Mistkerl in den Kopf gesetzt hat. Egal, eigentlich sollte ich mit dir nicht darüber reden … Tagesgericht ist heute Kabeljau mit Bratkartoffeln …«

»Perfekt, Mrs Quinn. Danke.«

Sie legte ihm freundschaftlich die Hand auf die Schulter. »Du bist ein guter Junge, Travis. Ich würde mich freuen, wenn Jenny mit jemandem wie dir zusammen wäre.«

Sie ging in die Küche, und Travis trank ein paar Schlucke von seinem Eistee. Er war geknickt.

Wenige Minuten später kam Jenny. Sie hatte sich hastig nachgeschminkt, damit niemandem auffiel, dass sie geweint hatte. Sie ging hinter die Theke und band sich ihre Schürze um. Da bemerkte sie Travis. Lächelnd streckte er ihr den verwelkten Blumenstrauß entgegen.

»Sie sind nicht mehr besonders schön«, entschuldigte er sich, »aber ich wollte sie dir schon vor Tagen schenken. Ich dachte mir, schließlich kommt es auf die Geste an.«

»Danke, Travis.«

»Es sind Wildrosen. Ich kenne eine Stelle in der Nähe von Montburry, wo sie zu Hunderten wachsen. Wenn du willst, fahre ich mal mit dir hin. Ist alles in Ordnung, Jenny? Du siehst nicht gut aus …«

»Geht schon.«

»Diese schreckliche Geschichte geht dir an die Nieren, stimmt's? Hast du Angst? Mach dir keine Sorgen, die Polizei ist überall. Außerdem bin ich mir sicher, dass wir Nola finden.«

»Ich habe keine Angst. Es ist was anderes.«

»Was denn?«

»Das ist nicht wichtig.«

»Ist es wegen Harry Quebert? Deine Mutter hat gesagt, dass er dir gefällt.«

»Kann sein. Vergiss es, Travis, es ist nicht weiter wichtig. Ich muss … Ich muss jetzt in die Küche. Ich bin spät dran, und meine Mutter macht mir bestimmt wieder eine Szene.«

Jenny verschwand durch die Schwingtür und lief geradewegs ihrer Mutter in die Arme, die gerade ein paar Teller herrichtete. »Du kommst schon wieder zu spät, Jenny! Ich bin hier mit allem ganz allein!«

»Entschuldige, Ma.«

Tamara reichte ihr einen Teller mit Kabeljau und Bratkartoffeln. »Bring das bitte Travis.«

»Ja, Ma.«

»Ich finde, er ist ein netter Junge.«

»Ich weiß …«

»Du wirst ihn für Sonntag zum Mittagessen bei uns zu Hause einladen.«

»Zum Mittagessen? Nein, Ma. Ich will nicht. Er gefällt mir überhaupt nicht. Außerdem würde er sich Hoffnungen machen, und das wäre nicht nett von mir.«

»Keine Widerrede! Als du keinen Begleiter für den Ball hattest und er dich aufgefordert hat, hast du dich auch nicht so geziert! Du gefällst ihm sehr, das sieht man, und er würde einen guten Ehemann abgeben. Schlag dir diesen Quebert verdammt noch mal aus dem Kopf! Mit dem wird es nie was! Schreib dir das hinter die Ohren! Quebert ist kein anständiger Mensch! Es ist Zeit, dass du einen Mann findest, und du kannst dich glücklich schätzen, dass dir so ein

hübscher Kerl den Hof macht, obwohl du den ganzen Tag in einer Servierschürze herumrennst!«

»Ma!«

Tamara äffte ein quengelndes Kind nach: »*Ma! Ma!* Hör mir bloß mit diesem Gejammer auf! Bald wirst du fünfundzwanzig! Willst du als alte Jungfer enden? Deine Klassenkameradinnen sind längst alle verheiratet! Und was ist mit dir? Du warst auf der Highschool die Schönheitskönigin! Was in Gottes Namen ist nur los? Ach, was bin ich von meiner Tochter enttäuscht! Ma ist sehr enttäuscht von dir. Wir essen am Sonntag mit Travis zu Mittag, und damit basta. Du bringst ihm jetzt sein Essen und lädst ihn ein. Und danach wischst du die hinteren Tische ab, die kleben schon. Ich werde dich lehren, ständig zu spät zu kommen!«

Mittwoch, 10. September 1975

»Wissen Sie, Herr Doktor, da gibt es diesen reizenden Polizisten, der hinter ihr her ist. Ich habe ihr gesagt, dass sie ihn am Sonntag zum Mittagessen einladen soll. Sie wollte erst nicht, aber ich habe sie gezwungen.«

»Warum haben Sie sie gezwungen, Mrs Quinn?«

Tamara zuckte mit den Schultern und ließ den Kopf auf die Armlehne der Couch zurückfallen. Sie gönnte sich einen Moment Bedenkzeit. »Weil … Weil ich nicht möchte, dass sie allein bleibt.«

»Sie haben Angst, dass Ihre Tochter bis zum Lebensende allein bleiben könnte?«

»Ja, genau! Bis zum Lebensende!«

»Und was ist mit Ihnen? Haben Sie Angst vor der Einsamkeit?«

»Ja.«

»Was fällt Ihnen zum Wort *Einsamkeit* ein?«

»Einsamkeit ist gleichbedeutend mit dem Tod.«

»Haben Sie Angst vor dem Tod?«

»Schreckliche Angst, Herr Doktor.«

Sonntag, 14. September 1975

Am Mittagstisch der Quinns wurde Travis mit Fragen bombardiert. Tamara wollte alles über die Ermittlungen wissen, die keine Fortschritte machten. Auch Robert hatte die eine oder andere Frage an ihn, aber die paar Mal, die er sich zu Wort meldete, fuhr ihm seine Frau über den Mund: »Sei still, Bobbo. Das ist nicht gut für deinen Krebs.« Jenny wirkte unglücklich und rührte ihr Essen kaum an. Ihre Mutter dagegen führte das große Wort. Als sie den Apfelkuchen servierte, wagte sie sogar die Frage: »Sag mal, Travis, gibt es eigentlich eine Liste von Verdächtigen?«

»Nicht wirklich. Ich muss gestehen, dass wir im Augenblick etwas im Dunklen tappen. Es ist verrückt, aber wir haben nicht den geringsten Anhaltspunkt.«

»Steht Harry Quebert unter Verdacht?«, wollte Tamara wissen.

»Ma!«, empörte sich Jenny.

»Was ist? Darf man in diesem Haus keine Fragen mehr stellen? Wenn ich ihn erwähne, dann habe ich dafür meine Gründe: Er ist nämlich pervers, Travis. Jawohl, pervers! Es würde mich nicht wundern, wenn er etwas mit dem Verschwinden der Kleinen zu tun hätte.«

»Das sind schwere Anschuldigungen, die Sie da vorbringen, Mrs Quinn«, entgegnete Travis. »Solche Dinge darf man nicht einfach behaupten, wenn man keine Beweise hat.«

»Aber ich hatte einen Beweis!«, keifte sie wutentbrannt. »Ich hatte einen! Stell dir vor, ich hatte einen handgeschriebenen Text von ihm, der sehr kompromittierend war. Er lag in meinem Safe im Restaurant. Ich besitze als Einzige einen Schlüssel dazu! Und weißt du, wo ich den aufbewahre? An einer Kette an meinem Hals! Ich mache ihn nie ab! Nie! Neulich wollte ich dieses verflixte Stück Papier herausholen, um es Chief Pratt zu übergeben, aber es war

weg! Es lag nicht mehr in meinem Safe! Wie kann das sein? Ich habe keine Ahnung. Das ist Hexerei.«

»Vielleicht hast du es einfach nur verlegt«, gab Jenny zu bedenken.

»Halt den Mund, Tochter. Ich bin doch nicht verrückt, oder? Bobbo, bin ich verrückt?«

Robert bewegte den Kopf in einer Weise, die weder Ja noch Nein bedeutete, was seine Frau nur noch mehr reizte.

»Warum antwortest du nicht, wenn ich dir eine Frage stelle, Bobbo?«

»Weil ich Krebs habe«, sagte er schließlich hilflos.

»Na, dann bekommst du auch keinen Kuchen. Der Arzt hat es selbst gesagt: Nachtisch könnte dein Tod sein, und zwar auf der Stelle.«

»Ich habe nicht gehört, wie der Arzt das gesagt hat!«, protestierte Robert.

»Siehst du, der Krebs macht dich schon taub. In zwei Monaten bist du bei den Engeln, mein armer Bobbo.«

Travis versuchte, die Lage zu entspannen, indem er den Gesprächsfaden wiederaufgriff. »Wie auch immer: Wenn Sie keine Beweise haben, lässt sich diese Behauptung nicht aufrechterhalten«, stellte er fest. »Polizeiliche Ermittlungen sind eine präzise, wissenschaftliche Angelegenheit. Ich weiß, wovon ich rede, schließlich war ich auf der Polizeiakademie Jahrgangsbester.«

Der Gedanke, dass sie nicht wusste, wohin das Blatt Papier gekommen war, das Harrys Untergang besiegeln könnte, machte Tamara ganz wahnsinnig. Um sich zu beruhigen, griff sie nach dem Tortenmesser und säbelte mit martialischer Miene mehrere Kuchenstücke ab, während Bobbo schniefte, weil er nicht sterben wollte.

Mittwoch, 17. September 1975

Tamara Quinn war wie besessen von diesem Blatt Papier. Zwei Tage lang hatte sie ihr Haus, ihr Auto und sogar die Garage, die sie sonst nie betrat, danach abgesucht – vergeblich. An diesem Morgen zog sie sich nach der ersten Frühstücksschicht in ihr Büro zurück und leerte den Inhalt des Safes auf dem Boden aus. Kein Mensch hatte Zugang zu ihrem Safe, der Zettel konnte also unmöglich daraus verschwunden sein, er musste noch da sein. Vergeblich durchwühlte sie noch einmal den ganzen Inhalt und machte sich dann verdrossen daran, die Sachen wieder einzuräumen. In diesem Augenblick klopfte Jenny an die Tür und steckte den Kopf durch den Spalt. Sie sah ihre Mutter Kopf voraus in dem riesigen Schlund aus Stahl stecken. »Ma! Was machst du da?«

»Ich habe zu tun.«

»Ach, Ma, sag bloß, du suchst immer noch nach diesem bescheuerten Stück Papier!«

»Kümmere dich um deinen eigenen Kram, Tochter! Wie spät ist es?«

Jenny warf einen Blick auf ihre Uhr. »Kurz vor halb neun«, sagte sie.

»Verflixt und zugenäht! Ich bin spät dran.«

»Spät dran? Womit?«

»Ich habe einen Termin.«

»Einen Termin? Aber heute Vormittag werden die Getränke angeliefert. Du warst schon letzten Mittwoch –«

»Du bist doch ein großes Mädchen, oder etwa nicht?«, unterbrach ihre Mutter sie scharf. »Du hast zwei Arme und weißt, wo der Vorratsraum ist. Man muss nicht in Harvard gewesen sein, um ein paar Cola-Kästen übereinanderzustapeln. Ich bin mir sicher, du schaffst das. Und mach dem Lieferanten keine schönen Augen, damit er dir das abnimmt! Es wird Zeit, dass du die Ärmel hochkrempelst!«

Ohne ihre Tochter eines weiteren Blickes zu würdigen, schnappte Tamara sich ihre Autoschlüssel und ging. Eine halbe Stunde später

hielt hinter dem Clark's ein riesiger Lastwagen. Der Lieferant stellte eine Palette mit Cola-Kästen vor dem Serviceeingang ab.

»Brauchen Sie Hilfe?«, fragte er Jenny, als sie die Quittung unterschrieb.

»Nein, Sir. Meine Mutter will, dass ich das allein mache.«

»Wie Sie wollen. Dann noch einen schönen Tag.«

Der Lastwagen fuhr weiter, und Jenny machte sich daran, die schweren Kästen in den Vorratsraum zu schleppen. Sie hätte heulen können. In diesem Augenblick kam Travis im Streifenwagen vorbei und sah sie. Sofort hielt er an und sprang aus dem Wagen. »Soll ich dir helfen?«, fragte er.

Sie zuckte nur mit den Schultern. »Geht schon. Du hast bestimmt zu tun«, erwiderte sie, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen.

Er nahm einen Kasten und bemühte sich, ein bisschen Konversation zu machen. »Es heißt, dass das Rezept von Coca-Cola geheim ist und in Atlanta in einem Safe aufbewahrt wird.«

»Wusste ich nicht.«

Er folgte Jenny in den Vorratsraum, wo sie die beiden Kästen, die sie hereingetragen hatten, aufeinanderstellten. Als Jenny nichts weiter sagte, fuhr er fort: »Wie es aussieht, hebt Coca-Cola die Stimmung der GIs, deshalb schickt man es seit dem Zweiten Weltkrieg kästenweise zu den im Ausland stationierten Truppen. Das habe ich in einem Buch über Coca-Cola gelesen. Ich meine, ich habe es zufällig gelesen. Ich lese nämlich auch ernsthaftere Bücher.«

Sie gingen wieder auf den Parkplatz. Dort blickte Jenny ihm tief in die Augen und sagte: »Travis …«

»Ja, Jenny?«

»Drück mich ganz fest. Nimm mich in den Arm, und drück mich! Ich fühle mich so einsam! Und ich bin so unglücklich! Mir ist, als würde mein Herz erfrieren.«

Er nahm sie in den Arm und drückte sie, so fest er konnte.

»Meine Tochter fängt an, mir Fragen zu stellen, Herr Doktor. Vorhin wollte sie wissen, wohin ich jeden Mittwoch gehe.«

»Und was haben Sie ihr geantwortet?«

»Dass sie sich zum Teufel scheren soll! Und dass sie die Palette mit den Cola-Kästen entgegennehmen soll! Es geht sie nichts an, wo ich bin!«

»Ich höre Ihrer Stimme an, dass Sie wütend sind.«

»Ja! Ja! Natürlich bin ich wütend, Doktor Ashcroft!«

»Wütend auf wen?«

»Auf … Auf mich!«

»Warum?«

»Weil ich sie schon wieder angeschrien habe. Wissen Sie, Herr Doktor, da kriegt man Kinder und will, dass sie die glücklichsten Geschöpfe dieser Welt werden, aber dann macht einem das Leben einen Strich durch die Rechnung.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie fragt mich ständig und in allem nach Rat! Ständig hängt sie an meinem Rockzipfel und fragt: *Ma, wie macht man das? Ma, wohin kommt das? Ma hier, Ma dort! Ma! Ma! Ma!* Aber ich werde nicht immer für sie da sein! Eines Tages werde ich nicht mehr auf sie aufpassen können, verstehen Sie? Wenn ich daran denke, spüre ich das hier im Bauch! Es ist, als würde sich mein ganzer Magen zusammenkrampfen! Das tut richtig weh und raubt mir den Appetit!«

»Wollen Sie damit sagen, dass Sie Ängste haben, Mrs Quinn?«

»Ja! Ja! Ängste! Schreckliche Ängste! Man versucht alles richtig zu machen und für seine Kinder das Beste zu geben! Aber was werden unsere Kinder tun, wenn wir einmal nicht mehr da sind? Was wird dann aus ihnen? Wie können wir sicher sein, dass sie glücklich sind und ihnen nichts passiert? Wie diesem jungen Ding, Doktor Ashcroft! Die arme Nola, was ist bloß mit ihr? Wo kann sie nur sein?«

Wo konnte sie nur sein? In Rockland war sie nicht. Weder am Strand noch in den Restaurants, noch in dem Geschäft. Nirgends. Er rief das Hotel in Martha's Vineyard an, um zu fragen, ob das Personal nicht vielleicht ein blondes Mädchen gesehen habe, aber der Rezeptionist, mit dem er sprach, hielt ihn für einen Spinner. Also wartete er, tagein, tagaus.

Er wartete den ganzen Montag.

Er wartete den ganzen Dienstag.

Er wartete den ganzen Mittwoch.

Er wartete den ganzen Donnerstag.

Er wartete den ganzen Freitag.

Er wartete den ganzen Samstag.

Er wartete den ganzen Sonntag.

Er wartete voller Ingrimm und Hoffnung. Sie würde zurückkommen. Und sie würden zusammen fortgehen. Sie würden glücklich werden. Sie war der einzige Mensch, der seinem Leben je einen Sinn gegeben hatte. Mochte man Bücher, Häuser, Musik und auch Menschen verbrennen – nichts war wichtig, solange sie bei ihm war. Er liebte sie, und das bedeutete, dass weder Tod noch Unglück ihm Angst machten, solange sie an seiner Seite war. Also wartete er auf sie. Und wenn die Nacht hereinbrach, schwor er den Sternen, dass er immer warten würde.

Während Harry sich weigerte, die Hoffnung aufzugeben, musste Captain Rodik sich das Scheitern des Polizeieinsatzes eingestehen, und das trotz des enormen Aufwands. Seit mittlerweile über zwei Wochen hatte man Himmel und Erde in Bewegung gesetzt – erfolglos. Bei einer Unterredung mit dem FBI und Chief Pratt konstatierte Rodik bitter: »Die Hunde finden nichts, die Menschen finden nichts. Ich glaube nicht, dass wir sie wiederfinden.«

»Da muss ich Ihnen leider recht geben«, bekräftigte der Beauftragte des FBI. »In solchen Fällen taucht das Opfer normalerweise sofort wieder auf, sei es tot oder lebendig, oder es

geht eine Lösegeldforderung ein. Trifft weder das eine noch das andere zu, landet der Fall bei all den anderen unaufgeklärten Vermisstenmeldungen, die sich Jahr für Jahr auf unseren Schreibtischen stapeln. Allein letzte Woche sind dem FBI fünf Jungen im ganzen Land als vermisst gemeldet worden. Wir haben einfach nicht die Zeit, uns um alle zu kümmern.«

»Aber was kann mit dieser Kleinen passiert sein?«, fragte Pratt, der sich nicht damit zufriedengeben wollte, die Hände in den Schoß zu legen. »Ob sie ausgerissen ist?«

»Ausgerissen? Nein. Warum war sie dann voller Blut und wirkte verängstigt, als sie gesehen wurde?«

Rodik zuckte mit den Schultern, und der Mann vom FBI schlug vor, ein Bier trinken zu gehen.

Am nächsten Abend, dem 18. September, gaben Chief Pratt und Captain Rodik beim letzten gemeinsamen Pressetermin bekannt, dass die Suche nach Nola Kellergan eingestellt werde. Der Fall blieb bei der Kriminalpolizei offen. Es gab nicht den kleinsten Hinweis, nicht die geringste Fährte: In fünfzehn Tagen hatte man keine Spur von der kleinen Nola Kellergan gefunden.

Ein paar Freiwillige setzten die Suche unter Chief Pratts Führung noch wochenlang fort und weiteten sie bis an die Grenzen des Bundesstaates aus, doch vergebens. Es war, als hätte Nola Kellergan sich in Luft aufgelöst.

9.

Ein schwarzer Monte Carlo

»Worte sind schön und gut, Marcus. Aber schreiben Sie nicht, um gelesen zu werden. Schreiben Sie, um sich Gehör zu verschaffen.«

Mein Buch machte Fortschritte. Ich verbrachte immer mehr Stunden schreibend, und ich spürte, wie dieses unvergleichliche Gefühl zurückkehrte, das ich für immer verloren geglaubt hatte. Es war, als würde ich endlich einen lebenswichtigen Sinn zurückerlangen, ohne den ich, solange der mich im Stich gelassen hatte, unter einer Funktionsstörung gelitten hatte. Es war, als hätte jemand auf einen Knopf in meinem Gehirn gedrückt und es wieder eingeschaltet; als würde ich wieder leben. So fühlte es sich an, ein Schriftsteller zu sein.

Meine Tage begannen, noch bevor es hell wurde: Die Kopfhörer meines Minidisc-Players im Ohr, lief ich einmal quer durch Concord. Zurück im Hotelzimmer, bestellte ich mindestens einen Liter Kaffee und machte mich an die Arbeit. Dabei konnte ich wieder auf die Hilfe von Denise zählen, die ich mir von Schmid & Hanson zurückgeholt hatte und die gerne wieder in dem Büro auf der Fifth Avenue für mich arbeiten wollte. Per Mail schickte ich ihr Zug um Zug die Seiten, die ich geschrieben hatte, und sie las sie Korrektur. Sobald ein Kapitel fertig war, schickte ich es Douglas, um seine Meinung einzuholen. Es war witzig, wie sehr er diesem Buch entgegenfieberte. Ich wusste, dass er buchstäblich an seinem Computer klebte und auf das nächste Kapitel wartete. Auch versäumte er es nicht, mich immer wieder an den bevorstehenden Abgabetermin zu erinnern, und wiederholte ein ums andere Mal: »Wenn wir nicht rechtzeitig fertig werden, sind wir erledigt!« Er sagte »wir«, obwohl er in der Sache eigentlich nichts riskierte, aber er fühlte sich genauso betroffen wie ich.

Ich glaube, Douglas wurde von Barnaski sehr unter Druck gesetzt und versuchte, diesen Druck von mir fernzuhalten. Barnaski fürchtete, dass ich es ohne fremde Hilfe nicht schaffen würde, den

Termin einzuhalten. Er hatte mich deshalb bereits wiederholt angerufen.

»Sie müssen Ghostwriter einschalten, die das Buch für Sie schreiben«, hatte er gesagt, »sonst schaffen Sie es nie. Ich habe Teams an der Hand, die in solchen Fällen einspringen. Sie geben die groben Linien vor, und die legen los.«

»Nie im Leben!«, hatte ich erwidert. »Es ist meine Pflicht, dieses Buch zu schreiben. Niemand wird das für mich erledigen.«

»Ach, Goldman, Sie sind wirklich nicht auszuhalten mit Ihrem Anstand und Ihren guten Vorsätzen! Einfach jeder lässt Bücher heute von anderen schreiben. Selbst *Soundso* lehnt meine Teams nie ab.«

»*Soundso* schreibt seine Bücher nicht selbst?«

Er hatte sein typisches dämliches Lachen ausgestoßen. »Natürlich nicht! Wie zum Teufel sollte er sonst diesen Rhythmus durchhalten? Die Leser wollen nicht wissen, wie *Soundso* seine Bücher schreibt oder wer sie schreibt. Alles, was sie wollen, ist jedes Jahr zum Sommeranfang ein neues Buch von *Soundso* für ihren Urlaub. Und das geben wir ihnen. Das nennt man geschäftstüchtig.«

»Das nennt man Täuschung der Öffentlichkeit«, hielt ich dagegen.

»Täuschung der Öffentlichkeit … Tsss, Goldman, Sie haben wirklich einen Hang zum Dramatisieren.«

Als ich ihm klargemacht hatte, dass es nicht infrage kam, dass jemand anderer als ich dieses Buch schrieb, war er ausfallend geworden. »Goldman, wenn ich mich recht erinnere, habe ich Ihnen für dieses verdammte Buch eine Million Dollar überwiesen, und deshalb erwarte ich, dass Sie sich ein wenig kooperativ zeigen. Wenn ich denke, dass Sie meine Autoren brauchen, dann werden wir sie auch einsetzen, verfluchte Scheiße!«

»Immer mit der Ruhe, Roy! Sie kriegen das Buch rechtzeitig, aber nur, wenn Sie aufhören, mich mit Ihren ständigen Anrufen von der Arbeit abzuhalten!«

Jetzt war Barnaski regelrecht ordinär geworden: »Herrgott noch mal, Goldman, hoffentlich ist Ihnen klar, dass ich für dieses Buch meinen Arsch riskiere! Jawohl, meinen Arsch! Ich habe eine Menge Kohle investiert und die Glaubwürdigkeit eines der größten Verlage dieses Landes aufs Spiel gesetzt. Wenn die Sache schiefläuft, wenn es wegen einer Ihrer Launen oder was für einer Scheiße auch immer kein Buch geben und ich untergehen sollte, dann nehme ich Sie mit, darauf können Sie sich verlassen! Und zwar nach ganz unten!«

»Schon gut, Roy. Ich schreibe es mir hinter die Ohren.«

Von seinen menschlichen Schwächen abgesehen, besaß Barnaski ein angeborenes Marketingtalent: Mein Buch war schon jetzt das Buch des Jahres, obwohl die Werbung mit großformatigen Plakaten auf den Fassaden von New York gerade erst begonnen hatte. Kurz nach dem Brand in Goose Cove hatte er eine aufsehenerregende Erklärung abgegeben. Er hatte gesagt: »Irgendwo in Amerika versteckt sich ein Schriftsteller, der die Wahrheit über die Geschehnisse von 1975 in Aurora ans Licht bringen will. Und weil die Wahrheit unbequem ist, gibt es da draußen jemanden, der ihn um jeden Preis zum Schweigen bringen will.« Am nächsten Tag hatte die *New York Times* einen Artikel *Wer will Marcus Goldman ans Leder?* betitelt.

Meine Mutter hatte das natürlich gelesen und mich sofort angerufen. »Wo um Himmels willen steckst du, Markie?«

»In Concord, im Regent's. Suite 208.«

»Sei bloß still!«, hatte sie geschrien. »Ich will es gar nicht wissen!«

»Aber, Mama, du hast mich doch gerade danach gefr–«

»Wenn du es mir sagst, verplappere ich mich bestimmt beim Metzger, und der sagt es dann seinem Gehilfen, und der erzählt es seiner Mutter, und die ist keine andere als die Cousine des Hausmeisters der Felton Highschool und bindet es ihm bestimmt auf die Nase, und der Halunke erzählt es dann brühwarm dem Schulleiter, und der redet im Lehrerzimmer darüber, und bald weiß ganz Montclair, dass mein Sohn in Concord im Regent's in der Suite

208 wohnt, und dann kommt dieser Kerl, der dir ans Leder will, und schneidet dir im Schlaf die Kehle durch … Warum eigentlich eine Suite? Hast du etwa eine Freundin? Wirst du heiraten?«

Sie hatte meinen Vater gerufen. Ich hatte sie schreien hören: »Nelson, komm ans Telefon, und hör dir das an! Markie wird heiraten!«

»Mama, ich werde nicht heiraten. Ich bin ganz allein in meiner Suite.«

Gahalowood, der bei mir im Zimmer war und sich gerade ein reichhaltiges Frühstück servieren ließ, hatte nichts Besseres zu tun, als laut zu rufen: »He! Ich bin schließlich hier!«

»Wer war das?«, fragte meine Mutter sofort.

»Niemand.«

»Von wegen niemand! Ich habe eine Männerstimme gehört. Marcus, ich werde dir jetzt eine äußerst wichtige medizinische Frage stellen, und du musst der Person, die dich neun Monate lang in ihrem Bauch ausgetragen hat, eine ehrliche Antwort geben: Hältst du in deinem Zimmer heimlich einen homosexuellen Mann versteckt?«

»Nein, Mama. Sergeant Gahalowood ist hier, er ist Polizist. Er ermittelt zusammen mit mir. Außerdem legt er es darauf an, meine Rechnung für den Zimmerservice in astronomische Höhen zu treiben.«

»Ist er nackt?«

»Was? Natürlich nicht! Er ist Polizist, Mama! Wir arbeiten zusammen.«

»So, so, ein Polizist … Weißt du, ich lebe nicht hinter dem Mond. Da gibt es doch diese Band, diese Kerle, die zusammen singen: ein Motorradfahrer ganz in Leder, ein Klempner, ein Indianer und ein Polizist …«

»Mama, das hier ist ein echter Polizeibeamter.«

»Markie, im Namen deiner Ahnen, die vor den Pogromen fliehen mussten: Wenn du deine Mama liebst, wirf diesen nackten Mann aus dem Zimmer.«

»Ich werde niemanden hinauswerfen, Mama.«

»Ach, Markie, warum rufst du mich an, wenn du mir nur Kummer machen willst?«

»*Du* hast *mich* angerufen, Mama.«

»Weil dein Vater und ich Angst vor diesem verrückten Verbrecher haben, der hinter dir her ist.«

»Niemand ist hinter mir her. Die Zeitungen übertreiben.«

»Ich schaue jeden Morgen und jeden Abend in den Briefkasten.«

»Warum?«

»*Warum*? Er fragt mich, warum? Na, wegen einer Bombe!«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand eine Bombe bei euch legt, Mama.«

»Eine Bombe wird uns töten! Und das, ohne die Freude erlebt zu haben, Großeltern zu sein! Na? Bist du jetzt zufrieden? Stell dir vor, neulich wurde dein Vater von einem großen schwarzen Wagen bis vors Haus verfolgt. Papa ist schnell hineingegangen, und der Wagen hat gleich nebenan auf der Straße geparkt.«

»Habt ihr die Polizei gerufen?«

»Selbstverständlich. Zwei Polizeiautos kamen mit heulenden Sirenen angerast.«

»Und?«

»Es waren die Nachbarn. Diese Halunken hatten sich ein neues Auto gekauft! Ohne uns was zu sagen! Ein neues Auto, tsss …! Da reden alle davon, dass wir auf eine gewaltige Wirtschaftskrise zusteuern, und die schaffen sich ein neues Auto an! Wenn das nicht verdächtig ist! Ich glaube, der Mann ist in Drogengeschäfte oder so was in der Art verwickelt.«

»Mama, was redest du für einen Schwachsinn?«

»Ich weiß, wovon ich rede! Und sprich nicht so mit deiner armen Mutter, die jeden Augenblick einem Bombenattentat zum Opfer fallen kann! Wie weit bist du eigentlich mit deinem Buch?«

»Ich komme sehr gut voran. In vier Wochen muss ich es fertig haben.«

»Und wie geht es aus? Vielleicht will dich der Kerl umbringen, der die Kleine getötet hat.«

»Das ist mein einziges Problem: Ich weiß immer noch nicht, wie das Buch endet.«

Am Montag, den 21. Juli, kreuzte Gahalowood nachmittags in meiner Suite auf, als ich gerade das Kapitel schrieb, in dem Nola und Harry beschließen, gemeinsam nach Kanada zu gehen. Er befand sich in einem Zustand gesteigerter Erregung und genehmigte sich erst einmal ein Bier aus der Minibar. »Ich war bei Elijah Stern«, verkündete er.

»Bei Stern? Ohne mich?«

»Ich möchte Sie daran erinnern, dass Stern Klage gegen Ihr Buch eingereicht hat. Kurzum, ich bin gekommen, um Ihnen zu erzählen …« Gahalowood berichtete, dass er unangemeldet bei Stern erschienen war, damit es nicht wie ein offizieller Besuch aussah, und dass ihm Sterns Anwalt Bo Sylford, ein Starverteidiger aus Boston, in Sportsachen verschwitzt die Tür geöffnet und gesagt hatte: »Geben Sie mir fünf Minuten, Sergeant. Ich gehe nur schnell duschen, dann bin ich für Sie da.«

»Duschen?«, fragte ich.

»Wenn ich es Ihnen doch sage, Schriftsteller! Dieser Sylford ist halb nackt in der Eingangshalle herumspaziert. Ich habe in einem kleinen Salon gewartet, und kurz darauf ist er zurückgekommen, diesmal im Anzug und in Begleitung von Stern, der zu mir gesagt hat: ›Nun, Sergeant, meinen Lebensgefährten haben Sie ja bereits kennengelernt.‹«

»Seinen Lebensgefährten?«, wiederholte ich. »Wollen Sie damit sagen, dass Stern …«

»… homosexuell ist, ja. Was bedeutet, dass er sich wahrscheinlich nie auch nur im Geringsten zu Nola Kellergan hingezogen gefühlt hat.«

»Und was heißt das jetzt?«, fragte ich.

»Diese Frage habe ich ihm auch gestellt. Es war ein ziemlich offenes Gespräch.«

Stern hatte ihm gesagt, dass er über mein Buch sehr verärgert sei. Er war der Ansicht, dass ich nicht wisse, wovon ich redete. Gahalowood hatte den Ball aufgenommen und ihm vorgeschlagen, doch ein wenig Licht in die Ermittlungen zu bringen.

»Mr Stern«, hatte er gesagt, »können Sie mir vor dem Hintergrund dessen, was ich soeben über Ihre sexuelle … Präferenz erfahren habe, beschreiben, was für eine Art Verhältnis zwischen Nola und Ihnen bestand?«

»Das habe ich Ihnen von Anfang an gesagt«, hatte Stern, ohne mit der Wimper zu zucken, geantwortet. »Es war ein Arbeitsverhältnis.«

»Ein Arbeitsverhältnis?«

»Das nennt man so, wenn jemand etwas für Sie macht und Sie ihn dafür bezahlen, Sergeant. Im fraglichen Fall posierte sie.«

»Nola Kellergan kam also wirklich hierher, um für Sie zu posieren?«

»Ja, aber nicht für mich.«

»Nicht für Sie? Für wen dann?«

»Für Luther Caleb.«

»Für Luther? Warum?«

»Damit er seinen Spaß hatte.«

Die Szene, die Stern anschließend schilderte, hatte sich an einem Abend im Juli 1975 abgespielt. An das genaue Datum konnte sich Stern nicht mehr erinnern, aber es war gegen Ende des Monats gewesen. Ein Abgleich mit meinen anderen Informationen ließ darauf schließen, dass es kurz vor der Abreise nach Martha's Vineyard gewesen sein musste.

Concord, Ende Juli 1975

Es war schon spät. Stern und Luther waren allein zu Hause und spielten auf der Terrasse Schach. Plötzlich klingelte es an der

Haustür, und sie fragten sich, wer das um diese Uhrzeit wohl sein konnte. Luther ging öffnen. Kurz darauf kehrte er in Begleitung eines bezaubernden blonden Mädchens mit rot geweinten Augen auf die Terrasse zurück. Nola.

»Guten Abend, Mr Stern«, sagte sie schüchtern. »Bitte verzeihen Sie, dass ich Sie so überfalle. Ich heiße Nola Kellergan und bin die Tochter des Pfarrers von Aurora.«

»Aurora? Du bist den weiten Weg von Aurora hierhergekommen?«, fragte er. »Wie hast du das gemacht?«

»Ich bin per Anhalter gefahren, Mr Stern. Ich muss Sie unbedingt sprechen.«

»Kennen wir uns?«

»Nein, Sir. Aber ich habe ein äußerst wichtiges Anliegen.«

Stern betrachtete die zierliche junge Frau mit den sprühenden, aber auch traurigen Augen, die zu so später Stunde wegen eines *äußerst wichtigen Anliegens* zu ihm kam. Er ließ sie in einem bequemen Sessel Platz nehmen, und Caleb brachte ihr ein Glas Limonade und ein paar Kekse.

»Ich höre«, sagte er fast ein wenig amüsiert, nachdem sie die Limonade in einem Zug ausgetrunken hatte. »Was möchtest du mich denn so Wichtiges fragen?«

»Ich bitte Sie nochmals um Entschuldigung, dass ich Sie um diese Uhrzeit störe, Mr Stern. Aber es geht um einen Fall von höherer Gewalt. Ich bin zu Ihnen gekommen, um Sie in aller Vertraulichkeit zu fragen … ob Sie mich einstellen können.«

»Dich einstellen? Als was denn?«

»Als was Sie wollen, Sir. Ich tue alles für Sie.«

»Dich einstellen?«, wiederholte Stern noch einmal. Er verstand nicht recht. »Aber warum? Brauchst du Geld, meine Kleine?«

»Als Gegenleistung sollen Sie Harry Quebert erlauben, in Goose Cove zu bleiben.«

»Harry Quebert will Goose Cove verlassen?«

»Er hat kein Geld mehr. Er hat schon Kontakt zu der Agentur aufgenommen, die das Haus vermietet, weil er die Miete für August nicht mehr bezahlen kann. Aber er muss bleiben! Er hat gerade angefangen, dieses Buch zu schreiben, und ich spüre, dass es ein wundervolles Buch wird! Wenn er weggeht, wird er es nie fertig kriegen! Das wäre das Ende seiner Karriere! Und das wäre jammerschade, Mr Stern! Und dann sind da noch wir! Ich liebe ihn, Mr Stern! Ich liebe ihn, wie ich in meinem Leben nie wieder jemanden lieben werde! Bestimmt kommt Ihnen das albern vor, und Sie sagen sich, dass ich doch erst fünfzehn bin und keine Ahnung vom Leben habe. Mag sein, dass ich vom Leben keine Ahnung habe, Mr Stern, aber ich kenne mein Herz! Ohne Harry bin ich nichts mehr.«

Sie legte die Hände aneinander, als wollte sie beten, und Stern fragte: »Was erwartest du von mir?«

»Ich habe kein Geld, sonst hätte ich Ihnen die Miete für das Haus bezahlt, damit Harry bleiben kann. Aber Sie könnten mich doch einstellen! Ich wäre Ihre Angestellte und würde so lange für Sie arbeiten, bis die Miete für ein paar weitere Monate abgeleistet ist.«

»Ich habe genügend Personal.«

»Ich kann alles tun, was Sie wollen. Alles! Oder Sie lassen mich die Miete nach und nach abzahlen. Hundertzwanzig Dollar habe ich schon!« Sie zog ein paar Geldscheine aus der Tasche. »Das sind meine ganzen Ersparnisse! Samstags arbeite ich immer im Clark's. Ich werde so lange arbeiten, bis ich Ihnen alles zurückgezahlt habe!«

»Wie viel verdienst du denn?«

Stolz antwortete sie: »Drei Dollar die Stunde! Plus Trinkgeld!«

Stern lächelte. Ihr Ansinnen rührte ihn. Er sah Nola liebevoll an. Im Grunde war er auf die Mieteinnahmen von Goose Cove nicht angewiesen, er konnte Quebert also ruhig noch ein paar Monate dort wohnen lassen. Doch da bat Luther darum, ihn unter vier Augen zu sprechen. Sie zogen sich ins Nebenzimmer zurück.

»Eli«, sagte Caleb, »ich würde fie gern malen. Bitte … Bitte!«

»Nein, Luther. Fang nicht schon wieder damit an …«

»Ich flehe dich an … Laff fie mich malen … Ef ift fo lange her …«

»Warum gerade sie?«

»Weil fie mich an Eleanore erinnert.«

»Schon wieder Eleanore? Jetzt reicht es! Hör auf damit!«

Stern weigerte sich zunächst, aber Caleb ließ nicht locker, und schließlich gab Stern nach. Er kehrte zu Nola zurück, die gerade an einem Keks knabberte.

»Nola, ich habe es mir überlegt«, verkündete er. »Ich bin bereit, Harry Quebert so lange in dem Haus wohnen zu lassen, wie er will.«

Sie fiel ihm um den Hals. »Oh, danke! Danke, Mr Stern!«

»Warte, es gibt eine Bedingung …«

»Natürlich! Alles, was Sie wollen! Sie sind so großzügig, Mr Stern.«

»Du wirst für ein Gemälde Modell stehen. Luther wird dich malen. Du musst dich nackt ausziehen, und er wird dich malen.«

Sie schluckte schwer. »Nackt ausziehen? Ganz nackt?«

»Ja. Aber nur, um zu posieren. Niemand wird dich anrühren.«

»Aber, Sir, ich schäme mich so, wenn ich mich ausziehen soll … Ich meine …« Sie fing an zu schluchzen. »Ich dachte, ich könnte zum Beispiel im Garten arbeiten oder die Bücher in Ihrer Bibliothek ordnen. Ich dachte nicht an … An so etwas habe ich nicht gedacht.«

Sie wischte ihre Wangen trocken. Stern betrachtete diese sanftmütige kleine Person, die er nötigte, als Aktmodell zu posieren. Am liebsten hätte er sie in den Arm genommen und getröstet, aber er durfte sich nicht von seinen Gefühlen überwältigen lassen.

»Das ist mein Preis«, sagte er knapp. »Du posierst nackt, und Quebert behält das Haus.«

Sie nickte. »Ich tue es, Mr Stern. Ich tue alles, was Sie wollen. Ab jetzt gehöre ich Ihnen.«

Dreiunddreißig Jahre nach dieser Szene hatte Stern, von Gewissensbissen geplagt und als wollte er Abbitte leisten,

Gahalowood auf die Terrasse seines Hauses geführt, an jenen Ort, an dem er von Nola verlangt hatte, sich auf Wunsch seines Fahrers nackt auszuziehen, wenn sie wollte, dass die Liebe ihres Lebens in der Stadt bleiben konnte.

»So ist Nola in mein Leben getreten«, hatte er gesagt. »Am Tag nach ihrem Besuch habe ich versucht, Kontakt zu Quebert aufzunehmen, um ihm zu sagen, dass er in Goose Cove bleiben kann, aber ich konnte ihn nicht erreichen. Eine Woche lang war er unauffindbar. Ich habe sogar Luther losgeschickt, und er hat sich vor seinem Haus die Beine in den Bauch gestanden. Schließlich konnte Luther Quebert gerade noch mit dem Wagen einholen, als er Aurora verlassen wollte.«

Dann hatte Gahalowood gefragt: »Kam Ihnen Nolas Ansinnen nicht befremdlich vor? Dieses fünfzehnjährige Mädchen, das eine Beziehung zu einem über dreißig Jahre alten Mann hatte, kam zu Ihnen, um Sie um einen Gefallen für ihn zu bitten?«

»Wissen Sie, Sergeant, sie hat so schön über die Liebe gesprochen … So schön, wie ich es selbst nie hätte sagen dürfen. Denn ich liebe ja Männer. Wissen Sie, was man damals von der Homosexualität hielt? Übrigens ist es noch heute so … Der Beweis: Ich verstecke mich immer noch. Das geht so weit, dass ich nicht wage, den Mund aufzumachen, wenn dieser Goldman mich als sadistischen alten Knacker hinstellt und andeutet, dass ich Nola missbraucht hätte. Ich schicke meine Anwälte an die Front, strenge einen Prozess an und versuche, das Buch verbieten zu lassen. Dabei würde es reichen zu erzählen, dass ich vom anderen Ufer bin. Aber unsere Mitbürger sind eben immer noch sehr prüde, und ich habe schließlich einen Ruf zu verlieren.«

Gahalowood hatte das Gespräch wieder zum ursprünglichen Thema zurückgeführt: »Ihr Arrangement mit Nola – wie sah das aus?«

»Luther hat es übernommen, sie in Aurora abzuholen. Ich hatte ihm gesagt, dass ich mit der Sache nichts zu tun haben wollte.

Außerdem habe ich verlangt, dass er dazu seinen eigenen Wagen benutzt, einen blauen Mustang, und nicht den Dienstwagen, also den schwarzen Lincoln. Kaum habe ich ihn nach Aurora fahren sehen, habe ich alle Angestellten aus dem Haus geschickt. Ich wollte niemanden hier haben, dafür schämte ich mich zu sehr. Und ich wollte auch nicht, dass das Ganze im Wintergarten stattfand, den Luther normalerweise als Atelier nutzte, weil ich zu große Angst hatte, dass jemand sie überraschen könnte. Also ging er mit Nola immer in einen kleinen Salon neben meinem Arbeitszimmer. Ich habe sie bei ihrer Ankunft begrüßt und sie verabschiedet, bevor sie ging. Das hatte ich Luther zur Bedingung gemacht: Ich wollte mich vergewissern, dass alles seine Ordnung hatte. Oder sagen wir: dass es nicht zu schlimm war. Ich erinnere mich noch, wie sie beim ersten Mal, nackt und nur mit einem weißen Laken bedeckt, auf einem Sofa lag. Sie zitterte, fühlte sich sichtlich unwohl und fürchtete sich. Ich habe ihre Hand gedrückt, sie war eiskalt. Ich bin nie im Zimmer geblieben, aber immer in der Nähe, um sicherzugehen, dass er ihr kein Leid zufügte. Später habe ich in dem Zimmer sogar eine Gegensprechanlage versteckt und sie eingeschaltet, um zu hören, was vor sich ging.«

»Und?«

»Nichts. Luther sagte kein Wort. Er war von Natur aus ein schweigsamer Mensch, allein schon wegen seiner zertrümmerten Kiefer. Er malte sie. Das ist alles.«

»Er hat sie also nicht angerührt?«

»Niemals! Das hätte ich nicht zugelassen, glauben Sie mir.«

»Wie oft ist Nola gekommen?«

»Ich weiß nicht … Etwa zehnmal vielleicht.«

»Und wie viele Bilder hat er gemalt?«

»Nur ein Einziges.«

»Das Bild, das wir beschlagnahmt haben?«

»Ja.«

Harry hatte also nur dank Nola in Aurora bleiben können. Aber warum hatte Luther Caleb den Wunsch verspürt, sie zu malen? Nur weil sie Eleanore ähnlich sah? Und warum hatte Stern, der nach seinem eigenen Bekunden bereit gewesen war, Harry das Haus ohne Gegenleistung zu überlassen, Calebs Drängen überhaupt nachgegeben und Nola gezwungen, nackt zu posieren? Auf diese Fragen hatte Gahalowood keine Antwort.

»Ich habe ihn das gefragt«, erklärte er mir. »Ich habe zu ihm gesagt: ›Mr Stern, etwas verstehe ich noch nicht ganz: Warum wollte Luther unbedingt Nola malen? Sie haben vorhin gesagt, dass es für ihn eine Möglichkeit war, Spaß zu haben … Wollen Sie damit sagen, dass es ihm sexuelles Vergnügen bereitet hat? Außerdem haben Sie eine gewisse Eleanore erwähnt: War das seine ehemalige Freundin?‹ Aber Stern hat mich abgewimmelt. Er hat gesagt, das sei eine komplizierte Geschichte, ich wüsste, was ich wissen müsse, und der Rest sei Vergangenheit. Damit war das Thema für ihn erledigt. Ich war nicht offiziell dort, deshalb konnte ich ihn nicht zwingen, mir zu antworten.«

»Jenny hat uns erzählt, dass Luther sie auch malen wollte«, erinnerte ich Gahalowood.

»Was war Luther?«, überlegte er laut. »So etwas wie ein Triebtäter mit dem Pinsel?«

»Keine Ahnung, Sergeant. Glauben Sie, Stern hat Calebs Drängen nachgegeben, weil er sich zu ihm hingezogen fühlte?«

»Der Gedanke ist mir auch durch den Kopf gegangen, und ich habe Stern darauf angesprochen. Ich habe ihn gefragt, ob zwischen ihm und Caleb etwas war. Er hat das seelenruhig verneint. ›Ich halte Mr Sylford seit Anfang der 1970er-Jahre die Treue‹, hat er gesagt. ›Für Luther Caleb habe ich nie etwas anderes empfunden als Mitleid. Das war auch der Grund, warum ich ihn eingestellt habe. Er war ein armer Vorstädter aus Portland, der schlimm entstellt und behindert war, weil man ihn brutal zusammengeschlagen hatte. Ein sinnlos zerstörtes Leben. Er verstand etwas von Autos, und ich brauchte

jemanden, der sich um meinen Fuhrpark kümmerte und als Fahrer für mich arbeitete. Zwischen uns entwickelte sich rasch ein freundschaftliches Verhältnis. Er war ein prima Kerl, ich darf sagen, dass wir Freunde waren.‹ Wissen Sie, Schriftsteller, gerade dieses ›freundschaftliche‹ Verhältnis zu Luther, wie er es genannt hat, gibt mir zu denken. Ich habe das Gefühl, dass mehr dahintersteckt. Hier geht es nicht um Sex. Ich bin mir sicher, Stern hat nicht gelogen, als er sagte, dass er sich von Caleb nicht angezogen fühlte. Nein, dieses Verhältnis hatte etwas … Ungesundes. Diesen Eindruck habe ich gewonnen, als Stern beschrieben hat, wie er auf Calebs Wunsch eingegangen ist und von Nola verlangt hat, nackt zu posieren. Er fühlte sich dabei hundeelend, und trotzdem hat er es getan, als hätte Caleb irgendeine Macht über ihn. Auch Sylford ist das übrigens nicht entgangen. Er hatte bis zu diesem Augenblick keinen Ton gesagt, sondern einfach nur zugehört, aber als Stern von dem verängstigten, splitternackten Mädchen erzählte, das er vor den Malsitzungen immer begrüßen ging, hat er gesagt: ›Aber Eli, wie konntest du nur? Was ist das für eine Geschichte? Warum hast du mir nie etwas davon erzählt?‹«

»Warum ist Luther damals eigentlich verschwunden?«, fragte ich.

»Immer mit der Ruhe, Schriftsteller. Das Beste habe ich mir für den Schluss aufgehoben. Sylford hat unwillkürlich Druck auf Stern ausgeübt. Er war vollkommen fassungslos und hat darüber alles Anwaltsgehabe vergessen. Er fing an zu plärren: ›Erklär mir das, Eli! Warum hast du nie was gesagt? Warum hast du all die Jahre geschwiegen?‹ Besagter Eli wurde ganz klein, wie Sie sich vorstellen können, und hat geantwortet: ›Ja, ich habe geschwiegen, aber ich habe es nicht vergessen! Ich habe dieses Bild dreiunddreißig Jahre lang aufbewahrt! Ich bin jeden Tag ins Atelier gegangen, habe mich auf einen Stuhl gesetzt und sie angesehen. Ich musste ihren Blick, ihre Gegenwart ertragen. Sie hat mich mit diesem Geisterblick angestarrt! Das war meine Strafe!‹«

Natürlich hatte Gahalowood Stern gefragt, was für eine Strafe er meinte.

»Meine Strafe dafür, dass ich ein wenig Schuld an ihrem Tod trage!«, hatte Stern hervorgestoßen. »Ich glaube, ich habe in Luther schreckliche Dämonen geweckt, als ich ihm erlaubt habe, sie nackt zu malen. Ich … Ich hatte der Kleinen gesagt, dass sie als Aktmodell für Luther posieren muss, und dadurch erst die Verbindung zwischen den beiden geschaffen. Ich glaube, dass ich vielleicht indirekt für den Tod dieses netten Mädchens verantwortlich bin!«

»Was genau ist passiert, Mr Stern?«

Zuerst hatte Stern geschwiegen. Er war im Kreis herumgelaufen, weil er sich offenbar nicht schlüssig war, ob er erzählen sollte, was er wusste. Doch am Ende hatte er sich zum Reden entschlossen. »Ich habe rasch bemerkt, dass Luther wahnsinnig in Nola verliebt war und herausfinden wollte, warum Nola ihrerseits wahnsinnig in Harry verliebt war. Das hat ihn krank gemacht. Er war von Quebert geradezu besessen, und das ging so weit, dass er anfing, sich in Goose Cove im Wald zu verstecken und ihn zu bespitzeln. Ich habe mitbekommen, dass er immer häufiger nach Aurora fuhr und manchmal den ganzen Tag dort blieb. Da ich das Gefühl hatte, dass die Sache außer Kontrolle geriet, bin ich ihm eines Tages hinterhergefahren. Er hatte sein Auto in der Nähe von Goose Cove im Wald abgestellt. Ich habe meines ein Stück weiter außer Sichtweite geparkt, mich im Wald umgesehen und ihn entdeckt. Er konnte mich aber nicht sehen. Ich habe mich nicht bemerkbar gemacht, aber ich wollte ihm einen Warnschuss verpassen. Also habe ich beschlossen, plötzlich in Goose Cove aufzutauchen, als würde ich Harry überraschend einen Besuch abstatten. Ich bin zurück zur Route 1 und die Auffahrt von Goose Cove entlanggegangen. Dort bin ich mit unschuldiger Miene ums Haus herum auf die Terrasse geschleudert und habe dabei ordentlich Lärm gemacht. Ich habe laut ›Guten Tag, Harry!‹ gerufen, um sicherzugehen, dass Luther mich hörte. Harry hat mich bestimmt für verrückt gehalten. Übrigens

erinnere ich mich noch, dass auch er wie der letzte Irre gebrüllt hat. Ich habe ihm erzählt, dass ich meinen Wagen in Aurora hätte stehen lassen, und ihm vorgeschlagen, zusammen mit mir in die Stadt zu fahren und mittagzuessen. Glücklicherweise ist er darauf eingegangen, und wir haben uns auf den Weg gemacht. Dadurch hatte Luther genug Zeit, sich zu verdrücken. Bestimmt hat er einen gehörigen Schrecken bekommen. Wir sind dann zum Essen ins Clark's gefahren. Dort hat Harry Quebert mir erzählt, dass Luther ihn zwei Tage zuvor in aller Herrgottsfrühe von Aurora nach Goose Cove gefahren hatte, weil Harry beim Joggen plötzlich einen schlimmen Krampf bekommen hatte. Harry hat mich gefragt, was Luther um diese Tageszeit in Aurora treibe. Ich habe das Thema gewechselt, aber ich war sehr besorgt. Das musste ein Ende haben. An dem Abend habe ich Luther befohlen, nicht mehr nach Aurora zu fahren, und ihm Ärger angedroht. Trotzdem hat er weitergemacht. Ein oder zwei Wochen später habe ich zu ihm gesagt, dass ich nicht mehr möchte, dass er Nola malt. Wir hatten einen fürchterlichen Streit. Das war am Freitag, den 29. August 1975. Er hat gesagt, dass er nicht länger für mich arbeiten könne, ist gegangen und hat die Tür hinter sich zugeknallt. Zuerst dachte ich, es wäre nur ein schlechte-Laune-Anfall, und er würde schon wiederkommen. Am nächsten Tag, dem berüchtigten 30. August 1975, bin ich sehr zeitig weggefahren, weil ich ein paar private Verabredungen hatte, aber als ich abends bei meiner Heimkehr feststellte, dass Luther immer noch nicht zurück war, beschlich mich ein ungutes Gefühl. Also habe ich mich auf die Suche nach ihm gemacht und bin nach Aurora gefahren. Es war mittlerweile etwa zwanzig Uhr. Unterwegs hat mich eine Polizeikolonne überholt. Als ich die Stadt erreichte, habe ich gesehen, dass dort schreckliche Aufregung herrschte. Alle redeten nur noch davon, dass Nola verschwunden war. Ich habe mir die Adresse der Kellergans geben lassen, dabei hätte ich bloß dem Strom aus Neugierigen und Einsatzfahrzeugen folgen müssen, die zu ihrem Haus unterwegs waren. Ich habe eine Weile inmitten der Gaffer dort

gestanden und ungläubig das Haus angesehen, in dem dieses nette Mädchen gewohnt hatte, dieses gemütliche weiße Holzhäuschen, in dessen Garten eine Schaukel an einem dicht belaubten Kirschbaum hing. Als es dunkel wurde, bin ich nach Concord zurückgefahren und in Luthers Zimmer gegangen, um nachzusehen, ob er da war, aber natürlich war es leer – bis auf Nolas Bild, das mich anstarrte. Es war fertig, das Bild war fertig gemalt. Ich habe es mitgenommen und im Atelier aufgehängt. Und dort ist es all die Jahre geblieben. Ich habe die ganze Nacht vergeblich auf Luther gewartet. Am nächsten Morgen hat mich sein Vater angerufen: Er suchte auch nach ihm. Ich habe ihm gesagt, dass sein Sohn zwei Tage zuvor weggefahren war, ohne zu sagen, wohin. Sonst habe ich niemandem davon erzählt, sondern geschwiegen. Wenn ich Luther der Entführung an Nola Kellergan beschuldigt hätte, wäre meine Mitschuld offiziell geworden. Drei Wochen habe ich auf Luther gewartet und Tag für Tag nach ihm gesucht – bis sein Vater mich benachrichtigt hat, dass er bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen ist.«

»Sie glauben also, dass Luther Caleb Nola getötet hat?«, hatte Gahalowood gefragt.

Stern hatte genickt. »Ja, Sergeant. Das glaube ich seit dreiunddreißig Jahren.«

Sterns Worte, die mir Gahalowood soeben wiedergegeben hatte, verschlugen mir zunächst die Sprache. Ich holte uns noch zwei Bier aus der Minibar und brachte mein Aufnahmegerät in Stellung. »Sie müssen mir das alles noch mal erzählen, Sergeant«, bat ich ihn. »Ich muss das für mein Buch aufnehmen.«

»Wenn Sie meinen, Schriftsteller«, erklärte er bereitwillig.

Ich schaltete das Gerät ein. In diesem Augenblick klingelte Gahalowoods Handy. Er nahm den Anruf an, und das Gerät zeichnete jedes seiner Worte auf: »Sind Sie sich sicher? Haben Sie das überprüft? Was? Großer Gott, das ist ja vollkommen verrückt!«

Er bat mich um Zettel und Stift, notierte etwas und legte auf. Dann sah er mich sonderbar an und sagte: »Das war ein Praktikant von der Kripo … Ich hatte ihn gebeten, den Bericht über Luther Calebs Unfall rauszusuchen.«

»Und?«

»Laut dem damaligen Bericht wurde Luther Caleb in einem schwarzen Chevrolet Monte Carlo aufgefunden, der auf Sterns Firma zugelassen war.«

Freitag, 26. September 1975

Es war ein nebliger Tag. Die Sonne war schon vor Stunden aufgegangen, aber es herrschte schlechte Sicht. Über dem Land hingen dichte Nebelschwaden wie so oft im feuchten Herbst Neuenglands. Es war acht Uhr morgens, als der Hummerfischer George Tent in Begleitung seines Sohns mit seinem Boot aus dem Hafen von Sagamore in Massachusetts auslief. Sein Fanggebiet erstreckte sich hauptsächlich entlang der Küste, aber er gehörte zu den wenigen seiner Zunft, die außerdem Fallen in einigen Meeresarmen ausbrachten. Die meisten Fischer ließen sie links liegen, weil sie als schwer zugänglich galten oder den Launen der Gezeiten zu stark ausgesetzt waren, um ertragreich zu sein. In genau solch einen Arm fuhr George Tent an diesem Tag mit seinem Boot, um zwei Fallen zu bergen. Während er im Sunset Cove, einem Meereseinschnitt zwischen steil abfallenden Felswänden, manövrierte, wurde sein Sohn plötzlich von einem Gleißen geblendet. Ein Sonnenstrahl war zwischen den Wolken durchgesickert und von etwas reflektiert worden. Der Lichtblitz hatte zwar nur den Bruchteil einer Sekunde gedauert, war aber so grell gewesen, dass der junge Mann neugierig zum Fernglas griff, um die Klippen abzusuchen.

»Was ist?«, fragte sein Vater.

»Da vorn am Rand ist etwas. Ich weiß nicht genau, was, aber ich habe einen Gegenstand hell funkeln sehen.«

Tent schätzte den Wasserstand an den Felsen ab und kam zu dem Schluss, dass das Meer tief genug war, um näher an die Klippen heranzufahren. Langsam tuckerte er an der Felswand entlang.

»Hast du eine Ahnung, was das gewesen sein könnte?«, fragte George Tent, der gleichfalls neugierig geworden war.

»Sicher nicht nur ein Lichtreflex. Aber er kam von einem ungewöhnlichen Gegenstand aus Metall oder Glas.«

Sie wagten sich noch näher heran, und als sie eine Felsnase umrundeten, entdeckten sie, was ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. »Heiliger Strohsack!«, fluchte Tent mit weit aufgerissenen Augen. Er stürzte zum Bordfunkgerät, um die Küstenwache zu informieren.

Um acht Uhr siebenundvierzig desselben Tages wurde der Polizei in Sagamore von der Küstenwache ein tödlicher Unfall gemeldet: Ein Auto war offenbar oberhalb der Klippen des Sunset Cove von der Straße abgekommen und am Fuß der Felsen zerschellt. Officer Darren Wanslow begab sich an den Unfallort. Er kannte die schmale Straße gut, die dicht an der schwindelerregend steilen Felswand entlang verlief und spektakuläre Ausblicke bot. Am höchsten Punkt hatte man sogar einen Parkplatz gebaut, damit Touristen das Panorama genießen konnten. Ein traumhaft schöner Ort, aber Officer Wanslow hatte ihn immer für gefährlich gehalten, weil es keine schützende Leitplanke gab. Er hatte bereits mehrere Anträge bei der Gemeinde eingereicht, allerdings ohne Erfolg, und das, obwohl die Straße im Sommer abends stark befahren war. Lediglich ein Warnschild war aufgestellt worden.

Als Wanslow den Parkplatz erreichte, sah er einen Pick-up der Ranger an der Stelle stehen, an der sich der Unfall ereignet haben musste. Er schaltete die Sirene aus und stellte den Wagen ab. Zwei Ranger beobachteten, was sich weiter unten abspielte: Ein

Schnellboot der Küstenwache, das sich dicht an den Felsen hielt, fuhr gerade einen Gelenkarm aus.

»Dort unten liegt angeblich ein Auto«, erklärte einer der Ranger Officer Wanslow. »Aber davon zu sehen ist nichts.«

Der Polizist trat an den Rand des Abgrunds: Die schrundige, von Brombeersträuchern und hohen Gräsern überwucherte Felswand fiel steil ab. Von hier aus war es in der Tat unmöglich, etwas zu erkennen.

»Das Auto liegt genau dort unten, sagen Sie?«, fragte er nach.

»So hieß es auf dem Notfunkkanal. Der Position des Bootes der Küstenwache nach gehe ich davon aus, dass der Wagen hier oben auf dem Parkplatz stand und aus welchem Grund auch immer den Abhang runtergerollt ist. Ich bete nur, dass es keine Teenager sind, die nachts zum Knutschen hergekommen sind und vergessen haben, die Handbremse anzuziehen.«

»Gott bewahre«, murmelte Wanslow, »es wäre schrecklich, wenn da unten Kinder liegen.«

Er inspizierte den Teil des Parkplatzes, der am nächsten am Abgrund lag. Zwischen dem Ende der asphaltierten Fläche und der Kante gab es einen breiten Grasstreifen. Wanslow suchte nach Hinweisen darauf, dass der Wagen darübergefahren war, wie etwa wilde Gräser oder Brombeersträucher, die er beim Hinunterstürzen abgerissen hatte.

»Was meinen Sie? Ist der Wagen dort runter?«, fragte er den Ranger.

»Bestimmt. Es wird schon so lange darüber geredet, dass hier eine Begrenzung aufgestellt werden muss. Das waren Jugendliche, sage ich Ihnen. Sie haben einen über den Durst getrunken und sind geradeaus runtergerollt, denn wenn man sich nicht gerade die Nase begossen hat, muss man einen verdammt guten Grund haben, hinter dem Parkplatz nicht anzuhalten.«

Das Schnellboot manövrierte und entfernte sich von der Klippe. Die drei Männer erkannten, dass am Ende des Gelenkarms ein Auto

schaukelte. Wanslow ging zurück zum Wagen und nahm per Funk Kontakt mit der Küstenwache auf. »Was ist es für ein Auto?«, fragte er.

»Ein schwarzer Chevrolet Monte Carlo«, lautete die Antwort.

»Ein schwarzer Monte Carlo? Bitte bestätigen Sie!«

»Positiv! Zugelassen in New Hampshire. Im Wageninnern befindet sich eine Leiche. Kein sehr schöner Anblick.«

Wir waren seit zwei Stunden mit Gahalowoods Dienstwagen, einem altersschwachen Chrysler, unterwegs. Es war Montag, der 21. Juli 2008.

»Soll ich mal fahren, Sergeant?«

»Bloß nicht!«

»Sie fahren zu langsam.«

»Ich fahre vorsichtig.«

»Das Auto ist eine Schrottmühle, Sergeant.«

»Es handelt sich um ein Fahrzeug der State Police. Ein wenig mehr Respekt, wenn ich bitten darf!«

»Dann ist es eben eine Schrottmühle im Staatsdienst. Wie wär's mit ein bisschen Musik?«

»Vergessen Sie's, Schriftsteller! Das hier ist ein Einsatz und keine Spazierfahrt unter Freundinnen.«

»Wissen Sie was? Ich werde in meinem Buch schreiben, dass Sie wie ein Opa fahren.«

»Machen Sie die Musik an, Schriftsteller, und zwar schön laut. Ich will von Ihnen nichts mehr hören, bis wir da sind.«

Ich grinste. »Na gut, dann helfen Sie mir auf die Sprünge: Wer ist noch mal dieser Typ, dieser Darren …?«

»Darren Wanslow. Er war damals Polizist in Sagamore. Er wurde angerufen, nachdem die Fischer das Wrack von Luthers Auto entdeckt hatten.«

»Einen schwarzen Chevrolet Monte Carlo.«

»Exakt.«

»Das ist doch absurd! Warum hat damals niemand einen Zusammenhang hergestellt?«

»Keine Ahnung, Schriftsteller. Genau das müssen wir herausfinden.«

»Was macht Wanslow jetzt?«

»Er ist seit ein paar Jahren in Rente und hat mit seinem Cousin eine Autowerkstatt. Nehmen Sie gerade auf?«

»Ja. Was hat Wanslow Ihnen gestern am Telefon erzählt?«

»Nicht viel. Er schien sich über meinen Anruf zu wundern und meinte, dass wir ihn tagsüber in seiner Werkstatt finden.«

»Und warum haben wir ihn nicht am Telefon befragt?«

»Weil nichts über ein gutes Gespräch von Mensch zu Mensch geht, Schriftsteller. Das Telefon ist viel zu unpersönlich. Das ist was für Weicheier wie Sie.«

Die Werkstatt lag gleich am Ortseingang von Sagamore. Wanslow steckte gerade kopfüber in einem alten Buick. Er führte uns in sein Büro, scheuchte seinen Cousin hinaus und räumte ein paar Buchhaltungsordner von den Stühlen, damit wir uns setzen konnten. Dann wusch er sich in einem kleinen Waschbecken gründlich die Hände und bot uns Kaffee an. »Nun?«, fragte er, während er die Tassen füllte. »Was ist passiert, dass mich die State Police aus New Hampshire hier besuchen kommt?«

»Wie ich Ihnen gestern schon gesagt habe, ermitteln wir im Mordfall Nola Kellergan«, erklärte Gahalowood. »Insbesondere im Zusammenhang mit einem Unfall, der sich am 26. September 1975 in Ihrem Bezirk ereignet hat.«

»Der schwarze Monte Carlo, oder?«

»Das ist richtig. Woher wissen Sie, dass wir uns dafür interessieren?«

»Sie ermitteln doch im Fall Nola Kellergan, und ich habe mir schon damals gesagt, dass es da einen Zusammenhang gibt.«

»Wirklich?«

»Ja. Deshalb erinnere ich mich überhaupt daran. Ich will damit sagen, dass es Einsätze gibt, die man mit der Zeit vergisst, und solche, die einem im Gedächtnis haften bleiben. Und dieser Unfall gehört zu denen, an die man sich erinnert.«

»Inwiefern?«

»Wissen Sie, wenn man Polizist in einer Kleinstadt wie dieser ist, zählen Verkehrsunfälle zu den größten Einsätzen, die man so hat. Damit will ich sagen, dass die einzigen Toten, die ich in meinem ganzen Berufsleben gesehen habe, Opfer von Verkehrsunfällen waren. Aber dieser Unfall war anders. In den Wochen davor waren wir alle von der Entführung in Kenntnis gesetzt worden, die sich in New Hampshire ereignet hatte. Es wurde nach einem schwarzen Chevrolet Monte Carlo gefahndet, und man hatte uns gebeten, die Augen offen zu halten. Ich erinnere mich noch, dass ich in jenen Wochen auf meinen Streifenfahrten nach ähnlichen Chevrolet-Modellen in allen möglichen Farben Ausschau gehalten und sie kontrolliert habe. Ich habe mir nämlich gesagt, dass sich ein schwarzes Auto leicht umlackieren lässt. Kurzum, ich habe mich in die Sache reingehängt wie alle anderen Polizisten hierzulande auch. Wir wollten die Kleine um jeden Preis finden. Und dann informiert mich die Küstenwache eines Morgens, als ich auf dem Revier bin, dass sie gerade dabei sind, am Fuß der Klippen bei Sunset Cove einen Wagen zu bergen. Dreimal dürfen Sie raten, welches Modell es war …«

»Ein schwarzer Monte Carlo.«

»Volltreffer! Zugelassen in New Hampshire. Und mit einer Leiche darin. Ich weiß noch, wie ich den Wagen untersucht habe. Er war durch den Sturz völlig demoliert, und vom Fahrer war nur noch Brei übrig. Wir haben seinen Ausweis bei ihm gefunden. Er hieß Luther Caleb, daran erinnere ich mich noch gut. Der Wagen war auf ein großes Unternehmen in Concord zugelassen: Stern Limited. Wir haben den Innenraum gründlich durchsucht, aber ohne großen Erfolg. Das Meerwasser hatte ziemliche Schäden angerichtet.

Immerhin haben wir reichlich Scherben von Alkoholflaschen gefunden. Im Kofferraum befand sich nur eine Tasche mit ein paar Kleidungsstücken.«

»Reisegepäck?«

»Ja, richtig. Sagen wir, leichtes Gepäck.«

»Und was haben Sie dann gemacht?«, fragte Gahalowood.

»Meinen Job. In den Stunden unmittelbar danach habe ich Ermittlungen angestellt, weil ich wissen wollte, wer dieser Bursche war, was er hier gemacht und wie lange er wohl schon dort unten gelegen hatte. Ich habe Erkundigungen über diesen Caleb eingezogen, und raten Sie mal, was ich herausgefunden habe!«

»Dass bei der Polizei von Aurora eine Anzeige wegen Belästigung gegen ihn vorlag«, trumpfte Gahalowood auf.

»Genau! Mann, woher wissen Sie das denn?«

»Ich weiß es eben.«

»Ab diesem Moment habe ich mir gesagt, dass das kein Zufall mehr sein kann. Zuerst habe ich überprüft, ob ihn jemand als vermisst gemeldet hatte. Aus meiner Erfahrung mit Verkehrsunfällen wusste ich nämlich, dass es immer Angehörige gibt, die sich Sorgen machen, und oft hilft uns das, die Toten zu identifizieren. Aber es gab keine Vermisstenanzeige. Seltsam, oder? Daraufhin habe ich sofort bei der Firma Stern Limited angerufen, um mehr in Erfahrung zu bringen. Ich habe gesagt, dass ich gerade eines ihrer Fahrzeuge gefunden hätte, und man hat mich gebeten, mich einen Augenblick zu gedulden. Kurze Wartemusik, und plötzlich hatte ich Elijah Stern an der Strippe. Den Erben der Familie Stern höchstpersönlich! Ich habe ihm die Situation geschildert und ihn gefragt, ob eines seiner Fahrzeuge verschwunden sei, was er verneint hat. Dann habe ich ihm von dem schwarzen Chevrolet erzählt, und da hat er mir erklärt, dass dies das Fahrzeug ist, das sein Fahrer normalerweise benutzt, wenn er nicht im Dienst ist. Dann habe ich ihn noch gefragt, wie lange er seinen Fahrer schon nicht mehr gesehen hat, und er hat gesagt, dass er in den Urlaub gefahren

ist. ›In den Urlaub? Wann genau?‹, habe ich ihn gefragt. Er hat geantwortet: ›Vor ein paar Wochen.‹ – ›Und wohin?‹ Er hätte keine Ahnung, hat er gesagt. Ich fand das alles höchst sonderbar.«

»Und was dann?«, fragte Gahalowood.

»Für mich stand fest, dass wir den Hauptverdächtigen im Entführungsfall der kleinen Kellergan gefunden hatten, und deshalb habe ich sofort den Polizeichef von Aurora angerufen.«

»Sie haben Chief Pratt angerufen?«

»Chief Pratt. Richtig, so hieß er. Ja, ich habe ihn über meine Entdeckung informiert. Schließlich leitete er die Ermittlungen in dem Entführungsfall.«

»Und?«

»Er ist noch am selben Tag zu mir gekommen. Er hat sich bei mir bedankt und sich die Akte aufmerksam durchgelesen. Ich fand ihn sehr sympathisch. Dann hat er sich das Auto angesehen und gesagt, dass es leider doch nicht das Modell ist, das er bei der Verfolgungsjagd gesehen hat, und dass er sich inzwischen gar nicht mehr sicher ist, ob er tatsächlich einen Chevrolet Monte Carlo gesehen hat oder eher einen Nova, also ein ganz ähnliches Modell, und dass er das mit dem Büro des Sheriffs abklären wird. Außerdem hat er noch gesagt, dass er sich bereits mit diesem Caleb befasst hatte, es aber genügend Entlastendes gegeben hatte, sodass er diese Fährte nicht weiter verfolgt hat. Er hat mich gebeten, ihm trotzdem meinen Bericht zu schicken, was ich getan habe.«

»Sie haben Chief Pratt also unterrichtet, und er hat die Spur nicht weiterverfolgt?«

»Richtig. Wie gesagt, er hat mir versichert, dass ich mich täusche. Er war davon überzeugt, und schließlich leitete er die Ermittlungen. Er wusste, was er tat. Er hielt es für einen ganz normalen Autounfall, und so habe ich es dann auch in meinen Bericht geschrieben.«

»Und das kam Ihnen nicht seltsam vor?«

»Damals nicht. Ich habe mir gesagt, dass ich mich wohl verrannt habe. Aber keine Sorge: Ich habe meinen Job trotzdem ordentlich

erledigt. Ich habe die Leiche in die Gerichtsmedizin geschickt, weil ich wissen wollte, was passiert war und ob der Unfall womöglich auf übermäßigen Alkoholkonsum zurückzuführen war. Wir hatten ja diese Flaschenscherben gefunden … Leider war von dem Mann durch den brutalen Sturz und die Auswirkungen des Meerwassers nicht viel übrig, sodass man keine eindeutigen Aussagen machen konnte. Ich sage Ihnen, der Typ war total zerquetscht. Der Gerichtsmediziner konnte mir lediglich sagen, dass die Leiche wahrscheinlich schon seit ein paar Wochen dort unten lag. Und Gott weiß, wie lange sie noch dort gelegen hätte, wenn dieser Fischer das Auto nicht entdeckt hätte. Der Leichnam wurde anschließend der Familie übergeben, und das war's dann. Glauben Sie mir, es deutete alles auf einen ganz normalen Verkehrsunfall hin. Heute, nach allem, was ich erfahren habe, vor allem über Pratt und dieses Mädchen, bin ich mir da natürlich überhaupt nicht mehr sicher.«

Darren Wanslows Ausführungen klangen in der Tat sehr schlüssig. Nach der Unterredung mit ihm fuhren Gahalowood und ich zum Jachthafen von Sagamore, um eine Kleinigkeit zu essen. Direkt am winzigen Hafenbecken gab es einen Gemischtwarenladen und eine Postkartenbude. Das Wetter war schön, die Farben waren kräftig, der Ozean schien unendlich. Ringsumher erblickten wir hübsche bunte, von gepflegten kleinen Gärten umrahmte Häuser, die zum Teil dicht am Wasser standen. Wir bestellten zum Mittagessen Steaks und Bier in einem kleinen Restaurant, dessen Terrasse auf Stelzen ins Meer hineingebaut war. Gahalowood kaute mit nachdenklicher Miene auf seinem Essen herum.

»Was geht Ihnen gerade durch den Kopf?«, fragte ich ihn.

»Dass alles auf Luther als Täter hinzuweisen scheint. Er hatte Gepäck dabei … Er hatte vor zu fliehen, und wollte Nola vielleicht mitnehmen. Aber seine Pläne wurden durchkreuzt. Nola ist ihm entwischt, er musste die alte Cooper töten und hat Nola anschließend ein paar Schläge zu viel verpasst.«

»Glauben Sie, er war es?«

»Ja, das glaube ich. Aber ein paar Ungereimtheiten gibt es noch. Zum Beispiel verstehe ich nicht, warum Stern uns nichts von dem schwarzen Chevrolet erzählt hat. Das ist doch ein wichtiges Detail. Luther verschwindet mit einem Fahrzeug, das auf seine Firma angemeldet ist, und er macht sich keine Gedanken? Und warum zur Hölle hat Pratt diese Fährte nicht weiterverfolgt?«

»Glauben Sie, Chief Pratt hat etwas mit Nolas Verschwinden zu tun?«

»Sagen wir, ich habe große Lust, ihn zu besuchen und ihn zu fragen, warum er sich trotz Wanslows Bericht nicht weiter mit Luther Caleb befasst hat. Ich meine, da präsentiert man ihm einen Tatverdächtigen auf dem Silbertablett, noch dazu in einem schwarzen Chevrolet Monte Carlo, und er beschließt, dass es da keinen Zusammenhang gibt. Sehr sonderbar, finden Sie nicht? Und wenn er tatsächlich Zweifel in Bezug auf das Automodell hatte und glaubte, dass es eher ein Nova als ein Monte Carlo war, dann hätte er das sagen müssen. Aber in seinem Bericht ist nur von einem Monte Carlo die Rede …«

Wir fuhren noch am selben Nachmittag nach Montburry zu dem kleinen Hotel, in dem Chief Pratt abgestiegen war. Es war ein eingeschossiger Bau mit knapp einem Dutzend nebeneinanderliegender Zimmer und einem Parkplatz vor jeder Tür. Alles wirkte wie ausgestorben. Es waren nur zwei Autos zu sehen, davon eines vor Pratts Zimmer, vermutlich seines. Gahalowood trommelte an die Tür. Keine Antwort. Er klopfte noch einmal. Vergeblich. Als ein Zimmermädchen vorbeikam, bat Gahalowood die Frau, die Tür mit ihrem Zweitschlüssel aufzuschließen.

»Das geht nicht«, entgegnete sie.

»Wieso nicht?«, fragte Gahalowood unwirsch und zeigte ihr seine Dienstmarke.

»Ich war heute schon ein paarmal hier, um das Zimmer zu machen«, erklärte sie. »Ich dachte, der Gast wäre vielleicht

weggegangen, ohne dass ich ihn gesehen habe, aber der Schlüssel steckt von innen. Deshalb kann man nicht aufschließen. Er ist also da. Es sei denn, er hat beim Weggehen den Schlüssel innen stecken lassen und die Tür hinter sich zugezogen. Das passiert den Gästen manchmal, wenn sie es eilig haben. Aber sein Wagen steht da.«

Die Sache gefiel Gahalowood nicht. Er donnerte noch lauter gegen die Tür und forderte Pratt auf zu öffnen. Dann versuchte er, einen Blick durchs Fenster zu werfen, aber der Vorhang war zugezogen, und er konnte nichts sehen. Also beschloss er, die Tür einzutreten. Beim dritten Fußtritt gab das Schloss nach.

Chief Pratt lag in einer Blutlache auf dem Teppichboden.

8.

Der anonyme Briefschreiber

»Wer wagt, gewinnt, Marcus. Denken Sie immer an diesen Spruch, wenn Sie vor einer schwierigen Entscheidung stehen: Wer wagt, gewinnt.«

Auszug aus: DER FALL HARRY QUEBERT

Am Montag, den 21. Juli 2008, erlebte die Kleinstadt Montburry eine ähnliche Aufregung, wie sie Aurora einige Wochen zuvor nach dem Fund von Nolas Leiche erfahren hatte. Aus der ganzen Gegend trafen Streifenwagen der Polizei ein und nahmen Kurs auf ein Motel unweit des Gewerbegebiets. Unter den Schaulustigen hieß es, ein Mann sei ermordet worden und es handele sich um den ehemaligen Polizeichef von Aurora.

Sergeant Gahalowood stand mit unbewegter Miene vor der Zimmertür. Mehrere Beamte der Spurensicherung waren am Tatort im Einsatz, und Gahalowood sah ihnen einfach nur zu. Ich fragte mich, was ihm wohl gerade durch den Kopf ging. Irgendwann drehte er sich um und bemerkte, dass ich ihn beobachtete. Ich saß auf der Motorhaube eines Polizeifahrzeugs.

Er bedachte mich mit einem tödlichen Bisonblick und kam auf mich zu. »Was treiben Sie da mit Ihrem Aufnahmegerät, Schriftsteller?«

»Ich diktiere die Szene für mein Buch.«

»Sie wissen, dass Sie auf der Motorhaube eines Einsatzwagens sitzen?«

»Was treiben Sie da mit Ihrem Aufnahmegerät, Schriftsteller?«

»Ich diktiere die Szene für mein Buch.«

»Sie wissen, dass Sie auf der Motorhaube eines Einsatzwagens sitzen?«

»Oh, Entschuldigung, Sergeant. Kann man schon was sagen?«

»Schalten Sie Ihr Gerät aus, hören Sie?«

Ich kam der Aufforderung nach.

»Ersten Erkenntnissen zufolge hat der Chief einen oder mehrere Schläge mit einem schweren Gegenstand auf den Hinterkopf erhalten«, berichtete Gahalowood.

»Wie Nola?«

»So ähnlich, ja. Der Zeitpunkt des Todes liegt länger als zwölf Stunden zurück. Also ist es heute Nacht passiert. Ich glaube, er kannte seinen Mörder. Er hat ihm die Tür geöffnet, vielleicht hatte er ihn erwartet. Die Schläge haben ihn am Hinterkopf getroffen, also hat er sich vermutlich umgedreht. Offenbar war er ahnungslos, und sein Besucher hat das ausgenutzt, um ihm den tödlichen Schlag zu verpassen. Wir haben das Tatwerkzeug nicht gefunden. Der Mörder hat es bestimmt wieder mitgenommen. Möglicherweise war es eine Eisenstange oder so etwas. Das würde bedeuten, dass hier kein Streit eskaliert ist, sondern dass die Tat geplant war. Jemand ist hierhergekommen, um Pratt umzubringen.«

»Zeugen?«

»Keine. Das Motel ist so gut wie leer. Keiner hat etwas gesehen oder gehört. Die Rezeption macht um neunzehn Uhr dicht. Von zweiundzwanzig Uhr bis sieben Uhr ist zwar ein Nachtwächter hier, aber der hat vor dem Fernseher gesessen und konnte uns nichts sagen. Und Kameras gibt es natürlich auch keine.«

»Wer könnte das Ihrer Meinung nach getan haben?«, fragte ich. »Derselbe, der das Feuer in Goose Cove gelegt hat?«

»Möglich. Wahrscheinlich jemand, den Pratt gedeckt hat und der Angst bekommen hat, dass Pratt reden könnte. Vielleicht wusste Pratt die ganze Zeit über, wer Nolas Mörder war. Und jetzt wurde er kaltgestellt, damit er für immer den Mund hält.«

»Sie haben längst einen Verdacht, nicht wahr, Sergeant?«

»Nun ja, wer ist das Bindeglied zwischen all diesen Personen, Goose Cove und dem schwarzen Chevrolet? Und ich meine jetzt nicht Harry Quebert …«

»Elijah Stern?«

»Elijah Stern. Darüber denke ich schon eine ganze Weile nach und erst recht, seit ich Pratts Leiche gesehen habe. Ich will damit nicht sagen, dass Elijah Stern Nola ermordet hat, aber ich frage mich, ob er Caleb womöglich seit dreißig Jahren deckt. Da wären dieser

mysteriöse Urlaub und das verschwundene Auto, von dem er niemandem etwas gesagt hat …«

»Was denken Sie, Sergeant?«

»Dass Caleb der Täter ist und Stern die Finger mit im Spiel hat. Ich glaube, Caleb ist, nachdem er in der Side Creek Lane im schwarzen Chevrolet gesichtet wurde und Pratt bei der Verfolgungsjagd abgehängt hat, nach Goose Cove geflüchtet. Die ganze Gegend ist abgeriegelt. Ihm ist klar, dass er nicht entkommen kann, aber er weiß auch, dass in Goose Cove niemand nach ihm suchen wird. Niemand außer … Stern. Wahrscheinlich hat Stern den 30. August 1975 tatsächlich mit privaten Verabredungen verbracht, wie er mir gegenüber behauptet hat. Aber als er dann abends nach Hause kommt und feststellt, dass Luther noch nicht zurück ist, ja schlimmer, dass er sich mit einem Dienstwagen davongemacht hat, weil der unauffälliger als sein blauer Mustang ist, hat er wohl kaum die Hände in den Schoß gelegt, oder? Logisch wäre gewesen, wenn er sich auf die Suche nach Luther gemacht hätte, um ihn vor einer Dummheit zu bewahren. Und ich glaube, genau das hat er getan. Aber als er in Aurora eintrifft, ist es schon zu spät. Die Polizei ist überall, die befürchtete Tragödie ist eingetreten. Er muss Caleb um jeden Preis finden, und wohin fährt er als Erstes, Schriftsteller?«

»Nach Goose Cove.«

»Richtig. Das Haus gehört ihm, und er weiß, dass Luther sich dort sicher fühlt. Vermutlich hat Luther sogar einen Zweitschlüssel. Kurzum, Stern fährt auf direktem Weg nach Goose Cove und trifft dort auf Luther.«

Der 30. August 1975 Gahalowoods These zufolge

Stern erblickte den Chevrolet vor der Garage. Luther beugte sich über den offenen Kofferraum.

»Luther!«, rief Stern und stieg aus dem Wagen. »Was hast du getan?«

Luther war vollkommen in Panik. »Wir … Wir haben unf geftritten … Ich wollte ihr nicht wehtun.«

Stern ging zum Wagen und sah Nola mit einer ledernen Schultertasche um den Hals im Kofferraum liegen. Ihr Körper war verrenkt, sie bewegte sich nicht.

»Du … du hast sie getötet …« Stern wurde schlecht.

»Fonft hätte fie die Polizei gerufen …«

»Luther! Was hast du getan? Was hast du nur getan?«

»Hilf mir! Ich flehe dich an, Eli! Hilf mir!«

»Du musst fliehen, Luther. Wenn dich die Polizei schnappt, landest du auf dem elektrischen Stuhl.«

»Nein! Erbarmen! Bitte nicht! Bitte nicht!«, rief Luther voller Entsetzen.

Da bemerkte Stern den Griff einer Waffe in Luthers Gürtel. »Luther! Was … Was ist das?«

»Die Alte … Fie hat allef gefehen.«

»Welche Alte?«

»Die in dem Hauf …«

»Um Gottes willen, dich hat jemand gesehen?«

»Eli, Nola und ich haben unf geftritten … Fie wollte mich nicht ranlaffen. Ich muffte ihr wehtun. Aber fie ift mir entkommen und in diefef Hauf gerannt … Ich bin ihr hinterher, ich dachte, daf Hauf wäre leer. Aber dann ftand da plötflich die Alte … Ich muffte fie töten …«

»Was? Was redest du da?«

»Eli, ich flehe dich an, hilf mir!«

Sie mussten die Leiche loswerden. Ohne eine Sekunde zu zögern, holte Stern eine Schaufel aus der Garage und machte sich daran, ein Loch zu graben. Er entschied sich für den Waldrand, wo die Erde locker war und niemand, vor allem nicht Quebert, bemerken würde, dass jemand sie umgegraben hatte. Rasch hob er eine flache Grube aus. Dann rief er nach Caleb, damit er ihm die Leiche brachte, aber

er konnte ihn nirgends sehen. Er ging zurück zum Wagen und sah ihn, über einen Stoß Papiere gebeugt, auf dem Boden knien.

»Luther? Was treibst du da, Herrgott noch mal?«

Luther weinte. »Daf ift Quebertf Buch … Nola hat mir davon erfählt. Er hat ein Buch für fie gefrieben … Ef ift fo fön.«

»Trag sie dahinten hin. Ich habe ein Loch gegraben.«

»Warte!«

»Warum?«

»Ich will ihr fagen, daff ich fie liebe.«

»*Was*?«

»Laff mich ein paar Worte an fie freiben. Nur ein paar Worte. Leih mir deinen Ftift. Danach begraben wir fie, und ich verfwinde für immer.«

Fluchend zog Stern einen Stift aus seiner Jackentasche und reichte ihn Caleb, der *Adieu, allerliebste Nola* auf das Deckblatt des Manuskripts schrieb. Dann verstaute er das Buch andächtig in der Tasche, die für immer an Nolas Hals hängen sollte, und trug sie zum Loch. Er legte sie hinein, und die beiden Männer schütteten es mit Erde wieder zu, wobei sie darauf achteten, auch einige Kiefernnadeln und Zweige sowie etwas Moos daraufzuwerfen, damit die Täuschung perfekt war.

»Und was dann?«, fragte ich.

»Dann«, sagte Gahalowood, »sucht Stern nach einer Möglichkeit, Luther zu schützen. Und diese Möglichkeit heißt Pratt.«

»Pratt?«

»Ja. Ich glaube, Stern wusste, was Pratt mit Nola gemacht hatte. Wie wir wissen, trieb sich Caleb in Goose Cove herum und spionierte Harry und Nola nach. Vielleicht hatte er gesehen, wie Pratt Nola am Straßenrand aufgesammelt und sie zum Oralsex gezwungen hat … Und er hat es Stern erzählt. An diesem Abend lässt Stern Luther in Goose Cove zurück und sucht Pratt auf dem Revier auf. Er wartet bis zum späten Abend, vielleicht sogar bis nach dreiundzwanzig Uhr, bis

die Suche abgebrochen wird. Er will mit Pratt unter vier Augen reden und erpresst ihn: Er verlangt von ihm, dass er Luther laufen lässt und ihm hilft, durch die Absperrungen zu kommen, und als Gegenleistung verspricht er ihm, niemandem etwas von Nola und ihm zu verraten. Pratt geht darauf ein. Wie hätte Caleb es sonst ungehindert bis nach Massachusetts schaffen können? Aber Caleb fühlt sich in die Enge getrieben. Er weiß nicht, wohin, er ist am Ende. Er kauft sich Alkohol und betrinkt sich. Er will Schluss machen und wagt den großen Sprung von den Klippen bei Sunset Cove. Ein paar Wochen später, als man seinen Wagen findet, kommt Pratt nach Sagamore, um alles zu vertuschen. Er dreht es so, dass der Verdacht nicht auf Caleb fällt.«

»Aber warum wollte er den Verdacht von Caleb abwenden, wenn er doch tot war?«

»Da war noch Stern. Und Stern wusste Bescheid. Indem Pratt Caleb entlastete, schützte er sich selbst.«

»Pratt und Stern kannten also von Anfang an die Wahrheit?«

»Ja. Sie haben diese Sache tief in ihrem Gedächtnis vergraben. Danach haben sie sich nie wiedergesehen. Stern hat sein Haus abgestoßen, indem er es Harry zu einem Schleuderpreis überlassen hat, und keinen Fuß mehr nach Aurora gesetzt. Gute dreißig Jahre lang haben alle geglaubt, dieser Fall würde nie aufgeklärt.«

»Bis Nolas Überreste gefunden wurden …«

»Und ein starrköpfiger Schriftsteller auch noch angefangen hat, hier herumzuschnüffeln. Ein Schriftsteller, den man mit allen Mitteln davon abhalten wollte, die Wahrheit ans Licht zu bringen.«

»Pratt und Stern wollten also alles vertuschen«, spann ich den Faden fort. »Aber wer hat Pratt umgebracht? Stern? Weil er gemerkt hat, dass Pratt kurz davor war, einzuknicken und auszupacken?«

»Das müssen wir noch rauskriegen. Aber kein Wort darüber, Schriftsteller«, befahl Gahalowood. »Schreiben Sie noch nichts darüber. Ich will nicht, dass wieder etwas an die Presse durchsickert. Ich werde ein bisschen in Sterns Leben herumstöbern. Diese

Hypothese wird schwer zu stützen sein. Auf jeden Fall gibt es für alles einen gemeinsamen Nenner: Luther Caleb. Und sollte er Nola Kellergan tatsächlich ermordet haben, kriegen wir die Bestätigung …«

»… durch die Analyse seiner Handschrift«, kombinierte ich.

»Richtig.«

»Eine letzte Frage, Sergeant: Warum wollte Stern Caleb um jeden Preis schützen?«

»Das wüsste ich auch gern, Schriftsteller.«

Die Ermittlungen im Mordfall Pratt gestalteten sich schwierig: Die Polizei hatte nicht ein verlässliches Indiz und nicht die geringste Spur. Eine Woche nach seiner Ermordung fand die Beisetzung von Nolas sterblichen Überresten statt, die man ihrem Vater schließlich übergeben hatte. Das war am Mittwoch, den 30. Juli 2008. Die Feierlichkeiten, denen ich nicht beiwohnte, wurden am frühen Nachmittag auf dem Friedhof von Aurora abgehalten, in einem unerwarteten Regenschauer und vor einer spärlichen Trauerschar. David Kellergan fuhr mit seinem Motorrad bis ans Grab, und keiner der Anwesenden wagte es, dagegen zu protestieren. Er hatte die Kopfhörer im Ohr und hörte Musik, und seine einzigen – überlieferten – Worte waren: »Warum hat man sie aus der Erde rausgeholt, wenn man sie jetzt wieder reinlegt?« Er vergoss keine Träne.

Ich nahm nicht an der Beerdigung teil, weil ich zum Zeitpunkt etwas tat, was ich für wichtig hielt: Ich besuchte Harry und leistete ihm Gesellschaft. Er saß im lauwarmen Regen mit bloßem Oberkörper auf dem Parkplatz.

»Stellen Sie sich unter, Harry«, sagte ich zu ihm.

»Sie wird gerade beerdigt, nicht wahr?«

»Ja.«

»Sie wird beerdigt, und ich bin nicht dabei.«

»Es ist besser so. Nach allem, was passiert ist …«

»Zum Teufel mit dem Gerede der Leute! Nola wird beerdigt, und ich bin nicht da, um mich von ihr zu verabschieden, um sie ein letztes Mal zu sehen und bei ihr zu sein. Seit dreiunddreißig Jahren warte ich darauf, sie wiederzusehen, und sei es zum letzten Mal. Wissen Sie, wo ich jetzt gerne wäre?«

»Auf der Beerdigung?«

»Nein. Im Paradies der Schriftsteller.« Er streckte sich auf dem Betonboden aus und verharrte regungslos. Ich legte mich neben ihn. Der Regen ging auf uns nieder. »Marcus, ich möchte tot sein.«

»Ich weiß.«

»Woher wissen Sie das?«

»Freunde spüren so etwas.« Wir schwiegen einen Moment. Dann sagte ich: »Sie haben neulich gesagt, dass wir keine Freunde mehr sein können.«

»Stimmt. Wir nehmen langsam Abschied, Marcus. Es ist so, als wüssten Sie, dass ich bald sterben muss, und als blieben Ihnen noch ein paar Wochen, um sich darauf einzustellen. Das ist der Krebs der Freundschaft.« Er schloss die Augen und breitete die Arme aus wie ein Gekreuzigter. Ich tat es ihm gleich. So blieben wir lange auf dem Betonboden liegen.

Als ich das Motel später an diesem Tag verließ, fuhr ich zum Clark's, um mit jemandem zu sprechen, der auf Nolas Beerdigung gewesen war. Das Lokal war wie ausgestorben. Es war nur ein Kellner da, der lustlos über den Tresen wischte und mit Mühe und Not die Kraft aufbrachte, den Zapfhahn zu betätigen und mir ein Bier zu machen. Erst da bemerkte ich Robert Quinn, der sich in den hinteren Bereich des Raums verzogen hatte und erdnussknabbernd die Kreuzworträtsel in alten, auf den Tischen liegen gebliebenen Zeitungen löste. Anscheinend versteckte er sich vor seiner Frau. Ich ging zu ihm und gab ihm ein Bier aus. Er nahm die Einladung an und rückte auf seiner Bank ein Stück, um mir Platz zu machen. Eine rührende Geste: Genauso gut hätte ich mich ihm gegenüber auf

einen der fünfzig leeren Stühle des Lokals setzen können, aber er rutschte zur Seite, damit ich mich neben ihn auf die Bank setzte.

»Waren Sie auf Nolas Beerdigung?«, fragte ich ihn.

»Ja.«

»Wie war sie?«

»Schlimm, wie die ganze Geschichte. Es waren mehr Journalisten als Angehörige da.«

Wir schwiegen eine Weile, dann fragte er, um das Gespräch wieder in Gang zu bringen: »Wie läuft's mit Ihrem Buch?«

»Es geht voran. Aber ich habe gestern noch mal darin gelesen und festgestellt, dass es noch ein paar ungeklärte Fragen gibt, vor allem mit Blick auf Ihre Frau. Sie hat mir gegenüber beteuert, sie habe ein kompromittierendes, von Harry Quebert per Hand geschriebenes Blatt Papier besessen, das auf rätselhafte Weise verschwunden sei. Sie wissen nicht zufällig, was aus diesem Papier geworden ist?«

Er trank einen großen Schluck Bier und verdrückte in aller Ruhe ein paar Erdnüsse, bevor er antwortete. »Verbrannt«, sagte er. »Dieses Unglückspapier ist verbrannt.«

»Was? Woher wissen Sie das?«, fragte ich verblüfft.

»Weil ich es selbst verbrannt habe.«

»Wie bitte? Weshalb? Und vor allem: Warum haben Sie nie etwas gesagt?«

Er zuckte mit den Schultern und erwiderte ganz pragmatisch: »Weil mich nie jemand danach gefragt hat. Seit dreiunddreißig Jahren redet meine Frau von diesem Blatt Papier. Sie zetert und kreischt und schreit, bis sie heiser ist: ›Aber es war da! Im Safe! Dort! Dort!‹ Sie hat nie gesagt: ›Robert, mein Schatz, hast du dieses Papier zufällig gesehen?‹ Sie hat nie danach gefragt, also habe ich nie darüber gesprochen.«

Ich versuchte, meine Verwunderung zu verbergen, damit er weiterredete. »Und was ist passiert?«

»Alles hat an einem Sonntagnachmittag begonnen. Meine Frau hat eine alberne Gartenparty zu Queberts Ehren organisiert, aber

Quebert ist nicht gekommen. Danach ist sie stinkwütend zu ihm gefahren. Ich erinnere mich noch gut an den Tag: Es war Sonntag, der 13. Juli 1975, der Tag, an dem die kleine Nola versucht hatte, sich das Leben zu nehmen.«

Sonntag, 13. Juli 1975

»Robert! Rooooobert!« Tamara stürmte wie eine Furie ins Haus und wedelte mit einem Papier in der Luft herum. Sie lief im Erdgeschoss herum, bis sie ihren Mann gefunden hatte. Er saß im Wohnzimmer und las Zeitung.

»Robert, verflixt noch mal! Warum antwortest du nicht, wenn ich nach dir rufe? Bist du taub? Sieh mal! Sieh dir an, was ich Schreckliches habe! Lies mal, wie widerlich das ist!«

Sie reichte ihm das Blatt Papier, das sie soeben bei Harry entwendet hatte, und er las:

> *Meine Nola, allerliebste Nola, Nola, meine Liebe! Was hast Du getan? Warum wolltest Du sterben? Etwa meinetwegen? Ich liebe Dich, ich liebe Dich über alles. Verlass mich nicht. Wenn Du stirbst, sterbe ich auch. Du bist das Einzige in meinem Leben, Nola, was zählt. Vier Buchstaben:* N-O-L-A.

»Woher hast du das?«, wollte Robert wissen.

»Von Harry Quebert, diesem Schweinehund! Ha!«

»Du hast es ihm gestohlen?«

»Ich habe nichts gestohlen: Ich habe es mir genommen! Ich wusste es! Er ist ein widerlicher Perversling, der über eine Fünfzehnjährige phantasiert. Mir wird übel, wenn ich nur daran denke! Ich könnte kotzen! Hörst du, Bobbo? Kotzen könnte ich! Harry Quebert ist in ein kleines Mädchen verliebt! Das ist illegal! Er ist ein Schwein! Ja, ein Schwein! Jetzt weiß ich auch, warum er ständig im Clark's herumhockt! Um sie anzugaffen! Er kommt in

mein Restaurant, um einer kleinen Göre auf den Hintern zu schielen!«

Robert las den Text mehrmals. Kein Zweifel: Was Harry da geschrieben hatte, war eine Liebeserklärung. Eine Liebeserklärung an eine Fünfzehnjährige. »Was hast du damit vor?«, fragte er seine Frau.

»Keine Ahnung.«

»Wirst du die Polizei verständigen?«

»Die Polizei? Nein, Bobbo. Noch nicht. Es soll sich nicht herumsprechen, dass der Verbrecher dieses junge Ding unserer wunderbaren Jenny vorzieht. Wo steckt sie eigentlich? In ihrem Zimmer?«

»Stell dir vor, kaum warst du weg, ist dieser junge Polizist, dieser Travis Dawn, gekommen und hat sie gefragt, ob sie mit ihm auf den Sommerball gehen will. Sie sind zum Abendessen nach Montburry gefahren. Jenny hat also schon einen anderen Tanzpartner für den Ball gefunden! Ist das nicht schön?«

»*Nicht schön, nicht schön*! Wer nicht schön ist, bist du, mein armer Bobbo! Und jetzt verschwinde! Ich muss dieses Papier irgendwo verstecken, und niemand darf mitkriegen, wo …«

Folgsam trollte Bobbo sich auf die Veranda, um die Zeitung zu Ende zu lesen. Aber er konnte sich nicht richtig konzentrieren, weil ihm nicht aus dem Kopf ging, was seine Frau gerade herausgefunden hatte. Harry, der große Schriftsteller, schrieb also Liebesbotschaften an ein Mädchen, das halb so alt war wie er selbst. Die nette kleine Nola. Das war sehr verstörend. Sollte er Nola warnen? Sollte er ihr sagen, dass Harry voll dunkler Triebe steckte und ihr womöglich sogar gefährlich werden konnte? Musste er nicht die Polizei benachrichtigen, damit Harry von einem Arzt untersucht und behandelt wurde?

Eine Woche später fand der Sommerball statt. Robert und Tamara Quinn standen gerade in einer Ecke des Saals und nippten an einem

alkoholfreien Cocktail, als sie Harry Quebert unter den Gästen erblickten. »Sieh mal, Bobbo!«, zischte Tamara. »Da ist dieser Perverse!« Sie ließen ihn nicht aus den Augen, während Tamara ihre Fluchtirade fortsetzte, die allerdings nur Robert hören konnte.

»Was wirst du mit diesem Blatt Papier tun?«, fragte Robert schließlich.

»Ich weiß nicht. Aber eines steht fest: Erst mal werde ich dafür sorgen, dass er seine Schulden bei uns bezahlt. Er steht im Restaurant mit fünfhundert Dollar in der Kreide!«

Harry fühlte sich sichtlich unwohl in seiner Haut. Nachdem er an der Bar ein paar Drinks gekippt hatte, suchte er die Toiletten auf.

»Jetzt geht er aufs Klo«, sagte Tamara. »Sieh nur, Bobbo! Und weißt du, was er dort macht?«

»Ein großes Geschäft?«

»Ach was, er poliert sich die Stange und denkt dabei an dieses Mädchen!«

»Was?«

»Sei still, Bobbo! Du plapperst zu viel, ich will kein Wort mehr von dir hören. Und bleib hier, hörst du?«

»Wohin gehst du?«

»Rühr dich nicht vom Fleck. Gleich wirst du staunen!« Tamara stellte ihr Glas auf einem Stehtisch ab und schlenderte unauffällig zu den Toiletten, in denen Harry Quebert gerade verschwunden war. Rasch schlüpfte sie durch die Tür. Kurz darauf kam sie wieder heraus und eilte zu ihrem Mann.

»Was hast du gemacht?«, wollte Robert wissen.

»Sei still, sage ich!«, fuhr ihn seine Frau an und griff nach ihrem Glas. »Sei still, sonst fliegen wir auf!«

Amy Pratt teilte den Gästen mit, dass sie sich nun zu Tisch begeben konnten, und die Menge strebte langsam zu den Plätzen. Kurz darauf kam Harry aus der Toilette. Schweißgebadet und sichtlich verstört, mischte er sich unter die Gäste.

»Schau, wie er den Schwanz einzieht!«, tuschelte Tamara. »Er hat Panik bekommen.«

»Was hast du gemacht?«, fragte Robert noch einmal.

Tamara lächelte nur. Unauffällig spielte sie mit dem roten Lippenstift, den sie gerade auf dem Toilettenspiegel benutzt hatte, und erwiderte knapp: »Sagen wir, ich habe ihm eine kleine Nachricht hinterlassen, die er nie vergessen wird.«

Ich saß im hinteren Teil des Clark's und lauschte fassungslos Robert Quinns Bericht.

»Die Nachricht auf dem Spiegel stammte also von Ihrer Frau?«, fragte ich.

»Ja, Harry Quebert war zu ihrer Obsession geworden. Sie redete nur noch von diesem Fetzen Papier und davon, dass sie Harry fertigmachen wollte. Sie sagte, bald würde in allen Zeitungen die Schlagzeile prangen: *Der große Schriftsteller ist ein großer Perverser*. Irgendwann hat sie auch mit Chief Pratt darüber gesprochen, und zwar ungefähr zwei Wochen nach dem Ball. Sie hat ihm alles erzählt.«

»Woher wissen Sie das?«, fragte ich.

Er zögerte kurz, dann antwortete er: »Weil … Weil Nola es mir erzählt hat.«

Dienstag, 5. August 1975

Es war achtzehn Uhr, als Robert aus der Handschuhfabrik nach Hause kam. Wie immer parkte er seinen alten Chrysler auf der Straße, und nachdem er den Motor abgestellt hatte, schaute er in den Rückspiegel, schob seinen Hut zurecht und übte den Blick, den der Schauspieler Robert Stack im Fernsehen immer aufsetzte, bevor er als Eliot Ness ein paar zwielichtigen Gestalten eine gewaltige Tracht Prügel verpasste. Robert trödelte oft in seinem Auto herum. Seit Langem schon zog es ihn nicht mehr recht nach Hause. Manchmal

fuhr er sogar einen Umweg oder legte einen Stopp beim Eisverkäufer ein, um die Heimkehr hinauszuzögern. Als er sich schließlich aus dem Wagen hievte, war ihm, als würde aus dem Gebüsch eine Stimme nach ihm rufen. Er sah sich suchend um, und da entdeckte er Nola, die sich zwischen den Rhododendronsträuchern versteckt hatte.

»Nola?«, rief Robert verwundert. »Guten Tag, meine Kleine. Wie geht es dir?«

Sie flüsterte: »Ich muss mit Ihnen reden, Mr Quinn. Es ist sehr wichtig.«

Er sprach weiter laut und deutlich: »Dann komm doch ins Haus. Ich mache dir auch eine kalte Limonade.«

Sie legte einen Finger auf die Lippen. »Nein«, wisperte sie, »wir brauchen einen Ort, an dem wir Ruhe haben. Können wir uns nicht in Ihr Auto setzen und ein bisschen herumfahren? Auf der Straße nach Montburry gibt es diesen Hotdogladen, da sind wir ungestört.«

Obwohl Robert sehr überrascht war, sagte er nicht Nein. Er ließ Nola einsteigen, und sie fuhren los. Nach ein paar Meilen hielten sie an der Bretterbude, an der Snacks zum Mitnehmen verkauft wurden. Robert holte für Nola Pommes Frites und eine Cola und für sich selbst ein Hotdog und ein alkoholfreies Bier. Sie setzten sich an einen der Tische vor dem Stand auf dem Rasen.

»Nun, meine Kleine?«, fragte Robert und verdrückte sein Hotdog. »Was ist so Schlimmes passiert, dass du bei uns im Haus nicht mal eine schöne selbst gemachte Limonade trinken kannst?«

»Ich brauche Ihre Hilfe, Mr Quinn. Ich weiß, Sie finden das bestimmt seltsam, aber … Heute ist im Clark's etwas vorgefallen, und Sie sind der Einzige, der mir helfen kann.«

Nola schilderte die Szene, die sie etwa zwei Stunden zuvor zufällig miterlebt hatte. Sie hatte Mrs Quinn im Clark's aufgesucht, um sich den Lohn für die Samstage auszahlen zu lassen, an denen sie vor ihrem Selbstmordversuch gearbeitet hatte. Mrs Quinn hatte selbst gesagt, sie solle vorbeikommen, wann immer es ihr passe. Um Punkt

sechzehn Uhr hatte sie das Clark's betreten, doch sie hatte nur ein paar schweigende Kunden und Jenny angetroffen, die gerade Geschirr wegräumte und ihr mitteilte, dass sich ihre Mutter in ihrem Büro befand, es jedoch nicht für nötig hielt, ihr zu sagen, dass sie nicht allein war. Das »Büro« war der Ort, an dem Tamara Quinn die Buchhaltung machte, die Kassenbons des Tages im Safe verwahrte, sich am Telefon mit säumigen Lieferanten zankte oder ganz einfach nur unter einem fadenscheinigen Vorwand verkroch, wenn sie ihre Ruhe haben wollte. Es war ein enger Raum, an dessen stets geschlossener Tür ein Schild mit der Aufschrift *PRIVAT* angebracht war. Man erreichte es über den hinter dem Nebenraum verlaufenden Serviceflur, der außerdem zur Personaltoilette führte.

Als Nola vor der Tür stand und gerade anklopfen wollte, hörte sie Stimmen. Dort war jemand bei Tamara. Der Tonlage nach ein Mann. Nola spitzte die Ohren und bekam einen Teil des Gesprächs mit.

»Er ist ein Verbrecher, verstehen Sie?«, sagte Tamara. »Vielleicht sogar ein Triebtäter! Sie müssen etwas unternehmen.«

»Und Sie sind sich sicher, dass Harry Quebert diese Zeilen geschrieben hat?«

Nola erkannte Chief Pratts Stimme.

»Sicherer geht's nicht«, erwiderte Tamara. »Er hat sie eigenhändig geschrieben. Harry Quebert hat ein Auge auf die kleine Kellergan geworfen und schreibt pornografischen Schund über sie. Sie müssen etwas unternehmen.«

»Gut. Es war richtig, dass Sie mit mir darüber gesprochen haben. Aber Sie sind unerlaubt bei ihm eingedrungen und haben dieses Blatt Papier gestohlen. Im Augenblick kann ich nichts machen.«

»Nichts machen? Und was jetzt? Sollen wir etwa warten, bis dieser Irre der Kleinen etwas antut, damit Sie endlich aktiv werden?«

»Das habe ich nicht gesagt«, stellte der Chief klar. »Ich behalte Quebert im Auge. Und Sie passen in der Zwischenzeit gut auf diesen Zettel auf. Ich kann ihn nicht aufbewahren, ich könnte Ärger bekommen.«

»Ich lege ihn in den Safe«, sagte Tamara. »Da ist er sicher. Niemand hat Zugang dazu. Ich bitte Sie, Chief Pratt, tun Sie etwas. Dieser Quebert ist krimineller Abschaum! Ja, krimineller Abschaum!«

»Regen Sie sich nicht auf, Mrs Quinn. Sie werden schon sehen, was wir hier mit solchen Typen machen.«

Nola hatte Schritte auf die Tür zukommen hören und war, so schnell es ging, aus dem Restaurant verschwunden.

Robert war fassungslos. Er dachte: Die arme Kleine hat mit angehört, dass Harry irgendwelchen Schweinkram über sie schreibt, das war bestimmt ein Schock für sie. Sie brauchte jemanden, dem sie sich anvertrauen konnte, und sie war zu ihm gekommen. Er musste jetzt zeigen, dass er der Situation gewachsen war. Er musste ihr sagen, dass Männer seltsame Vögel waren und ganz besonders Harry Quebert. Er musste ihr erklären, dass sie sich von dem Mann fernhalten und die Polizei einschalten sollte, falls sie Angst bekam, dass er ihr etwas antat.

Hatte er das vielleicht schon getan? Wollte sie ihm vielleicht anvertrauen, dass sie missbraucht worden war? Würde er mit solchen Enthüllungen umgehen können, er, der seiner Frau zufolge nicht einmal den Abendbrottisch richtig decken konnte? Während er ein Stück von seinem Hotdog abbiss, legte er sich ein paar tröstende Worte zurecht, aber er kam nicht dazu, sie ihr zu sagen, denn als er den Mund aufmachte, verkündete sie: »Mr Quinn, Sie müssen mir helfen, an dieses Papier heranzukommen.«

Beinahe hätte er sich an seiner Wurst verschluckt.

»Sie können sich denken, Mr Goldman«, sagte Robert Quinn im Clark's zu mir, »dass ich mit allem gerechnet hatte, nur nicht damit: Sie wollte, dass ich diesen verfluchten Zettel an mich brachte. Trinken Sie noch was?«

»Gern. Noch mal dasselbe. Sagen Sie, Mr Quinn, macht es Ihnen etwas aus, wenn ich Sie aufnehme?«

»Ob es mir etwas ausmacht? Ich bitte Sie! Endlich einmal interessiert sich jemand ein kleines bisschen für das, was ich zu erzählen habe.« Er rief den Kellner und bestellte noch zwei Bier vom Fass.

Ich zog mein Aufnahmegerät heraus und schaltete es ein. »Nola bittet Sie also vor dieser Hotdogbude um Hilfe«, sagte ich, um das Gespräch wieder in Schwung zu bringen.

»Ja. Meine Frau war anscheinend zu allem bereit, um Harry Quebert zu vernichten. Und Nola war zu allem bereit, um ihn vor ihr zu schützen. Ich konnte es nicht fassen, was ich nun zu hören bekam. Ich erfuhr nämlich, dass zwischen Nola und Harry tatsächlich etwas lief. Ich weiß noch genau, wie sie mich mit ihren funkelnden Augen selbstbewusst angesehen hat, als ich zu ihr gesagt habe: ›Was? Ich soll dieses Papier *zurückholen*?‹ Sie hat geantwortet: ›Ich liebe ihn. Ich will nicht, dass er Ärger bekommt. Er hat diese Zeilen bestimmt nur wegen meines Selbstmordversuchs geschrieben. Es ist alles meine Schuld, ich hätte nicht versuchen dürfen, mir das Leben zu nehmen. Ich liebe ihn, er ist alles, was ich habe, alles, was ich mir je erträumen könnte.‹ Und dann hatten wir dieses Gespräch über die Liebe. ›Du willst also sagen, dass du und Harry Quebert … dass ihr …‹ – ›Wir lieben uns!‹ – ›Lieben? Was redest du da? Du kannst ihn nicht lieben!‹ – ›Warum nicht?‹ – ›Weil er zu alt für dich ist.‹ – ›Das Alter spielt keine Rolle.‹ – ›Und ob es eine Rolle spielt!‹ – ›Sollte es aber nicht!‹ – ›So ist es nun mal: Mädchen deines Alters haben mit Kerlen seines Alters nichts zu schaffen.‹ – ›Ich liebe ihn!‹ – ›Sag nicht so etwas Schreckliches, sondern iss lieber deine Pommes, hörst du?‹ – ›Aber, Mr Quinn, wenn ich ihn verliere, verliere ich alles!‹

Ich traute meinen Ohren nicht, Mr Goldman: Die Kleine war über beide Ohren in Harry verliebt. So wie sie habe ich wohl nie empfunden. Jedenfalls kann ich mich nicht erinnern, jemals solche Gefühle für meine Frau gehegt zu haben. In dem Moment ist mir

durch dieses fünfzehnjährige Mädchen klar geworden, dass ich die Liebe wahrscheinlich nie kennengelernt habe, ja dass viele Menschen die Liebe wohl nie kennenlernen. Im Grunde geben sie sich mit angenehmen Gefühlen zufrieden, richten sich in der Bequemlichkeit ihres erbärmlichen Daseins ein und verpassen die wirklich großen Gefühle, die das Leben ausmachen sollten. Einer meiner Neffen lebt in Boston. Er arbeitet im Finanzwesen, verdient jeden Monat einen Haufen Geld, ist verheiratet, hat drei Kinder, eine bezaubernde Frau und ein schönes Auto. Das ideale Leben, würde man meinen. Eines Tages kommt er nach Hause und teilt seiner Frau mit, dass er sie verlässt, dass er die Liebe seines Lebens gefunden hat, nämlich eine Studentin aus Harvard, die er bei einem Vortrag kennengelernt hat und die seine Tochter sein könnte. Alle behaupteten, bei ihm sei eine Sicherung durchgebrannt und er wolle mit diesem Mädchen seinen zweiten Frühling erleben, aber ich glaube, er ist ganz einfach der Liebe begegnet. Die Menschen reden sich ein, dass sie sich lieben, also heiraten sie. Aber dann lernen sie eines Tages ganz aus Versehen die Liebe kennen, und das haut sie um. Es ist wie bei Wasserstoff, der mit Luft in Berührung kommt: Es kommt zu einer gewaltigen Explosion, die alles verwüstet. Dreißig Jahre Ehefrust fliegen mit einem einzigen Knall in die Luft, als würde eine riesige, gärende Jauchegrube explodieren und alles rundherum einsauen. Midlife-Crisis, zweiter Frühling – alles Quatsch! Das sind einfach nur Menschen, die die Tragweite der Liebe zu spät begreifen und plötzlich erleben, wie ihr ganzes Leben auf den Kopf gestellt wird.«

»Und was haben Sie ihr geantwortet?«, erkundigte ich mich.

»Nola? Ich habe es abgelehnt. Ich habe ihr gesagt, dass ich mich da nicht einmischen will und sowieso nichts tun kann. Das Papier lag im Safe, und der einzige Schlüssel zum Safe hing Tag und Nacht am Hals meiner Frau. Und basta. Aber Nola hat mich angefleht, sie hat gesagt, wenn die Polizei dieses Papier in die Finger bekommt, kriegt Harry ernsthafte Probleme, das wäre das Ende seiner Karriere, ja vielleicht müsste er sogar ins Gefängnis, obwohl er nichts Schlimmes

getan hat. Ich erinnere mich noch an ihren glühenden Blick, ihre Haltung, ihre Gesten … Von ihr ging so eine wunderbare Wildheit aus. Ich weiß noch, wie sie gesagt hat: ›Die Menschen werden alles verderben, Mr Quinn! Die Leute in dieser Stadt sind total verrückt! Es ist wie in dem Stück *Hexenjagd* von Arthur Miller. Haben Sie es gelesen?‹ Und in ihren Augen standen lauter perlengroße Tränen. Ich hatte das Stück von Arthur Miller gelesen und erinnerte mich noch an den Wirbel bei seiner Uraufführung am Broadway. Die Premiere war wenige Tage vor der Hinrichtung des Ehepaars Rosenberg. Es war ein Freitag, das weiß ich noch. Noch Tage danach habe ich eine Gänsehaut bekommen, wenn ich daran dachte, weil die Rosenbergs Kinder hatten, die kaum älter als Jenny waren, und ich mich gefragt habe, was aus Jenny werden würde, wenn ich hingerichtet würde. Ich war damals heilfroh, kein Kommunist zu sein.«

»Warum ist Nola ausgerechnet zu Ihnen gekommen?«

»Wahrscheinlich weil sie glaubte, dass ich Zugang zum Safe hatte. Aber das war nicht der Fall. Wie schon gesagt, außer meiner Frau hatte niemand den Schlüssel. Sie hütete ihn eifersüchtig und trug ihn immer an einer Kette zwischen ihren Brüsten, und zu ihren Brüsten hatte ich da schon lange keinen Zugang mehr.«

»Was ist dann passiert?«

»Nola hat mir geschmeichelt. Sie hat gesagt: ›Sie sind doch raffiniert und geschickt, Ihnen fällt bestimmt etwas ein!‹ Am Ende habe ich mich breitschlagen lassen. Ich habe ihr versprochen, es zu versuchen.«

»Warum?«, fragte ich.

»Warum? Na, für die Liebe! Wie gesagt, sie war zwar erst fünfzehn, aber sie hat von Dingen gesprochen, die ich nie erlebt habe und vielleicht nie erleben werde, auch wenn mir diese Geschichte mit Harry, ehrlich gesagt, eher unangenehm aufgestoßen ist. Ich habe es für sie getan, nicht für ihn. Ich habe sie auch gefragt, was sie wegen Chief Pratt unternehmen will. Beweis hin oder her – Chief Pratt

wusste ja nun einmal Bescheid. Sie hat mir direkt in die Augen gesehen und gesagt: ›Ich werde dafür sorgen, dass er keinen Schaden anrichten kann. Ich werde ihn zum Verbrecher machen.‹ Damals habe ich nicht richtig begriffen, was sie vorhatte. Erst vor ein paar Wochen, als Pratt verhaftet wurde, ist mir klargeworden, dass da so einiges bestimmt nicht mit rechten Dingen zugegangen ist.«

Mittwoch, 6. August 1975

Ohne sich abzusprechen, waren beide am Tag nach diesem Gespräch tätig geworden. Gegen siebzehn Uhr kaufte Robert Quinn in Concord in einer Apotheke Schlaftabletten. Um dieselbe Zeit kauerte Nola in der Verschwiegenheit des Polizeireviers von Aurora unter Chief Pratts Schreibtisch und setzte alles daran, Harry zu beschützen, indem sie Schuld auf Pratt lud, ihn zum Verbrecher machte und in einen Teufelskreis hineinzog, der über dreißig Jahre wirken sollte.

In dieser Nacht schlief Tamara wie ein Murmeltier. Nach dem Abendessen war sie so müde, dass sie zu Bett ging, ohne sich vorher abzuschminken. Wie ein nasser Sack ließ sie sich auf die Matratze plumpsen und fiel in den Tiefschlaf. Das ging alles so schnell, dass Robert für den Bruchteil einer Sekunde fürchtete, er hätte eine zu starke Dosis in ihrem Wasserglas aufgelöst und sie umgebracht, aber das schnarrende, an militärischen Gleichschritt erinnernde Geschnarche, das seine Frau kurz darauf von sich gab, beruhigte ihn gleich wieder. Dann wartete er bis ein Uhr morgens, weil er sichergehen wollte, dass auch Jenny schlief und ihn in der Stadt niemand sah. Als es so weit war, schüttelte er seine Frau gnadenlos, um sich zu vergewissern, dass sie tatsächlich außer Gefecht gesetzt war. Zu seiner Freude rührte sie sich nicht. Zum ersten Mal verspürte er so etwas wie Macht: Der Drache lag zusammengerollt auf seinem Lager und flößte niemandem mehr Angst ein. Robert öffnete den Verschluss ihrer Halskette und nahm triumphierend den Schlüssel an sich. Bei der Gelegenheit packte er mit beiden Händen

ihre Brüste, stellte aber mit Bedauern fest, dass ihn das inzwischen vollkommen kaltließ.

Lautlos verließ er das Haus. Um keinen Krach zu machen und keinen Verdacht zu erregen, borgte er sich das Fahrrad seiner Tochter. Während er mit den Schlüsseln für das Clark's und den Safe in seiner Tasche durch die Nacht radelte, spürte er in sich die Erregung des Verbotenen aufsteigen. Er wusste nicht mehr, ob er es für Nola tat oder vor allem, um seiner Frau eins auszuwischen. Er fühlte sich so frei, als er mit dem Fahrrad quer durch die Stadt sauste, dass er beschloss, sich scheiden zu lassen. Jenny war längst erwachsen, es gab also keinen Grund mehr, bei Tamara zu bleiben. Er hatte die Nase voll von dieser Furie, er hatte ein Recht auf ein neues Leben. Ohne Not fuhr er ein paar Umwege, um das berauschende Gefühl in die Länge zu ziehen. In der Hauptstraße angekommen, schob er das Rad, um sich in Ruhe umzusehen: Die Stadt schlief friedlich. Alles war dunkel und still. Er lehnte das Rad an eine Mauer, schloss das Clark's auf und schlich hinein. Im Schein der Straßenbeleuchtung, der durch die großen Fenster fiel, fand er den Weg zum Büro. Nun war er der Gebieter über diesen Ort, den er noch nie ohne ausdrückliche Erlaubnis hatte betreten dürfen, er eroberte ihn, trat ihn mit Füßen, entweihte ihn. Er knipste die Taschenlampe an, die er mitgenommen hatte, und machte sich daran, die Regale und Ordner zu durchsuchen. Seit Jahren hatte er davon geträumt, hier herumzuschnüffeln. Was versteckte seine Frau wohl an diesem Ort? Robert nahm mehrere Schnellhefter zur Hand und sah sie rasch durch. Er ertappte sich dabei, wie er nach Liebesbriefen suchte. Ob sie ihn betrog? Vermutlich schon: Weshalb hätte sie sich mit ihm zufriedengeben sollen? Doch alles, was er fand, waren Bestellscheine und Buchhaltungsunterlagen. Also nahm er sich den Safe vor: ein imposanter Stahlsafe, der bestimmt einen Meter hoch war und auf einer Holzpalette stand. Robert steckte den Sicherheitsschlüssel ins Schloss, drehte ihn um und erschauerte, als er den Öffnungsmechanismus klicken hörte. Er zog die schwere Tür

auf und richtete die Taschenlampe auf den Innenraum, der aus vier Fächern bestand. Zum ersten Mal sah er den Safe offen. Er zitterte vor Erregung.

Im obersten Fach lagen Bankunterlagen, Buchhaltungsbelege, Bestellbestätigungen und die Lohnkarten der Angestellten.

Im zweiten Fach erblickte er eine Kassette mit dem Kassenbestand des Clark's und daneben eine zweite mit bescheidenen Barmitteln, um die Lieferanten bezahlen zu können.

Im dritten Fach lag ein Stück Holz, das wie ein Bär aussah. Er musste lächeln. Es war der erste Gegenstand gewesen, den er Tamara geschenkt hatte, als sie zum ersten Mal miteinander ausgegangen waren. Er hatte jenen Abend wochenlang genau geplant und an der Tankstelle, wo er neben seinem Studium arbeitete, Überstunden geschoben, um seine Tamy in eines der besten Lokale weit und breit ausführen zu können, nämlich ins Chez Jean-Claude, ein französisches Restaurant, wo es angeblich hervorragende Flusskrebse gab. Er hatte die Speisekarte rauf und runter studiert, hatte ausgerechnet, wie viel es ihn kosten würde, wenn sie die teuersten Gerichte bestellte, hatte gespart, bis er genügend Geld zusammenhatte, und sie dann eingeladen. Als er sie an jenem Abend bei ihren Eltern abholte und sie erfuhr, wohin es gehen sollte, hatte sie ihn beschworen, sich ihretwegen doch nicht zu ruinieren. »Ach, Robert, du bist ein Schatz. Aber das muss nicht sein, das muss wirklich nicht sein«, hatte sie gesagt. Sie hatte *Schatz* gesagt. Um ihn umzustimmen, hatte sie vorgeschlagen, in Concord zu einem kleinen Italiener, den sie schon lange hatte ausprobieren wollen, zu gehen. Sie hatten also Spaghetti gegessen, Chianti und einen Grappa des Hauses getrunken und waren anschließend, leicht beschwipst, auf ein nahe gelegenes Volksfest gegangen. Auf der Heimfahrt hatten sie am Meer haltgemacht und den Sonnenaufgang abgewartet. Am Strand hatte er ein Stück Holz gefunden, das wie ein Bär aussah, und es ihr geschenkt, als sie sich im ersten Licht des anbrechenden Tages

an ihn schmiegte. Sie hatte gelobt, dass sie es immer aufheben würde, und ihn zum ersten Mal geküsst.

Gerührt setzte Robert die Erforschung des Safes fort und fand neben dem Holzstück einen Stapel Fotos, die ihn im Verlauf der Jahre zeigten. Auf die Rückseite hatte Tamara jeweils einen Kommentar gekritzelt, auch auf die jüngsten. Das letzte stammte von einem Tag im April, an dem sie sich ein Autorennen angesehen hatten. Darauf war Robert zu sehen, wie er mit dem Fernglas vor den Augen das Rennen kommentierte. Auf die Rückseite hatte Tamara geschrieben: *Mein Robert, der sich so fürs Leben begeistern kann. Ich werde ihn bis zu meinem letzten Atemzug lieben.*

Neben den Fotos lagen Erinnerungsstücke aus ihrem gemeinsamen Leben: ihre Hochzeitsanzeige, Jennys Geburtsanzeige, Urlaubsfotos und Krimskrams, von dem er geglaubt hatte, dass sie ihn schon vor Langem weggeworfen hatte, so etwa kleine Mitbringsel, eine Talamibrosche, einen Souvenirkugelschreiber oder der serpentinenartig geformte Briefbeschwerer, den er in einem Kanadaurlaub erstanden hatte. All diese Dinge hatten ihm einen scharfen Tadel in der Art von *Aber, Bobbo, was soll ich mit so einem Quatsch?* eingetragen. Und dann hatte sie alles feierlich im Safe aufbewahrt. Robert sagte sich, dass seine Frau im Safe eigentlich vor allem ihr Herz wegschloss. Er fragte sich nur, warum.

Im vierten Fach fand er ein dickes ledergebundenes Buch. Er klappte es auf: Tamaras Tagebuch. Seine Frau führte Tagebuch! Davon hatte er nichts gewusst. Er schlug die erste Seite auf und las im Schein der Taschenlampe:

1. Januar 1975

Haben Silvester bei den Richardsons gefeiert.
Note für den Abend: 3. Essen war sehr mäßig, und die Richardsons sind Langweiler. Das ist mir bisher nie aufgefallen. Ich glaube, Silvester ist eine gute Gelegenheit, um

herauszufinden, welche Freunde öde sind und welche nicht. Bobbo hat schnell mitgekriegt, dass ich mich langweile, und wollte mich unterhalten. Er hat Faxen gemacht, Witze erzählt und so getan, als könnte der Taschenkrebs auf seinem Teller sprechen. Die Richardsons haben sich scheckig gelacht. Paul Richardson ist sogar aufgestanden, um sich einen der Witze aufzuschreiben. Damit er ihn nicht vergisst, hat er gesagt. Und was habe ich gemacht? Ich habe Robert ausgeschimpft! Auf der Heimfahrt habe ich im Auto bösartige Dinge zu ihm gesagt. Ich habe gesagt: »Mit deinen geschmacklosen Witzen bringst du niemanden zum Lachen. Du bist erbärmlich. Wer hat dich gebeten, den Clown zu spielen, hä? Du bist doch Ingenieur in einer großen Fabrik, oder nicht? Rede über deinen Beruf, zeig, dass du wichtig und seriös bist. Wir sind doch nicht im Zirkus, verdammt!« Er hat gesagt, dass Paul über seine Witze gelacht hat, und ich habe gesagt, dass er den Mund halten soll und ich nichts mehr von ihm hören will.

Ich weiß auch nicht, warum ich immer so ekelhaft zu ihm bin. Ich liebe ihn doch so. Er ist so ein sanfter, aufmerksamer Mensch. Ich weiß nicht, warum ich ihn so schlecht behandle. Danach mache ich mir jedes Mal Vorwürfe und hasse mich dafür, und dann werde ich noch unausstehlicher.

Am heutigen Neujahrstag fasse ich den Vorsatz, mich zu ändern. Allerdings nehme ich mir das jedes Jahr vor, und ich habe mich noch nie daran gehalten. Aber seit ein paar Monaten gehe ich ja regelmäßig in Concord zu Dr. Ashcroft. Er hat mir geraten, dieses Tagebuch zu führen. Wir haben eine Sitzung pro Woche. Niemand weiß davon. Ich würde mich viel zu sehr schämen, wenn jemand wüsste, dass ich zu einem Psychiater gehe. Die Leute würden mich für verrückt halten, aber ich bin nicht verrückt, sondern ich leide. Ich leide, ohne zu wissen, woran. Dr. Ashcroft sagt, ich neige dazu, alles kaputt zu machen, was mir guttut. Das nennt man

Selbstzerstörung. Er sagt, dass ich Angst vor dem Tod habe und es vielleicht damit zusammenhängt. Was weiß ich! Aber ich weiß, dass ich leide. Und dass ich meinen Robert liebe. Ich liebe nur ihn. Was wäre ohne ihn aus mir geworden?

Robert klappte das Tagebuch zu. Er weinte. Was seine Frau ihm nie hatte sagen können, hatte sie hier hineingeschrieben. Sie liebte ihn. Sie liebte ihn wirklich. Sie liebte nur ihn. Er fand, dass dies die schönsten Worte waren, die er je gelesen hatte. Er wischte sich die Tränen weg, damit sie die Seiten nicht benässten, und las noch ein Stück. Arme Tamara! Seine Tamy litt still vor sich hin. Warum hatte sie ihm nichts von Dr. Ashcroft gesagt? Wenn sie litt, wollte er ihr Leid mit ihr teilen, dazu hatte er sie doch geheiratet. Als er mit dem Lichtkegel der Taschenlampe über das letzte Fach strich, stieß er auf Harrys Blatt Papier und wurde jäh in die Realität zurückgeholt. Er erinnerte sich wieder an seinen Auftrag, er erinnerte sich daran, dass seine Frau, mit Schlaftabletten vollgepumpt, im Bett lag und er dieses Papier verschwinden lassen musste. Plötzlich befielen ihn Gewissensbisse. Er war kurz davor, die Sache bleiben zu lassen, als ihm der Gedanke kam, dass sich seine Frau vielleicht weniger um Harry Quebert und mehr um ihn kümmern würde, wenn er diesen Zettel verschwinden ließ. Schließlich war er ihr wichtig, und sie liebte ihn. Das hatte sie geschrieben. Also schnappte er sich kurzerhand das Papier und verschwand in der Stille der Nacht aus dem Clark's, nachdem er sich vergewissert hatte, dass er keine Spuren hinterlassen hatte. Er fuhr mit dem Rad durch die Stadt und hielt in einer stillen Gasse, um Harry Queberts Brief mit seinem Feuerzeug anzuzünden. Er sah zu, wie das Stück Papier zu brennen begann, sich braun verfärbte, in einer zuerst goldenen, dann blauen Flamme wand und langsam zu Asche wurde. Dann fuhr er nach Hause, befestigte den Schlüssel wieder an der Kette zwischen den Brüsten seiner Frau, legte sich neben sie und umarmte sie lange.

Es dauerte zwei Tage, bis Tamara bemerkte, dass das Papier nicht mehr da war. Im ersten Moment dachte sie, sie spinne. Sie war sich sicher, dass sie es in den Safe gelegt hatte, aber da war es nicht. Da niemand Zugang zum Safe hatte, sie immer den Schlüssel bei sich trug, und ihn auch niemand aufgebrochen hatte, musste sie es im Büro verlegt oder gedankenverloren woanders hingeräumt haben. Stundenlang durchwühlte sie ihr Büro, blätterte Ordner und Papiere durch und sortierte sie neu – vergeblich: Das lächerliche Blatt war und blieb unerklärlicherweise verschwunden.

Robert Quinn erklärte mir, dass seine Frau wegen dieser Sache ganz krank wurde, als Nola ein paar Wochen später verschwand. »Ständig hat sie gesagt, wenn sie dieses Blatt noch hätte, könnte die Polizei gegen Harry ermitteln. Und Chief Pratt hat zu ihr gesagt, dass er ohne es nichts unternehmen kann. Sie war regelrecht hysterisch. Hundertmal am Tag hat sie zu mir gesagt: ›Quebert war es! Quebert war es! Ich weiß es, du weißt es, wir alle wissen es! Du hast diesen Wisch doch genauso gesehen wie ich, oder nicht?‹«

»Warum haben Sie der Polizei nicht erzählt, was Sie wussten?«, fragte ich ihn. »Warum haben Sie nicht gesagt, dass Nola Sie aufgesucht und Ihnen von Harry erzählt hat? Das hätte doch eine Spur sein können, oder nicht?«

»Ich wollte es ja, ich war hin- und hergerissen. Könnten Sie das Aufnahmegerät ausschalten, Mr Goldman?«

»Natürlich.« Ich schaltete das Gerät ab und steckte es in die Tasche. Er fuhr fort: »Als Nola verschwand, habe ich mir Vorwürfe gemacht. Ich habe es bereut, dass ich das Papier verbrannt hatte, das sie mit Harry in Verbindung gebracht hatte. Die Polizei hätte Harry aufgrund dieses Beweisstücks befragen, sich mit ihm befassen und gegen ihn ermitteln können. Falls er sich nichts vorzuwerfen hatte, hatte er auch nichts zu befürchten. Unschuldige Menschen müssen sich keine Sorgen machen, stimmt's? Auf jeden Fall hatte ich ein schlechtes Gewissen. Deshalb habe ich angefangen, ihm anonyme

Briefe zu schreiben und an die Tür zu stecken, wenn ich wusste, dass er nicht zu Hause war.«

»Was? Die anonymen Briefe haben *Sie* geschrieben?«

»Ja, das war ich. Ich habe sie in Concord in der Handschuhfabrik auf der Schreibmaschine meiner Sekretärin getippt und mir einen kleinen Vorrat zugelegt: *Ich weiß, was Sie dem fünfzehnjährigen Mädchen angetan haben. Und bald weiß es die ganze Stadt*. Ich habe die Briefe in meinem Auto ins Handschuhfach gelegt und bin jedes Mal, wenn ich Harry in der Stadt begegnet bin, schnell nach Goose Cove gefahren, um dort einen Brief zu hinterlassen.«

»Aber warum?«

»Um mein Gewissen zu beruhigen. Meine Frau hat immerzu behauptet, dass er der Täter ist, und ich hielt das für plausibel. Ich habe gedacht, wenn ich ihm zusetze und ihm Angst mache, wird er sich schon irgendwann stellen. Das ging ein paar Monate so, dann habe ich damit aufgehört.«

»Was hat Sie veranlasst, damit aufzuhören?«

»Seine Traurigkeit. Nach Nolas Verschwinden war er so traurig … Er war nur noch ein Schatten seiner selbst. Ich habe mir gesagt, dass er es nicht gewesen sein kann. Also habe ich damit aufgehört.«

Ich staunte nicht schlecht über das, was er mir da erzählte. Auf gut Glück fragte ich: »Sagen Sie, Mr Quinn, Sie haben nicht zufällig auch das Haus in Goose Cove angezündet?«

Er lächelte. Meine Frage schien ihn fast zu amüsieren. »Nein. Sie sind ein netter Kerl, Mr Goldman, so etwas würde ich Ihnen nicht antun. Ich habe keine Ahnung, was für ein kranker Geist dahintersteckt.«

Wir tranken unser Bier aus. »Am Ende haben Sie sich doch nicht scheiden lassen«, stellte ich fest. »Hat sich das mit Ihrer Frau wieder eingerenkt, nachdem Sie im Safe all diese Erinnerungsstücke und ihr Tagebuch entdeckt hatten?«

»Es wurde immer schlimmer, Mr Goldman. Sie hat mich auch weiterhin andauernd heruntergemacht und mir nie gesagt, dass sie

mich liebt. Nie. In den Monaten und Jahren danach habe ich sie immer wieder mal mit Schlaftabletten ruhiggestellt, um in ihrem Tagebuch zu lesen, unseren gemeinsamen Erinnerungen nachzutrauern und darauf zu hoffen, dass alles irgendwann besser wird. Darauf hoffen, dass alles irgendwann besser wird – vielleicht ist das Liebe.«

Ich nickte. »Ja, vielleicht«, pflichtete ich ihm bei.

In der Suite im Regent's Hotel schrieb ich mit neuem Schwung weiter. Ich erzählte, wie Nola Kellergan mit ihren fünfzehn Jahren alles getan hatte, um Harry zu beschützen; wie sie sich hingegeben, ja kompromittiert hatte, damit er das Haus behalten und schreiben konnte und sich keine Sorgen machen musste; wie sie nach und nach zur Muse und zugleich Hüterin seines Meisterwerks geworden war; wie sie es geschafft hatte, ihn von der Außenwelt abzuschirmen, damit er sich ganz aufs Schreiben konzentrieren und das Werk seines Lebens hervorbringen konnte. Ich ertappte mich bei dem Gedanken, dass Nola Kellergan vermutlich eine dieser außergewöhnlichen Frauen gewesen war, von denen sicher alle Schriftsteller auf dieser Welt träumen. Denise rief mich eines Nachmittags aus New York an, wo sie mit beispielloser Hingabe und Effizienz meine Seiten in Form brachte, und sagte: »Marcus, ich glaube, ich muss heulen.«

»Warum?«, fragte ich.

»Wegen der Kleinen, dieser Nola. Ich glaube, ich liebe sie auch.«

Ich antwortete schmunzelnd: »Ich glaube, alle haben sie geliebt, Denise. Alle.«

Zwei Tage später, am 3. August, erhielt ich einen Anruf von Gahalowood. Er war ganz aus dem Häuschen. »Schriftsteller!«, brüllte er. »Ich habe die Ergebnisse aus dem Labor! Herrgott, Sie werden es nicht glauben! Die Schrift auf dem Manuskript stammt von Luther Caleb! Zweifel ausgeschlossen. Wir haben unseren Mann, Marcus! Wir haben ihn!«

7.

Nach Nola

»Halten Sie die Liebe in Ehren, Marcus. Machen Sie sie zu Ihrer schönsten Errungenschaft, zu Ihrem einzigen Ziel. Nach den Menschen kommen andere Menschen. Nach den Büchern kommen andere Bücher. Nach dem Ruhm kommt anderer Ruhm. Nach dem Geld kommt anderes Geld. Aber nach der Liebe, Marcus, nach der Liebe bleibt nur das Salz der Tränen.«

Das Leben nach Nola war kein Leben mehr. Alle sagten, dass die Stadt Aurora in den Monaten nach ihrem Verschwinden allmählich in einer Depression und der schrecklichen Angst vor einer neuerlichen Entführung versank.

Es war Herbst, und die Bäume waren bunt. Doch die Kinder hatten keine Gelegenheit mehr, in die großen, am Straßenrand zusammenharkten Laubhaufen zu hüpfen, weil ihre besorgten Eltern sie keinen Moment aus den Augen ließen. Sie warteten von nun an zusammen mit ihnen auf den Schulbus und passten sie bei ihrer Rückkehr schon an der Straße ab. Ab fünfzehn Uhr dreißig reihten sich die Mütter, vor jedem Haus eine, auf den Gehsteigen auf und standen Spalier, reglose Wachposten, die auf die Heimkehr ihrer Sprösslinge lauerten.

Die Kinder durften draußen nicht mehr allein unterwegs sein. Die goldenen Zeiten, in denen es auf den Straßen von fröhlich kreischenden Gören wimmelte, waren vorbei. Es gab keine Hockeyspiele auf Rollschuhen vor den Garagen, keine Wettbewerbe im Seilspringen und keine Kreidefelder vom Kästchenhüpfen auf dem Asphalt der Hauptstraße mehr, es lagen keine Fahrräder mehr auf dem Gehsteig vor dem Laden der Familie Hendorf, in dem man für weniger als einen Nickel eine Handvoll Bonbons kaufen konnte. Nun hing die beklemmende Stille von Geisterstädten über den Straßen.

Die Haustüren wurden abgeschlossen, und mit Einbruch der Dunkelheit patrouillierten in den Straßen Väter und Ehemänner, die sich zu Bürgerwehren zusammengeschlossen hatten, um ihr Viertel und ihre Familien zu schützen. Die meisten bewaffneten sich mit einem Knüppel, manch einer nahm sein Jagdgewehr mit. Notfalls, sagten sie, würden sie nicht lange fackeln, sondern schießen.

Das Vertrauen der Menschen war erschüttert. Durchreisende wie Vertreter und Fernfahrer wurden scheel angesehen und nicht aus den Augen gelassen. Doch das Schlimmste war das Misstrauen der Einwohner Auroras untereinander. Nachbarn, die seit fünfundzwanzig Jahren miteinander befreundet waren, bespitzelten sich gegenseitig. Und alle fragten sich, was der andere wohl am Spätnachmittag des 30. August 1975 getan hatte.

Die Einsatzfahrzeuge der Polizei und des Sheriffs kurvten unablässig durch die Stadt. Zu wenig Polizei beunruhigte die Menschen, zu viel machte ihnen Angst. Und parkte ein sehr leicht zu erkennendes Zivilfahrzeug der State Police, nämlich ein schwarzer Ford, vor der Terrace Avenue 245, fragten sich alle, ob es Captain Rodik war, der Neuigkeiten brachte. Bei den Kellergans blieben die Vorhänge über Tage, Wochen und schließlich Monate zugezogen. David Kellergan hielt keinen Gottesdienst mehr, und so wurde aus Manchester ein Ersatzpfarrer geschickt, der in St. James die Messe las.

Ende Oktober kam der Nebel. Dicke, graue, feuchte Wolken wälzten sich übers Land, und bald ging ein unsteter, eiskalter Regen nieder. In Goose Cove darbte Harry allein vor sich hin. Seit zwei Monaten hatte man ihn nirgends mehr zu sehen bekommen. Er verbrachte die Tage in seinem Arbeitszimmer an der Schreibmaschine und war völlig vereinnahmt von dem Stoß handgeschriebener Seiten, die er noch einmal durchlas und anschließend sorgfältig abtippte. Er stand zeitig auf und machte sich zurecht, indem er sich rasierte und ordentlich kleidete, obwohl er wusste, dass er das Haus nicht verlassen und niemandem begegnen würde. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und machte sich an die Arbeit. Die wenigen Unterbrechungen, die er sich erlaubte, dienten lediglich dazu, neuen Kaffee aufzusetzen; den Rest der Zeit verbrachte er damit, seine Seiten abzuschreiben, zu lesen, zu verbessern, zu zerreißen und wieder von vorn zu beginnen.

Er wurde in seiner Einsamkeit nur von Jenny gestört. Sie besuchte ihn jeden Tag nach Dienstschluss, weil es ihr Sorgen machte, wie er langsam verkümmerte. Für gewöhnlich kam sie gegen achtzehn Uhr. In den wenigen Sekunden, die sie von ihrem Auto bis zum Hauseingang brauchte, war sie bereits vom Regen durchnässt. Sie hatte einen Korb voller Proviant dabei, den sie im Clark's zusammengestellt hatte: Putensandwiches, russische Eier, heiße, dampfende Käse-Sahne-Nudeln, die sie in einer Metallschüssel transportierte, Puddingteilchen, die sie vor den Gästen in Sicherheit gebracht hatte, damit für Harry auf jeden Fall etwas übrig blieb. Sie klingelte an der Haustür.

Er sprang von seinem Stuhl auf. Nola! Liebste Nola!, dachte er und lief zur Tür. Strahlend und wunderschön stand sie vor ihm. Sie stürzten aufeinander zu. Er schloss sie in die Arme, wirbelte sie einmal im Kreis herum, und sie küssten sich. Nola! Nola! Nola! Sie küssten sich noch einmal und tanzten. Der Sommer war schön, der Himmel leuchtete wie immer vor dem Abend, und eine Schar Möwen, die wie Nachtigallen sangen, flog über ihre Köpfe hinweg. Sie lächelte, sie lachte, ihr Gesicht war eine Sonne. Sie war da, er konnte sie an sich ziehen, ihre Haut berühren, ihr Gesicht streicheln, ihren Duft riechen, mit ihrem Haar spielen. Sie war da, und sie lebte. Sie beide lebten. »Wo hast du nur gesteckt?«, fragte er und legte seine Hände in ihre. »Ich habe auf dich gewartet! Ich hatte solche Angst! Alle haben gesagt, dass dir etwas Schlimmes zugestoßen ist! Sie haben gesagt, dass die alte Cooper dich blutüberströmt in der Nähe von Side Creek gesehen hat! Die Polizei war überall! Sie haben den ganzen Wald abgesucht! Ich habe geglaubt, dir wäre ein Unglück widerfahren, und bin fast verrückt geworden, weil ich nicht wusste, was los war.« Sie drückte ihn fest, ja sie klammerte sich an ihn und beruhigte ihn: »Machen Sie sich keine Sorgen, liebster Harry! Mir ist nichts passiert, ich bin hier. Ich bin hier! Wir sind zusammen – für immer! Haben Sie etwas gegessen? Sie müssen hungrig sein! Haben Sie etwas gegessen?«

»Hast du etwas gegessen? Harry? Harry? Ist alles in Ordnung?«, fragte Jenny das bleiche, ausgemergelte Gespenst, das ihr die Tür geöffnet hatte.

Ihre Stimme holte ihn in die Wirklichkeit zurück. Es war dunkel und kalt, sintflutartiger Regen rauschte herab. Es war beinahe Winter. Die Möwen waren schon lange fort.

»Jenny?«, fragte er verstört. »Bist du das?«

»Ja, ich bin's. Ich habe dir etwas zu essen gebracht, Harry. Du musst etwas zu dir nehmen, du siehst gar nicht gut aus.«

Er betrachtete sie: Sie war klatschnass und bibberte. Er ließ sie herein. Jenny blieb nur kurz, um den Korb in die Küche zu stellen und die Teller vom Vortag mitzunehmen. Als sie feststellte, dass er die Mahlzeiten darauf kaum angerührt hatte, schalt sie ihn liebevoll. »Harry, du *musst* essen!«

»Manchmal vergesse ich es«, antwortete er.

»Wie kann man das Essen vergessen?«

»Daran ist das Buch schuld, an dem ich schreibe … Ich bin so in die Arbeit vertieft, dass ich alles andere vergesse.«

»Das muss ein sehr schönes Buch sein«, meinte sie.

»Ja, ein sehr schönes Buch.«

Jenny verstand nicht, wie man sich wegen eines Buchs so gehen lassen konnte. Jedes Mal hoffte sie, er würde sie bitten, zum Abendessen zu bleiben. Sie bereitete immer Mahlzeiten für zwei Personen vor, doch er bemerkte es nie. Minutenlang stand sie zwischen Küche und Esszimmer und wusste nicht, was sie sagen sollte. Er schwankte jedes Mal, ob er ihr vorschlagen sollte, ein Weilchen zu bleiben, unterließ es dann aber, weil er ihr keine falschen Hoffnungen machen wollte. Er wusste, dass er nie wieder lieben würde. Wenn die Stille dann peinlich wurde, sagte er »Danke« und öffnete die Haustür, um sie zum Gehen aufzufordern.

Enttäuscht und bekümmert fuhr Jenny nach Hause. Ihr Vater machte ihr eine heiße Schokolade, in der er ein Marshmallow auflöste, und zündete im Wohnzimmer den Kamin an. Sie setzten

sich gegenüber dem Feuer aufs Sofa, und sie erzählte ihrem Vater, wie Harry sich in seine Trauer zurückzog. »Warum ist er nur so traurig?«, überlegte sie. »Wenn er so weitermacht, stirbt er.«

»Keine Ahnung«, entgegnete Robert Quinn.

Er hatte Angst, aus dem Haus zu gehen. Die wenigen Male, die er Goose Cove verlassen hatte, hatte er bei seiner Rückkehr jedes Mal einen dieser schrecklichen Briefe vorgefunden. Jemand spionierte ihn aus. Jemand wollte ihm Böses. Jemand lauerte darauf, dass er wegging, und steckte dann einen kleinen Briefumschlag in den Türrahmen. Darin befand sich immer dieselbe Nachricht:

> *Ich weiß, was Sie dem fünfzehnjährigen Mädchen angetan haben. Und bald weiß es die ganze Stadt.*

Wer war es? Wer hatte etwas gegen ihn? Wer wusste über ihn und Nola Bescheid und wollte ihm schaden? Es machte ihn krank. Jedes Mal, wenn er einen dieser Briefe entdecken musste, bekam er Fieberschübe. Kopfschmerzen und Ängste plagten ihn. Zuweilen litt er sogar unter Übelkeit und Schlaflosigkeit. Er fürchtete sich davor, dass man ihn beschuldigen könnte, Nola etwas angetan zu haben. Wie konnte er seine Unschuld beweisen? Er malte sich die schlimmsten Szenarien aus: der lebenslange Horror des Hochsicherheitstrakts in einem Bundesgefängnis, vielleicht der elektrische Stuhl oder die Gaskammer. Mit der Zeit entwickelte er Angst vor der Polizei. Beim Anblick einer Uniform oder eines Polizeiautos wurde er extrem nervös. Als er eines Tages aus dem Supermarkt kam, erblickte er auf dem Parkplatz einen Streifenwagen der State Police. Der Beamte im Wageninnern folgte ihm mit dem Blick. Harry bemühte sich, ruhig zu bleiben, und ging mit den Einkäufen im Arm zügig zu seinem Auto. Plötzlich vernahm er, wie jemand nach ihm rief. Es war der Polizist. Harry tat, als hörte er ihn nicht. Hinter ihm öffnete sich eine Wagentür: Der Polizist stieg aus.

Harry hörte seine Schritte sowie das Klimpern der Handschellen an seinem Gürtel, an dem auch die Waffe und der Schlagstock befestigt waren. Um schneller abhauen zu können, warf er seine Einkäufe in den Kofferraum. Er zitterte, war schweißgebadet, sein Blickfeld war eingeschränkt: Er schob Panik. Du musst ganz ruhig bleiben, redete er sich zu, du musst einsteigen und wegfahren, aber nicht nach Goose Cove. Doch dazu kam er nicht, denn plötzlich spürte er, wie sich eine schwere Hand auf seine Schulter legte.

Er hatte sich noch nie geprügelt, er wusste gar nicht, wie das ging. Was sollte er tun? Ihn nach hinten wegstoßen, damit er Zeit hatte, ins Auto zu springen und die Flucht zu ergreifen? Ihm eine reinhauen? Sich seine Waffe schnappen und ihn erschießen? Zu allem entschlossen, fuhr er herum.

Der Polizist hielt ihm eine Zwanzigdollarnote vor die Nase. »Die ist Ihnen aus der Tasche gefallen, Sir. Ich habe nach Ihnen gerufen, aber Sie haben mich nicht gehört. Ist alles in Ordnung, Sir? Sie sind ganz bleich …«

»Geht schon«, erwiderte Harry. »Ich … Ich war ganz in Gedanken und … Danke, jedenfalls. Jetzt … Jetzt muss ich los.«

Der Polizist grüßte mit einer freundlichen Geste und kehrte zu seinem Wagen zurück. Harry zitterte am ganzen Körper.

Nach diesem Zwischenfall meldete er sich zu einem Boxkurs an und trainierte fleißig. Und er beschloss, professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen. Nach einigen Erkundigungen kontaktierte er Dr. Roger Ashcroft in Concord, der als einer der besten Psychiater der Gegend galt. Sie vereinbarten eine Sitzung pro Woche, immer am Mittwochvormittag von zehn Uhr vierzig bis elf Uhr dreißig. Er erzählte Dr. Ashcroft nicht von den Briefen, wohl aber von Nola, allerdings ohne ihren Namen zu nennen. Zum ersten Mal konnte er jemandem von ihr erzählen. Das tat ihm unglaublich gut. Ashcroft saß in seinem Polstersessel, hörte ihm aufmerksam zu und trommelte jedes Mal mit den Fingern auf seine Schreibunterlage, bevor er zu einer Deutung ansetzte.

»Ich glaube, ich sehe Tote«, erklärte Harry.

»Ihre Freundin ist also tot?«, folgerte Ashcroft.

»Ich weiß es nicht … Das ist es ja gerade, was mich verrückt macht.«

»Ich glaube nicht, dass Sie verrückt sind, Mr Quebert.«

»Manchmal gehe ich an den Strand und rufe ihren Namen. Und wenn ich keine Kraft mehr zum Rufen habe, setze ich mich in den Sand und weine.«

»Ich glaube, Sie befinden sich in einem Trauerprozess. In Ihrem Innern kämpft ein rationaler, klar denkender, bewusster Teil gegen einen anderen Teil, der nicht akzeptieren will, was in seinen Augen inakzeptabel ist. Wenn die Wirklichkeit allzu schwer zu ertragen ist, versuchen wir, sie zu verdrängen. Ich könnte Ihnen ein Beruhigungsmittel verschreiben, das Ihnen hilft, sich zu entspannen.«

»Nein, bloß nicht! Ich muss mich auf mein Buch konzentrieren.«

»Erzählen Sie mir von dem Buch, Mr Quebert.«

»Es ist eine Liebesgeschichte.«

»Und worum geht es genau in dieser Geschichte?«

»Um die unmögliche Liebe zweier Menschen.«

»Ist es die Geschichte von Ihnen und Ihrer Freundin?«

»Ja. Ich hasse die Bücher.«

»Warum?«

»Sie tun mir weh.«

»Die Zeit ist um. Wir machen nächste Woche weiter.«

»Gut. Danke, Dr. Ashcroft.«

Eines Tages begegnete er im Wartezimmer Tamara Quinn, die gerade aus dem Behandlungszimmer kam.

Das Manuskript wurde Mitte November fertig, an einem Nachmittag, der so düster war, dass man nicht wusste, ob es Tag oder Nacht war. Harry schob den dicken Papierstoß zurecht und las noch einmal

aufmerksam den Titel, der in Großbuchstaben auf dem Deckblatt stand:

DER URSPRUNG DES ÜBELS
Von Harry L. Quebert

Er verspürte plötzlich das Bedürfnis, jemandem davon zu erzählen, und deshalb fuhr er ins Clark's, um Jenny zu sehen.

»Ich habe mein Buch fertig«, verkündete er euphorisch. »Ich bin nach Aurora gekommen, um ein Buch zu schreiben, und es ist vollbracht. Es ist fertig, fertig, fertig!«

»Das ist ja phantastisch«, erwiderte Jenny. »Es ist bestimmt ein großartiges Buch. Was hast du jetzt vor?«

»Ich fahre für eine Weile nach New York, um es einigen Verlagen anzubieten.«

Er reichte Kopien des Manuskripts bei fünf großen New Yorker Verlagen ein. Knapp einen Monat später hatten sich alle fünf bei ihm gemeldet. Sie waren überzeugt, dass es sich um ein Meisterwerk handelte, und überboten sich gegenseitig beim Ankauf der Rechte. Für Harry begann ein neues Leben. Er suchte sich einen Anwalt und einen Agenten. Wenige Tage vor Weihnachten unterschrieb er bei einem der Verlage schließlich einen sensationellen Vertrag über einen Betrag von hunderttausend Dollar. Er war auf dem Weg zum Ruhm.

Am 23. Dezember kehrte er am Steuer eines nagelneuen Chrysler Cordoba nach Goose Cove zurück. Er wollte Weihnachten unbedingt in Aurora verbringen. Im Türrahmen klemmte ein anonymer Brief, der offenbar schon vor mehreren Tagen hineingesteckt worden war. Es war der letzte, den er bekommen sollte.

Den nächsten Tag widmete er der Vorbereitung des Abendessens: Er briet einen riesigen Truthahn, bräunte Bohnen in Butter, machte Röstkartoffeln und bereitete einen Schokoladenkuchen mit Crème

fraîche zu. Der Plattenspieler spielte *Madama Butterfly*. Er deckte den Tisch für zwei, gleich neben dem Weihnachtsbaum.

Unter alldem bemerkte er hinter der beschlagenen Fensterscheibe nicht Robert Quinn, der ihn beobachtete und sich an diesem Tag schwor, mit seinen Briefen aufzuhören.

Nach dem Essen entschuldigte sich Harry bei dem leeren Teller, dem er gegenüber saß, und verschwand kurz im Arbeitszimmer. Gleich darauf kehrte er mit einem großen Karton zurück.

»Ist das für mich?«, rief Nola.

»Es war nicht leicht, ihn aufzutreiben, aber am Ende hat es geklappt«, antwortete Harry und stellte den Karton auf den Boden.

Nola kniete sich neben die Kiste. »Was kann das sein? Was kann das nur sein?«, sagte sie immer wieder und hob die Seitenklappen des Kartons hoch, der nicht zugeklebt war. Eine Schnauze kam zum Vorschein und gleich darauf ein kleiner gelber Kopf. »Ein Hundebaby! Es ist ein Hundebaby in der Farbe der Sonne! Oh, Harry, liebster Harry! Danke! Danke!« Sie hob den Welpen aus der Kiste und nahm ihn auf den Arm. Es war ein knapp zweieinhalb Monate alter Labrador. »Du sollst Storm heißen!«, erklärte sie dem Hund. »Storm! Storm! Du bist der Hund, von dem ich immer geträumt habe!«

Sie setzte den Welpen auf den Boden. Japsend machte er sich daran, die neue Umgebung zu erkunden. Nola fiel Harry um den Hals. »Danke, Harry, ich bin mit Ihnen so glücklich! Aber ich schäme mich so, weil ich kein Geschenk für Sie habe.«

»Dein Glück ist mein Geschenk, Nola.« Er schloss sie in die Arme, doch ihm war, als würde sie ihm entgleiten, und schon bald spürte und sah er sie nicht mehr. Er rief nach ihr, aber sie antwortete nicht. Er stand allein mitten im Esszimmer und umarmte sich selbst. Der Welpe war aus der Kiste geklettert und spielte mit seinen Schnürsenkeln.

Der Ursprung des Übels kam im Juni 1976 heraus. Das Buch hatte sofort nach seinem Erscheinen einen Riesenerfolg. Harry Quebert wurde von der Kritik gefeiert und galt mit seinen fünfunddreißig Jahren fortan als bedeutendste Stimme seiner Generation.

Zwei Wochen vor dem Erscheinungstermin hatte sich Harrys Verleger höchstpersönlich nach Aurora bemüht, um Harry zu holen, weil ihm klar war, wie das Buch einschlagen würde.

»Wie ich höre, Quebert, wollen Sie nicht nach New York kommen?«, fragte ihn der Verleger.

»Ich kann hier nicht weg«, antwortete Harry. »Ich warte auf jemanden.«

»Sie warten auf jemanden? Was reden Sie da? Ganz Amerika will Sie sehen.«

»Ich kann hier nicht weg, ich habe einen Hund.«

»Na, dann nehmen wir ihn eben mit. Wir werden ihn verhätscheln, Sie werden schon sehen. Er bekommt eine Nanny, einen Koch, einen Spazierführer und einen Friseur. Na los, packen Sie Ihren Koffer, und dann auf zum Ruhm, mein Freund!«

So verließ Harry Aurora, um eine mehrmonatige Lesereise durchs ganze Land anzutreten. Schon bald redete alle Welt von ihm und seinem atemberaubenden Roman. Jenny verfolgte die Geschehnisse von der Küche des Clark's aus oder in ihrem Schlafzimmer über Radio und Fernsehen. Sie kaufte sämtliche Zeitungen, die über ihn schrieben, und hob alle Artikel feierlich auf. Immer wenn sie sein Buch in einem Geschäft sah, kaufte sie es. Mittlerweile besaß sie bereits mehr als zehn Exemplare davon, die sie allesamt gelesen hatte. Oft fragte sie sich, ob er zurückkommen würde, um sie zu holen. Wenn die Post kam, ertappte sie sich selbst dabei, dass sie einen Brief von ihm erwartete. Wenn das Telefon klingelte, hoffte sie, dass er es war.

Sie wartete den ganzen Sommer. Wenn ihr ein Auto entgegenkam, das wie seines aussah, fing ihr Herz an zu rasen.

Sie wartete auch den Herbst noch. Wenn die Tür des Clark's aufging, stellte sie sich vor, dass er es war, der zu ihr wollte. Er war die Liebe ihres Lebens. Um sich beim Warten abzulenken, rief sie sich die glücklichen Tage in Erinnerung, an denen er sich im Clark's zum Arbeiten an Tisch 17 gesetzt hatte. Dort, ganz in ihrer Nähe, hatte er das Meisterwerk verfasst, von dem sie Abend für Abend ein paar Seiten las. Wenn er für immer in Aurora bleiben wollte, könnte er jeden Tag hierherkommen: Sie würde weiter hier bedienen, nur um bei ihm sein zu können. Es würde ihr nicht viel ausmachen, bis ans Lebensende Hamburger zu servieren, wenn sie nur an seiner Seite sein konnte. Sie würde diesen Tisch immer für ihn frei halten. Trotz des Gezeters ihrer Mutter ließ sie auf eigene Kosten eine Metallplakette anfertigen und an Tisch 17 festschrauben. Sie trug die Gravur:

An diesem Tisch verfasste der Schriftsteller Harry Quebert im Sommer 1975 seinen berühmten Roman
Der Ursprung des Übels.

Am 13. Oktober 1976 feierte sie ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag. Harry war gerade in Philadelphia, das wusste sie aus der Zeitung. Seit seiner Abreise hatte sie nichts von ihm gehört. An diesem Abend hielt Travis Dawn, der seit einem Jahr jeden Sonntag zum Mittagessen zu den Quinns kam, im Wohnzimmer im Beisein ihrer Eltern um ihre Hand an. Da sie die Hoffnung inzwischen aufgegeben hatte, nahm sie seinen Antrag an.

Juli 1985

Zehn Jahre nach den Ereignissen hatte die Zeit das Schreckgespenst von Nolas Entführung hinweggefegt. In Auroras Straßen hatte das Leben schon seit Langem sein Recht zurückgefordert: Die Kinder

spielten wieder lärmend Rollschuhhockey, es wurden erneut Seilspringwettbewerbe ausgetragen, auf den Gehsteigen waren frische Kreidefelder vom Kästchenspringen aufgetaucht, und in der Hauptstraße war das Schaufenster von Familie Hendorfs Laden wieder mit Fahrrädern zugestellt, obwohl eine Handvoll Bonbons dort inzwischen knapp einen Dollar kostete.

In Goose Cove hatte es sich Harry eines Tages in der zweiten Juliwoche spätvormittags auf der Terrasse bequem gemacht, um das schöne Wetter und die Wärme zu genießen und einige Seiten seines neuen Romans zu überarbeiten. Storm lag neben ihm und schlief. Eine Möwenschar flog über Harry hinweg. Er blickte den Vögeln hinterher und beobachtete, wie sie am Strand landeten. Rasch stand er auf, um aus der Küche trockenes Brot zu holen, das er in einer Blechschachtel mit der Aufschrift SOUVENIR AUS ROCKLAND, MAINE aufbewahrte, und ging hinunter an den Strand, um es an die Möwen zu verteilen. Der betagte Hund folgte ihm nur mühsam, er litt unter Arthrose. Harry hockte sich auf die Kieselsteine, um den Vögeln zuzusehen, und der Hund setzte sich neben ihn. Harry streichelte ihn. »Armer alter Storm«, sagte er, »das Laufen fällt dir schwer, was? Bist eben nicht mehr der Jüngste. Ich erinnere mich noch genau an den Tag, an dem ich dich gekauft habe. Das war kurz vor Weihnachten 1975. Du warst ein süßes winziges Wollknäuel, kaum größer als meine beiden Fäuste.«

Plötzlich hörte er, wie jemand nach ihm rief. »Harry?«

Auf der Terrasse stand ein Besucher und winkte. Als Harry die Augen zusammenkniff, erkannte er Eric Rendall, den Rektor des Burrows College in Massachusetts. Die beiden Männer hatten sich vor einem Jahr bei einem Vortrag angefreundet und seither Kontakt gehalten.

»Eric? Sie?«, rief Harry.

»Jawohl, ich bin es.«

»Warten Sie, ich komme hoch.«

Sekunden später trat Harry – Storm humpelte hinterher – zu Rendall auf die Terrasse.

»Ich habe versucht, Sie anzurufen«, erklärte der Rektor, um seinen unerwarteten Besuch zu rechtfertigen.

»Ich gehe nicht oft ans Telefon«, entgegnete Harry lächelnd.

»Ist das Ihr neuer Roman?«, erkundigte Rendall sich, als er die auf dem Tisch verstreut liegenden Papiere bemerkte.

»Ja, er soll im Herbst erscheinen. Ich arbeite seit zwei Jahren daran … Ich muss die Druckfahnen lesen, aber wissen Sie, ich glaube, nichts, was ich je schreiben werde, wird wie *Der Ursprung des Übels* sein.«

Rendall sah Harry mitfühlend an und meinte dann: »Vielleicht schreibt jeder Autor in seinem Leben nur ein einziges Buch.«

Harry nickte und bot seinem Gast Kaffee an. Als sie sich an den Tisch setzten, sagte Rendall: »Harry, ich habe mir erlaubt, Sie aufzusuchen, weil ich mich daran erinnere, dass Sie gesagt haben, Sie hätten Lust, am College zu unterrichten. Nun, in Burrows wird demnächst in der Literaturabteilung ein Lehrstuhl frei. Ich weiß, Burrows ist nicht Harvard, aber wir sind eine angesehene Hochschule. Wenn Sie der Posten interessiert, gehört er Ihnen.«

Harry drehte sich zu seinem sonnenfarbenen Hund um und tätschelte ihm den Hals. »Hast du das gehört, Storm?«, flüsterte er ihm ins Ohr. »Ich werde Professor.«

6.

Das Barnaski-Prinzip

»Wissen Sie, Marcus, Worte sind schön und gut, aber manchmal sind sie vergebens und reichen nicht. Es kommt der Moment, wo bestimmte Leute Ihnen nicht mehr zuhören wollen.«

»Und was sollte man dann tun?«

»Sie am Kragen packen und ihnen den Ellbogen auf die Gurgel drücken, und zwar ganz fest.«

»Warum?«

»Um sie zu würgen. Wenn Worte nichts mehr bewirken, teilen Sie Schläge aus.«

Anfang August 2008 legte die Staatsanwaltschaft von New Hampshire dem zuständigen Richter unter Berufung auf die jüngsten Ermittlungsergebnisse einen neuen Bericht vor, der zu dem Schluss kam, dass Luther Caleb der Mörder von Deborah Cooper und Nola Kellergan war. Letztere habe er außerdem entführt, erschlagen und in Goose Cove vergraben. Infolge dieses Berichts bestellte der Richter Harry zu einer dringenden Anhörung ein, in deren Verlauf er sämtliche Anklagepunkte gegen ihn endgültig fallen ließ. Durch diese neuerliche Wendung wurde der Fall plötzlich so schillernd wie eine groß aufgemachte Soap-Opera: Der berühmte Harry Quebert wird von seiner Vergangenheit eingeholt und fällt in Ungnade, doch am Ende wird er reingewaschen, nachdem er nur knapp der Todesstrafe entronnen ist und mitansehen musste, wie sein Lebenswerk ruiniert worden ist.

Luther Caleb gelangte zu einer grausigen posthumen Berühmtheit mit der Folge, dass sein Leben in den Zeitungen ausgebreitet wurde und sein Name Eingang in die Galerie der größten Verbrecher in der amerikanischen Geschichte fand. Das öffentliche Interesse kreiste bald nur noch um ihn. Man schnüffelte in seinem Leben herum, die Illustrierten druckten seine persönliche Story und bebilderten sie mit jeder Menge Archivfotos, die sie Angehörigen abgekauft hatten: seine unbeschwerten Jahre in Portland, sein künstlerisches Talent, der brutale Überfall, der Abstieg in die Hölle. Sein Drang, nackte Frauen zu malen, fesselte die Menschen, und auf der Suche nach weiterführenden Erklärungen wurden Psychiater hinzugezogen: Handelte es sich um eine typische Erkrankung? War sie ein Vorzeichen der tragischen Ereignisse gewesen? Ein Leck bei der Polizei führte zur Verbreitung von Aufnahmen des bei Elijah Stern gefundenen Gemäldes, was den wildesten Spekulationen Tür und Tor öffnete: Alle fragten sich, warum Stern, dieser mächtige und

geachtete Mann, die Sitzungen zu einem Aktgemälde einer Fünfzehnjährigen gefördert hatte.

Der Staatsanwalt geriet in Bedrängnis: Manche warfen ihm vor, fahrlässig gehandelt und Queberts Fiasko dadurch beschleunigt zu haben. Einige waren sogar der Ansicht, dass er mit der Unterzeichnung des Augustberichts sein eigenes Karriereende besiegelt hatte. Davor bewahrte ihn zumindest teilweise Gahalowood, der in seiner Eigenschaft als Leiter der polizeilichen Ermittlungen eine Pressekonferenz einberief und mitteilte, er selbst habe Harry Quebert verhaften lassen, aber auch dafür gesorgt, dass Quebert wieder freigekommen sei, was weder ein Widerspruch noch eine Fehlleistung sei, sondern lediglich ein Beweis dafür, dass die Justiz ordnungsgemäß funktioniere. »Wir haben niemanden zu Unrecht eingesperrt«, erläuterte er den zahlreich erschienenen Journalisten. »Wir hatten Verdachtsmomente, und wir haben sie zerstreut. In beiden Fällen sind wir konsequent vorgegangen. Das ist die Arbeit der Polizei.« Um zu erklären, warum es so viele Jahre gedauert hatte, den Täter dingfest zu machen führte er seine »Theorie der Einkreisung« an: Nola sei das zentrale Element gewesen, um das viele andere Elemente kreisten. Diese habe man eines nach dem anderen isoliert betrachten müssen, um ihren Mörder zu finden. Allerdings habe diese Aufgabe nur aufgrund des Leichenfunds gemeistert werden können. »Sie sagen, wir hätten dreiunddreißig Jahre gebraucht, um diesen Mordfall aufzuklären«, erinnerte er seine Zuhörer, »dabei haben wir in Wahrheit lediglich zwei Monate gebraucht. Die restliche Zeit über gab es nämlich weder eine Leiche noch einen Mord. Nur ein verschwundenes Mädchen.«

Einer verstand überhaupt nichts mehr, und das war Benjamin Roth. Eines Nachmittags lief ich ihm in Concord in der Kosmetikabteilung eines großen Einkaufcenters zufällig über den Weg, und er sagte zu mir: »Es ist komisch. Gestern habe ich Harry in seinem Motel besucht. Man könnte meinen, er freue sich gar nicht darüber, dass die Anklage fallen gelassen wurde.«

»Er ist traurig«, erklärte ich ihm.

»Traurig? Wir haben gewonnen, und er ist traurig?«

»Er ist traurig, weil Nola tot ist.«

»Aber sie ist schon seit dreißig Jahren tot!«

»Jetzt ist sie wirklich tot.«

»Ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen, Goldman.«

»Das wundert mich nicht.«

»Na, jedenfalls bin ich bei ihm vorbeigefahren, um ihm zu sagen, dass er sich um sein Haus kümmern soll. Ich habe mit der Versicherung gesprochen. Sie kommt für alles auf, aber er muss sich mit einem Architekten kurzschließen und entscheiden, was aus dem Haus werden soll. Er machte den Eindruck, als wäre ihm das schnurzegal. Alles, was er herausbrachte, war: ›Fahren Sie mich hin.‹ Also sind wir hingefahren. Im Haus ist noch jede Menge Kram, wussten Sie das? Er hat alles drin gelassen, auch die unversehrten Möbel und Gegenstände. Er sagt, dass er das alles nicht mehr braucht. Wir sind über eine Stunde drin gewesen. Dabei habe ich mir meine Sechshundert-Dollar-Treter ruiniert! Ich habe ihm gezeigt, was er mitnehmen könnte, vor allem von seinen Antiquitäten. Ich habe ihm vorgeschlagen, eine Wand einzureißen und das Wohnzimmer zu vergrößern, und ich habe ihn daran erinnert, dass wir den Staat wegen des moralischen Schadens, den er durch die Sache erlitten hat, verklagen und ein hübsches Sümmchen fordern könnten. Aber darauf ist er überhaupt nicht eingegangen. Dann habe ich ihm den Vorschlag gemacht, eine Umzugsfirma damit zu beauftragen, alles, was noch heil ist, in ein Möbellager zu schaffen, und ich habe gesagt, dass er noch Glück gehabt hat, weil es bisher weder geregnet hat noch ein Dieb aufgetaucht ist, aber er hat geantwortet, der Aufwand würde sich nicht lohnen. Er hat sogar noch hinzugefügt, dass es ihm nichts ausmachen würde, wenn man ihn bestehlen würde, denn dann würden die Möbel wenigstens jemandem nützen. Verstehen Sie das, Goldman?«

»Ja. Er hat für das Haus keine Verwendung mehr.«

»Keine Verwendung mehr? Wieso?«

»Weil es niemanden mehr gibt, auf den er wartet.«

»Auf wen hat er denn gewartet?«

»Auf Nola.«

»Aber Nola ist tot.«

»Genau.«

Roth zuckte mit den Schultern. »Im Grunde hatte ich von Anfang an recht«, verkündete er. »Die kleine Kellergan war eine Schlampe. Sie hat die ganze Stadt drüberrutschen lassen, und Harry war einfach der Gelackmeierte, der gutmütige, leicht vertrottelte Romantiker, der sich selbst ins Knie geschossen hat, weil er ihr Liebesbriefe, ja sogar ein ganzes Buch geschrieben hat.« Er lachte dreckig.

Das war zu viel! Grimmig packte ich ihn mit einer Hand am Kragen und stieß ihn gegen die Wand. Dabei fielen ein paar Parfümflaschen zu Boden und zerbrachen. Dann drückte ich ihm meinen freien Unterarm auf die Gurgel. »Nola hat Harrys Leben verändert!«, schrie ich. »Sie hat sich für ihn aufgeopfert! Ich verbiete Ihnen, überall herumzuerzählen, dass sie eine Schlampe war.«

Er versuchte vergeblich sich zu befreien. Ich hörte, wie er mit erstickter Stimme nach Luft rang. Um uns herum scharten sich Neugierige, und ein paar Sicherheitsleute kamen angelaufen. Schließlich ließ ich ihn los. Sein Kopf war rot wie eine Tomate, sein Hemd verrutscht. Er stammelte: »Sie … Sie sind ja verrückt geworden, Goldman! Total verrückt! Wie Quebert! Ich könnte Sie anzeigen, das wissen Sie!«

»Machen Sie, was Sie wollen, Roth!«

Wutentbrannt stampfte er davon und rief aus sicherer Entfernung: »Sie haben doch selbst gesagt, dass sie eine Schlampe war, Goldman! Das stand in Ihrem Manuskript, oder etwa nicht? Es ist alles Ihre Schuld!«

Mit meinem Buch wollte ich ja gerade die Katastrophe wiedergutmachen, die jene durch die Presse verbreiteten Seiten

ausgelöst hatten. Bis zur Veröffentlichung blieben noch anderthalb Monate. Roy Barnaski stand total unter Strom: Er rief mich mehrmals am Tag an, um mir mitzuteilen, wie aufgeregt er war.

»Es ist alles perfekt!«, rief er bei einem unserer Gespräche ins Telefon. »Das Timing könnte nicht besser sein! Der Bericht des Staatsanwalts, der gerade jetzt herauskommt, der ganze Rummel … Das ist ein unglaublicher Glücksfall, weil ja in drei Monaten Präsidentschaftswahlen sind und sich dann sowieso kein Mensch mehr für Ihr Buch oder diese Sache interessiert. Wissen Sie, der schier grenzenlosen Nachrichtenflut steht ein begrenztes Zeitfenster gegenüber. Die Masse an Nachrichten ist unermesslich, aber die Zeit, die man für sie erübrigt, ist beschränkt und nicht ausdehnbar. Wie viel Zeit widmet ihnen der gemeine Sterbliche pro Tag? Eine Stunde? Zwanzig Minuten Zeitunglesen morgens in der U-Bahn, eine halbe Stunde Internet im Büro und eine Viertelstunde CNN abends vor dem Schlafengehen. Aber es gibt unendlich viel Stoff, der dieses Zeitfenster füllen will! Es geschehen eine Menge scheußlicher Dinge auf dieser Welt, aber wir sprechen nicht darüber, weil wir keine Zeit haben. Wir können nicht über Nola Kellergan *und* über den Sudan reden, wir haben nicht die Zeit dazu, verstehen Sie? Aufmerksamkeitsspanne: fünfzehn Minuten CNN am Abend. Danach wollen die Leute ihre Lieblingsserie sehen. Alles ist eine Frage der Prioritäten.«

»Sie sind ein Zyniker, Roy«, warf ich ihm an den Kopf.

»Nein, Herrgott, nein! Hören Sie auf, mir alle Übel dieser Welt anzudichten! Ich lebe einfach nur in der Realität. Sie dagegen sind ein Schmetterlingsjäger, ein Traumtänzer, der durch die Steppe läuft und nach Inspiration sucht. Sie könnten mir ein Meisterwerk über den Sudan schreiben – ich würde es nicht verlegen. Weil nämlich kein Hahn danach kräht! Das interessiert die Leute nicht! Halten Sie mich von mir aus für ein Schwein, aber ich bediene nun mal die Nachfrage. Heute reden alle über Harry Quebert und Nola Kellergan, und das muss man ausnützen, weil in zwei Monaten alle über den

neuen Präsidenten reden werden, und dann wird Ihr Buch Schnee von gestern sein. Aber bis dahin haben wir bereits so viele Exemplare davon verkauft, dass Sie in Ihrem neuen Haus auf den Bahamas längst das süße Leben genießen.«

Es war nicht zu leugnen: Barnaski besaß das Talent, die Medien vor seinen Karren zu spannen. Schon jetzt war mein Buch in aller Munde, und je mehr darüber geredet wurde, desto mehr heizte er diese Mund-zu-Mund-Propaganda an, indem er die Werbekampagnen verstärkte. *Der Fall Harry Quebert*, das Eine-Million-Dollar-Buch – so nannte es die Presse. Mir wurde klar, dass die astronomische Summe, die er mir angeboten und über die er sich ausgiebig in den Medien verbreitet hatte, in Wirklichkeit eine Investition in die Werbung gewesen war: Statt das Geld in verkaufsfördernde Maßnahmen oder in Plakate zu stecken, hatte er es eingesetzt, um das öffentliche Interesse zu schüren. Er machte im Übrigen keinen Hehl daraus, als ich ihn darauf ansprach, sondern erläuterte mir seine Theorie zu diesem Thema: Seiner Meinung nach waren die Marktregeln durch das Aufkommen von Internet und sozialen Netzwerken über den Haufen geworfen worden.

»Überlegen Sie doch mal, Marcus, wie viel ein einziger Werbeplatz in der New Yorker U-Bahn kostet! Ein Vermögen! Man zahlt viel Geld für ein Plakat von begrenzter Lebensdauer, das nur von einer begrenzten Zahl von Menschen gesehen wird, denn diese müssen erstens in New York sein und zweitens innerhalb eines bestimmten Zeitraums genau diese U-Bahn-Linie an genau dieser U-Bahn-Station nehmen. Dabei reicht es mittlerweile, auf irgendeine Weise das allgemeine Interesse zu wecken, einen *buzz* auszulösen, wie man sagt, also von sich reden zu machen und darauf zu vertrauen, dass die Leute in den sozialen Netzwerken über einen schreiben: So erhält man Zugang zu einem kostenlosen, unbegrenzten Werberaum. Menschen rund um die Welt übernehmen es, auf dem ganzen Erdball für einen die Werbetrommel zu rühren, ohne sich dessen bewusst zu sein. Ist das nicht unglaublich? Die Nutzer von Facebook

sind nichts anderes als kostenlose Werbeplakate. Es wäre dumm, sie nicht zu benutzen.«

»Und das haben Sie gemacht, stimmt's?«

»Als ich für Sie eine Million Dollar lockergemacht habe? Ja. Zahlen Sie jemandem, der ein Buch für Sie schreibt, ein Gehalt wie einem Profispieler der NBA oder NHL, und Sie können sich darauf verlassen, dass alle darüber reden.«

Am New Yorker Firmensitz von Schmid & Hanson war die Anspannung auf dem Höhepunkt. Man hatte Teams gebildet, um die Herstellung und weitere Betreuung des Buchs zu gewährleisten. Ich erhielt per FedEx ein Gerät für Telefonkonferenzen, mit dem ich mich von meiner Suite im Regent's aus in sämtliche Besprechungen in Manhattan einklinken konnte: in Besprechungen mit dem Marketingteam, das für die Absatzförderung zuständig war, Besprechungen mit dem Grafikteam, das das Cover gestalten sollte, Besprechungen mit der Rechtsabteilung, die sich mit allen juristischen Aspekten rund um das Buch befasste, und schließlich Besprechungen mit einem Team von Ghostwritern, die Barnaski bei einigen berühmten Autoren einsetzte und mir unbedingt aufdrängen wollte.

2. Telefonkonferenz (mit den Ghostwritern)

»In drei Wochen muss das Buch fertig sein«, sagte Barnaski zum zehnten Mal zu mir. »Danach bleiben uns zehn Tage für das Lektorat und eine Woche für den Druck. Das heißt, Mitte September lassen wir es auf die Menschheit los. Schaffen Sie das?«

»Ja, Roy.«

»Falls nötig, kommen wir sofort«, brüllte der Chef der Ghostwriter, ein gewisser François Lancaster, im Hintergrund. »Wir nehmen den ersten Flieger nach Concord und sind schon morgen da, um Ihnen zu helfen.«

Ich hörte die anderen blöken: Ja, sie könnten schon morgen da sein, das wäre doch großartig.

»Großartig wäre, wenn Sie mich in Ruhe arbeiten lassen würden«, erwiderte ich. »Ich mache das Buch allein.«

»Aber die Jungs sind wirklich gut«, insistierte Barnaski. »Nicht mal Sie selbst würden den Unterschied merken!«

»Ja, nicht mal Sie würden den Unterschied merken«, echote François. »Warum arbeiten, wenn Sie es nicht müssen?«

»Keine Sorge, ich halte den Termin ein.«

4. Telefonkonferenz (mit dem Marketingteam)

»Mr Goldman«, wandte sich Sandra vom Marketing an mich, »wir bräuchten Fotos von Ihnen beim Schreiben des Buchs, Archivfotos von Harry und Aufnahmen von Aurora. Und Ihre Begleitnotizen zum Buch.«

»Ja, Ihre kompletten Notizen!«, legte Barnaski nach.

»Ja … gut … Aber wozu?«, fragte ich.

»Wir möchten gern ein Buch zum Buch herausbringen«, erklärte mir Sandra. »Sozusagen ein reich illustriertes Logbuch. Das wird der Renner! Alle, die Ihr Buch kaufen, werden auch das Buch zum Buch haben wollen, und umgekehrt. Sie werden sehen!«

Ich seufzte. »Meinen Sie nicht auch, dass ich im Augenblick anderes zu tun habe, als ein Buch zu einem Buch vorzubereiten, das ich noch gar nicht fertig habe?«

»Noch nicht fertig?«, rief Barnaski hysterisch dazwischen. »Ich schicke sofort die Ghostwriter los!«

»Sie schicken niemanden! Um Himmels willen, lassen Sie mich mein Buch in Ruhe zu Ende schreiben!«

6. Telefonkonferenz (mit den Ghostwritern)

»Wir haben geschrieben, dass Caleb weint, als er die Kleine vergräbt«, verkündete mir François Lancaster.

»Was soll das heißen: *Wir haben geschrieben*?«

»Ja, er vergräbt die Kleine und weint dabei. Die Tränen tropfen ins Grab, und es entsteht Schlamm. Das ist eine hübsche Szene, Sie werden sehen.«

»Herrgott noch mal! Habe ich Sie gebeten, eine hübsche Szene darüber zu schreiben, wie Caleb Nola vergräbt?«

»Also … Nein … Aber Mr Barnaski hat zu mir gesagt …«

»Barnaski? Hallo, Roy, sind Sie da? Hallo? Hallo?«

»Äh … Ja, Marcus, ich bin hier …«

»Was hat das zu bedeuten?«

»Regen Sie sich nicht auf, Marcus. Ich kann nicht riskieren, dass das Buch nicht rechtzeitig fertig wird. Also habe ich sie gebeten, es weiterzuschreiben, nur für den Fall der Fälle. Eine reine Vorsichtsmaßnahme. Wenn Sie deren Texte nicht wollen, verwenden wir sie eben nicht. Aber stellen Sie sich vor, Sie haben keine Zeit mehr, das Buch zu beenden! Dann ist das unser Rettungsring!«

10. Telefonkonferenz (mit der Rechtsabteilung)

»Guten Tag, Mr Goldman, hier Richardson von der Rechtsabteilung. Wir haben alles gründlich geprüft und geben grünes Licht: Sie können in Ihrem Buch Eigennamen wie Stern, Pratt, Caleb usw. verwenden. Alles, was Sie schreiben, steht auch im Bericht des Staatsanwalts, und den haben die Medien aufgegriffen. Wir sind also abgesichert und gehen kein Risiko ein. Es wird nichts erfunden und niemand diffamiert, es geht um Fakten und sonst nichts.«

»Das Rechtsteam sagt, Sie können auch Sexszenen und Orgien einfügen, wenn Sie sie als Hirngespinste oder Träume hinstellen«, schaltete sich Barnaski ein. »Nicht wahr, Richardson?«

»Absolut. Das habe ich Ihnen ja schon gesagt. Ihre Hauptfigur darf von sexuellen Handlungen träumen. Auf diese Weise können Sie

Sexszenen in Ihr Buch einbauen, ohne einen Prozess zu riskieren.«

»Ja, ein bisschen mehr Sex, Marcus«, meldete sich Barnaski wieder zu Wort. »François hat neulich zu mir gesagt, Ihr Buch ist zwar sehr gut, aber leider fehlt ihm der Pfeffer. Die Kleine war damals fünfzehn, Quebert knapp über dreißig! Bringen Sie die Suppe zum Kochen! *Caliente*, wie man in Mexiko sagt.«

»Sind Sie total übergeschnappt, Roy?«, rief ich.

»Vermasseln Sie nicht alles, Goldman«, antwortete Barnaski mit einem Seufzer. »Geschichten über die Unschuld vom Lande finden die Leute total öde!«

12. Telefonkonferenz (mit Roy Barnaski)

»Hallo, Roy?«

»Wieso *Roy*?«

»Mama?«

»Markie?«

»Mama?«

»Markie? Bist du das? Wer ist Roy?«

»Scheiße, ich habe mich verwählt.«

»Verwählt? Er ruft seine Mutter an und sagt: *Scheiße, ich habe mich verwählt!*«

»Das ist mir rausgerutscht, Mama. Ich muss Roy Barnaski anrufen und habe geistesabwesend deine Nummer gewählt. Ich war in Gedanken woanders.«

»Er ruft seine Mutter an, obwohl er in Gedanken woanders ist. Das wird ja immer besser! Da bringt man ein Kind zur Welt, und was hat man davon? Nichts.«

»Es tut mir leid, Mama. Gib Papa einen Kuss. Ich rufe dich wieder an.«

»Halt!«

»Was ist?«

»Hast du nicht einmal eine Minute für deine arme Mutter? Hat deine Mutter, die dich zu so einem schönen Mann und großen Schriftsteller gemacht hat, nicht ein paar Sekunden deiner Zeit verdient? Erinnerst du dich an den kleinen Jeremy Johnson?«

»Jeremy? Ja, wir waren zusammen in der Schule. Warum fragst du mich das?«

»Seine Mutter war tot, erinnerst du dich? Nun, glaubst du nicht auch, dass er gern zum Telefonhörer greifen würde, um mit seiner lieben kleinen Mama zu sprechen, die bei den Engeln im Himmel ist? Es gibt keine Telefonleitung in den Himmel, Markie, aber es gibt eine nach Montclair! Versuch ab und zu daran zu denken.«

»Jeremy Johnsons Mutter war nicht tot! Das hat er den anderen nur weisgemacht, weil sie so einen hässlichen dunklen Flaum auf den Backen hatte, der wie ein Bart aussah, und ihn alle anderen Kinder deshalb gehänselt haben. Da hat er einfach behauptet, dass seine Mutter tot und diese Frau sein Kindermädchen wäre.«

»Was? Das bärtige Kindermädchen von den Johnsons war seine Mutter?«

»Ja, Mama.«

Ich hörte meine Mutter aufgeregt nach meinem Vater rufen. »Nelson, komm schnell, hörst du? Es gibt da einen *plotke*, den musst du dir anhören: Die bärtige Frau bei den Johnsons, das war die Mutter! Wie: *Das wusstest du*? Und warum hast du mir das nie gesagt?«

»Mama, ich muss jetzt auflegen. Ich habe einen Telefontermin.«

»Was ist ein Telefontermin?«

»Ein Termin, bei dem man miteinander telefoniert.«

»Und warum machen wir beiden keine Telefontermine?«

»Weil Telefontermine mit der Arbeit zu tun haben, Mama.«

»Wer ist dieser Roy, mein Schatz? Ist das der nackte Mann, der sich in deinem Zimmer versteckt hält? Du kannst mir alles sagen, ich bin auf alles gefasst. Warum willst du mit diesem Unhold Telefontermine machen?«

»Roy ist mein Verleger, Mama. Du kennst ihn aus New York.«

»Weißt du, Markie, ich habe mit dem Rabbi über deine sexuellen Probleme gesprochen. Er sagt …«

»Mama, das reicht. Ich lege jetzt auf. Gib Papa einen Kuss.«

13. Telefonkonferenz (mit dem Grafikteam)

Ein Brainstorming fand statt, um das Buchcover auszuwählen.

»Ein Foto von Ihnen käme infrage«, meinte Steven, der Chefgrafiker.

»Oder ein Foto von Nola«, schlug sein Assistent vor.

»Ein Foto von Caleb würde sich gut machen, oder nicht?«, rief der Praktikant in den Raum.

»Und wenn wir ein Foto vom Wald nehmen würden?«, regte der Assistent an.

»Ja, etwas Düsteres, Beklemmendes wäre vielleicht nicht schlecht«, pflichtete Barnaski ihm bei.

»Oder etwas ganz Schlichtes?«, wagte ich mich schließlich vor. »Eine Ansicht von Aurora mit zwei scherenschnittartigen, nicht zu erkennenden Figuren im Vordergrund, die man für Harry und Nola halten könnte, wie sie nebeneinander die Route 1 entlanggehen.«

»Mit schlicht wäre ich vorsichtig«, warnte Steven. »Schlicht ist langweilig, und langweilig verkauft sich nicht.«

21. Telefonkonferenz (mit den Rechts-, Grafik- und Marketingteams)

Ich hörte Richardson aus der Rechtsabteilung fragen: »Möchten Sie einen Donut?«

Ich antwortete: »Hä? Ich? Nein.«

»Er meinte nicht Sie«, erklärte mir der Grafiker Steven, »sondern Sandra vom Marketing.«

Barnaski wurde ungehalten: »Könnte man diese Futterei unterlassen und die Diskussion nicht andauernd unterbrechen, um sich Kaffee und Gebäck anzubieten? Ist das hier ein Kaffeeklatsch, oder arbeiten wir an einem Bestseller?«

Während mein Buch also immer konkretere Gestalt annahm, traten die Ermittlungen in der Mordsache Chief Pratt auf der Stelle. Gahalowood hatte mehrere Ermittlungsbeamte der Kriminalpolizei hinzugezogen, doch sie machten keine Fortschritte. Es gab keinerlei Anhaltspunkte, keine einzige verwertbare Spur. In einer Truckerkneipe am Ortsausgang, in die sich Gahalowood manchmal flüchtete, um Billard zu spielen, unterhielten wir uns ausführlich über das Thema.

»Das hier ist mein Schlupfwinkel«, verriet er mir und reichte mir ein Queue, um die Partie zu beginnen. »In der letzten Zeit war ich oft hier.«

»Das war keine einfache Zeit für Sie, was?«

»Geht schon wieder … Immerhin konnten wir den Fall Kellergan lösen. Das ist die Hauptsache, auch wenn die Geschichte mehr Schmutz aufgewirbelt hat, als ich gedacht hätte. Den Schwarzen Peter hat wie immer der Staatsanwalt. Schließlich wird er von den Bürgern gewählt.«

»Und was ist mit Ihnen?«

»Der Gouverneur ist zufrieden, der Polizeichef ist zufrieden, also sind alle zufrieden. Übrigens denkt man an höherer Stelle darüber nach, eine Abteilung für ungelöste Fälle einzurichten, und möchte, dass ich sie übernehme.«

»Ungelöste Fälle? Ist es nicht frustrierend, wenn man weder einen Täter noch ein Opfer hat? Da geht es doch im Grunde nur um die Toten …«

»Nein, auch um die Lebenden. Im Fall von Nola Kellergan hatte der Vater ein Recht darauf zu erfahren, was seiner Tochter zugestoßen ist, und mit Quebert wäre um ein Haar ein Unschuldiger

vor Gericht gestellt worden. Die Justiz muss ihre Arbeit zu Ende führen können, auch noch Jahre nach der Tat.«

»Und was ist mit Caleb?«, fragte ich.

»Ich glaube, dem Burschen ist die Sicherung durchgebrannt. In solchen Fällen handelt es sich nämlich entweder um eine Kurzschlusshandlung, oder man hat es mit einem Serientäter zu tun, aber in den Jahren vor Nolas Entführung gab es keinen ähnlichen Fall in der Gegend.«

Ich nickte.

»Der einzige Punkt, der mir keine Ruhe lässt«, gestand Gahalowood, »ist die Sache mit Pratt. Wer hat ihn umgebracht? Und warum? In unserer Gleichung gibt es noch eine Unbekannte, und ich habe das dumme Gefühl, dass wir sie nie herauskriegen werden.«

»Grübeln Sie immer noch über Stern nach?«

»Ich habe da so meine Vermutungen … Ich habe Ihnen doch von meiner Theorie erzählt, der zufolge es in seinem Verhältnis zu Luther ein paar Grauzonen gibt. Was hat die beiden miteinander verbunden? Warum hat Stern nicht erwähnt, dass sein Wagen verschwunden war? Da ist doch etwas faul. Könnte er indirekt in die Sache verwickelt sein? Möglich wäre es.«

»Das haben Sie ihn aber nicht gefragt, oder?«, wollte ich wissen.

»Doch. Er hat mich zweimal sehr freundlich empfangen. Er hat gesagt, dass er sich besser fühle, seit er mir die Sache mit dem Gemälde erzählt habe. Seiner Aussage nach durfte Luther den schwarzen Chevrolet Monte Carlo ab und zu privat nutzen, weil sein blauer Mustang manchmal bockte. Ob das der Wahrheit entspricht, weiß ich nicht, aber es klingt plausibel. Bei Stern klingt alles plausibel. Seit zehn Tagen stöbere ich in seinem Leben herum, ohne etwas zu finden. Ich habe auch mit Sylla Mitchell gesprochen und sie gefragt, was aus dem blauen Mustang ihres Bruders geworden ist, aber sie hat keine Ahnung. Das Auto ist einfach verschwunden. Ich habe gegen Stern nichts in der Hand, nichts, was darauf schließen ließe, dass er in die Sache verwickelt ist.«

»Wieso tanzt ein Mann wie Stern nach der Pfeife seines Fahrers? Warum geht er auf Calebs Launen ein, überlässt ihm seinen Wagen …? Irgendwas kommt mir da spanisch vor.«

»Mir auch, Schriftsteller, mir auch.«

Ich richtete die Kugeln auf dem Tuch des Billardtisches aus. »In zwei Wochen müsste mein Buch fertig sein«, sagte ich.

»Schon? Sie waren aber schnell!«

»So schnell auch wieder nicht. Vielleicht wird es heißen, dass dieses Buch in zwei Monaten geschrieben wurde, aber in Wahrheit habe ich zwei Jahre dafür gebraucht.«

Er lächelte.

Ende August 2008 schloss ich *Der Fall Harry Quebert* ab, wobei ich mir den Luxus leistete, ein wenig vor dem Termin fertig zu werden. Zwei Monate später sollte dieses Buch ein Riesenerfolg werden.

Für mich war es an der Zeit, nach New York zurückzukehren, wo Barnaski eine Reihe von Fototerminen und Pressekonferenzen für die »heiße Phase« organisiert hatte. Wie der Zufall es wollte, verließ ich Concord am vorletzten Tag im August. Ich fuhr einen Umweg über Aurora, um Harry in seinem Motel zu besuchen. Wie immer saß er vor seiner Zimmertür.

»Ich fahre zurück nach New York«, eröffnete ich ihm.

»Dann sagen wir uns also jetzt Lebewohl …«

»Nein, wir sagen Auf Wiedersehen. Ich komme bald zurück. Ich will Ihren guten Ruf retten. Geben Sie mir ein paar Monate, und Sie sind wieder der angesehenste Autor des Landes.«

»Warum tun Sie das, Marcus?«

»Weil Sie mich zu dem gemacht haben, der ich bin.«

»Na und? Glauben Sie, Sie sind mir etwas schuldig? Ich habe aus Ihnen einen Schriftsteller gemacht, und weil ich in den Augen der Öffentlichkeit nun offenbar selbst keiner mehr bin, versuchen Sie mir das zurückzugeben, was ich Ihnen gegeben habe?«

»Nein, ich nehme Sie in Schutz, weil ich immer an Sie geglaubt habe. Immer.« Ich reichte ihm einen schweren Umschlag.

»Was ist das?«, fragte er.

»Mein Buch.«

»Ich werde es nicht lesen.«

»Ich möchte Ihre Zustimmung, bevor es veröffentlicht wird. Dieses Buch ist Ihr Buch.«

»Nein, Marcus, es ist Ihres. Genau das ist das Problem.«

»Was für ein Problem?«

»Ich bin mir sicher, es ist ein wunderbares Buch.«

»Und warum ist das ein Problem?«

»Das ist kompliziert, Marcus. Eines Tages werden Sie es verstehen.«

»Was werde ich verstehen, Herrgott noch mal? Sagen Sie es mir endlich!«

»Eines Tages werden Sie es verstehen, Marcus.«

Wir schwiegen eine Weile. »Was haben Sie jetzt vor?«, fragte ich ihn schließlich.

»Ich werde nicht hierbleiben.«

»Was meinen Sie mit ›hier‹? Dieses Motel? New Hampshire? Amerika?«

»Ich möchte ins Paradies der Schriftsteller.«

»Das Paradies der Schriftsteller? Was ist das?«

»Das ist der Ort, an dem Sie beschließen, das Leben neu zu schreiben, und zwar so, wie Sie es gern gelebt hätten. Schriftsteller haben nämlich die Macht, das Ende eines Buchs selbst zu bestimmen, Marcus. Sie können über Tod oder Leben entscheiden und besitzen die Möglichkeit, alles zu ändern. Schriftsteller verfügen in ihren Fingerspitzen über eine Macht, von der sie oft keine Ahnung haben. Sie brauchen nur die Augen zu schließen, um den Lauf eines Lebens umzukehren. Marcus, was wäre an jenem 30. August 1975 passiert, wenn …«

»Die Vergangenheit lässt sich nicht ändern, Harry. Vergessen Sie es.«

»Wie könnte ich es vergessen?«

Ich legte das Manuskript auf den Stuhl neben ihn und machte Anstalten zu gehen.

»Wovon handelt Ihr Buch?«, fragte er mich da.

»Von einem Mann, der eine junge Frau geliebt hat. Sie träumte von einem Leben zu zweit. Sie wollte, dass sie zusammenleben, dass er ein großer Schriftsteller und Universitätsprofessor wird und dass sie einen sonnenfarbenen Hund haben. Aber eines Tages ist die junge Frau verschwunden. Sie wurde nie gefunden. Der Mann hat in seinem Haus auf sie gewartet. Er ist ein großer Schriftsteller geworden, er ist Universitätsprofessor geworden, und er hat sich einen sonnenfarbenen Hund zugelegt. Er hat genau das getan, worum sie ihn gebeten hatte, und er hat auf sie gewartet. Er hat nie einen anderen Menschen geliebt, sondern treu darauf gewartet, dass sie zurückkommt. Aber sie ist nie zurückgekommen.«

»Weil sie tot war!«

»Ja. Aber jetzt kann dieser Mann damit abschließen.«

»Nein, dafür ist es zu spät! Er ist inzwischen siebenundsechzig!«

»Für eine neue Liebe ist es nie zu spät.« Ich winkte ihm zum Abschied zu. »Auf Wiedersehen, Harry. Ich rufe Sie an, sobald ich in New York bin.«

»Tun Sie das lieber nicht.«

Ich ging die Außentreppe zum Parkplatz hinunter. Gerade wollte ich in den Wagen steigen, als ich ihn am Geländer im ersten Stock nach mir rufen hörte: »Marcus, welches Datum ist heute?«

»Der 30. August, Harry.«

»Und wie viel Uhr ist es?«

»Kurz vor elf.«

»Noch mehr als acht Stunden, Marcus!«

»Acht Stunden bis was?«

»Bis neunzehn Uhr.«

Ich begriff nicht sofort, sondern fragte: »Was ist um neunzehn Uhr?«

»Wir sind verabredet, sie und ich, das wissen Sie doch. Sie wird kommen. Schauen Sie, Marcus! Schauen Sie, wo wir sind! Wir sind im Paradies der Schriftsteller. Man braucht es nur zu schreiben, und alles kann sich ändern.«

Der 30. August 1975 im Paradies der Schriftsteller

Sie beschloss, nicht die Route 1, sondern am Meer entlangzugehen. Vorsichtshalber. Sie drückte das Manuskript an die Brust und rannte über die Kieselsteine und den Sand. Sie war schon fast auf der Höhe von Goose Cove. Nur noch zwei oder drei Meilen, und sie wäre am Motel. Sie warf einen Blick auf die Uhr: kurz nach achtzehn Uhr. In fünfundvierzig Minuten wäre sie am Treffpunkt. Um neunzehn Uhr, wie verabredet. Sie lief bis zur Side Creek Lane weiter und überlegte, dass sie hier lieber durch den Wald zur Route 1 gehen sollte. Sie kletterte vom Strand über ein paar Felsen zum Wald hinauf, bahnte sich vorsichtig einen Weg zwischen den Baumreihen und gab acht, sich nicht an den Zweigen zu kratzen oder ihr hübsches rotes Kleid zu zerreißen. Durch das Dickicht erkannte sie ein Haus. Dort, in der Küche, bereitete Deborah Cooper gerade ihren Apfelkuchen zu.

Sie gelangte zur Route 1. Kurz bevor sie aus dem Wald trat, raste ein Auto vorbei. Es war Luther Caleb auf dem Rückweg nach Concord. Sie folgte der Straße zwei Meilen und erreichte endlich das Motel. Es war Punkt neunzehn Uhr. Über den Parkplatz steuerte sie auf die Außentreppe zu. Zimmer 8 lag im ersten Stock. Sie nahm vier Stufen auf einmal und trommelte an die Tür.

Es hatte geklopft. Eilig sprang er vom Bett auf und öffnete.

»Harry! Liebster Harry!«, rief sie, als er im Türrahmen erschien.

Sie fiel ihm um den Hals und küsste ihn ab. Er hob sie hoch. »Nola … Da bist du! Du bist gekommen! Du bist wirklich gekommen!«

Sie sah ihn verwundert an. »Was soll das heißen? Natürlich bin ich gekommen!«

»Ich muss eingenickt sein, und ich hatte einen bösen Traum. Ich war hier in diesem Zimmer und habe auf dich gewartet. Ich habe gewartet und gewartet, aber du bist nicht gekommen.«

Sie schmiegte sich an ihn. »Was für ein schrecklicher Albtraum, Harry! Aber jetzt bin ich hier! Ich bin hier, und zwar für immer!«

Sie umarmten sich lange. Er überreichte ihr die Blumen, die er im Waschbecken gewässert hatte.

»Hast du gar nichts mitgenommen?«, fragte Harry, als er bemerkte, dass sie ohne Gepäck gekommen war.

»Nein, nichts. So ist es unauffälliger. Was wir brauchen, kaufen wir unterwegs. Aber das Manuskript habe ich dabei.«

»Ich habe es überall gesucht!«

»Ich habe es mit nach Hause genommen, um es zu lesen. Es gefällt mir so gut, Harry. Es ist ein Meisterwerk!«

Wieder umarmten sie sich, dann sagte sie: »Lassen Sie uns gehen! Und zwar schnell! Am besten sofort!«

»Sofort?«

»Ja, ich will weg von hier, weit weg. Bitte, Harry! Nicht, dass uns jemand findet! Lassen Sie uns sofort aufbrechen.«

Der Abend dämmerte. Es war der 30. August 1975. Zwei Gestalten schlüpften aus dem Motelzimmer, eilten die Treppe zum Parkplatz hinunter und stiegen in einen schwarzen Chevrolet Monte Carlo. Der Wagen fuhr in nördlicher Richtung auf die Route 1. Zügig strebte er dem Horizont entgegen. Schon bald waren seine Umrisse nicht mehr zu erkennen: Er wurde erst zu einem schwarzen Fleck, dann zu einem kleinen Punkt. Einen Augenblick lang konnte man noch den winzigen Lichtpunkt der Scheinwerfer sehen, dann war er ganz verschwunden.

Sie fuhren dem Leben entgegen.

DRITTER TEIL

Das Paradies der Schriftsteller

Erscheinen des Buchs

5.

Die Kleine, die Amerika gerührt hat

»Mit jedem Buch, Marcus, beginnt ein neues Leben. Aber es ist auch ein Moment großer Selbstlosigkeit: Sie geben denen, die mehr über Sie erfahren wollen, einen Teil von sich preis. Die einen werden Sie lieben, die anderen hassen. Die einen werden Sie in den Himmel jubeln, die anderen werden Sie verachten. Manche werden neidisch sein, andere interessiert. Für diese Menschen schreiben Sie nicht, Marcus, sondern für all jene, die in ihrem Alltag dank Marcus Goldman ein paar schöne Stunden verleben. Jetzt werden Sie sagen, dass das nicht viel ist, dabei ist es gar nicht so schlecht. Es gibt auch Schriftsteller, die wollen die Welt verändern. Aber wer kann das schon?«

Das Buch war in aller Munde. Ich konnte in New York nicht mehr in Ruhe durch die Straßen schlendern oder durch den Central Park joggen, ohne dass Spaziergänger mich erkannten und ausriefen: »He, das ist Goldman! Der Schriftsteller!« Manche hefteten sich mir sogar im Laufschritt an die Fersen, um mir die Fragen zu stellen, die sie so beschäftigten: »Was Sie da in Ihrem Buch schreiben, ist das wahr? Hat Harry Quebert das wirklich getan?« In meinem Stammcafé im West Village schreckten manche Gäste nicht einmal davor zurück, sich an meinen Tisch zu setzen und mir ein Gespräch aufzudrängen: »Ich lese gerade Ihr Buch, Mr Goldman. Ich kann es einfach nicht aus der Hand legen! Das erste war ja schon gut, aber das hier …! Hat man wirklich eine Million Dollar abgedrückt, damit Sie es schreiben? Wie alt sind Sie denn? Knapp dreißig? Dreißig Jahre und haben schon so viel Kohle gescheffelt!« Sogar meinen Doorman hatte ich dabei ertappt, wie er immer dann, wenn er nicht gerade die Tür aufhalten musste, die Nase in das Buch steckte, und kaum hatte er es ausgelesen, nagelte er mich vor dem Fahrstuhl fest, um mir sein Herz auszuschütten: »Das ist also mit Nola Kellergan passiert! Wie grauenhaft! Wie kann man nur so etwas tun? Sagen Sie, Mr Goldman, wie ist so etwas möglich?«

Vom Erscheinungstermin an stand *Der Fall Harry Quebert* im ganzen Land auf Platz 1 der Bestsellerliste und versprach, das meistverkaufte Buch des Jahres auf dem amerikanischen Kontinent zu werden. Überall wurde darüber berichtet: im Fernsehen, im Radio, in den Zeitungen. Auch wenn die Kritiker auf einen Flop gelauert hatten, überhäuften sie mich nun mit Lob. Es hieß, mein neuer Roman sei ein großer Wurf.

Sofort nach Publikation des Buchs war ich zu einem Werbemarathon aufgebrochen, man hatte mich innerhalb von nur zwei Wochen in sämtliche Ecken des Landes gezerrt. Das war dem

bevorstehenden Präsidentenwechsel geschuldet. Barnaski war nämlich der Meinung, dass wir mehr Zeit nicht bekommen würden, bevor sich wegen der Wahl am 4. November alle Blicke auf Washington richten würden. Nach der Rückkehr nach New York hatte ich noch in atemberaubendem Tempo ein Fernsehstudio nach dem anderen abgeklappert, um dem allgemeinen Hype Genüge zu tun, von dem auch das Haus meiner Eltern nicht verschont geblieben war. Ständig hatten Journalisten und Neugierige an ihrer Tür geklingelt. Um ihnen ein wenig Ruhe zu verschaffen, hatte ich ihnen ein Wohnmobil geschenkt, und sie beschlossen, sich damit einen alten Traum zu erfüllen und zuerst nach Chicago und von dort aus die Route 66 bis nach Kalifornien hinunterzufahren.

Aufgrund eines in der *New York Times* erschienenen Artikels wurde Nola nur noch *die Kleine, die Amerika gerührt hat* genannt. Die Leserbriefe, die ich erhielt, legten durch die Bank Zeugnis von diesem Gefühl ab: Allen war sie zu Herzen gegangen, die Geschichte dieses unglücklichen, misshandelten Mädchens, das durch seine Begegnung mit Harry Quebert wieder lächeln konnte und das mit seinen fünfzehn Jahren für ihn gekämpft und es ihm ermöglicht hatte, *Der Ursprung des Übels* zu schreiben. Einige Literaturwissenschaftler äußerten nun die Auffassung, dass sein Buch erst durch das meine richtig gelesen werden konnte, und machten sich für eine neue Lesart stark, in der Nola nicht mehr für die unmögliche Liebe, sondern für die Allmacht des Gefühls stand. Das führte dazu, dass die Verkaufszahlen von *Der Ursprung des Übels*, das vier Monate zuvor aus nahezu allen Buchhandlungen des Landes verbannt worden war, wieder in die Höhe schnellten. Für Weihnachten bereitete Barnaskis Marketingteam gerade ein Geschenkset in limitierter Auflage vor, das *Der Ursprung des Übels, Der Fall Harry Quebert* sowie eine Textanalyse aus der Feder eines gewissen François Lancaster enthielt.

Von Harry hatte ich, seit ich ihn im Sea Side Motel zurückgelassen hatte, nichts mehr gehört. Zwar hatte ich unzählige Male versucht,

ihn anzurufen, aber sein Handy war ausgeschaltet, und wenn ich im Motel anrief und darum bat, mit Zimmer 8 verbunden zu werden, klingelte das Telefon endlos, ohne dass jemand abnahm. Überhaupt hatte ich zu niemandem in Aurora Kontakt, was vielleicht auch besser war: Meine Neugier, wie das Buch dort aufgenommen wurde, hielt sich in Grenzen. Von der Rechtsabteilung von Schmid & Hanson hatte ich lediglich erfahren, dass Elijah Stern den Verlag mit aller Macht vor Gericht zerren wollte, weil er die ihn betreffenden Passagen für rufschädigend hielt, insbesondere jene, in denen ich mir die Frage stellte, weshalb er nicht nur Luthers Wunsch, Nola nackt malen zu dürfen, nachgegeben, sondern der Polizei gegenüber obendrein verschwiegen hatte, dass sein schwarzer Monte Carlo verschwunden war. Ich hatte ihn zwar vor Erscheinen des Buchs angerufen, um ihn nach seiner Sicht der Dinge befragen, doch er hatte sich nicht zu einer Antwort herbeigelassen.

Ab der dritten Oktoberwoche nahmen, wie Barnaski es vorhergesagt hatte, die Präsidentschaftswahlen das Medieninteresse für sich in Beschlag. Die Anfragen an mich gingen drastisch zurück, worüber ich eine gewisse Erleichterung empfand. Ich hatte zwei anstrengende Jahre hinter mir: mein erster Erfolg, die Schriftstellerkrankheit, dann, schließlich, das zweite Buch. Mein Geist war endlich zur Ruhe gekommen, und ich verspürte das dringende Bedürfnis, eine Weile Urlaub zu machen. Da ich nicht allein verreisen und mich bei Douglas für seine Unterstützung erkenntlich zeigen wollte, erstand ich zwei Flugtickets für die Bahamas: Urlaub unter Kumpeln, wie ich es seit der Highschool nicht mehr gemacht hatte. Ich wollte ihn damit überraschen, als er eines Abends zu mir kam, um sich mit mir eine Sportsendung anzuschauen. Zu meiner großen Enttäuschung gab er mir einen Korb. »Nette Idee«, sagte er, »aber zu der Zeit wollte ich mit Kelly in die Karibik.«

»Mit Kelly? Du bist noch mit ihr zusammen?«

»Ja, klar. Wusstest du das nicht? Wir wollen uns verloben. Ich möchte dort um ihre Hand anhalten.«

»Oh, großartig! Ich freue mich wirklich für euch. Herzlichen Glückwunsch!«

Anscheinend sah ich ein wenig geknickt aus, denn er sagte: »Marc, du hast alles, was man sich im Leben nur wünschen kann. Du solltest nicht länger allein sein.«

Ich nickte zustimmend. »Es ist nur so, dass … Ich habe schon seit Ewigkeiten kein Date mehr gehabt«, rechtfertigte ich mich.

Er grinste. »Mach dir deswegen keinen Kopf.«

Diese Unterhaltung führte dazu, dass ich am übernächsten Tag, Donnerstag, 23. Oktober 2008, dem Abend, an dem alles anders kommen sollte, eine Verabredung mit Lydia Gloor hatte. Douglas hatte das für mich arrangiert, weil er von ihrem Agenten erfahren hatte, dass sie immer noch auf mich stand. Er hatte mich überredet, sie anzurufen, und wir hatten uns in einer Bar in Soho verabredet. Um Punkt neunzehn Uhr kam Douglas vorbei, um mich moralisch zu unterstützen.

»Du bist noch nicht umgezogen?«, stellte er fest, als ich ihm mit nacktem Oberkörper die Tür öffnete.

»Ich kann mich nicht entscheiden, welches Hemd ich anziehen soll«, entgegnete ich und schwenkte zwei Kleiderbügel vor mir.

»Nimm das blaue, das steht dir bestimmt sehr gut.«

»Bist du dir sicher, dass es kein Fehler ist, mit Lydia auszugehen, Doug?«

»Du sollst sie ja nicht gleich heiraten. Du gehst einfach nur mit einem hübschen Mädchen, das dir gefällt und dem du gefällst, ein Glas trinken. Ihr werdet schon merken, ob es zwischen euch noch knistert.«

»Und was machen wir nach dem Drink?«

»Ich habe bei einem angesagten Italiener auf deinen Namen einen Tisch reserviert. Die Adresse schicke ich dir noch per SMS.«

Ich grinste. »Was würde ich nur ohne dich tun, Doug?«

»Dafür sind Freunde doch da, oder?«

In diesem Augenblick klingelte mein Handy. Wahrscheinlich hätte ich den Anruf nicht angenommen, hätte ich auf dem Display nicht gesehen, dass er von Gahalowood kam. »Hallo, Sergeant? Wie schön, von Ihnen zu hören!«

Er war nicht gut drauf. »Guten Abend, Schriftsteller. Tut mir leid, wenn ich Sie störe …«

»Sie stören überhaupt nicht.«

Er hörte sich sehr missgestimmt an: »Schriftsteller, ich glaube, wir haben ein Riesenproblem.«

»Was ist denn los?«

»Es geht um Nola Kellergans Mutter, von der Sie in Ihrem Buch behauptet haben, dass sie ihre Tochter geschlagen habe.«

»Louisa Kellergan, ja. Was ist mit ihr?«

»Gehen Sie mal ins Internet. Dann schicke ich Ihnen eine Mail.«

Ich lief ins Wohnzimmer, schaltete den Computer ein und klickte mein E-Mail-Postfach an. Gahalowood blieb in der Leitung. Er hatte mir soeben ein Foto geschickt.

»Was ist das?«, fragte ich. »Sie machen mir Angst.«

»Machen Sie es auf. Erinnern Sie sich noch, wie Sie mir von Alabama erzählt haben?«

»Ja, natürlich erinnere ich mich. Die Kellergans kamen von dort.«

»Wir haben Scheiße gebaut, Marcus. Wir haben total vergessen, uns um Alabama zu kümmern. Dabei hatten Sie es mir gesagt!«

»Was hatte ich Ihnen gesagt?«

»Dass wir rauskriegen müssen, was in Alabama passiert ist.«

Ich klickte das Foto an. Es zeigte einen Grabstein mit der Aufschrift:

LOUISA KELLERGAN
1930 – 1969
Unsere geliebte Ehefrau und Mutter

Ich war wie vom Donner gerührt. »Großer Gott!«, presste ich hervor. »Was hat das zu bedeuten?«

»Dass Nolas Mutter 1969 gestorben ist, also sechs Jahre vor dem Verschwinden ihrer Tochter!«

»Woher haben Sie dieses Foto?«

»Von einem Journalisten aus Concord. Morgen prangt es auf den Titelseiten sämtlicher Zeitungen, Schriftsteller, und Sie können sich ausmalen, was dann passiert: Es wird keine drei Stunden dauern, bis das ganze Land beschließt, dass weder Ihr Buch noch die Ermittlungen etwas taugen.«

Das Rendezvous mit Lydia Gloor an diesem Abend fiel aus. Douglas holte Barnaski aus einer geschäftlichen Besprechung, Barnaski holte Richardson-aus-der-Rechtsabteilung von zu Hause, und wir hielten eine äußerst hitzige Krisensitzung in einem Konferenzraum von Schmid & Hanson ab. Der *Concord Herald* hatte das Foto von einer Lokalzeitung aus Jackson übernommen, die es zuerst entdeckt hatte. Barnaski hatte gerade vergeblich zwei Stunden lang auf den Chefredakteur des *Concord Herald* eingeredet, um ihn davon abzubringen, das Bild am nächsten Tag als Aufmacher seiner Zeitung zu drucken.

»Sie können sich denken, was die Leute sagen, wenn sie erfahren, dass Ihr Buch eine einzige Mogelpackung ist!«, brüllte er mich an. »Herrgott noch mal, Goldman, haben Sie Ihre Quellen denn nicht überprüft?«

»Ich verstehe überhaupt nichts mehr! Das ist doch absurd! Harry hat mir doch von der Mutter erzählt! Er hat oft von ihr gesprochen. Ich begreife das nicht. Die Mutter hat Nola geschlagen! Das hat er mir gesagt! Er hat mir von den Schlägen und dem simulierten Ertränken berichtet.«

»Und was sagt Quebert jetzt dazu?«

»Er ist nicht zu erreichen. Ich habe heute Abend mindestens schon zehnmal versucht, ihn anzurufen. Und im Übrigen habe ich seit bald

zwei Monaten nichts mehr von ihm gehört.«

»Versuchen Sie es weiter! Lassen Sie sich etwas einfallen! Reden Sie mit jemandem, der Ihnen weiterhelfen kann! Liefern Sie mir eine Erklärung, die ich den Journalisten geben kann, wenn sie morgen früh über mich herfallen.«

Um zweiundzwanzig Uhr rief ich schließlich Erne Pinkas an.

»Wie bist du eigentlich auf die Idee gekommen, dass die Mutter damals noch lebte?«, fragte er mich.

Ich war vollkommen verdattert. Etwas dümmlich antwortete ich: »Es hat mir niemand gesagt, dass sie tot war!«

»Aber dir hat auch niemand gesagt, dass sie noch lebte!«

»Doch! Harry!«

»Dann hat er dich an der Nase herumgeführt. Der alte Kellergan ist mit seiner Tochter allein nach Aurora gekommen. Eine Mutter hat es hier nie gegeben.«

»Ich verstehe gar nichts mehr! Spinne ich, oder was? Wie stehe ich denn jetzt da?«

»Wie ein beschissener Schriftsteller, Marcus. Du kannst mir glauben, dass es uns hier nicht leichtfällt, die bittere Pille zu schlucken. Einen Monat lang haben wir mitangesehen, wie du dich in den Zeitungen und im Fernsehen in Szene gesetzt hast. Wir haben uns alle gefragt, was du da für einen Quatsch erzählst.«

»Warum hat mich denn niemand gewarnt?«

»Dich gewarnt? Was hätten wir denn sagen sollen? Hätten wir dich fragen sollen, ob du vielleicht auf dem Holzweg bist, weil du von einer Mutter faselst, die zum Zeitpunkt der Tat längst tot war?«

»Wie ist sie gestorben?«, fragte ich.

»Keine Ahnung.«

»Und was ist mit der Musik? Mit den Schlägen? Ich habe Zeugen, die das alles bestätigt haben.«

»Zeugen? Wofür? Dass der Reverend sein Kofferradio voll aufgedreht hat, um in Ruhe seine Tochter zu vermöbeln? Ja, das haben wir alle geahnt. Aber du schreibst in deinem Buch, dass sich

der alte Kellergan in der Garage verkrochen hat, während die Mutter die Kleine versohlt hat. Das Problem ist nur, dass die Mutter nie einen Fuß nach Aurora gesetzt hat, weil sie vor dem Umzug gestorben ist. Wie soll man jetzt glauben, was du sonst noch in deinem Buch schreibst? Außerdem hast du mir versprochen, meinen Namen in der Danksagung zu nennen …«

»Das habe ich!«

»Da steht, unter ›ferner liefen‹: *E. Pinkas, Aurora*. Ich wollte ihn aber in Großbuchstaben haben! Ich wollte, dass man über mich spricht!«

»Aber ich …«

Er legte mitten im Satz auf. Barnaski sah mich bitterböse an und richtete drohend seinen Finger auf mich. »Goldman, Sie nehmen morgen das erste Flugzeug nach Concord und bringen diesen Saustall in Ordnung.«

»Roy, wenn ich mich in Aurora sehen lasse, lynchen die mich.«

Er lachte gequält und versetzte: »Sie können sich glücklich schätzen, wenn Sie nur gelyncht werden.«

War die Kleine, die Amerika gerührt hat, der Phantasie eines kranken, von einer Schaffenskrise befallenen Schriftstellerhirns entsprungen? Wie hatte man ein solches Detail so sträflich vernachlässigen können? Die Meldung des *Concord Herald*, die von sämtlichen Medien aufgegriffen wurde, säte Zweifel an der Glaubwürdigkeit von *Der Fall Harry Quebert*.

Am Freitagvormittag, den 24. Oktober, nahm ich einen Flug nach Manchester und landete am frühen Nachmittag. Am Flughafen mietete ich ein Auto und fuhr direkt ins Hauptquartier der State Police von Concord, wo Gahalowood mich erwartete. Er unterrichtete mich darüber, was er über die Vergangenheit der Familie Kellergan in Alabama in Erfahrung hatte bringen können.

»David und Louisa Kellergan heiraten 1955«, erklärte er. »Damals ist er bereits Pfarrer einer florierenden Gemeinde, und seine Frau

unterstützt ihn bei seiner Arbeit. Nola wird 1960 geboren. In den Jahren danach keine besonderen Vorkommnisse. Aber eines Nachts im Frühjahr 1969 brennt das Haus nieder. Das kleine Mädchen wird mit knapper Not aus den Flammen gerettet, aber die Mutter kommt darin um. Ein paar Wochen später kehrt der Reverend der Stadt Jackson den Rücken.«

»Ein paar Wochen später?«

»Ja. Sie ziehen nach Aurora.«

»Aber warum hat Harry mir dann erzählt, dass Nola von ihrer Mutter geschlagen wurde?«

»Wahrscheinlich meinte er ihren Vater.«

»Aber nein!«, widersprach ich. »Harry hat von der Mutter gesprochen! Es war die Mutter! Ich habe es sogar aufgenommen!«

»Dann hören wir uns diese Aufnahme doch einmal an«, schlug Gahalowood vor.

Ich hatte meine Minidiscs mitgebracht, breitete sie auf Gahalowoods Schreibtisch aus und versuchte mich anhand der Etiketten auf den Schutzhüllen zu orientieren. Obwohl ich sie sehr sorgfältig nach Person und Datum sortiert hatte, konnte ich die fragliche Aufnahme nicht finden. Erst als ich die Tasche komplett ausräumte, fiel mir eine letzte Disc ohne Datum in die Hände, die ich übersehen hatte. Sofort legte ich sie in den Player ein.

»Seltsam«, sagte ich. »Warum habe ich diese hier nicht datiert?«

Ich schaltete das Gerät ein und hörte meine Stimme, die als Datum Dienstag, den 1. Juli 2008, nannte. Damals hatte ich das Gespräch mit Harry im Besuchsraum des Gefängnisses aufgenommen.

»War das der Grund, weshalb Sie fortgehen wollten? Oder warum hatten Sie für den Abend des 30. August gemeinsam die Flucht geplant?«

»Das wiederum, Marcus, hing mit einer ganz schrecklichen Sache zusammen. Nehmen Sie das auf?«

»Ja.«

»Ich werde Ihnen jetzt etwas sehr Schlimmes erzählen, damit Sie alles verstehen. Aber ich möchte nicht, dass es bekannt wird.«

»Sie können sich auf mich verlassen.«

»Nun, als wir die Woche nach Martha's Vineyard gefahren waren, hatte Nola ihren Eltern vorher nicht etwa erzählt, dass sie bei einer Freundin wäre, sondern war einfach abgehauen. Sie war weggelaufen, ohne irgendwem Bescheid zu sagen. Als ich sie am Tag nach unserer Rückkehr wiedergesehen habe, wirkte sie furchtbar traurig. Sie hat mir gesagt, dass ihre Mutter sie geschlagen habe. Ihr Körper war mit Striemen übersät, und sie weinte. An jenem Tag hat sie mir erzählt, dass ihre Mutter sie auch wegen Nichtigkeiten bestrafte, sie mit einem Eisenlineal schlug und mit ihr auch diese scheußliche Sache machte wie heutzutage in Guantánamo, dieses simulierte Ertränken. Sie füllte ein Waschbecken mit Wasser, packte ihre Tochter an den Haaren und tauchte ihren Kopf unter – angeblich, um sie zu erlösen.«

»Zu erlösen?«

»Ja, vom Bösen. Eine Art Taufe, schätze ich. Wie Jesus im Jordan oder so etwas. Zunächst konnte ich es gar nicht glauben, aber die Beweise waren nicht zu übersehen. Ich habe sie gefragt: ›Wer hat dir das angetan?‹ – ›Mutter.‹ – ›Und warum unternimmt dein Vater nichts dagegen?‹ – ›Der verkriecht sich in der Garage und hört laute Musik. Das macht er immer, wenn Mutter mich bestraft. Er will es nicht mitkriegen.‹ Nola konnte nicht mehr, Marcus, sie konnte einfach nicht mehr. Ich wollte zu den Kellergans gehen und die Sache klären. Das musste ein Ende haben. Aber Nola hat mich angefleht, nichts zu unternehmen. Sie hat gesagt, sie würde schrecklichen Ärger bekommen, ihre Eltern würden sie bestimmt aus der Stadt schaffen, und dann würden wir uns nie wiedersehen. Trotzdem konnte es nicht so weitergehen.

Deshalb haben wir Ende August, um den 20. herum, beschlossen, dass wir fortgehen mussten. Und zwar bald. Und natürlich heimlich. Als Datum haben wir den 30. August festgelegt. Wir wollten in Vermont über die Grenze nach Kanada, vielleicht nach British Columbia, um dort in einer Holzhütte an einem Seeufer zu wohnen, und dort einfach glücklich zu sein. Niemand hätte je etwas erfahren.«

»Das war der Grund, weshalb Sie zusammen durchbrennen wollten?«

»Ja.«

»Und warum soll ich nicht darüber reden?«

»Weil das erst der Anfang ist, Marcus. Kurz darauf habe ich nämlich etwas Schreckliches über Nolas Mutter herausgefunden …«

Ein Klingeln ist zu hören. Die Stimme eines Wärters kündigt das Ende der Besuchszeit an.

»Wir setzen das Gespräch nächstes Mal fort, Marcus. Bis dahin behalten Sie das unbedingt für sich.«

»Und was hatte er über Nolas Mutter herausgefunden?«, fragte Gahalowood ungeduldig.

»An die Fortsetzung erinnere ich mich nicht«, erwiderte ich verwirrt und wühlte in den anderen Minidiscs.

Plötzlich hielt ich inne, wurde bleich und schrie auf: »Das darf nicht wahr sein!«

»Was, Schriftsteller?«

»Das war Harrys letzte Aufnahme! Deshalb steht kein Datum auf der Minidisc! Das hatte ich völlig vergessen. Wir haben das Gespräch nie zu Ende geführt! Danach kam die Sache mit Pratt ans Licht, und Harry wollte nicht mehr aufgenommen werden, also habe ich bei meinen Interviews nur noch Notizen in ein Heft gemacht. Und dann gelangte das unfertige Manuskript an die Öffentlichkeit, und Harry war wütend auf mich. Wie konnte ich nur so dämlich sein?«

»Wir müssen uns unbedingt mit Harry unterhalten«, verkündete Gahalowood und schnappte sich seinen Mantel. »Wir müssen wissen, was er über Louisa Kellergan herausgefunden hatte.«

Und schon machten wir uns auf den Weg zum Sea Side Motel.

Zu unserer großen Überraschung öffnete uns nicht etwa Harry, sondern eine hochgewachsene Blondine die Tür zu Zimmer 8. Wir begaben uns zum Rezeptionisten, und der erklärte uns nüchtern: »Wir hatten hier in letzter Zeit keinen Harry Quebert.«

»Das kann nicht sein«, sagte ich. »Er hat wochenlang hier gewohnt.«

Auf Gahalowoods Bitte hin sah der Rezeptionist das Anmelderegister der letzten sechs Monate durch. Aber er blieb bei seiner Aussage und wiederholte: »Kein Harry Quebert.«

»Das ist ausgeschlossen«, entgegnete ich genervt. »Ich habe ihn doch hier gesehen! Ein großer Kerl mit wirrer weißer Mähne.«

»Ach, der! Ja, dieser Mann hat sich oft auf dem Parkplatz herumgetrieben. Aber er hat hier kein Zimmer gemietet.«

»Er hat in Zimmer 8 gewohnt!«, rief ich aufbrausend. »Ich weiß es, ich habe ihn oft vor der Tür sitzen sehen.«

»Ja, er hat davorgesessen. Ich habe ihn mehrmals zum Gehen aufgefordert, aber er hat mir jedes Mal einen Hundertdollarschein zugesteckt! Für das Geld konnte er von mir aus so lange sitzen bleiben, wie er wollte. Er hat gesagt, dass dieser Ort angenehme Erinnerungen in ihm weckt.«

»Und wie lange haben Sie ihn schon nicht mehr gesehen?«, fragte Gahalowood.

»Bestimmt schon ein paar Wochen. Ich erinnere mich noch genau an den Tag, an dem er verschwunden ist. Er hat mir noch einen Hundertdollarschein zugesteckt, damit ich bei Anrufen für ihn so tat, als würde ich sie zu Zimmer 8 durchstellen, und das Telefon dann lang klingeln ließ. Er wirkte ziemlich gehetzt. Das war kurz nach diesem Streit …«

»Streit?«, fragte Gahalowood erstaunt. »Was für ein Streit?«

»Na ja, Ihr Freund hat sich mit jemandem gestritten. Mit einem kleinen alten Mann, der mit dem Auto hierhergekommen ist und ihm eine Szene gemacht hat. Es ging ganz schön heftig zu, mit Geschrei und allem. Ich wollte gerade einschreiten, da ist der Alte wieder in seinen Wagen gestiegen und weggefahren. In diesem Moment hat Ihr Freund beschlossen, ebenfalls zu verschwinden. Ich hätte ihn aber sowieso rausgeschmissen, weil ich es nicht mag, wenn es Stress gibt. Dann beschweren sich nämlich die Gäste, und ich krieg eins aufs Dach.«

»Worum ging es bei dem Streit?«

»Um einen Brief, glaube ich. ›Sie waren es!‹, hat der Alte Ihren Freund angebrüllt.«

»Ein Brief? Was für ein Brief?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Und was ist dann passiert?«

»Der Alte ist wieder abgefahren, und Ihr Freund hat sich mir nichts, dir nichts davongemacht.«

»Würden Sie ihn wiedererkennen?«

»Den Alten? Nein, ich glaube nicht. Aber fragen Sie doch Ihre Kollegen. Dieser merkwürdige Kauz ist nämlich wiedergekommen. Wahrscheinlich hatte er es auf Ihren Freund abgesehen. Ich kenne mich mit so was aus, ich schaue mir nämlich im Fernsehen jede Menge Krimis an. Ihr Freund hatte zwar schon das Weite gesucht, aber ich habe gespürt, dass da was faul war. Also habe ich die Bullen gerufen. Kurz darauf waren zwei Autobahnpatrouillen hier und haben den Alten gefilzt. Aber sie haben ihn gehen lassen, weil alles seine Ordnung hatte.«

Gahalowood rief augenblicklich in der Zentrale an und verlangte die Personalien des Mannes, der unlängst im Sea Side Motel von der Autobahnpolizei überprüft worden war. »Ich bekomme einen Rückruf, sobald sie die Daten haben«, erklärte er mir, nachdem er aufgelegt hatte.

Ich verstand überhaupt nichts mehr. Ich fuhr mir mit der Hand durch die Haare und sagte: »Das ist doch absurd!«

Plötzlich sah mich der Rezeptionist seltsam an und fragte: »Sind Sie Mr Marcus?«

»Ja, warum?«

»Weil Ihr Freund für Sie einen Umschlag hiergelassen hat. Er hat gesagt, dass ihn ein junger Typ abholen kommt, der unter Garantie ›Das ist doch absurd!‹ sagen wird. Er hat mir aufgetragen, Ihnen das hier zu geben.«

Er reichte mir einen kleinen Umschlag aus Packpapier, in dem sich ein Schlüssel befand.

»Ein Schlüssel?«, fragte Gahalowood. »Sonst nichts?«

»Nein, nichts.«

»Was ist das für ein Schlüssel?«

Eingehend betrachtete ich seine Form, und dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen. »Der Garderobenschrank im Fitnessclub von Montburry!«

Zwanzig Minuten später standen wir in der Umkleide des Fitnessclubs. Im Garderobenschrank Nr. 201 lag ein Packen gebundener Seiten sowie ein handgeschriebener Brief.

> *Lieber Marcus,*
> *wenn Sie diese Zeilen lesen, ist wegen Ihres Buchs bestimmt gerade die Hölle los, und Sie suchen nach Antworten.*
> *Das hier dürfte Sie interessieren. Dieses Buch ist die Wahrheit.*
> *Harry*

Bei dem Papierstoß handelte es sich um ein nicht sehr umfangreiches maschinengeschriebenes Manuskript mit dem Titel:

DIE MÖWEN VON AURORA
von Harry L. Quebert

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte mich Gahalowood.

»Keine Ahnung. Sieht wie ein unveröffentlichter Text von Harry aus.«

»Das Papier ist schon älter«, stellte Gahalowood mit einem prüfenden Blick auf die Seiten fest.

Ich blätterte kurz in dem Text. »Nola hat oft von den Möwen gesprochen«, sagte ich. »Harry hat gesagt, dass sie Möwen liebte. Bestimmt gibt es da einen Zusammenhang.«

»Aber warum spricht er von ›Wahrheit‹? Beschreibt er in diesem Text womöglich die Ereignisse von 1975?«

»Ich weiß es nicht.«

Wir beschlossen, die Lektüre auf später zu verschieben und nach Aurora zu fahren. Mein Eintreffen blieb dort nicht unbemerkt. Ein paar Passanten zeigten mir unverhohlen ihre Verachtung und pöbelten mich an. Vor dem Clark's beschimpfte mich Jenny in aller Öffentlichkeit. Sie war wütend darüber, wie ich ihre Mutter geschildert hatte, und weigerte sich zu glauben, dass ihr Vater die anonymen Briefe an Harry geschrieben hatte.

Der einzige Mensch, der zu einem Gespräch mit uns bereit war, war Nancy Hattaway, die wir in ihrem Geschäft besuchten.

»Ich verstehe das nicht«, sagte Nancy zu mir. »Ich habe Nolas Mutter Ihnen gegenüber nie erwähnt.«

»Aber Sie haben die blauen Flecken von den Schlägen erwähnt, die Ihnen aufgefallen sind. Und dass Nola eine ganze Woche von zu Hause abgehauen ist und man Ihnen weismachen wollte, sie wäre krank.«

»Aber da war nur der Vater zu Hause. Er hat mir in jener Juliwoche, in der Nola ausgerissen war, den Zutritt zum Haus verwehrt. Von der Mutter war nie die Rede.«

»Sie haben mir von Schlägen mit einem Eisenlineal auf ihre Brüste erzählt. Erinnern Sie sich?«

»Ja, von den Schlägen. Aber ich habe nicht gesagt, dass ihre Mutter sie geschlagen hat.«

»Ich habe Sie aufgenommen! Das war am 26. Juni. Ich habe die Aufnahme dabei. Schauen Sie, das Datum steht drauf.«

Ich schaltete den Minidisc-Player ein:

»Merkwürdig, was Sie mir da über Reverend Kellergan erzählen, Mrs Hattaway. Ich habe ihn vor ein paar Tagen kennengelernt, und auf mich machte er eher einen sanftmütigen Eindruck.«

»So kann er durchaus wirken, vor allem in der Öffentlichkeit. Man hatte ihn zu Hilfe gerufen, um die ziemlich verwahrloste Gemeinde von St. James auf Vordermann zu bringen. In Alabama hatte es offenbar wahre Wunder bewirkt. Und tatsächlich war die St.-James-Kirche schon bald nach seiner Amtsübernahme jeden Sonntag voll. Aber davon abgesehen lässt sich schwer sagen, wie es bei den Kellergans zu Hause wirklich zuging …«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Nola wurde geschlagen.«

»Was?«

»Ja, sie wurde übel geschlagen. Ich erinnere mich noch an einen schrecklichen Vorfall Anfang des Sommers, Mr Goldman. Da habe ich zum ersten Mal diese Spuren auf Nolas Körper gesehen. Wir waren zum Baden an den Grand Beach gegangen. Nola sah traurig aus, und ich dachte, es wäre wegen eines Jungen. Da gab es diesen Cody, einen Typen aus der Zehnten, der hinter ihr her war. Aber dann hat sie mir gestanden, dass sie zu Hause schikaniert und ein böses Mädchen genannt wurde. Ich habe sie nach dem Grund gefragt, und sie hat irgendwelche Vorfälle in Alabama

erwähnt, auf die sie aber nicht eingehen wollte. Später, als sie sich am Strand ausgezogen hat, habe ich diese schrecklichen Male auf ihren Brüsten gesehen. Ich habe sie sofort gefragt, was es damit auf sich hat, und stellen Sie sich vor, was sie geantwortet hat: ›Das war Mutter, sie hat mich am Samstag mit einem Eisenlineal geschlagen.‹ Ich war vollkommen baff und dachte natürlich, ich hätte mich verhört, aber sie hat beteuert: ›Es ist die Wahrheit. Sie hat gesagt, dass ich ein böses Mädchen bin.‹ Nola wirkte verzweifelt, und ich bin nicht weiter in sie gedrungen. Nach dem Baden sind wir nach Hause gegangen, und ich habe ihr eine Salbe auf die Brüste gestrichen. Ich habe zu ihr gesagt, dass sie mit jemanden über ihre Mutter reden sollte, zum Beispiel mit Mrs Sanders, der Krankenschwester aus der Highschool, aber Nola wollte davon nichts wissen.«

»Da!«, rief ich und stoppte die Wiedergabe. »Sehen Sie, da reden Sie über die Mutter!«

»Nein«, verwahrte sich Nancy. »Ich habe Ihnen lediglich meine Verblüffung darüber mitgeteilt, dass Nola von ihrer Mutter gesprochen hat. Damit wollte ich Ihnen klarmachen, dass bei den Kellergans etwas nicht stimmte. Ich war mir sicher, Sie wüssten, dass sie tot war.«

»Ich hatte keine Ahnung! Ich wusste zwar, dass ihre Mutter nicht mehr lebt, aber ich dachte, sie wäre gestorben, nachdem Nola verschwunden war. Ich erinnere mich, dass David Kellergan mir bei meinem ersten Besuch sogar ein Foto von seiner Frau gezeigt hat. Ich weiß noch, dass ich überrascht war, wie liebenswürdig er mich empfing. Und ich erinnere mich, dass ich zu ihm so etwas Ähnliches gesagt habe wie: ›Und was ist mit Ihrer Frau?‹ Worauf er geantwortet hat: ›Sie ist schon lange tot.‹«

»Jetzt, wo ich diese Aufnahme höre, begreife ich, dass ich Sie möglicherweise in die Irre geführt habe. Das ist ein schreckliches

Missverständnis, Mr Goldman, es tut mir leid.«

Ich ließ die Aufnahme weiterlaufen:

»… mit Mrs Sanders, der Krankenschwester aus der Highschool, aber Nola wollte davon nichts wissen.«

»Was war in Alabama passiert?«

»Das weiß ich nicht, ich habe es nie erfahren. Nola hat es mir nie erzählt.«

»Hängt ihr Umzug damit zusammen?«

»Das weiß ich nicht. Ich würde Ihnen gerne helfen, aber ich weiß es einfach nicht.«

»Es ist ganz allein meine Schuld, Mrs Hattaway«, sagte ich. »Ich hätte mich danach voll und ganz auf Alabama konzentrieren müssen.«

»Also wurde sie von ihrem Vater geschlagen?«, fragte Gahalowood perplex.

Nancy besann sich kurz, sie wirkte etwas ratlos. Schließlich antwortete sie: »Ja, das heißt, nein. Ich weiß auch nicht … Sie hatte diese Male auf ihrem Körper, und als ich sie gefragt habe, was passiert ist, hat sie gesagt, dass sie zu Hause bestraft wurde.«

»Bestraft? Wofür?«

»Das hat sie nicht gesagt. Aber sie hat nie behauptet, dass ihr Vater sie geschlagen hat. Eigentlich weiß niemand es so ganz genau. Meine Mutter hat die blauen Flecken einmal am Strand gesehen. Und dann war da noch diese ohrenbetäubende Musik, die er in regelmäßigen Abständen anstellte. Die Leute glaubten, dass der alte Kellergan seine Tochter verprügelte, aber niemand wagte etwas zu sagen. Schließlich war er unser Pfarrer.«

Nach unserem Gespräch mit Nancy Hattaway saßen Gahalowood und ich noch eine Weile schweigend auf einer Bank vor ihrem Geschäft. Ich war verzweifelt.

»Ein verdammtes Missverständnis!«, stieß ich schließlich hervor. »Das alles nur wegen eines verdammten Missverständnisses! Wie konnte ich nur so blöd sein?«

Gahalowood versuchte mich zu trösten. »Immer mit der Ruhe, Schriftsteller. Sie dürfen nicht so streng zu sich selbst sein. Wir sind alle darauf reingefallen. Wir waren so in unsere Ermittlungen vertieft, dass wir den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen haben. Das nennt man Betriebsblindheit, das passiert jedem mal.«

In diesem Augenblick klingelte sein Handy. Es war der erwartete Rückruf aus dem Hauptquartier der State Police. »Sie haben den Namen von dem Kerl am Motel«, raunte er mir zu, während er dem Kollegen zuhörte. Plötzlich sah er mich merkwürdig an, hielt den Hörer vom Ohr weg und sagte: »Es war David Kellergan.«

In der Terrace Avenue 245 dröhnte die ewig gleiche Musik: Der alte Kellergan war zu Hause.

»Wir müssen unbedingt herauskriegen, was er von Harry wollte«, sagte Gahalowood, als er aus dem Wagen stieg. »Aber ich flehe Sie an, Schriftsteller: Überlassen Sie die Gesprächsführung mir!«

Bei seiner Überprüfung am Sea Side Motel hatte die Autobahnpolizei in David Kellergans Wagen ein Jagdgewehr gefunden. Die Beamten hatten ihn jedoch nicht weiter behelligt, weil er die Waffe rechtmäßig besaß. Er hatte angegeben, auf dem Weg zu seinem Schießclub gewesen zu sein und angehalten zu haben, um im Restaurant des Motels einen Kaffee zu trinken. Da nichts gegen ihn vorlag, hatten sie ihn weiterfahren lassen.

»Ziehen Sie ihm die Würmer aus der Nase, Sergeant«, forderte ich Gahalowood auf, als wir über den gepflasterten Weg zum Haus gingen. »Ich bin gespannt, was das für ein Brief war … Kellergan hatte mir gegenüber behauptet, Harry kaum zu kennen. Glauben Sie, er hat mich angelogen?«

»Das werden wir gleich herausfinden, Schriftsteller.«

Der alte Kellergan hatte uns offenbar kommen sehen, denn noch bevor wir klingeln konnten, öffnete er, mit seinem Gewehr bewaffnet, die Tür. Er sah aus, als hätte er größte Lust, mich abzuknallen. »Sie haben das Andenken meiner Frau und meiner Tochter beschmutzt!«, schrie er fuchsteufelswild. »Sie Scheißkerl! Sie sind der letzte Dreck!«

Gahalowood versuchte, ihn zu besänftigen. Er beschwor ihn, das Gewehr wegzulegen, und erklärte, dass wir nur gekommen waren, um endlich zu verstehen, was mit Nola passiert war. Angelockt vom Geschrei, versammelten sich Schaulustige. Schon bald drängte sich eine neugierige Menschentraube vor dem Haus. Der alte Kellergan tobte weiter, und Gahalowood gab mir mit einem Zeichen zu verstehen, dass wir langsam den Rückzug antreten sollten. In diesem Augenblick trafen mit heulenden Sirenen zwei Streifenwagen der Polizei von Aurora ein. Travis Dawn stieg aus einem der Fahrzeuge. Der Ärger über meinen Anblick stand ihm ins Gesicht geschrieben. Er sagte: »Meinst du nicht auch, dass du hier in der Stadt schon genug Chaos angerichtet hast?« Dann fragte er Gahalowood, ob es einen triftigen Grund dafür gab, dass die State Police in Aurora anrückte, ohne ihn vorab zu informieren.

Ich begriff, dass uns nicht viel Zeit blieb, und deshalb rief ich David Kellergan zu: »Beantworten Sie mir eine Frage, Reverend: Sie haben die Musik voll aufgedreht, und dann haben Sie sie nach Herzenslust verdroschen, stimmt's?«

Wieder fuchtelte Kellergan mit seinem Gewehr herum. »Ich habe nie die Hand gegen sie erhoben! Sie wurde nie geschlagen! Sie sind ein Dreckskerl, Goldman! Ich nehme mir einen Anwalt, und dann bringe ich Sie vor Gericht!«

»Ach ja? Warum haben Sie das nicht längst getan? Na? Warum sind Sie nicht längst vor Gericht gezogen? Vielleicht haben Sie ja kein Interesse daran, dass man sich näher mit Ihrer Vergangenheit beschäftigt? Was ist in Alabama passiert?«

Er spuckte in meine Richtung. »Typen wie Sie kapieren auch gar nichts, Goldman!«

»Was ist mit Harry Quebert am Sea Side Motel vorgefallen? Was verheimlichen Sie uns?«

Jetzt begann auch Travis zu brüllen. Er drohte Gahalowood an, dessen Vorgesetzte zu informieren, und wir mussten abziehen.

Schweigend fuhren wir nach Concord. Irgendwann sagte Gahalowood: »Was haben wir übersehen, Schriftsteller? Was hatten wir vor Augen und haben es dennoch nicht gesehen?«

»Zumindest wissen wir jetzt, dass Harry etwas über Nolas Mutter weiß, was er mir nicht erzählt hat.«

»Und wir können davon ausgehen, dass der alte Kellergan weiß, dass Harry es weiß. Aber was, verdammt noch mal?«

»Sergeant, glauben Sie, der alte Kellergan könnte in diesen Fall verwickelt sein?«

Für die Presse war es ein gefundenes Fressen.

> Neuigkeiten im Fall Harry Quebert: In Marcus Goldmans Erzählung wurden Unstimmigkeiten aufgedeckt, die die Glaubwürdigkeit seines ganzen Buchs infrage stellen. Dabei war dieses von der Kritik gerühmt und vom nordamerikanischen Verlagsmagnaten Roy Barnaski als wahrheitsgetreue Schilderung der Ereignisse präsentiert worden, die 1975 zur Ermordung der jungen Nola Kellergan geführt hatten.

Nach New York konnte ich nicht zurück, solange ich diesen Fall nicht aufgeklärt hatte, und so nahm ich Zuflucht in meiner Suite im Regent’s Hotel in Concord. Die einzige Person, mit der ich Kontakt aufnahm, war Denise, damit sie mich über die Geschehnisse in New York und die jüngsten Entwicklungen im Zusammenhang mit dem Phantom Louisa Kellergan auf dem Laufenden halten konnte.

An diesem Abend lud mich Gahalowood zu sich nach Hause zum Essen ein. Seine Töchter waren als Wahlkampfhelferinnen für Obama tätig, belebten die Mahlzeit mit ihren Geschichten und schenkten mir Aufkleber für mein Auto. Als ich Helen später in der Küche beim Abwasch half, meinte sie, dass ich schlecht aussähe.

»Ich verstehe nicht, wie mir das passieren konnte«, gestand ich ihr. »Wie konnte ich mich nur so verrennen?«

»Dafür gibt es bestimmt einen guten Grund, Marcus. Wissen Sie, Perry hält große Stücke auf Sie. Er findet, dass Sie ein besonderer Mensch sind. Ich kenne ihn jetzt seit dreißig Jahren, und diesen Ausdruck hat er noch nie für jemanden gebraucht. Ich bin mir sicher, dass Sie nicht leichtfertig gehandelt haben und es für alles eine rationale Erklärung gibt.«

Danach zogen Gahalowood und ich uns für mehrere Stunden in sein Arbeitszimmer zurück, um das Manuskript zu lesen, das Harry mir hinterlassen hatte. Auf diese Weise entdeckte ich den unveröffentlichten Roman *Die Möwen von Aurora*, ein großartiges Buch, in dem Harry seine Geschichte mit Nola erzählte. Es war kein Datum angegeben, aber meiner Schätzung nach hatte er es nach *Der Ursprung des Übels* geschrieben. Während er in Letzterem nämlich eine unmögliche, nie gelebte Liebe schilderte, beschrieb er in *Die Möwen von Aurora*, wie Nola ihn inspiriert, wie sie unverbrüchlich an ihn geglaubt, ihn ermutigt und zu dem großen Schriftsteller gemacht hatte, der er dann geworden war. Doch in diesem Roman stirbt Nola am Ende nicht: Ein paar Monate nach seinem Erfolg verschwindet der Protagonist namens Harry, der ein Vermögen gemacht hat, und geht nach Kanada, wo Nola in einem hübschen Haus am See auf ihn wartet.

Um zwei Uhr morgens machte uns Gahalowood Kaffee und fragte: »Was versucht er uns mit seinem Buch zu sagen?«

»Er stellt sich vor, wie sein Leben aussehen würde, wenn Nola nicht tot wäre«, erklärte ich. »Dieses Buch ist das Paradies der Schriftsteller.«

»Das Paradies der Schriftsteller? Was ist das?«

»Das ist, wenn sich die Macht des Schreibens gegen Sie wendet. Sie wissen nicht mehr, ob Ihre Figuren nur in Ihrem Kopf oder tatsächlich existieren.«

»Und wie hilft uns das weiter?«

»Das weiß ich auch nicht. Es ist ein sehr gutes Buch, und trotzdem hat er es nie veröffentlicht. Warum hat er es wohl ganz hinten in einer Schublade liegen lassen?«

Gahalowood zuckte mit den Schultern. »Vielleicht hat er nicht gewagt, es zu veröffentlichen, weil er darin über ein verschwundenes Mädchen schreibt«, überlegte er.

»Vielleicht. Aber in *Der Ursprung des Übels* schreibt er auch über Nola, und das hat ihn nicht davon abgehalten, das Buch gleich mehreren Verlagen anzubieten. Warum hat er mir geschrieben: *Dieses Buch ist die Wahrheit?* Die Wahrheit worüber? Über Nola? Was will er damit sagen? Dass Nola nie gestorben ist, sondern in einem Blockhaus lebt?«

»Unsinn«, widersprach Gahalowood. »Das Untersuchungsergebnis war eindeutig: Das gefundene Skelett ist ihres.«

»Und jetzt?«

»Jetzt sind wir nicht viel weiter als vorher, Schriftsteller.«

Am nächsten Vormittag rief mich Denise an, um mir mitzuteilen, dass bei Schmid & Hanson eine Frau angerufen habe.

»Sie wollte Sie sprechen«, erklärte Denise. »Sie hat gesagt, es ist wichtig.«

»Wichtig? Worum ging es?«

»Sie hat gesagt, dass sie mit Nola Kellergan in Aurora zur Schule gegangen ist. Und dass Nola ihr von ihrer Mutter erzählt hat.«

Cambridge, Massachusetts, Samstag, 25. Oktober 2008

Sie war unter dem Namen Stefanie Hendorf im Jahrbuch von 1975 der Highschool von Aurora zu finden, zwei Fotos vor Nola, und zählte zu denen, die Erne Pinkas nicht hatte ausfindig machen können. Da sie einen gebürtigen Polen geheiratet hatte, hieß sie nun Stefanie Larjinjiak und lebte in einem stattlichen Haus in Cambridge, einem schicken Vorort von Boston. Dort trafen Gahalowood und ich uns mit ihr. Stefanie Hendorf war achtundvierzig, genauso alt, wie Nola jetzt wäre. Sie war eine schöne Frau, zum zweiten Mal verheiratet, Mutter dreier Kinder, hatte in Harvard Kunstgeschichte unterrichtet und war jetzt Inhaberin einer Galerie. Sie war in Aurora aufgewachsen und mit Nola, Nancy Hattaway und ein paar anderen, die ich im Rahmen meiner Nachforschungen aufgesucht hatte, in eine Klasse gegangen. Während ich sie über ihre Vergangenheit sprechen hörte, ging mir durch den Kopf, dass diese Frau eine Überlebende war. Da war die mit fünfzehn Jahren ermordete Nola, und da war Stefanie, die hatte leben, eine Galerie aufmachen und sogar zweimal heiraten dürfen.

Auf dem Couchtisch im Wohnzimmer hatte sie ein paar Jugendfotos bereitgelegt.

»Ich habe diesen Fall von Anfang an verfolgt«, erklärte sie uns. »Ich erinnere mich noch an den Tag, an dem Nola verschwunden ist. Ich erinnere mich an alles, wie wahrscheinlich alle Frauen, die damals ein Mädchen in Aurora waren. Als man ihre Leiche gefunden hat und Harry Quebert verhaftet wurde, war ich natürlich sehr betroffen. Was für eine Geschichte! Mir hat Ihr Buch sehr gefallen, Mr Goldman. Sie beschreiben Nola darin wirklich gut. Dank Ihnen ist sie für mich wieder ein bisschen lebendig geworden. Stimmt es, dass es verfilmt werden soll?«

»Warner Bros. will die Rechte kaufen«, antwortete ich.

Sie zeigte uns die Fotos von einer Geburtstagsfeier im Jahr 1973, an der auch Nola teilgenommen hatte. Dann fuhr sie fort: »Nola und ich waren eng befreundet. Sie war ein reizendes Mädchen. Alle in Aurora haben sie gemocht. Wahrscheinlich ist den Menschen das

Bild zu Herzen gegangen, das sie und ihr Vater abgaben: der liebenswerte, verwitwete Pfarrer und seine aufopferungsvolle Tochter, die beide immerzu lächelten und sich nie beklagten. Wenn ich launisch war, hat meine Mutter manchmal zu mir gesagt: ›Nimm dir ein Beispiel an der kleinen Nola! Die Arme! Der Herrgott hat ihr die Mutter genommen, und trotzdem ist sie immer freundlich und dankbar.‹«

»Warum zum Teufel habe ich nicht kapiert, dass ihre Mutter tot war?«, sagte ich. »Sie sagen, dass Ihnen das Buch gefallen hat? Sie haben sich bestimmt gefragt, was ich da für einen Schund zusammengeschrieben habe!«

»Ganz und gar nicht. Im Gegenteil! Ich bin davon ausgegangen, dass Sie das mit Absicht geschrieben haben. Ich habe das mit Nola nämlich auch erlebt.«

»Was meinen Sie mit *das*?«

»Eines Tages ist etwas sehr Merkwürdiges passiert. Nach diesem Vorfall bin ich auf Abstand zu Nola gegangen.«

März 1973

Den Hendorfs gehörte der Gemischtwarenladen auf der Hauptstraße. Manchmal brachte Stefanie Nola nach der Schule mit, und sie stopften sich im Lager mit Süßigkeiten voll, so auch an jenem Nachmittag: Hinter Mehlsäcken versteckt, futterten sie Fruchtgummis, bis sie Bauchweh bekamen, und dabei kicherten sie hinter vorgehaltener Hand, damit niemand sie hörte. Doch plötzlich bemerkte Stefanie, dass mit Nola etwas nicht stimmte. Ihr Blick hatte sich verändert, und sie hörte ihr nicht mehr zu.

»Nol', ist alles in Ordnung?«, fragte Stefanie.

Keine Antwort. Stefanie wiederholte ihre Frage, und schließlich sagte Nola zu ihr: »Ich … Ich muss nach Hause.«

»Schon? Warum denn?«

»Mutter will, dass ich heimkomme.«

Stefanie glaubte, sie hätte sich verhört. »Hä? Deine Mutter?«

Nola sprang in Panik auf. Sie sagte noch einmal: »Ich muss jetzt gehen!«

»Aber … Nola! Deine Mutter ist tot!«

Nola stürzte zur Tür des Lagerraums, und als Stefanie sie am Arm festhalten wollte, fuhr sie herum und klammerte sich an ihr Kleid. »Du hast ja keine Ahnung, was meine Mutter mit mir macht!«, rief sie verängstigt. »Wenn ich böse bin, werde ich bestraft!«

Und dann lief sie davon. Verstört blieb Stefanie zurück. Abends schilderte sie zu Hause ihrer Mutter die Szene, aber Mrs Hendorf glaubte ihr kein Wort. Sie strich ihr liebevoll über den Kopf. »Ich weiß nicht, wo du diese Geschichten herhast, mein Schatz. Jetzt hör auf, dummes Zeug zu reden, und geh dir die Hände waschen. Dein Vater ist gerade heimgekommen, und er hat Hunger. Wir essen gleich.«

Am nächsten Tag wirkte Nola in der Schule wie immer und gab sich so, als wäre nichts gewesen. Stefanie traute sich nicht, den Vorfall vom Vortag zu erwähnen. Da ihr die Sache aber keine Ruhe ließ, sprach sie etwa zehn Tage später Reverend Kellergan direkt darauf an. Sie besuchte ihn im Pfarrbüro, wo er sie sehr freundlich wie immer empfing. In der Annahme, dass sie ihn in seiner Eigenschaft als Pfarrer aufsuchte, bot er ihr einen Saft an und hörte ihr aufmerksam zu. Als sie ihm dann erzählte, was sie erlebt hatte, glaubte auch er ihr nicht. »Du hast dich bestimmt verhört«, meinte er.

»Ich weiß, es klingt verrückt, Reverend, aber es stimmt!«

»Das ist doch Unsinn. Warum sollte Nola dir so einen Unfug erzählen? Weißt du denn nicht, dass ihre Mutter tot ist? Willst du uns allen Kummer machen?«

»Nein, aber …«

Als Stefanie nicht locker ließ, verwandelten sich die Gesichtszüge des Reverends. So hatte sie ihn noch nie erlebt: Zum ersten Mal blickte der sonst so herzliche Pastor finster, ja fast Furcht einflößend

drein. »Ich will nichts mehr davon hören!«, herrschte er sie an. »Du wirst weder mit mir noch mit sonst jemandem darüber reden, hörst du? Sonst erzähle ich deinen Eltern, dass du ein kleines Lügenmaul bist. Und dass ich dich in der Kirche beim Stehlen erwischt habe. Ich werde ihnen sagen, dass du mir fünfzig Dollar gestohlen hast. Willst du das? Nein? Dann sei ein braves Mädchen.«

Stefanie unterbrach ihren Bericht. Sie spielte einen Augenblick mit den Fotos und wandte sich dann an mich.

»Also habe ich nie wieder darüber gesprochen«, sagte sie. »Aber ich habe diese Szene nie vergessen. Im Lauf der Jahre habe ich mir eingeredet, dass ich mich wohl tatsächlich verhört oder etwas falsch verstanden haben muss. Und dann kommt Ihr Buch heraus, und ich lese von ihrer brutalen und ziemlich lebendigen Mutter! Ich kann Ihnen gar nicht sagen, was das in mir ausgelöst hat! Wie Sie das geschafft haben, Mr Goldman! Als die Zeitungen vor ein paar Tagen geschrieben haben, dass Sie Unfug erzählen, habe ich mir gesagt, dass ich Kontakt zu Ihnen aufnehmen muss. Ich weiß nämlich, dass Sie die Wahrheit sagen.«

»Aber was denn für eine Wahrheit?«, rief ich. »Nolas Mutter ist schon seit Ewigkeiten tot.«

»Das weiß ich. Aber ich weiß auch, dass Sie recht haben.«

»Glauben Sie, Nola wurde von ihrem Vater geschlagen?«

»Das hat man sich jedenfalls erzählt. In der Schule sind allen die blauen Flecken auf ihrem Körper aufgefallen. Aber wer hätte sich schon mit unserem Reverend angelegt? 1975 hat man sich in Aurora nicht in die Angelegenheiten anderer Leute eingemischt. Außerdem waren es andere Zeiten. Damals hat jeder ab und zu mal eine Ohrfeige kassiert.«

»Fällt Ihnen in Bezug auf Nola oder das Buch noch irgendetwas ein?«, fragte ich.

Sie dachte kurz nach. »Nein«, entgegnete sie dann. »Das heißt … Es war ganz witzig, nach all den Jahren zu erfahren, dass Harry

Quebert derjenige war, in den Nola damals verliebt war.«

»Wie meinen Sie das?«

»Na ja, ich war damals ein naives junges Ding … Nach diesem Vorfall habe ich mich nicht mehr so oft mit Nola getroffen. Aber ich bin ihr in dem Sommer, in dem sie verschwunden ist, regelmäßig über den Weg gelaufen. Im Sommer 1975 habe ich nämlich häufig im Geschäft meiner Eltern ausgeholfen. Das damalige Postamt lag genau gegenüber, und stellen Sie sich vor: Ich bin Nola ständig begegnet. Sie hat regelmäßig Briefe aufgegeben. Das wusste ich, weil sie dabei immer am Geschäft vorbeigekommen ist und ich sie gelöchert habe. Eines Tages hat sie die Katze aus dem Sack gelassen und mir erzählt, dass sie wahnsinnig in jemanden verliebt sei und sie sich schrieben. Sie wollte mir aber nie sagen, wer es war. Ich dachte, es wäre Cody, einer aus der Zehnten, der im Basketballteam war. Den Namen des Empfängers konnte ich nie erkennen, aber einmal habe ich gesehen, dass es eine Adresse in Aurora war. Ich habe mich gefragt, was das soll: jemandem, der in Aurora wohnt, aus Aurora zu schreiben.«

Als wir aus Stefanie Larjinjiaks Haus traten, sah mich Gahalowood fragend an. »Und nun, Schriftsteller?«

»Dieselbe Frage wollte ich Ihnen gerade stellen, Sergeant. Was sollen wir jetzt tun?«

»Was wir schon längst hätten tun sollen: nach Jackson in Alabama fahren. Sie haben damals die richtige Frage gestellt, Schriftsteller: Was ist in Alabama passiert?«

4.

Sweet home Alabama

»Wenn das Buch dem Ende zugeht, Marcus, bieten Sie Ihrem Leser in letzter Minute einen Überraschungseffekt.«

»Warum?«

»Warum? Weil man den Leser bis zum Schluss in Atem halten muss. Das ist wie beim Kartenspielen: Ein paar Asse müssen Sie bis zum Ende im Ärmel behalten.«

Jackson, Alabama, 28. Oktober 2008

Wir landeten in Alabama.

Bei unserer Ankunft am Flughafen von Jackson wurden wir von einem jungen Officer der State Police namens Philip Thomas in Empfang genommen, den Gahalowood ein paar Tage zuvor kontaktiert hatte. Kerzengerade stand er mit tief ins Gesicht gezogener Mütze in seiner Uniform in der Ankunftshalle. Er begrüßte Gahalowood respektvoll, dann sah er mich an und schob die Mütze leicht nach hinten.

»Kenne ich Sie nicht schon irgendwoher?«, fragte er. »Aus dem Fernsehen vielleicht?«

»Schon möglich«, antwortete ich.

»Ich gebe Ihnen einen Tipp«, schaltete sich Gahalowood ein. »Das Buch, über das im Moment alle reden, das ist von ihm. Nehmen Sie sich vor ihm in Acht, er bringt es fertig und richtet ein Chaos an, wie Sie es sich im Traum nicht vorstellen können.«

»Dann sind die Kellergans also dieselben, die Sie in Ihrem Buch beschreiben?«, fragte mich Officer Thomas und versuchte sein Erstaunen zu überspielen.

»Exakt«, antwortete Gahalowood für mich. »Halten Sie sich von diesem Kerl fern, Officer. Ich selbst habe ein friedliches Leben geführt, bis ich ihm begegnet bin.«

Officer Thomas nahm seine Rolle sehr ernst. Auf Gahalowoods Bitte hin hatte er für uns eine kleine Akte über die Kellergans zusammengestellt, die wir in einem Restaurant in Flughafennähe durchgingen.

»David J. Kellergan wurde 1923 in Montgomery geboren«, erklärte uns Thomas. »Er hat dort Theologie studiert, ist dann Pfarrer geworden und nach Jackson gekommen, um die Gemeinde Mt

Pleasant zu übernehmen. 1955 hat er Louisa Bonneville geheiratet. Sie haben ein Haus in einem ruhigen Viertel im Norden der Stadt bewohnt. 1960 hat Louisa Kellergan eine Tochter zur Welt gebracht: Nola. Weiter gibt es nichts zu berichten. Eine unauffällige, fromme Familie aus Alabama – bis zu der Tragödie im Jahr 1969.«

»Der Brand?«, fragte Gahalowood.

»Genau. Eines Nachts ist ihr Haus abgebrannt. Louisa Kellergan ist in den Flammen umgekommen.«

Thomas hatte Kopien von den Zeitungsartikeln aus jener Zeit beigelegt.

> TÖDLICHES FEUER IN DER LOWER STREET
>
> Gestern Abend kam bei einem Hausbrand in der Lower Street eine Frau ums Leben. Eine brennende Kerze könnte der Feuerwehr zufolge die Ursache für die Tragödie gewesen sein. Das Haus wurde restlos zerstört. Bei dem Opfer handelt es sich um die Ehefrau eines hiesigen Pfarrers.

Aus einem Auszug des Polizeiberichts ging hervor, dass Louisa und Nola in der Nacht zum 30. August 1969 gegen ein Uhr morgens, während Reverend David Kellergan am Sterbebett eines Gemeindemitglieds weilte, im Schlaf von einem Brand überrascht worden waren. Als Reverend Kellergan nach Hause kam, bemerkte er starke Rauchentwicklung. Er stürzte ins Innere: Der erste Stock brannte bereits. Es gelang ihm jedoch, ins Zimmer seiner Tochter vorzudringen. Er fand sie halb bewusstlos in ihrem Bett und trug sie in den Garten, dann wollte er seine Frau herausholen, aber das Feuer hatte mittlerweile auf die Treppe übergegriffen. Von seinen Schreien alarmiert, kamen Nachbarn herbeigelaufen, aber sie konnten nur machtlos zusehen. Bis die Feuerwehr eintraf, hatte bereits der ganze erste Stock Feuer gefangen: Die Flammen schlugen aus den Fenstern

und verschlangen den Dachstuhl. Louisa Kellergan wurde später tot geborgen, sie war erstickt. Der Polizeibericht schloss mit den Worten, dass die Vorhänge offenbar an einer brennenden Kerze Feuer gefangen hatten und sich der Brand rasch auf das ganze aus Holz erbaute Haus ausgebreitet hatte. Im Übrigen gab David Kellergan zu Protokoll, dass seine Frau beim Einschlafen oft eine Duftkerze auf der Kommode hatte brennen lassen.

»Das Datum!«, stieß ich hervor, nachdem ich den Bericht gelesen hatte. »Schauen Sie sich das Datum des Brands an, Sergeant!«

»Heiliger Himmel: 30. August 1969!«

»Der Beamte, der die Ermittlungen durchgeführt hat, hatte lange Zeit Zweifel in Bezug auf den Vater«, erklärte Thomas.

»Woher wissen Sie das?«

»Ich habe mit ihm gesprochen. Er heißt Edward Horowitz und ist im Ruhestand. Er verbringt seine Tage damit, vor dem Haus sein Boot aufzuarbeiten.«

»Können wir ihn besuchen?«, wollte Gahalowood wissen.

»Ich habe schon alles arrangiert. Er erwartet uns um drei Uhr.«

Horowitz, der pensionierte Inspektor, schmirgelte vor seinem Haus hingabevoll den Rumpf eines Holzboots ab. Da das Wetter jederzeit umschlagen konnte, hatte er das Garagentor geöffnet, um es als Unterstand zu nutzen. Er lud uns ein, uns ein Bier aus dem Sixpack zu fischen, das aufgerissen auf dem Boden lag, und redete mit uns, ohne seine Arbeit zu unterbrechen, wobei er uns jedoch zu verstehen gab, dass er ganz Ohr war. Er kam auf den Hausbrand bei den Kellergans zu sprechen und wiederholte im Wesentlichen, was wir bereits aus dem Polizeibericht wussten. »Dieser Brand war eine merkwürdige Geschichte«, meinte er zum Schluss.

»Inwiefern?«, fragte ich.

»Wir haben lange geglaubt, dass David Kellergan das Haus angezündet und seine Frau getötet hat. Seine Aussage ließ sich nämlich durch nichts belegen. Er sei wie durch ein Wunder gerade

noch rechtzeitig zurückgekommen, um seine Tochter zu retten, aber zu spät für seine Frau. Da lag der Verdacht nahe, dass er den Brand selbst gelegt hatte, zumal er der Stadt ein paar Wochen später den Rücken gekehrt hat. Das Haus brennt ab, seine Frau stirbt, und er verduftet. Irgendetwas an der Geschichte war nicht ganz sauber, aber es gab nie den leisesten Beweis dafür, dass er der Täter war.«

»Im Fall seiner verschwundenen Tochter war es lange genau dasselbe«, stellte Gahalowood fest. »1975 verschwindet Nola von der Bildfläche. Vermutlich wurde sie ermordet, aber es gab keinerlei Hinweis, der diesen Verdacht erhärtet hätte.«

»Was denken Sie, Sergeant?«, wandte ich mich an Gahalowood. »Dass der Reverend zuerst seine Frau und später seine Tochter umgebracht hat? Glauben Sie, wir hatten den Falschen in Verdacht?«

»Falls ja, wäre das eine Katastrophe«, presste Gahalowood hervor. »Wen könnten wir in dieser Sache noch befragen, Mr Horowitz?«

»Hm, schwer zu sagen. Sie könnten es in der Mt-Pleasant-Kirche versuchen. Vielleicht besitzt man dort ein Verzeichnis der Gemeindemitglieder. Einige von ihnen haben Reverend Kellergan noch gekannt. Aber neununddreißig Jahre danach … Das wird Sie eine Menge Zeit kosten.«

»Die haben wir nicht«, fluchte Gahalowood.

»Ich erinnere mich noch, dass David Kellergan ziemlich engen Kontakt zu einer Art Pfingstlersekte hier in der Gegend hatte«, fuhr Horowitz fort. »Religiöse Fanatiker, die eine Stunde Fahrt von hier auf einer Farm in einer Gemeinschaft leben. Der Reverend hat nach dem Brand dort gewohnt. Ich weiß das, weil ich ihn im Rahmen der Ermittlungen dort aufgesucht habe. Er ist bis zu seinem Umzug dort geblieben. Fragen Sie nach Pfarrer Lewis, falls es den noch gibt. Der ist so was wie ihr Guru.«

Der von Horowitz erwähnte Pfarrer Lewis leitete die »Gemeinde der Neuen Erlöserkirche« noch immer. Am nächsten Morgen fuhren wir

hin. Officer Thomas holte uns in dem an der Autobahn gelegenen Holiday Inn ab, in dem wir zwei Zimmer gebucht hatten – das eine bezahlte der Staat New Hampshire, das andere ich –, und brachte uns zu einem riesigen Besitz, das zu einem Großteil aus Ackerland bestand. Nachdem wir uns zwischen den Maisfeldern verfahren hatten, begegneten wir einem Mann auf einem Traktor, der uns zu einer Ansammlung von Gebäuden brachte und uns das Haus des Pfarrers zeigte.

Wir wurden liebenswürdig von einer dicken netten Frau empfangen und in ein Büro geführt, in dem sich wenige Minuten später Lewis zu uns gesellte. Ich wusste, dass er schon in den Neunzigern sein musste, aber er wirkte zwanzig Jahre jünger. Er machte einen eher sympathischen Eindruck, ganz anders als in Horowitz' Beschreibung.

»Polizei?«, fragte er, während er uns nacheinander begrüßte.

»State Police von New Hampshire und Alabama«, erklärte Gahalowood. »Wir ermitteln im Mordfall Nola Kellergan.«

»Ich habe den Eindruck, dass man in letzter Zeit über nichts anderes mehr redet.«

Als er mir die Hand drückte, musterte er mich kurz und fragte dann: »Sie sind nicht …?«

»Doch, ist er«, antwortete Gahalowood genervt.

»Also dann … Was kann ich für Sie tun, meine Herren?«

Gahalowood begann die Befragung. »Pfarrer Lewis, wenn ich mich nicht irre, kannten Sie Nola Kellergan.«

»Ja, das heißt, ich kannte vor allem ihre Eltern gut. Reizende Leute, sie standen unserer Gemeinde sehr nahe.«

»Was ist das für eine Gemeinde?«

»Wir gehören der Pfingstbewegung an, Sergeant, nicht mehr und nicht weniger. Wir haben christliche Ideale und teilen diese. Ja, ich weiß, manche bezeichnen uns als Sekte. Wir bekommen zweimal im Jahr Besuch vom Sozialamt, das überprüft, ob unsere Kinder auch die Schule besuchen, ordentlich ernährt oder misshandelt werden.

Außerdem wird kontrolliert, ob wir Waffen besitzen oder weiße Suprematisten sind. Allmählich wird es albern. Unsere Kinder besuchen alle die örtliche Highschool, ich habe in meinem Leben noch nie ein Gewehr besessen und unterstütze in unserem Bezirk aktiv Barack Obamas Wahlkampf. Was genau wollen Sie wissen?«

»Was 1969 passiert ist.«

»Apollo 11 ist auf dem Mond gelandet«, antwortete Lewis. »Ein entscheidender Sieg Amerikas über den russischen Feind.«

»Sie wissen genau, was ich meine, nämlich den Brand bei den Kellergans. Was ist damals wirklich passiert?«

Obwohl ich noch kein einziges Wort gesagt hatte, betrachtete Lewis mich lange und wandte sich dann an mich: »Ich habe Sie in letzter Zeit oft im Fernsehen gesehen, Mr Goldman. Ich halte Sie für einen guten Schriftsteller, aber warum haben Sie sich nicht über Louisa Kellergan erkundigt? Ich könnte mir vorstellen, dass Sie deshalb hier sind. Habe ich recht? Ihr Buch hat weder Hand noch Fuß, und jetzt herrscht – um einen recht profanen Ausdruck zu gebrauchen – Panik an Bord. Liege ich richtig? Was suchen Sie hier? Eine Rechtfertigung für Ihre Lügen?«

»Die Wahrheit«, entgegnete ich.

Er lächelte betrübt. »Die Wahrheit? Welche, Mr Goldman? Die Wahrheit Gottes oder die der Menschen?«

»Ihre. Wie lautet Ihre Wahrheit über den Tod von Louisa Kellergan? Hat David Kellergan seine Frau getötet?«

Pfarrer Lewis erhob sich aus seinem Sessel und schloss die Tür zu seinem Büro. Dann stellte er sich ans Fenster und blickte nach draußen. Die Szene erinnerte mich an unseren Besuch bei Chief Pratt. Gahalowood gab mir mit einem Wink zu verstehen, dass er wieder das Ruder übernahm.

»David war so ein guter Mann«, sagte Lewis schließlich leise.

»War?«, hakte Gahalowood nach.

»Ich habe ihn seit neununddreißig Jahren nicht gesehen.«

»Hat er seine Tochter geschlagen?«

»Niemals! Er hatte ein reines Herz und war ein Mann des Glaubens. Als er in Mt Pleasant anfing, waren die Bankreihen leer. Ein halbes Jahr später war die Kirche jeden Sonntagmorgen brechend voll. Er hätte seiner Frau oder Tochter nie etwas antun können.«

»Was waren sie für Menschen?«, fragte Gahalowood sanft. »Wer waren die Kellergans?«

Pfarrer Lewis rief nach seiner Frau und bestellte Tee mit Honig für alle. Dann setzte er sich wieder in seinen Sessel und sah uns der Reihe nach an. Sein Blick war mild, seine Stimme warm. Er forderte uns auf: »Schließen Sie die Augen, meine Herren. Wir befinden uns jetzt im Jahr 1953 in Jackson, Alabama.«

Jackson, Alabama, Januar 1953

Es war eine Geschichte, wie Amerika sie liebt. Eines Tages zu Beginn des Jahres 1953 betrat ein junger Pfarrer aus Montgomery die baufällige Mt-Pleasant-Kirche im Stadtzentrum von Jackson. Es war ein stürmischer Tag: Vom Himmel ergossen sich Sturzbäche, Böen von ungewohnter Heftigkeit fegten durch die Straßen, die Bäume schwankten, Zeitungen, die ein Windstoß einem unter die Markise eines Ladens geflüchteten Straßenverkäufer entrissen hatte, wirbelten durch die Luft, und die Passanten kämpften sich durch das Unwetter, indem sie von Unterstand zu Unterstand hasteten.

Der Pfarrer stieß die Tür zum Gotteshaus auf, die der Wind sofort krachend hinter ihm zuwarf. Im Innern war es düster und eiskalt. Langsam schritt er die Bankreihen ab. Durch das undichte Dach tropfte der Regen und bildete vereinzelte Pfützen auf dem Boden. Die Kirche war wie ausgestorben, nicht ein Gläubiger war zu sehen, und auch sonst gab es nur wenige Anzeichen dafür, dass sie noch genutzt wurde. Anstelle der Kerzen fanden sich nur ein paar kümmerliche Wachsrückstände. Er ging auf den Altar zu, und als er

die Kanzel erblickte, setzte er den Fuß auf die unterste Holzstufe, um hinaufzusteigen.

»Tun Sie das nicht!«

Die Stimme, die aus dem Nichts erklang, ließ ihn zusammenfahren. Er drehte sich um und sah einen kleinen rundlichen Mann aus dem Dunkel auftauchen.

»Tun Sie das nicht«, wiederholte er. »Die Treppe ist wurmzerfressen, Sie könnten sich den Hals brechen. Sie sind Reverend Kellergan, nicht wahr?«

»Ja«, antwortete David beklommen.

»Willkommen in Ihrer neuen Kirche, Reverend. Ich bin Pastor Jeremy Lewis und leite die Gemeinde der Neuen Erlöserkirche. Als Ihr Vorgänger uns verlassen hat, hat man mich gebeten, mich einstweilen um Mt Pleasant zu kümmern. Jetzt gehört sie Ihnen.«

Die beiden Männer schüttelten sich herzlich die Hände. David Kellergan schlotterte vor Kälte.

»Sie zittern ja!«, stellte Lewis fest. »Sie sind sicher halb erfroren! Kommen Sie, an der Straßenecke gibt es ein Café. Dort trinken wir einen heißen Grog und plaudern ein bisschen.«

So lernten sich Jeremy Lewis und David Kellergan kennen. Sie setzten sich in das Café und warteten, bis das Unwetter vorbei war.

»Man hatte mir zwar gesagt, dass es nicht gut um Mt Pleasant steht«, meinte David Kellergan mit einem leicht fassungslosen Lächeln, »aber ich muss gestehen, das hatte ich nicht erwartet.«

»Ja. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, dass sich die Gemeinde, die Sie übernehmen, in einem beklagenswerten Zustand befindet. Die Leute kommen nicht mehr in die Kirche, und sie spenden auch nichts mehr. Das Gebäude selbst ist eine Ruine. Es gibt jede Menge zu tun. Ich hoffe, das schreckt Sie nicht ab.«

»Mich erschreckt so schnell nichts, Reverend Lewis.«

Lewis lächelte. Die Persönlichkeit und Ausstrahlung seines Gegenübers hatte es ihm angetan. »Sind Sie verheiratet?«, fragte er.

»Nein, Reverend Lewis. Ich bin noch Junggeselle.«

Der neue Pfarrer von Mt Pleasant zog sechs Monate lang in seiner Gemeinde von Tür zu Tür, um sich den Gläubigen vorzustellen und sie zu überreden, sonntags wieder den Gottesdienst zu besuchen. Anschließend trieb er die erforderlichen Mittel für die Reparatur des Kirchendachs auf, und da er nicht im Koreakrieg gedient hatte, leistete er seinen Beitrag zu den Kriegsanstrengungen, indem er ein Programm zur Wiedereingliederung von Veteranen auf die Beine stellte. Manche von ihnen melden sich daraufhin freiwillig zur Instandsetzung des angrenzenden Gemeindesaals. Nach und nach kam wieder Leben in die Pfarrei, die Mt-Pleasant-Kirche erstrahlte in neuem Glanz, und schon bald galt David Kellergan als aufsteigender Stern von Jackson. Einige Honoratioren und Gemeindemitglieder sahen ihn bereits in der Politik. Sie glaubten, er könne es in den Magistrat schaffen. Und später vielleicht ein Bundesmandat anvisieren. Als Senator, wer weiß. Das Potenzial hatte er.

Eines Abends zu Beginn des Jahres 1953 ging David Kellergan in einem kleinen Restaurant unweit der Kirche essen. Er setzte sich an den Tresen, wie er es häufig tat. Plötzlich drehte sich neben ihm eine junge Frau um, die er nicht bemerkt hatte, und als sie ihn erkannte, sagte sie lächelnd: »Guten Abend, Reverend.«

Leicht verlegen erwiderte er das Lächeln. »Entschuldigen Sie, Miss, aber kennen wir uns?«

Sie lachte, und ihre blonden Locken hüpften. »Ich bin ein Mitglied Ihrer Gemeinde. Ich heiße Louisa. Louisa Bonneville.«

Er errötete vor Peinlichkeit darüber, dass er sie nicht erkannt hatte, und da musste sie erst recht lachen. Um die Fassung zu bewahren, zündete er sich eine Zigarette an.

»Bekomme ich auch eine?«, fragte sie.

Er reichte ihr sein Päckchen.

»Sie werden doch niemandem erzählen, dass ich rauche, oder, Reverend?«, fragte Louisa.

Er grinste. »Versprochen.«

Louisa war die Tochter eines hoch angesehenen Gemeindemitglieds. David und sie trafen sich von da an öfter und verliebten sich schon bald ineinander. Alle fanden, dass sie ein wundervolles, freudestrahlendes Paar abgaben. Im Sommer 1955 heirateten sie. Sie waren überglücklich und wünschten sich viele Kinder, mindestens sechs, drei Jungen und drei Mädchen, fröhliche, lachende Kinder, die das Haus in der Lower Street, welches das junge Paar vor Kurzem bezogen hatte, mit Leben erfüllten. Aber Louisa wollte einfach nicht schwanger werden. Sie konsultierte mehrere Spezialisten, anfangs ohne Erfolg. Im Sommer 1959 endlich verkündete ihr Arzt ihr die frohe Botschaft: Sie erwartete ein Baby.

Am 12. April 1960 brachte Louisa Kellergan im städtischen Krankenhaus von Jackson ihr erstes und einziges Kind zur Welt.

»Es ist ein Mädchen«, informierte der Arzt David Kellergan, der auf dem Korridor auf und ab marschiert war.

»Ein Mädchen!«, rief Reverend Kellergan glückstrahlend. Er eilte zu seiner Frau, die das Neugeborene in den Armen hielt. Er umarmte sie und betrachtete das Baby mit den noch geschlossenen Augen. Das blonde Haar der Mutter war bereits zu erahnen.

»Wie wäre es, wenn wir sie Nola nennen?«, schlug Louisa vor.

Der Reverend fand diesen Vornamen sehr schön und nickte.

»Willkommen, Nola«, begrüßte er seine Tochter.

In den folgenden Jahren wurden die Kellergans bei jeder Gelegenheit als Vorbild zitiert: der gütige Vater, die sanftmütige Mutter und ihre wunderbare Tochter. David Kellergan verausgabte sich: Er sprühte nur so vor Ideen und Plänen, bei denen ihn seine Frau stets tatkräftig unterstützte. Aus Freundschaft zu Pfarrer Jeremy Lewis, mit dem David Kellergan seit ihrer ersten Begegnung an jenem stürmischen Tag vor knapp zehn Jahren engen Kontakt gehalten hatte, fuhren sie im Sommer sonntags oft zum Picknick in die Gemeinde der Neuen

Erlöserkirche. Die Menschen, die sie damals kannten, sprachen alle bewundernd über die glückliche Familie Kellergan.

»Ich bin nie Menschen begegnet, die glücklicher wirkten als sie«, erzählte uns Pfarrer Lewis. »David und Louisa liebten sich abgöttisch – als hätte der Herr sie füreinander bestimmt. Und sie waren großartige Eltern. Nola war ein ganz besonderes kleines Mädchen, so lebhaft und goldig. Diese Familie machte einem Lust, selbst eine Familie zu gründen, und ließ einen an die Menschheit glauben. Es war eine Freude, sie zu erleben, vor allem in den finsteren 1960er-Jahren, als Alabama von den Rassenunruhen gebeutelt wurde.«

»Aber dann kam alles anders«, wagte sich Gahalowood vor.

»Ja.«

»Inwiefern?«

Langes Schweigen. Pfarrer Lewis' Gesicht wirkte plötzlich eingefallen. Wieder stand er auf, weil er nicht ruhig sitzen konnte, und ging im Zimmer auf und ab. »Warum müssen wir das wieder ausgragen?«, klagte er. »Es ist so lange her …«

»Reverend Lewis: Was ist 1969 passiert?«

Der Pfarrer drehte sich zu einem großen Kreuz an der Wand um und sagte: »Wir haben ihr den Teufel ausgetrieben. Aber es ist nicht vollständig gelungen.«

»*Was?*«, stieß Gahalowood hervor. »Was reden Sie da?«

»Wir haben die kleine Nola exorziert. Aber es war ein Misserfolg. Ich glaube, in ihr steckte einfach zu viel Böses.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Der Brand … Die Brandnacht … Die Dinge in jener Nacht haben sich anders zugetragen, als David Kellergan der Polizei erzählt hat. Er war tatsächlich am Sterbebett einer Frau aus der Gemeinde. Als er gegen ein Uhr morgens nach Hause kam, stand das Haus in Flammen. Aber … Wie soll ich sagen … Es hat sich anders abgespielt, als David Kellergan es der Polizei erzählt hat.«

---

30. August 1969

Jeremy Lewis schlief so fest, dass er das Klingeln an der Tür nicht hörte. Seine Frau Matilda ging öffnen und kam sofort zurück, um ihn zu wecken. Es war vier Uhr morgens. »Jeremy, wach auf!«, sagte sie mit Tränen in den Augen. »Es ist etwas Schreckliches passiert … Reverend Kellergan ist hier … Es hat gebrannt. Louisa ist … umgekommen.«

Lewis sprang mit einem Satz aus dem Bett. Er fand den Reverend verstört und in sich zusammengesunken im Wohnzimmer. Er weinte. Seine Tochter saß neben ihm. Matilda nahm Nola mit, um sie im Gästezimmer ins Bett zu bringen.

»Gütiger Gott, David! Was ist passiert?«, fragte Lewis.

»Es hat gebrannt … Das Haus ist abgebrannt. Louisa ist tot. Sie ist tot!« David Kellergan konnte nicht länger an sich halten. Er brach in seinem Sessel zusammen und ließ den Tränen freien Lauf. Er zitterte am ganzen Körper. Jeremy Lewis schenkte ihm ein großes Glas Whisky ein.

»Und Nola? Ist sie unversehrt?«, erkundigte er sich.

»Ja, dem Herrn sei Dank. Die Ärzte haben sie untersucht. Ihr fehlt nichts.«

Auch Jeremy Lewis stiegen die Tränen in die Augen: »Mein Gott, David … Was für eine Tragödie! Was für eine Tragödie!« Er legte seinem Freund die Hände auf die Schultern, um ihn zu trösten.

»Ich weiß nicht, wie das passieren konnte, Jeremy. Ich war am Sterbebett einer Frau aus der Gemeinde. Als ich zurückkam, brannte das Haus. Die Flammen waren schon riesengroß.«

»Haben Sie Nola herausgeholt?«

»Jeremy … Ich muss mit Ihnen etwas besprechen.«

»Was denn? Sie können mir alles sagen, ich bin für Sie da!«

»Jeremy … Als ich heimkam, stand das Haus in Flammen … Der ganze erste Stock hatte Feuer gefangen! Ich wollte nach oben gehen,

um meine Frau zu retten, aber die Treppe brannte bereits. Ich konnte nichts tun! Nichts!«

»Du lieber Himmel … Und was war mit Nola?«

David Kellergan würgte, dann keuchte er: »Der Polizei habe ich erzählt, dass ich nach oben gegangen bin und Nola aus dem Haus geholt habe, aber dass ich nicht noch einmal hineingehen konnte, um meine Frau zu retten …«

»Und? Stimmt das nicht?«

»Nein, Jeremy. Als ich heimkam, brannte das Haus lichterloh. Und Nola … Nola stand auf der Veranda und sang.«

Am nächsten Morgen ging David Kellergan zu seiner Tochter ins Gästezimmer, um mit ihr zu reden. Er wollte ihr begreiflich machen, dass ihre Mutter tot war. »Mein Schatz«, sagte er zu ihr, »erinnerst du dich an gestern Abend? Da war dieses Feuer, weißt du noch?«

»Ja.«

»Es ist etwas sehr Schlimmes passiert. Etwas sehr Schlimmes und sehr Trauriges, das dir großen Kummer bereiten wird. Mama war in ihrem Zimmer, als das Feuer ausgebrochen ist, und sie konnte nicht weglaufen.«

»Ja, ich weiß. Mama ist tot«, erklärte Nola. »Sie war böse. Darum habe ich ihr Zimmer angezündet.«

»*Was*? Was erzählst du da?«

»Ich bin in ihr Zimmer gegangen, als sie geschlafen hat. Sie sah böse aus. Böse Mama! Ich wollte, dass sie stirbt. Darum habe ich die Streichhölzer von der Kommode genommen und die Vorhänge angezündet.«

Nola strahlte ihren Vater an. Er bat sie, ihre Worte zu wiederholen, was Nola tat. In diesem Augenblick hörte er den Fußboden knarren und drehte sich um: Pfarrer Lewis, der gekommen war, um sich nach der Kleinen zu erkundigen, hatte alles mitangehört.

Sie zogen sich in sein Büro zurück.

»Nola hat das Haus angezündet? Nola hat ihre Mutter getötet?«, rief Lewis entgeistert.

»Scht! Nicht so laut, Jeremy! Sie … Sie hat gesagt, dass sie das Haus angezündet hat, aber das darf doch nicht wahr sein, Herrgott noch mal!«

»Ist Nola von Dämonen besessen?«, fragte Lewis.

»Von Dämonen besessen? Nein, nein! Ihrer Mutter und mir ist sie manchmal ein bisschen merkwürdig vorgekommen, aber das war nie weiter schlimm.«

»Nola hat ihre Mutter auf dem Gewissen, David! Sind Sie sich darüber im Klaren, wie ernst die Situation ist?«

David Kellergan zitterte. Er weinte. In seinem Kopf drehte sich alles, er konnte keinen klaren Gedanken fassen. Er musste sich übergeben, und Jeremy Lewis reichte ihm einen Papierkorb, damit er sich erleichtern konnte.

»Bitte sagen Sie der Polizei nichts, Jeremy, ich flehe Sie an!«

»Aber die Sache ist sehr ernst, David!«

»Bitte sagen Sie nichts! Um Himmels willen, sagen Sie nichts. Wenn die Polizei das erfährt, kommt Nola ins Gefängnis oder wer weiß wohin. Sie ist doch erst neun!«

»Dann müssen wir uns um sie kümmern«, beschloss Lewis. »Nola ist von bösen Geistern besessen, wir müssen sie heilen.«

»Nein, Jeremy! Bitte nicht!«

»Wir müssen ihr den Teufel austreiben, David. Es ist die einzige Möglichkeit, sie vom Bösen zu befreien.«

»Ich habe ihr den Teufel ausgetrieben«, erklärte uns Pfarrer Lewis. »Wir haben mehrere Tage lang versucht, den Dämon aus ihrem Körper zu verjagen.«

»Was ist das für ein Wahnsinn?«, sagte ich leise.

»Also wirklich!«, erregte sich Lewis. »Warum sind Sie so skeptisch? Nola war nicht mehr sie selbst: Der Teufel hatte Besitz von ihrem Leib ergriffen!«

»Was haben Sie mit ihr angestellt?«, fragte Gahalowood mit dröhnender Stimme.

»Normalerweise reichen Gebete aus, Sergeant!«

»Lassen Sie mich raten: Bei ihr haben sie nicht gereicht!«

»Der Teufel war stark! Also haben wir ihren Kopf in einen Kübel mit Weihwasser getaucht, um ihm beizukommen.«

»Simuliertes Ertränken«, bemerkte ich.

»Aber auch das hat nicht gereicht. Deshalb haben wir sie geschlagen, um den Dämon zu bezwingen und aus ihrem Körper zu vertreiben.«

»Sie haben die Kleine geschlagen?«, polterte Gahalowood los.

»Nein, nicht die Kleine: den Leibhaftigen!«

»Sie sind ja verrückt, Lewis!«

»Wir mussten sie erlösen! Und wir dachten, es wäre uns geglückt. Aber dann hat Nola diese Zustände bekommen. Sie und ihr Vater haben eine Weile bei uns gewohnt, und die Kleine wurde unberechenbar. Ihre Mutter ist ihr erschienen.«

»Wollen Sie damit sagen, Nola hatte Halluzinationen?«, fragte Gahalowood.

»Schlimmer: Sie hat eine Art Persönlichkeitsspaltung entwickelt. Manchmal ist sie in die Rolle ihrer Mutter geschlüpft und hat sich für das bestraft, was sie getan hatte. Einmal habe ich miterlebt, wie sie im Bad geschrien hat. Sie hatte die Wanne gefüllt, ihren Kopf mit einer Hand an den Haaren gepackt und ins eiskalte Wasser gedrückt. So konnte es nicht weitergehen. Deshalb hat David beschlossen wegzuziehen, und zwar ganz weit weg. Er hat gesagt, dass er aus Jackson, aus Alabama fortmüsse und dass der räumliche und zeitliche Abstand Nola bestimmt helfen würde. Ich hatte damals gehört, dass die Gemeinde von Aurora einen Pfarrer suchte, und er hat nicht eine Sekunde gezögert. So kam es, dass er sich ans andere Ende des Landes nach New Hampshire abgesetzt hat.«

3.

Wahltag

»Ihr Leben wird von ein paar großen Ereignissen durchzogen sein. Erwähnen Sie diese in Ihren Büchern, Marcus. Sollten sie nämlich misslungen sein, haben sie wenigstens das Verdienst, auf einigen Seiten Zeitgeschichte wiederzugeben.«

Auszug aus dem Concord Herald *vom 5. November 2008*

BARACK OBAMA ZUM 44. PRÄSIDENTEN DER VEREINIGTEN STAATEN GEWÄHLT

Der Kandidat der Demokraten, Barack Obama, hat bei den Präsidentschaftswahlen über den Republikaner McCain gesiegt und wird somit der 44. Präsident der Vereinigten Staaten. Der Bundesstaat New Hampshire, der George W. Bush 2004 zum Wahlsieg verholfen hatte, ist ins Lager der Demokraten zurückgekehrt (…)

5. November 2008

Am Tag nach der Wahl war New York im Freudentaumel. Die Menschen hatten den Sieg der Demokraten bis spätnachts auf den Straßen gefeiert, als wollten sie die Dämonen der letzten Doppelpräsidentschaft verjagen. Ich hatte die Volksfeststimmung lediglich am Fernseher in meinem Büro miterlebt, das ich seit drei Tagen nicht verlassen hatte.

An diesem Morgen erschien Denise um acht Uhr mit einem Obama-Pullover, einer Obama-Tasse, einem Obama-Button und einem Päckchen Obama-Aufkleber im Büro. »Oh, Sie sind schon da, Marcus«, rief sie, als sie durch die Eingangstür trat und sah, dass alle Lichter brannten. »Waren Sie gestern Abend draußen? Was für ein Sieg! Ich habe Ihnen Sticker für Ihren Wagen mitgebracht.« Immer noch redend, legte sie die Sachen auf ihrem Tisch ab, schaltete die Kaffeemaschine ein und den Anrufbeantworter aus. Dann kam sie in mein Büro. Als sie sah, in was für einem Zustand sich das Zimmer befand, riss sie die Augen auf und rief: »Um Himmels willen, Marcus, was ist denn hier los?«

Ich saß in meinem Sessel und starrte die Wand an, die ich nachts mit meinen Notizen und Ermittlungsskizzen tapeziert hatte. Außerdem hatte ich mir immer wieder die Aufnahmen von Harry, Nancy Hattaway und Robert Quinn angehört.

»Ich kapiere an diesem Fall etwas nicht«, gestand ich. »Und das macht mich verrückt.«

»Haben Sie die ganze Nacht hier verbracht?«

»Ja.«

»Ach, Marcus, und ich dachte, Sie wären unterwegs, um sich ein bisschen zu amüsieren! Das haben Sie schon ewig nicht mehr gemacht. Ist es Ihr Roman, der Sie so quält?«

»Nein, etwas, was ich vergangene Woche herausgefunden habe.«

»Was haben Sie denn herausgefunden?«

»Da bin ich mir eben nicht ganz sicher. Was soll man tun, wenn einem klar wird, dass man von einem Menschen, den man immer bewundert und als Vorbild gesehen hat, nach Strich und Faden belogen wurde?«

Sie überlegte kurz und sagte dann: »Sowas Ähnliches ist mir passiert, und zwar mit meinem ersten Mann. Ich habe ihn mit meiner besten Freundin im Bett überrascht.«

»Und was haben Sie getan?«

»Nichts. Ich habe nichts gesagt und auch nichts getan. Das war in den Hamptons. Wir waren übers Wochenende mit meiner besten Freundin und deren Mann in ein Hotel am Meer gefahren. Am Samstag habe ich am frühen Abend einen Strandspaziergang gemacht, allein, weil mein Mann gesagt hatte, er wäre müde. Ich bin früher als gedacht zurückgekommen. Allein spazieren zu gehen ist eben doch nicht so lustig. Ich bin zu unserem Zimmer gegangen, habe die Tür mit der Schlüsselkarte geöffnet und die beiden zusammen im Bett erwischt. Er hat auf ihr gelegen, auf meiner besten Freundin! Es ist irre, aber mit diesen Schlüsselkarten kann man praktisch lautlos die Zimmer betreten. Sie haben mich weder gesehen noch gehört. Ich habe ihnen kurz zugeschaut und gesehen, wie sich mein Mann abgerackert hat, um sie wie ein Hündchen zum Winseln zu bringen, dann habe ich das Zimmer leise verlassen, bin zum Kotzen auf die Toilette und wieder spazieren gegangen. Eine Stunde später bin ich zurückgekommen. Mein Mann hat mit dem Mann meiner besten Freundin lachend an der Bar gesessen und Gin getrunken. Ich habe kein Wort gesagt. Abends ist er wie ein nasser Sack ins Bett gefallen, hat gesagt, er wäre restlos erledigt, da wäre nichts zu machen, und ist eingeschlafen. Trotzdem habe ich kein Wort gesagt. Sechs Monate lang habe ich kein Wort gesagt.«

»Und dann haben Sie die Scheidung eingereicht …«

»Nein. Er hat mich ihretwegen verlassen.«

»Bereuen Sie, dass Sie nichts unternommen haben?«

»Ja, täglich.«

»Also sollte ich etwas tun. Wollen Sie mir das damit sagen?«

»Ja, tun Sie etwas, Marcus. Machen Sie es nicht wie ich betrogene dumme Kuh.«

Ich lächelte. »Sie sind alles, nur keine dumme Kuh, Denise.«

»Marcus, was ist letzte Woche passiert? Was haben Sie herausgefunden?«

Fünf Tage zuvor

Am 31. Oktober bestätigte Professor Gideon Alkanor, einer der großen Spezialisten für Kinderpsychiatrie an der Ostküste und ein guter Bekannter von Gahalowood, was im Grunde offensichtlich war: Nola hatte unter einer erheblichen psychischen Störung gelitten.

Am Tag nach unserer Rückkehr aus Jackson waren Gahalowood und ich mit dem Auto zum Kinderkrankenhaus in Boston gefahren, wo Alkanor uns in seinem Büro empfing. Anhand der Informationen, die Gahalowood ihm vorab hatte zukommen lassen, war er zu dem Schluss gelangt, dass man bei Nola von einer Kindheitspsychose sprechen konnte.

»Was bedeutet das, grob gesagt?«, preschte Gahalowood vor.

Alkanor nahm seine Brille ab und putzte sie seelenruhig, als wollte er sich seine Worte reiflich überlegen. Schließlich wandte er sich an mich: »Das bedeutet, dass Sie gar nicht so unrecht hatten, Mr Goldman. Ich habe Ihr Buch neulich gelesen. In Anbetracht dessen, was Sie beschreiben, und der Informationen, die Perry mir geliefert hat, würde ich sagen, dass Nola manchmal den Bezug zur Wirklichkeit verloren hat. Vermutlich hat sie das Zimmer ihrer Mutter während einer ihrer Krisen in Brand gesteckt. In der Nacht zum 30. August 1969 ist Nolas Verhältnis zur Realität gestört: Sie will ihre Mutter töten, und in diesem konkreten Augenblick hat der Akt des Tötens für sie keine Bedeutung. Sie begeht eine Handlung,

deren Tragweite ihr nicht bewusst ist. Zu dieser ersten traumatischen Erfahrung kommt später der Exorzismus hinzu, und es ist durchaus vorstellbar, dass die Erinnerung daran der Auslöser für ihre spätere Persönlichkeitsspaltung ist, bei der Nola die Rolle der Mutter übernimmt, die sie getötet hat. Und ab da wird alles richtig kompliziert: Jedes Mal, wenn Nola den Bezug zur Realität verliert, setzt ihr die Erinnerung an ihre Mutter und ihre Tat zu.«

Mir verschlug es für einen Moment die Sprache. »Sie wollen damit sagen, dass …«

Alkanor nickte, und bevor ich meinen Satz beenden konnte, fuhr er fort: »… Nola sich in diesen sogenannten Dekompensationsphasen selbst schlug.«

»Und was kann solche Krisen auslösen?«, erkundigte sich Gahalowood.

»Vermutlich starke Gefühlsschwankungen: Stress, tiefe Trauer … Dinge, die Sie in Ihrem Buch beschreiben, Mr Goldman: die Begegnung mit Harry Quebert, in den sie sich unsterblich verliebt, dann die Zurückweisung durch ihn, die sie zu ihrem Selbstmordversuch treibt. Das klassische Schema, würde ich sagen. Immer wenn ihre Gefühle sie überfordern, dekompensiert sie, und dann erscheint ihr ihre Mutter, um sie für das, was sie getan hat, zu bestrafen.«

Nola und ihre Mutter waren also die ganze Zeit lang eine Person gewesen. Jetzt fehlte uns nur noch die Bestätigung von David Kellergan, und so begaben wir uns am Samstag, den 1. November 2008, als Abordnung in die Terrace Avenue 245: Gahalowood, ich und Travis Dawn, den wir über das, was wir in Alabama erfahren hatten, ins Bild gesetzt hatten und den Gahalowood gebeten hatte, uns zu begleiten, um David Kellergan zu beschwichtigen.

Als Letzterer uns vor seiner Tür stehen sah, verkündete er augenblicklich: »Ich habe Ihnen nichts zu sagen. Weder Ihnen noch sonst wem.«

»Aber ich habe Ihnen etwas zu sagen«, erklärte Gahalowood ruhig. »Ich weiß, was im März 1969 in Alabama geschehen ist. Ich weiß von dem Brand. Ich weiß alles.«

»Gar nichts wissen Sie.«

»Du solltest sie anhören«, sagte Travis. »Nun mach schon auf, David. Drinnen redet es sich besser.«

Schließlich gab David Kellergan nach. Er ließ uns herein und führte uns in die Küche. Dort schenkte er sich eine Tasse Kaffee ein, ohne uns welchen anzubieten, und setzte sich an den Tisch. Gahalowood und Travis nahmen ihm gegenüber Platz, ich blieb im Hintergrund stehen.

»Also?«, fragte Kellergan.

»Ich bin nach Jackson geflogen«, begann Gahalowood. »Ich habe mit Pfarrer Jeremy Lewis gesprochen und weiß, was Nola getan hat.«

»Seien Sie still!«

»Sie litt unter einer Kindheitspsychose. Sie hatte Anfälle von Schizophrenie. Am 30. August 1969 hat sie das Zimmer ihrer Mutter angezündet.«

»Nein!«, schrie David Kellergan. »Sie lügen!«

»Als Sie an jenem Abend nach Hause kamen, stand Nola singend auf der Veranda. Später, als Sie herausgefunden hatten, was passiert war, haben Sie ihr den Teufel ausgetrieben. Sie dachten, es wäre zu ihrem Besten, aber es machte alles noch schlimmer. Danach litt sie phasenweise unter einer Persönlichkeitsspaltung und versuchte, sich selbst zu bestrafen. Deshalb sind Sie weit aus Alabama weg gegangen, quer durchs ganze Land, in der Hoffnung, die Geister abzuschütteln, aber das Gespenst Ihrer Frau hat Sie beide verfolgt, weil es immer noch in Nolas Kopf herumspukte.«

Eine Träne lief über seine Wange. »Sie hatte manchmal diese Zustände«, flüsterte er mit erstickter Stimme. »Ich konnte nichts dagegen tun. Dann hat sie sich selbst gezüchtigt. Sie war Tochter und Mutter in einem, hat sich geschlagen und dann selbst angefleht, damit aufzuhören.«

»Und Sie haben die Musik aufgedreht und sich in die Garage zurückgezogen, weil es unerträglich war.«

»Ja! Unerträglich! Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Meine Tochter, meine geliebte Tochter, war so krank.« Er begann zu schluchzen. Voller Entsetzen über das, was er da zu hören bekam, starrte Travis ihn an.

»Warum haben Sie sie nicht behandeln lassen?«, wollte Gahalowood wissen.

»Ich hatte Angst, dass man sie mir wegnimmt, dass man sie einsperrt! Außerdem wurden die Anfälle mit der Zeit immer seltener. Ein paar Jahre hatte ich den Eindruck, als würde sich die Erinnerung an das Feuer allmählich verflüchtigen, ja ich glaubte sogar, diese Krisen würden irgendwann ganz ausbleiben. Es wurde immer besser – bis zum Sommer 1975. Plötzlich und ohne dass ich es mir erklären konnte, hatte sie wieder eine Serie schlimmer Anfälle.«

»Wegen Harry«, sagte Gahalowood. »Die Begegnung mit Harry hat sie emotional überfordert.«

»Es war ein grauenhafter Sommer«, berichtete der alte Kellergan. »Ich spürte, wie sich die Krisen anbahnten, ich konnte sie fast vorhersagen. Es war entsetzlich. Sie schlug sich mit dem Lineal auf Finger und Brüste. Oder sie füllte eine Wanne mit Wasser, tauchte ihren Kopf unter und flehte zwischendurch ihre Mutter an, damit aufzuhören. Und belegte sich dann wieder in der Stimme ihrer Mutter mit den schlimmen Beschimpfungen.«

»Dieses Untertauchen, das hatten Sie vorher mit ihr praktiziert, nicht wahr?«

»Jeremy Lewis hat geschworen, dass es kein anderes Mittel dagegen gibt! Ich hatte gehört, dass er sich als Exorzist betätigte, aber ich hatte mit ihm nie darüber gesprochen. Plötzlich hat er behauptet, das Böse hätte von Nolas Körper Besitz ergriffen und man müsste sie davon erlösen. Ich habe nur eingewilligt, damit er Nola nicht anzeigt. Jeremy war total verrückt, aber was hätte ich tun

sollen? Ich hatte doch keine Wahl … In diesem Land steckt man auch Kinder ins Gefängnis!«

»Nola ist wiederholt von zu Hause ausgerissen, richtig?«

»Ja, ein paarmal. Einmal ist sie eine ganze Woche weggeblieben. Ich weiß es noch ganz genau, es war Ende Juli 1975. Was hätte ich tun sollen? Die Polizei rufen? Und was hätte ich ihr erzählt? Dass meine Tochter langsam dem Wahnsinn verfiel? Ich beschloss, bis zum Wochenende zu warten, bevor ich Alarm schlug. Ich habe sie die ganze Woche lang überall Tag und Nacht gesucht. Und auf einmal war sie wieder da.«

»Was ist am 30. August passiert?«

»Sie hatte eine sehr heftige Krise. In so einem Zustand hatte ich sie noch nie erlebt. Ich habe versucht, sie zu beruhigen, aber es war nichts zu machen. Also habe ich mich in der Garage verkrochen, um dieses verfluchte Motorrad zu reparieren. Ich habe die Musik voll aufgedreht und mich den Großteil des Nachmittags versteckt. Den Rest kennen Sie. Als ich zu ihr gegangen bin, war sie nicht mehr da … Dann bin ich losgegangen, um im Viertel nach ihr zu suchen, aber dann habe ich gehört, dass in der Nähe von Side Creek ein blutendes Mädchen gesehen worden war, und begriffen, dass die Lage ernst war.«

»Was haben Sie gedacht?«

»Ehrlich gesagt, dachte ich zuerst, Nola wäre von zu Hause weggelaufen und das Blut käme von ihren Selbstzüchtigungen. Ich dachte, Deborah Cooper hätte Nola vielleicht mitten in einem ihrer Anfälle erlebt. Schließlich war es der 30. August, also der Tag, an dem unser Haus in Jackson abgebrannt ist.«

»Hatte Nola an diesem Datum bereits früher mal eine so schlimme Krise?«

»Nein.«

»Was hätte eine derartige Krise auslösen können?«

David Kellergan zögerte mit der Antwort. Travis Dawn begriff, dass man ihn zum Reden ermuntern musste. »Wenn du etwas weißt,

David, musst du es uns sagen. Das ist sehr wichtig. Tu es für Nola.«

»Als ich an jenem Tag in ihr Zimmer gegangen bin und sie nicht da war, habe ich auf ihrem Bett einen aufgerissenen Umschlag liegen sehen, einen an sie adressierten Umschlag mit einem Brief darin. Ich glaube, dieser Brief hat die Krise ausgelöst. Es war ein Abschiedsbrief.«

»Von diesem Brief hast du uns nie etwas erzählt!«, rief Travis.

»Weil er von einem Mann stammte, der der Schrift nach nicht im passenden Alter für eine Liebesgeschichte mit meiner Tochter war. Was willst du? Hätte die ganze Stadt Nola für ein Flittchen halten sollen? Damals war ich mir sicher, dass die Polizei sie finden und nach Hause bringen würde. Danach wollte ich sie gründlich behandeln lassen! Jawohl, gründlich!«

»Wer war der Verfasser dieses Abschiedsbriefs?«, fragte Gahalowood.

»Harry Quebert.«

Wir waren sprachlos. Der alte Kellergan stand auf und verschwand. Kurz darauf kehrte er mit einer Pappschachtel voller Briefe zurück.

»Die habe ich, nachdem Nola verschwunden ist, in ihrem Zimmer hinter einem losen Brett gefunden. Nola hat sich mit Harry Quebert Briefe geschrieben.«

Gahalowood fischte aufs Geratewohl einen heraus und überflog ihn. »Woher wissen Sie, dass es Harry Quebert war?«, forschte er. »Die Briefe sind nicht unterschrieben …«

»Weil … Weil diese Briefe in seinem Buch vorkommen.«

Ich kramte in der Schachtel: Tatsächlich enthielt sie die Korrespondenz aus *Der Ursprung des Übels*, zumindest die Briefe, die Nola erhalten hatte. Sie waren alle da: die Briefe, die von den beiden handelten, und auch die Briefe, die Nola in der Klinik von Charlotte's Hill erhalten hatte. Ich erkannte die klare, perfekte Handschrift des Manuskripts wieder, und das jagte mir einen Schauer über den Rücken: All das hatte wirklich stattgefunden.

»Und das hier ist der berühmte letzte Brief«, verkündete der alte Kellergan und gab Gahalowood ein Kuvert.

Gahalowood las ihn und reichte ihn an mich weiter.

Meine Allerliebste,
das ist mein letzter Brief. Das sind meine letzten Worte. Ich schreibe Ihnen, um Adieu zu sagen.

Von heute an wird es kein »wir« mehr geben. Die Liebenden trennen sich und finden nicht mehr zusammen, so enden Liebesgeschichten.

Meine Allerliebste, Sie werden mir fehlen. Sie werden mir so fehlen.

Meine Augen weinen. Alles in mir brennt.

Wir werden uns nie wiedersehen. Sie werden mir so fehlen.

Ich hoffe, dass Sie glücklich werden.

Ich sage mir, dass das zwischen Ihnen und mir ein Traum war und es jetzt Zeit ist, aufzuwachen.

Sie werden mir mein Leben lang fehlen.

Adieu. Ich liebe Sie, wie ich nie wieder lieben werde.

»Er entspricht der letzten Seite von *Der Ursprung des Übels*«, erklärte Kellergan.

Ich nickte wie vor den Kopf geschlagen, denn ich erkannte den Text wieder.

»Seit wann wissen Sie, dass Harry und Nola sich geschrieben haben?«, fragte Gahalowood.

»Erst seit ein paar Wochen. Im Supermarkt ist mir das Buch in die Hände gefallen. Es war gerade wieder ins Sortiment aufgenommen worden. Ich weiß auch nicht, warum, aber ich habe es gekauft. Ich musste es lesen, um alles besser zu verstehen. Der eine oder andere Satz darin kam mir bekannt vor. Schon verrückt, die Macht der Erinnerung! Ich habe nachgedacht, und plötzlich ist mir klar geworden: Die Sätze stammten aus den Briefen, die ich in Nolas

Zimmer gefunden hatte. Ich hatte sie dreißig Jahre lang nicht angerührt, aber sie waren irgendwo in meinem Gedächtnis abgespeichert. Also habe ich sie noch einmal gelesen, und danach war mir alles klar: Dieser gottverdammte Brief, Sergeant, hat dazu geführt, dass meine Tochter verrückt vor Kummer wurde! Luther Caleb hat Nola vielleicht getötet, aber Quebert ist in meinen Augen mindestens so schuldig wie er. Hätte sie nämlich nicht diese Zustände bekommen, wäre sie vielleicht nicht von zu Hause ausgerissen und Caleb in die Arme gelaufen.«

»Deshalb haben Sie also Harry im Motel besucht«, folgerte Gahalowood.

»Ja! Dreiunddreißig Jahre lang habe ich mich gefragt, wer diese verfluchten Briefe geschrieben hat. Dabei stand die Antwort die ganze Zeit in sämtlichen Bibliotheken Amerikas! Ich bin zum Sea Side Motel gefahren, und es kam zum Streit. Ich war so aufgebracht, dass ich nach Hause gefahren bin, um mein Gewehr zu holen, aber als ich zum Motel zurückkam, war er verschwunden. Ich glaube, ich hätte ihn umgebracht. Er wusste, wie labil sie war, und trotzdem hat er die Sache auf die Spitze getrieben!«

Ich fiel aus allen Wolken. »Was sagen Sie da?«, stieß ich hervor.

»Er wusste alles über Nola! Alles!«, rief David Kellergan.

»Soll das heißen, Harry wusste über Nolas Psychosen Bescheid?«

»Ja! Mir war bekannt, dass Nola ab und zu mit der Schreibmaschine zu ihm ging. Vom Rest wusste ich natürlich nichts. Ich fand es sogar gut, dass sie einen Schriftsteller kannte. Schließlich waren Ferien, und so war sie beschäftigt. Bis dieser unselige Kerl dann hier aufkreuzte und Streit suchte, weil er glaubte, dass meine Frau Nola schlug.«

»Harry hat Sie in jenem Sommer aufgesucht?«

»Ja. Mitte August. Ein paar Tage bevor Nola verschwunden ist.«

---

15. August 1975

Mitten am Nachmittag. Vom Fenster seines Büros aus bemerkte Reverend Kellergan, wie ein schwarzer Chevrolet auf den Parkplatz der Gemeinde fuhr. Er sah Harry Quebert aussteigen und mit raschem Schritt auf den Eingang zugehen. Was mochte der Grund für seinen Besuch sein? Seit seiner Ankunft in Aurora hatte sich Harry nie in der Kirche blicken lassen. David Kellergan hörte die Eingangstür zuschlagen, dann Schritte auf dem Gang, und gleich darauf erschien Harry im Rahmen der offenen Bürotür.

»Guten Tag, Harry«, begrüßte er ihn. »Welch schöne Überraschung!«

»Guten Tag, Reverend. Störe ich Sie?«

»Nicht im Geringsten. Bitte kommen Sie herein.«

Harry trat ein und schloss hinter sich die Tür.

»Ist alles in Ordnung?«, erkundigte sich der Reverend. »Sie schauen so merkwürdig.«

»Ich bin hier, um mit Ihnen über Nola zu reden …«

»Oh, das trifft sich gut. Ich wollte Ihnen nämlich danken. Ich weiß, dass sie manchmal zu Ihnen geht, und sie kommt immer sehr vergnügt nach Hause. Ich hoffe, sie stört Sie nicht … Dank Ihnen ist sie in den Ferien gut beschäftigt.«

Aber Harrys Gesicht blieb ernst. »Sie war heute Morgen bei mir«, sagte er. »Sie war in Tränen aufgelöst und hat mir alles über Ihre Frau erzählt.«

Der Reverend wurde kreidebleich. »Über … meine Frau? Was hat sie Ihnen gesagt?«

»Dass sie sie schlägt! Und dass sie ihren Kopf in einem Becken mit eiskaltem Wasser untertaucht!«

»Harry, ich …«

»Damit ist jetzt Schluss, Reverend! Ich weiß alles.«

»Harry, die Sache ist etwas komplizierter. Ich …«

»Komplizierter? Wollen Sie mir etwa einreden, dass es für diese Misshandlungen einen guten Grund gibt? Hä? Ich werde zur Polizei gehen und denen alles erzählen, Reverend.«

»Nein, Harry, bloß nicht …«

»Doch, das werde ich. Was glauben Sie? Dass ich nicht wage, Sie anzuzeigen, weil Sie ein Kirchenmann sind? Das beeindruckt mich gar nicht! Was für ein Mensch lässt zu, dass seine Frau seine Tochter verprügelt?«

»Harry … Hören Sie mir zu, ich bitte Sie. Hier liegt ein schreckliches Missverständnis vor, und wir sollten uns in Ruhe unterhalten.«

»Ich weiß nicht, was Nola Harry erzählt hatte«, erklärte uns der Reverend. »Er war nicht der Erste, der ahnte, dass etwas komisch war. Aber bis dahin hatte ich es nur mit Nolas Freunden zu tun gehabt, mit Teenagern, deren Fragen ich leicht ausweichen konnte. Harry war ein anderes Kaliber. Ich musste ihm gegenüber zugeben, dass Nolas Mutter nur in ihrem Kopf existierte. Ich habe ihn beschworen, mit niemandem darüber zu reden, aber dann hat er sich in Dinge eingemischt, die ihn nichts angingen, und wollte mir Vorschriften in Bezug auf meine Tochter machen. Er wollte, dass ich sie behandeln lasse! Ich habe ihn zum Teufel geschickt. Eine Woche später ist Nola verschwunden.«

»Und danach haben Sie Harry über dreißig Jahre lang gemieden«, sagte ich, »weil Sie beide die Einzigen waren, die Nolas Geheimnis kannten.«

»Sie war mein einziges Kind, verstehen Sie doch! Ich wollte, dass alle sie in guter Erinnerung behalten. Die Leute sollten nicht denken, dass sie verrückt war. Sie war ja auch nicht verrückt, sondern nur labil! Und hätte die Polizei von ihren Krisen gewusst, sie hätte nicht all diese Anstrengungen unternommen, um sie zu finden. Dann hätte man sie als Irre und Ausreißerin abgestempelt!«

Gahalowood wandte sich an mich: »Und was schließen wir aus alldem, Schriftsteller?«

»Dass Harry uns angelogen hat. Er hat gar nicht im Motel auf Nola gewartet. Er hat mit ihr Schluss gemacht. Er wusste von Anfang an,

dass er mit ihr Schluss machen würde. Er hatte nie vor, mit ihr durchzubrennen. Am 30. August 1975 hat sie einen letzten Brief von Harry erhalten, in dem stand, dass er ohne sie fortgegangen ist.«

Nach dem aufschlussreichen Besuch beim alten Kellergan fuhren Gahalowood und ich sofort ins Hauptquartier der State Police, um den Brief mit der letzten Seite des bei Nola gefundenen Manuskripts abzugleichen: Sie waren identisch.

»Er hatte alles geplant!«, rief ich. »Er wusste, dass er sie verlassen würde. Er wusste es von Anfang an.«

Gahalowood nickte. »Als sie ihm vorschlägt, mit ihr durchzubrennen, weiß er, dass er nicht mit ihr fortgehen wird. Ihm ist klar, dass ein fünfzehnjähriges Mädchen nur ein Klotz am Bein ist.«

»Aber sie hat doch das Manuskript gelesen …«, gab ich zu bedenken.

»Natürlich, aber sie hält es für einen Roman. Sie ahnt nicht, dass Harry ihre Geschichte haargenau niedergeschrieben hat und das Ende bereits besiegelt ist: Harry will sie nicht. Stefanie Larjinjiak hat uns erzählt, dass sie sich Briefe geschrieben haben und Nola immer die Post abgepasst hat. Am Samstagmorgen, dem Tag ihrer Flucht, dem Tag, an dem sie glaubt, dass sie mit dem Mann ihres Lebens dem Glück entgegenreisen wird, kontrolliert sie den Briefkasten ein letztes Mal. Sie will sichergehen, dass darin nicht womöglich ein Brief steckt, der ihre Flucht durch die Preisgabe wichtiger Details gefährden könnte. Aber dann findet sie seine Nachricht, in der es heißt, dass es aus ist.«

Gahalowood betrachtete das Kuvert, in dem der letzte Brief steckte. »Auf dem Umschlag steht zwar ihre Adresse, aber er hat weder eine Briefmarke, noch ist er abgestempelt«, stellte er fest. »Er wurde direkt in ihren Postkasten geworfen.«

»Sie meinen, von Harry?«

»Ja. Bestimmt hat er ihn nachts eingeworfen, bevor er das Weite gesucht hat. Vermutlich in letzter Minute in der Nacht von Freitag auf Samstag. Damit sie nicht ins Motel kommt. Damit sie begreift, dass es kein Treffen geben wird. Am Samstag findet sie dann seine Nachricht und dreht durch. Sie dekompensiert, bekommt einen fürchterlichen Anfall und malträtiert sich selbst. Vater Kellergan verkriecht sich wie immer verzweifelt in seiner Garage. Als Nola zur Besinnung kommt, fällt ihr das Manuskript ein. Sie will eine Erklärung. Sie nimmt das Manuskript und macht sich auf den Weg zum Motel in der Hoffnung, dass das alles nicht wahr ist und Harry dort auf sie wartet. Aber unterwegs begegnet sie Luther, und alles kommt anders.«

»Aber warum kehrt Harry am Tag nach Nolas Verschwinden nach Aurora zurück?«

»Weil er gehört hat, dass sie verschwunden ist. Er hat diesen Brief an sie eingeworfen, und jetzt kriegt er es mit der Panik. Bestimmt macht er sich Sorgen um sie. Wahrscheinlich hat er auch Schuldgefühle, aber ich denke mir, er hat vor allem Angst, dass jemand diesen Brief oder das Manuskript in die Finger und er Ärger kriegen könnte. Deshalb will er lieber in Aurora sein, um zu beobachten, wie sich die Dinge entwickeln, und vielleicht sogar ein paar kompromittierende Beweisstücke in seinen Besitz zu bringen.«

Wir mussten Harry finden. Ich musste unbedingt mit ihm reden. Warum hatte er mir weisgemacht, dass er auf Nola gewartet hätte, wenn er ihr in Wirklichkeit einen Abschiedsbrief geschrieben hatte? Gahalowood leitete eine Fahndung ein. Man überprüfte seine Kreditkartenabrechnungen und Telefonverbindungen. Aber seine Kreditkarte war nicht genutzt worden, und sein Handy sendete kein Signal mehr. Durch eine Anfrage bei der Datenbank der Grenzbehörden erfuhren wir, dass er am Posten von Derby Line in Vermont die Grenze nach Kanada überquert hatte.

»Also ist er jetzt in Kanada«, meinte Gahalowood. »Warum ausgerechnet Kanada?«

»Weil er glaubt, dass dort das Paradies der Schriftsteller ist«, erwiderte ich. »Im Manuskript *Die Möwen von Aurora*, das er mir hinterlassen hat, landet er mit Nola am Ende dort.«

»Mag ja sein, aber ich darf Sie daran erinnern, dass er in seinem Buch nicht die Wahrheit schreibt? Nicht nur, dass Nola tot ist, sondern er hatte offenbar auch nie vor, mit ihr durchzubrennen. Trotzdem hinterlässt er Ihnen dieses Manuskript, in dem er und Nola in Kanada wieder zusammenfinden. Was ist denn nun wahr?«

»Ich blicke nicht mehr durch!«, fluchte ich. »Warum zum Teufel hat er sich abgesetzt?«

»Weil er etwas zu verbergen hat. Nur wissen wir nicht genau, was.«

Zu diesem Zeitpunkt ahnten wir nicht, dass uns noch weitere Überraschungen ins Haus standen. Zwei größere Vorfälle sollten uns schon bald Antworten auf unsere Fragen liefern.

An diesem Abend teilte ich Gahalowood mit, dass ich für den nächsten Tag einen Flug nach New York gebucht hatte.

»Wie bitte? Sie fliegen zurück nach New York? Sind Sie jetzt vollkommen übergeschnappt, Schriftsteller? Wir stehen kurz vor der Auflösung! Geben Sie mir Ihren Ausweis, damit ich ihn beschlagnahmen kann.«

Ich grinste. »Ich verlasse Sie ja nicht, Sergeant, aber es ist höchste Zeit.«

»Zeit wofür?«

»Wählen zu gehen. Amerika hat ein Rendezvous mit der Geschichte.«

Am 5. November 2008, als New York noch immer Obamas Einzug ins Weiße Haus feierte, traf ich mich mit Barnaski zum Mittagessen im Pierre. Der Sieg der Demokraten hatte ihn in gute Laune versetzt. »Ich liebe die Schwarzen!«, sagte er. »Ich liebe schöne schwarze Menschen! Wenn Sie eine Einladung ins Weiße Haus kriegen,

nehmen Sie mich mit! Also, was haben Sie mir so Wichtiges mitzuteilen?«

Ich erzählte ihm, was ich über Nola und ihre Kindheitspsychose in Erfahrung gebracht hatte.

Sein Gesicht hellte sich auf. »Die Szenen, in denen Sie die Misshandlungen durch die Mutter beschreiben – das war in Wirklichkeit Nola selbst?«

»Ja.«

»Fabelhaft!«, trompetete er durchs Restaurant. »Ihr Buch wird in seiner Art bahnbrechend sein! Der Leser hat das Gefühl, selbst nicht ganz bei Verstand zu sein, weil die Figur der Mutter existiert, ohne wirklich zu existieren! Sie sind ein Genie, Goldman! Ein Genie!«

»Nein, ich habe mich einfach nur geirrt. Ich habe mich von Harry an der Nase herumführen lassen.«

»Wusste Harry davon?«

»Ja. Er ist übrigens wie vom Erdboden verschluckt.«

»Was soll das heißen?«

»Er ist unauffindbar. Offenbar hat er die Grenze nach Kanada überquert. Als einzigen Hinweis hat er mir eine kryptische Nachricht und ein unveröffentlichtes Manuskript über Nola hinterlassen.«

»Gehören die Rechte Ihnen?«

»Wie bitte?«

»Die Rechte an dem unveröffentlichten Manuskript – gehören sie Ihnen? Ich kaufe sie Ihnen ab!«

»Verdammt noch mal, Roy! Darum geht es doch gar nicht!«

»Entschuldigung. War ja nur eine Frage.«

»Ein Detail fehlt noch. Irgendetwas habe ich noch nicht begriffen. Diese Geschichte mit der Kindheitspsychose, Harry, der abtaucht … Ein Puzzleteilchen fehlt noch, das weiß ich, aber ich komme nicht darauf.«

»Sie sind ein großer Zauderer, Marcus, aber glauben Sie mir, Angst bringt einen nicht weiter. Gehen Sie zu Doktor Freud, und lassen Sie sich ein paar Pillen zur Entspannung verschreiben. Ich

jedenfalls werde Kontakt zur Presse aufnehmen. Wir werden eine Erklärung über die Krankheit der Kleinen verfassen, mit der wir alle glauben machen, dass wir von Anfang an Bescheid wussten, und die Sache als ›Überraschungsei‹ verkaufen, frei nach dem Motto, dass die Wahrheit manchmal ganz anders aussieht und man sich nicht auf den ersten Eindruck verlassen sollte. Die Leute, die Sie verrissen haben, werden als die Gelackmeierten dastehen, und Sie werden als großer Vorreiter gelten. Ihr Buch wird plötzlich wieder in aller Munde sein, und wir werden einen weiteren netten kleinen Packen davon verkaufen, denn durch diese Sache werden auch die, die gar nicht die Absicht hatten, es zu erwerben, ihre Neugier nicht bezähmen können und wissen wollen, wie Sie die Mutter beschrieben haben. Goldman, Sie sind ein Genie! Das Mittagessen geht auf mich.«

Ich verzog das Gesicht und erwiderte: »Das überzeugt mich nicht, Roy. Ich hätte gern noch ein wenig Zeit, um weiterzuforschen.«

»Sie sind nie überzeugt, Sie armes Schwein! Wir haben nicht die Zeit, um zu *forschen,* wie Sie es nennen! Sie sind ein Dichter, Sie glauben, dass die Zeit, die verrinnt, einen Sinn hat, aber Zeit, die verrinnt, bedeutet entweder Geld, das man verdient, oder Geld, das man verliert. Ich bin ein glühender Anhänger der ersten Option. Aber was soll's, vielleicht haben Sie mitgekriegt, dass wir seit gestern einen neuen Präsidenten haben. Er sieht gut aus und ist sehr populär. Meinen Berechnungen nach werden wir gut eine Woche lang auf vollen Kanälen von ihm hören. Eine Woche, in der es nur um ihn gehen wird. Es wäre also völlig zwecklos, in dieser Zeit an die Medien heranzutreten, wir würden es bestenfalls zu einer Kurzmeldung in der Rubrik ›Überfahrene Hunde‹ bringen. Ich werde die Presse also erst in einer Woche kontaktieren, was Ihnen ein wenig Zeit verschafft. Es sei denn natürlich, eine Gruppe Südstaatler mit Spitzhüten murkst unseren frischgebackenen Präsidenten ab, dann würden wir es gut einen Monat lang nicht auf die Titelseite schaffen. Jawohl, gut einen Monat lang! Stellen Sie sich

das Desaster vor: In einem Monat beginnt die Weihnachtszeit, und dann kräht kein Hahn mehr nach unserer Story. Wir werden die Sache mit der Kindheitspsychose also in einer Woche unters Volk streuen, und zwar in Form von Zeitungsbeilagen und dem ganzen Trallala. Mit mehr Luft würde ich auf die Schnelle einen kleinen Elternratgeber herausbringen, etwas in der Art von: *Kindheitspsychosen erkennen oder: Wie Sie verhindern, dass Ihr Kind zu einer zweiten Nola Kellergan wird und Sie im Schlaf bei lebendigem Leib verbrennt.* Das könnte einschlagen wie eine Bombe. Aber wir haben nicht die Zeit.«

Mir blieb also eine Woche, bevor Barnaski die Katze aus dem Sack ließ. Eine Woche, um zu begreifen, was mir noch schleierhaft war. Vier Tage vergingen: vier nutzlose Tage. Ich telefonierte immer wieder mit Gahalowood, aber auch der gab sich geschlagen. Die Ermittlungen steckten in einer Sackgasse, er kam nicht voran. Dann änderte ein Vorfall in der Nacht des fünften Tages den Verlauf der Ermittlungen. Es war der 10. November, kurz nach Mitternacht. Bei einer routinemäßigen Streifenfahrt nahm der Polizeibeamte Dean Forsyth auf der Strecke von Montburry nach Aurora die Verfolgung eines Wagens auf, der ein Stoppschild missachtet hatte und schneller als erlaubt fuhr. Die Sache hätte als banale Ordnungswidrigkeit durchgehen können, hätte das Verhalten des Fahrers, der hektisch wirkte und übermäßig schwitzte, den Polizisten nicht neugierig gemacht.

»Woher kommen Sie, Sir?«, hatte Officer Forsyth gefragt.

»Aus Montburry.«

»Was haben Sie dort gemacht?«

»Ich … Ich war bei Freunden.«

»Die Namen bitte!«

Das Zögern und der Anflug von Panik im Blick des Fahrers machten Officer Forsyth endgültig stutzig. Er richtete seine

Taschenlampe auf das Gesicht des Mannes und bemerkte einen Kratzer auf seiner Wange. »Was ist mit Ihrem Gesicht passiert?«

»Ein tief hängender Ast, den ich nicht gesehen habe.«

Das überzeugte den Officer nicht. »Warum sind Sie so schnell gefahren?«

»Ich … Es tut mir leid. Ich hatte es eilig. Sie haben recht, ich hätte nicht …«

»Haben Sie getrunken, Sir?«

»Nein.«

Der Alkoholtest ergab, dass der Mann tatsächlich nichts getrunken hatte. Das Fahrzeug befand sich in ordnungsgemäßem Zustand, und als der Polizeibeamte mit dem Lichtstrahl seiner Taschenlampe das Wageninnere ausleuchtete, entdeckte er auch keine leeren Medikamentenschachteln oder anderes Verpackungsmaterial, wie sie bei Drogensüchtigen für gewöhnlich auf dem Rücksitz herumlagen. Trotzdem hatte er ein ungutes Gefühl: Seine innere Stimme sagte ihm, dass der Mann viel zu nervös und gleichzeitig zu ruhig war. Plötzlich bemerkte er etwas, was er bislang übersehen hatte: Seine Hände waren schmutzig, seine Schuhe schlammverdreckt und seine Hose klatschnass.

»Steigen Sie aus, Sir«, befahl Forsyth.

»Warum? Was … Was soll das?«, stammelte der Fahrer.

»Befolgen Sie meine Anweisung, und steigen Sie aus.«

Der Mann sträubte sich, woraufhin Officer Forsyth ihn genervt aus dem Wagen zerrte und wegen Nichtbefolgens einer polizeilichen Anweisung festnahm. Er brachte ihn zum Bezirksrevier und übernahm es höchstpersönlich, die üblichen Fotos von ihm zu machen und seine Fingerabdrücke elektronisch zu erfassen. Die Daten, die kurz darauf über seinen Computerbildschirm flimmerten, verschlugen ihm kurzzeitig die Sprache. Dann griff er, obwohl es halb zwei Uhr morgens war, zum Telefonhörer, weil er fand, dass seine Entdeckung wichtig genug war, um Sergeant Perry Gahalowood von der Mordkommission der State Police aus dem Bett

zu holen. Drei Stunden später, gegen halb fünf, wurde ich meinerseits von einem Anruf aus dem Schlaf gerissen.

»Schriftsteller? Gahalowood am Apparat. Wo sind Sie?«

»Sergeant?«, antwortete ich schlaftrunken. »In New York, in meinem Bett. Wo sonst? Was ist los?«

»Wir haben den Vogel«, verkündete er.

»Wie bitte?«

»Den Brandstifter, der Harrys Haus angezündet hat … Wir haben ihn heute Nacht verhaftet.«

»Was?«

»Sitzen Sie?«

»Nein, ich liege.«

»Umso besser. Das wird Sie nämlich umhauen.«

2.

Ende der Partie

»Manchmal wird Sie Mutlosigkeit überkommen, Marcus. Das ist normal. Ich habe Ihnen gesagt, dass Schreiben wie Boxen ist, aber es ist auch wie Laufen. Deshalb schicke ich Sie ständig zum Joggen, denn wenn Sie die Willensstärke haben, trotz Regen oder Kälte lange Strecken zurückzulegen, wenn Sie bis zum Ende durchhalten und Ihre ganze Kraft und Ihr ganzes Herzblut aufbieten, um Ihr Ziel zu erreichen, dann sind Sie auch in der Lage, so zu schreiben. Lassen Sie sich nie von Erschöpfung oder Angst abhalten. Im Gegenteil, setzen Sie sie ein, um voranzukommen.«

Noch völlig benommen von der Neuigkeit, stieg ich vormittags in einen Flieger nach Manchester. Wir landeten um dreizehn Uhr, und eine halbe Stunde später kam ich am Polizeihauptquartier an. Gahalowood holte mich am Empfang ab.

»Robert Quinn!«, rief ich bei seinem Anblick, als könnte ich es immer noch nicht glauben. »Er hat also das Haus angezündet? Und er hat mir auch diese Nachrichten geschickt?«

»Ja, Schriftsteller. Die Fingerabdrücke auf dem Benzinkanister waren von ihm.«

»Warum hat er das getan?«

»Wenn ich das wüsste! Er hat den Mund bisher nicht aufgemacht. Er weigert sich, etwas zu sagen.«

Gahalowood führte mich in sein Büro und bot mir Kaffee an. Dann berichtete er, dass die Kriminalpolizei frühmorgens das Haus der Quinns durchsucht hatte.

»Und was haben Sie gefunden?«, fragte ich.

»Nichts«, antwortete Gahalowood. »Gar nichts.«

»Und was hat seine Frau dazu gesagt?«

»Das war merkwürdig. Wir sind um halb acht bei ihnen aufgekreuzt, aber sie war kaum wachzukriegen. Sie schlief tief und fest und hatte die Abwesenheit ihres Mannes nicht einmal bemerkt.«

»Er pumpt sie mit Tabletten voll«, erklärte ich.

»Was?«

»Robert Quinn verabreicht seiner Frau heimlich Schlafmittel, wenn er seine Ruhe haben will. Wahrscheinlich hat er das auch heute Nacht getan, damit sie nichts mitkriegt. Aber was sollte sie nicht mitkriegen? Was hat er mitten in der Nacht getrieben? Und warum war er voller Schlamm? Ob er etwas vergraben hat?«

»Das ist wirklich rätselhaft … Aber ohne Geständnis kann ich ihm nichts anhängen.«

»Da ist immer noch der Benzinkanister.«

»Sein Anwalt hat bereits mitgeteilt, dass Robert ihn am Strand gefunden hat. Angeblich ist er unlängst dort spazieren gegangen, hat den Kanister herumliegen sehen, ihn aufgehoben und ins Gebüsch geworfen, damit sich andere Spaziergänger nicht daran stören. Wir brauchen mehr Beweise, sonst ist es für seinen Anwalt ein Kinderspiel, uns abblitzen zu lassen.«

»Wer ist sein Anwalt?«

»Das werden Sie kaum glauben können.«

»Sagen Sie es mir trotzdem.«

»Benjamin Roth.«

Ich seufzte. »Und jetzt denken Sie, dass Robert Quinn Nola getötet hat?«, fragte ich.

»Sagen wir, alles ist möglich.«

»Lassen Sie mich mit ihm reden.«

»Kommt nicht infrage.«

In diesem Augenblick betrat ein Mann, ohne anzuklopfen, das Büro, und Gahalowood stand sofort stramm. Es war Lansdane, der Chef der State Police. Er wirkte ungehalten.

»Ich habe den ganzen Vormittag am Telefon gehangen und mit dem Gouverneur, mit der Presse und mit diesem unmöglichen Anwalt namens Roth gesprochen.«

»Mit der Presse? Worum ging es denn?«

»Um den Mann, den Sie heute Nacht verhaftet haben.«

»Ich glaube, wir haben jetzt eine ernsthafte Spur, Sir.«

Der Chief legte Gahalowood freundschaftlich die Hand auf die Schulter. »Perry … so kann es nicht weitergehen.«

»Was soll das heißen?«

»Diese Geschichte nimmt kein Ende. Im Ernst, Perry: Sie wechseln die Tatverdächtigen wie Ihre Hemden. Roth sagt, dass er Rabatz schlagen wird. Der Gouverneur will, dass Ruhe einkehrt. Es ist Zeit, den Fall zu den Akten zu legen.«

»Aber, Chief, wir haben neue Erkenntnisse! Der Tod von Nolas Mutter, die Verhaftung von Robert Quinn … Wir stehen kurz vor dem Durchbruch!«

»Zuerst war es Quebert, dann Caleb, und jetzt ist es der Vater oder dieser Quinn oder Stern oder der liebe Gott. Was haben wir gegen den Vater in der Hand? Nichts. Gegen Stern? Nichts. Gegen diesen Robert Quinn? Nichts.«

»Wir haben diesen verdammten Benzinkanister.«

»Roth sagt, dass es für ihn ein Leichtes sein wird, einen Richter von Quinns Unschuld zu überzeugen. Gedenken Sie, Quinn offiziell zu beschuldigen?«

»Selbstverständlich.«

»Dann werden Sie verlieren, Perry. Sie werden wieder verlieren. Sie sind ein guter Polizist, Perry. Ohne Frage der Beste. Aber manchmal muss man auch loslassen können.«

»Aber, Chief …«

»Setzen Sie nicht Ihre Karriere aufs Spiel, Perry … Ich werde Ihnen nicht die Schmach antun, Ihnen den Fall hier und jetzt zu entziehen. Aus Freundschaft gebe ich Ihnen vierundzwanzig Stunden. Morgen um siebzehn Uhr kommen Sie in mein Büro und teilen mir offiziell mit, dass Sie den Fall Kellergan schließen. Sie haben also vierundzwanzig Stunden Zeit, Ihren Kollegen zu sagen, dass Sie lieber aufgeben, um den Schein zu wahren. Danach fahren Sie mit Ihrer Familie ins Wochenende, das haben Sie sich redlich verdient.«

»Chief, ich …«

»Man muss auch loslassen können, Perry! Bis morgen.«

Lansdane rauschte aus dem Büro, und Gahalowood ließ sich in seinen Sessel fallen. Zu allem Überfluss rief mich in diesem Augenblick Roy Barnaski auf meinem Handy an.

»Hallo, Goldman«, sagte er aufgekratzt. »Morgen ist die Woche um, wie Sie sicher wissen.«

»Welche Woche, Roy?«

»Na, die Woche. Die Frist, die ich Ihnen eingeräumt habe, bevor ich der Presse die jüngsten Entwicklungen im Fall Nola Kellergan präsentiere. Das haben Sie doch nicht etwa vergessen? Ich nehme an, Sie haben nichts Neues herausgefunden, oder?«

»Wir gehen einer Spur nach, Roy. Sie sollten Ihre Pressekonferenz vielleicht verschieben.«

»Ach … Sie mit Ihren ewigen Spuren, Goldman! Schluss mit dem Zirkus, hören Sie? Ich habe die Presse für morgen um siebzehn Uhr einbestellt. Ich rechne fest mit Ihnen.«

»Ausgeschlossen. Ich bin in New Hampshire.«

»Was? Sie sind die Hauptattraktion, Goldman! Ich brauche Sie!«

»Tut mir leid, Roy.« Ich legte auf.

»Wer war das?«, wollte Gahalowood wissen.

»Barnaski, mein Verleger. Er hat die Presse für morgen Abend einbestellt, um die Katze aus dem Sack zu lassen: Er will über Nolas Krankheit reden und allen erzählen, wie genial mein Buch ist, weil es die gespaltene Persönlichkeit einer Fünfzehnjährigen beschreibt.«

»Hm, sieht so aus, als hätten wir morgen Abend offiziell alles verbockt.«

Gahalowood wollte die Galgenfrist von vierundzwanzig Stunden nicht tatenlos verstreichen lassen und schlug deshalb vor, nach Aurora zu fahren und mit Tamara und Jenny zu reden, um mehr über Robert zu erfahren.

Von unterwegs rief er Travis an, um ihn über unser Kommen zu informieren. Wir trafen ihn vor dem Haus der Quinns. Er war vollkommen fassungslos. »Sind das auf dem Kanister wirklich Roberts Fingerabdrücke?«, wollte er wissen.

»Ja«, erwiderte Gahalowood.

»Großer Gott, das kann ich nicht glauben! Warum hätte er das tun sollen?«

»Keine Ahnung …«

»Meinen Sie … Meinen Sie, er hat etwas mit dem Mord an Nola zu tun?«

»So wie die Dinge stehen, kann man nichts mehr ausschließen. Wie geht es Tamara und Jenny?«

»Schlecht, sehr schlecht! Sie stehen unter Schock. Ich auch. Das ist ein Albtraum! Ein echter Albtraum!«

Niedergeschlagen ließ er sich auf die Motorhaube seines Wagens sinken.

»Was ist?«, fragte Gahalowood, der merkte, dass mit ihm etwas nicht stimmte.

»Sergeant, seit heute Morgen muss ich ständig daran denken … Durch diese Geschichte sind eine Menge Erinnerungen in mir hochgekommen.«

»Was für Erinnerungen?«

»Robert Quinn hat sich immer sehr für die Ermittlungen interessiert. Damals habe ich mich oft mit Jenny getroffen und war jeden Sonntag zum Essen bei den Quinns. Robert wollte mit mir ständig über den Fall reden.«

»Ich dachte, das sei seine Frau gewesen.«

»Bei Tisch vielleicht. Aber wenn ich kam, hat Jennys Vater mit mir jedes Mal ein Bier auf der Terrasse getrunken und mich ausgefragt. Ob es einen Verdächtigen gebe? Ob wir eine Spur hätten? Nach dem Essen hat er mich dann zum Wagen begleitet, um mich weiter zu löchern. Ich bin ihn nur mit Mühe losgeworden.«

»Wollen Sie damit sagen, dass …«

»Ich will gar nichts sagen. Aber …«

»Aber was?«

Er kramte in seiner Jackentasche und zog ein Foto heraus. »Das hier habe ich heute Morgen in einem unserer Fotoalben gefunden.«

Auf dem Bild war Robert Quinn neben einem schwarzen Chevrolet Monte Carlo vor dem Clark's zu sehen. Auf der Rückseite stand: *Aurora, August 1975.*

»Was hat das zu bedeuten?«, wollte Gahalowood wissen.

»Das habe ich Jenny auch gefragt. Sie hat mir erzählt, dass ihr Vater in jenem Sommer ein neues Auto kaufen wollte, aber

unschlüssig war, welches Modell. Er hat mit ein paar Autohändlern in der Gegend Probefahrten vereinbart und konnte so an mehreren Wochenenden verschiedene Modelle ausprobieren.«

»Darunter auch einen schwarzen Monte Carlo?«, fragte Gahalowood.

»Darunter auch einen schwarzen Monte Carlo«, bestätigte Travis.

»Wollen Sie damit sagen, dass Robert Quinn diesen Wagen möglicherweise an dem Tag gefahren hat, an dem Nola verschwunden ist?«

»Ja.«

Gahalowood fuhr sich mit der Hand über den Schädel. Er bat darum, das Foto behalten zu dürfen.

»Travis«, sagte er dann, »wir müssen uns mit Tamara und Jenny unterhalten. Sind sie im Haus?«

»Ja, natürlich. Kommen Sie. Sie sind im Wohnzimmer.«

Tamara und Jenny saßen wie zwei Häufchen Elend auf dem Sofa. Wir versuchten über eine Stunde lang, sie zum Reden zu bewegen, aber sie standen dermaßen unter Schock, dass sie keinen klaren Gedanken fassen konnten. Schließlich gelang es Tamara, uns zwischen zwei Schluchzern den Vorabend zu schildern. Sie und Robert hatten zeitig gegessen und anschließend ferngesehen.

»Ist Ihnen am Verhalten Ihres Mannes etwas Ungewöhnliches aufgefallen?«, fragte Gahalowood.

»Nein … Das heißt, ja. Er wollte unbedingt, dass ich eine Tasse Tee trinke. Erst wollte ich nicht, aber er hat immer wieder gesagt: ›Trink, Bibichette, trink. Das ist ein harntreibender Kräutertee, der wird dir guttun.‹ Am Ende habe ich seinen blöden Kräutertee getrunken und bin auf dem Sofa eingeschlafen.«

»Um wie viel Uhr war das?«

»Ich würde sagen, gegen dreiundzwanzig Uhr.«

»Und dann?«

»Dann ist da ein schwarzes Loch. Ich habe wie eine Tote geschlafen. Um halb acht bin ich aufgewacht. Ich lag immer noch auf

dem Sofa, und die Polizei klopfte an die Haustür.«

»Mrs Quinn, stimmt es, dass sich Ihr Mann mit dem Gedanken trug, einen Chevrolet Monte Carlo zu kaufen?«

»Ich … Ich erinnere mich nicht mehr … Ja, kann sein, aber … Glauben Sie, er hat der Kleinen etwas angetan? Glauben Sie, er war es?« Kaum hatte sie das ausgesprochen, rannte sie ins Bad, um sich zu übergeben.

Diese Unterhaltung führte zu nichts. Wir gingen, ohne etwas Neues erfahren zu haben. Die Zeit arbeitete gegen uns. Im Wagen schlug ich Gahalowood vor, Robert mit dem Foto vom schwarzen Monte Carlo zu konfrontieren. Schließlich stellte es ein belastendes Beweisstück dar.

»Das bringt nichts«, erwiderte Gahalowood. »Roth weiß, dass Lansdane kurz davor ist, einzuknicken, und hat Quinn wahrscheinlich geraten, auf Zeit zu spielen. Quinn wird nichts sagen. Und wir sind im Arsch. Morgen um siebzehn Uhr wird der Fall geschlossen, Ihr Freund Barnaski wird vor sämtlichen Fernsehsendern des Landes seine Nummer abziehen, Robert Quinn wird auf freien Fuß gesetzt, und wir sind die Lachnummer der Nation.«

»Es sei denn …«

»Es sei denn, ein Wunder geschieht, Schriftsteller. Es sei denn, wir finden heraus, was Quinn gestern Abend getrieben hat und warum er es so eilig hatte. Seine Frau sagt, sie ist um elf Uhr abends eingeschlafen. Er wurde gegen Mitternacht festgenommen. Dazwischen liegt eine Stunde. Immerhin wissen wir, dass er hier in der Gegend unterwegs gewesen sein muss. Nur wo?«

Gahalowood sah nur eine Möglichkeit: Wir mussten zu der Stelle fahren, an der Robert Quinn festgenommen worden war, und versuchen, seinen Weg von dort aus zurückzuverfolgen. Gahalowood genehmigte sich sogar den Luxus, Officer Forsyth an seinem freien Tag anzurufen und vor Ort zu zitieren. Wir trafen ihn eine Stunde

später am Stadtrand von Aurora. Er lotste uns zu einem Abschnitt der Landstraße nach Montburry. »Hier war es«, sagte er.

Die Straße verlief schnurgerade durch einen Niederwald. Das brachte uns nicht viel weiter.

»Wie genau hat es sich abgespielt?«, wollte Gahalowood wissen.

»Ich kam aus Montburry. Eine routinemäßige Streife. Und plötzlich kam dieses Auto angerast.«

»Von wo?«

»Na, von der Kreuzung fünf- oder sechshundert Meter weiter vorn.«

»Was ist das für eine Kreuzung?«

»Ich kann Ihnen auch nicht sagen, was das für eine Kreuzung ist, aber auf jeden Fall ist da eine, und zwar mit einem Stoppschild. Ich weiß, dass dort ein Stoppschild ist, weil es das Einzige auf diesem Streckenabschnitt ist.«

»Da vorne ist also ein Stoppschild?«, fragte Gahalowood nach und blickte in die Ferne.

»Da vorne ist ein Stoppschild«, bestätigte Forsyth.

Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich rief: »Es ist die Straße zum See!«

»Zum See?«, wiederholte Gahalowood.

»Es ist die Kreuzung mit der Straße, die zum See von Montburry führt.«

Wir fuhren bis zur Kreuzung und bogen in die Straße zum See ein. Nach hundert Metern erreichten wir den Parkplatz. Die nähere Umgebung des Sees sah wüst aus: Der letzte wolkenbruchartige Herbstregen hatte die Ufer regelrecht umgepflügt. Wo man auch hinsah, nichts als Schlamm.

Dienstag, 11. November 2008, acht Uhr

Eine Polizeikolonne rückte auf dem Parkplatz am See an. Gahalowood und ich warteten schon seit geraumer Zeit in seinem

Wagen. Als ich die Lieferwagen der Polizeitaucher sah, fragte ich ihn: »Sind Sie sich Ihrer Sache sicher, Sergeant?«

»Nein, aber das ist unsere letzte Chance.«

Es war unsere letzte Karte, das Ende der Partie. Robert Quinn war mit Sicherheit hier gewesen. Er war durch den Schlamm zum Ufer gestapft, um etwas in den See zu werfen. Das vermuteten wir zumindest.

Wir stiegen aus und gingen zu den Einsatztauchern, die sich gerade bereitmachten. Ihr Chef erteilte ihnen ein paar Anweisungen, dann wandte er sich an Gahalowood. »Was suchen wir, Sergeant?«, fragte er.

»Alles, ganz egal, was. Dokumente, eine Waffe … Keine Ahnung. Irgendwas, das wir mit dem Fall Kellergan in Verbindung bringen können.«

»Sie wissen, dass dieser See eine Müllkippe ist? Wenn Sie also etwas präziser sein könnten …«

»Ich glaube, das, was wir suchen, ist so auffällig, dass Ihre Jungs es schon erkennen werden, wenn sie es in die Finger kriegen. Aber noch weiß ich nicht, was es sein könnte.«

»Und auf welcher Höhe des Sees, würden Sie sagen?«

»In unmittelbarer Ufernähe. Sagen wir in Wurfweite. Ich würde mit dem gegenüberliegenden Ufer anfangen. Unser Tatverdächtiger hatte schlammige Hosenbeine und einen Kratzer im Gesicht, vermutlich von einem tief hängenden Zweig. Bestimmt wollte er sein Objekt dort verstecken, wo niemand Lust hat, danach zu suchen. Deshalb glaube ich, dass er ans andere Ufer gegangen ist, weil es mit Gestrüpp und Brombeersträuchern zugewachsen ist.«

Die Suche begann. Wir postierten uns in der Nähe des Parkplatzes am Seeufer und sahen zu, wie die Taucher im Wasser verschwanden. Es war eiskalt. Eine Stunde verging, ohne dass etwas passierte. Wir blieben in der Nähe des Chefs der Taucher, um die raren Funksprüche zu verfolgen.

Um halb zehn rief Lansdane Gahalowood an, um ihm den Kopf zu waschen. Er schrie so laut ins Telefon, dass ich das Gespräch mithören konnte: »Sagen Sie mir, dass das nicht wahr ist, Perry!«

»Dass was nicht wahr ist, Chief?«

»Dass Sie die Taucher losgeschickt haben!«

»Doch, Sir.«

»Sie sind total übergeschnappt! Sie verbrennen sich die Finger! Für diese Eigenmächtigkeit könnte ich Sie suspendieren! Um siebzehn Uhr halte ich die Pressekonferenz ab. Sie werden daran teilnehmen. Sie werden bekannt geben, dass die Ermittlungen hiermit eingestellt werden. Und dann dürfen Sie sich mit den Journalisten herumschlagen. Ich halte Ihnen nicht länger den Rücken frei, Perry! Ich habe die Nase gestrichen voll!«

»Geht klar, Sir.« Er legte auf. Wir schwiegen eine Weile.

Noch eine Stunde verstrich. Die Suche blieb ergebnislos. Trotz der Kälte hatten Gahalowood und ich unseren Beobachtungsposten nicht geräumt. Schließlich sagte ich: »Sergeant, und wenn …«

»Seien Sie still, Schriftsteller. Bitte! Sagen Sie nichts. Verschonen Sie mich mit Ihrer Fragerei und Ihren Zweifeln.«

Wir warteten weiter. Plötzlich fing das Funkgerät des Einsatzleiters an zu rauschen. Es tat sich etwas. Ein paar seiner Männer tauchten auf. Die Aufregung war groß. Alles stürzte ans Wasser.

»Was ist?«, fragte Gahalowood ihn.

»Sie haben es! Sie haben es gefunden!«

»Was haben sie gefunden?«

Etwa zehn Meter vom Ufer entfernt hatten die Taucher im Schlamm einen Colt Kaliber .38 und eine Goldkette mit dem eingravierten Namen NOLA entdeckt.

Mittags stand ich im Hauptquartier der State Police hinter der Einwegscheibe eines Verhörraums und erlebte mit, wie Robert

Quinn ein Geständnis ablegte, nachdem Gahalowood ihn mit der im See gefundenen Waffe und Kette konfrontiert hatte.

»Ist es das, was Sie vergangene Nacht gemacht haben?«, fragte er fast sanft. »Belastende Beweise verschwinden lassen?«

»Wie … Wie haben Sie das gemacht?«

»Das Spiel ist aus, Mr Quinn. Ende der Partie. Der schwarze Chevrolet Monte Carlo, das waren Sie, richtig? Ein nicht registrierter Testwagen eines Autohändlers. Niemand wäre auf Sie gekommen, wenn Sie nicht die dämliche Idee gehabt hätten, sich damit ablichten zu lassen.«

»Ich … Ich …«

»Warum? Warum haben Sie das Mädchen und diese arme Frau getötet?«

»Ich weiß nicht … Ich glaube, ich war nicht mehr ich selbst. Eigentlich war es ein Unfall.«

»Was ist passiert?«

»Nola ist am Straßenrand entlanggegangen … Ich habe ihr vorgeschlagen, sie ein Stück mitzunehmen. Sie war einverstanden und ist eingestiegen. Und dann … Ich war so einsam. Ich hatte Lust, ihr übers Haar zu streichen … Sie ist in den Wald geflohen. Ich musste sie einholen und ihr sagen, dass sie niemandem etwas verraten durfte. Aber dann hat sie sich zu Deborah Cooper geflüchtet. Ich musste es tun. Sonst hätten die beiden geredet. Es … Es geschah in einem Moment geistiger Verwirrung!« Er brach zusammen.

Als Gahalowood den Verhörraum verließ, rief er Travis an, um ihm mitzuteilen, dass Robert Quinn ein umfassendes Geständnis unterschrieben hatte. »Um siebzehn Uhr findet eine Pressekonferenz statt«, sagte er zu ihm. »Ich wollte nicht, dass Sie es aus dem Fernsehen erfahren.«

»Danke, Sergeant. Ich … Was soll ich meiner Frau sagen?«

»Ich weiß es nicht. Aber informieren Sie sie umgehend. Die Nachricht wird einschlagen wie eine Bombe.«

»Das werde ich.«

»Chief Dawn, könnten Sie eventuell nach Concord kommen, um ein paar Dinge in Bezug auf Robert Quinn zu klären? Ich würde das Ihrer Frau oder Ihrer Schwiegermutter nur ungern zumuten.«

»Selbstverständlich. Im Moment bin ich im Dienst und werde an einer Unfallstelle erwartet. Und ich muss noch mit Jenny reden. Am besten komme ich heute Abend oder morgen.«

»Kommen Sie morgen in aller Ruhe. Jetzt pressiert nichts mehr.« Gahalowood legte auf.

»Und jetzt?«, fragte ich.

»Jetzt lade ich Sie auf einen Happen ein. Ich denke, das haben wir uns redlich verdient.« Wir aßen in der Cafeteria des Hauptquartiers zu Mittag. Aber Gahalowood, der eben noch einen fast heiteren Eindruck gemacht hatte, wirkte plötzlich nachdenklich. Er rührte seinen Teller nicht an. Er hatte die Akte mitgenommen und auf den Tisch gelegt und betrachtete eine Viertelstunde lang das Foto von Robert und dem schwarzen Monte Carlo.

»Was beschäftigt Sie?«, fragte ich ihn.

»Nichts. Ich frage mich nur, warum Quinn eine Waffe dabeihatte. Er hat uns erzählt, dass er dem Mädchen zufällig auf einer Spritzfahrt mit dem Auto begegnet ist. Entweder hatte er alles geplant, also das mit dem Auto und der Kanone, oder er ist Nola zufällig begegnet, aber dann frage ich mich, warum er eine Waffe dabei- und wo er sie herhatte.«

»Sie glauben, er hatte alles von langer Hand geplant und wollte die Sache in seinem Geständnis herunterspielen?«

»Schon möglich.« Wieder betrachtete er das Foto. Er hielt es näher an sein Gesicht, um die Details besser erkennen zu können. Plötzlich stutzte er. Sein Blick veränderte sich schlagartig.

»Was ist, Sergeant?«, fragte ich.

»Die Schlagzeile …«

Ich ging um den Tisch herum zu ihm, um mir das Foto anzusehen. Er zeigte mit dem Finger auf einen Zeitungskasten im Hintergrund des Bildes, gleich neben dem Clark's. Wenn man die Augen zusammenkniff, konnte man die Schlagzeile lesen:

NIXON TRITT ZURÜCK

»Richard Nixon ist im August 1974 zurückgetreten!«, rief Gahalowood. »Dieses Fotos kann also nicht im August 1975 geschossen worden sein!«

»Aber wer hat dann das falsche Datum hinten draufgeschrieben?«

»Keine Ahnung. Auf jeden Fall heißt das, dass Robert Quinn uns anlügt. Er hat niemanden umgebracht!« Gahalowood sprang auf, rannte von der Cafeteria ins große Treppenhaus und stürmte, vier Stufen auf einmal nehmend, nach oben. Ich hastete ihm durch allerlei Gänge bis zum Zellentrakt hinterher. Dort verlangte er, sofort mit Robert Quinn zu sprechen.

»Wen decken Sie?«, schrie Gahalowood, kaum dass er ihn hinter den Gitterstäben seiner Zelle erblickte. »Im August 1975 haben Sie keinen schwarzen Monte Carlo Probe gefahren! Sie decken jemanden, und ich will wissen, wen! Ihre Frau? Oder Ihre Tochter?«

Robert wirkte verzweifelt. Er saß auf der schmalen gepolsterten Pritsche und sagte leise: »Jenny. Ich decke Jenny.«

»Jenny?«, wiederholte Gahalowood entgeistert. »Also hat Ihre Tochter …« Er zog sein Handy heraus und tippte eine Nummer.

»Wen rufen Sie an?«, fragte ich.

»Travis Dawn, damit er seiner Frau nichts sagt. Wenn sie erfährt, dass ihr Vater alles gestanden hat, bekommt sie die Panik und haut ab.«

Travis ging nicht an sein Handy. Also rief Gahalowood auf dem Revier in Aurora an, damit man ihn per Funk mit ihm verband. »Hier Sergeant Gahalowood, State Police, New Hampshire«, sagte er

zum Officer, der Bereitschaft hatte. »Ich muss sofort mit Chief Dawn sprechen.«

»Mit Chief Dawn? Rufen Sie ihn auf dem Handy an. Er hat heute keinen Dienst.«

»Wie kann das sein? Ich habe ihn vorhin gesprochen, und da hat er gesagt, dass er mit einem Verkehrsunfall beschäftigt ist.«

»Ausgeschlossen, Sergeant. Ich sage Ihnen doch: Er hat heute keinen Dienst.«

Kreidebleich legte Gahalowood auf und löste unverzüglich eine Großfahndung aus.

Travis und Jenny Dawn wurden wenige Stunden später am Flughafen Boston-Logan verhaftet, wo sie gerade in ein Flugzeug nach Caracas steigen wollten.

Es war schon Nacht, als Gahalowood und ich das Polizeihauptquartier in Concord verließen. Am Ausgang wartete eine Journalistenmeute und stürzte sich auf uns. Wir bahnten uns kommentarlos einen Weg durch die Menge und verschwanden in Gahalowoods Wagen. Schweigend fuhr er los.

»Wohin fahren wir, Sergeant?«, fragte ich.

»Keine Ahnung.«

»Was machen Polizisten in solchen Momenten?«

»Sie gehen einen trinken. Und Schriftsteller?«

»Sie gehen einen trinken.«

Er fuhr uns zu seiner Bar am Stadtrand von Concord. Wir setzten uns an den Tresen und bestellten zwei doppelte Whiskys. Hinter uns verkündete der Liveticker auf einem Fernsehschirm die Neuigkeit:

POLIZEIBEAMTER AUS AURORA
GESTEHT MORD AN NOLA KELLERGAN

1.

Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert

»Das letzte Kapitel eines Buchs, Marcus, muss immer das schönste sein.«

New York, Donnerstag, der 18. Dezember 2008
Ein Monat nach Entdeckung der Wahrheit

Es war das letzte Mal, dass ich ihn sah.

Einundzwanzig Uhr. Ich war zu Hause und hörte mir gerade meine Minidiscs an, als er an der Tür klingelte. Ich öffnete, und wir musterten uns lange schweigend. Schließlich sagte er: »Guten Tag, Marcus.«

Nach kurzem Zögern antwortete ich: »Ich dachte, Sie wären tot.«

Er nickte. »Das ist nur mein Gespenst.«

»Möchten Sie einen Kaffee?«

»Gern. Sind Sie allein?«

»Ja.«

»Sie sollten nicht mehr allein sein.«

»Kommen Sie herein, Harry.« Ich ging in die Küche, um Kaffee aufzusetzen. Er wartete im Wohnzimmer und spielte aus Nervosität mit den gerahmten Bildern, die in meinem Bücherregal standen. Als ich mit der Kaffeekanne und zwei Tassen hereinkam, sah er sich gerade ein Foto von ihm und mir am Tag meiner Diplomverleihung in Burrows an.

»Das ist das erste Mal, dass ich zu Ihnen komme«, stellte er fest.

»Das Gästezimmer ist für Sie hergerichtet, schon seit Wochen.«

»Sie wussten, dass ich kommen würde, nicht wahr?«

»Ja.«

»Sie kennen mich gut, Marcus.«

»Freunde wissen so etwas.«

Er lächelte traurig. »Danke für Ihre Gastfreundschaft, Marcus, aber ich werde nicht bleiben.«

»Warum sind Sie dann gekommen?«

»Um mich von Ihnen zu verabschieden.«

Ich versuchte meine Enttäuschung zu überspielen und schenkte Kaffee ein. »Wenn Sie mich verlassen, habe ich keine Freunde mehr«, sagte ich.

»Sagen Sie so etwas nicht! Ich habe Sie nicht nur wie einen Freund geliebt, sondern wie einen Sohn, Marcus.«

»Und ich habe Sie wie einen Vater geliebt, Harry.«

»Trotz der Wahrheit?«

»Die Wahrheit ändert nichts an dem, was man für einen anderen Menschen empfindet. Das ist ja die Krux mit den Gefühlen.«

»Sie haben recht, Marcus. Jetzt wissen Sie alles, oder?«

»Ja.«

»Wie haben Sie es herausgefunden?«

»Irgendwann hat es *klick* gemacht.«

»Sie waren der Einzige, der mich entlarven konnte.«

»Das meinten Sie also auf dem Parkplatz des Motels. Deshalb haben Sie gesagt, dass zwischen uns nichts mehr so sein würde wie früher. Sie wussten, dass ich dahinterkommen würde.«

»Ja.«

»Wie konnte es nur so weit kommen, Harry?«

»Ich weiß es nicht …«

»Ich habe Videoaufnahmen von den Verhören von Travis und Jenny Dawn. Wollen Sie sie sehen?«

»Ja, bitte.«

Er setzte sich auf die Couch. Ich legte eine DVD in den Player und drückte auf START. Jenny erschien auf dem Bildschirm. Sie war im Hauptquartier der State Police von New Hampshire in einem Verhörraum frontal gefilmt worden. Sie weinte.

Auszug aus dem Verhör von Jenny E. Dawn

*Sergeant P. Gahalowood: »*Mrs Dawn, seit wann wussten Sie Bescheid?«

Jenny Dawn (schluchzend): »Ich … Ich habe nichts geahnt. Nichts! Bis zu dem Tag, an dem Nolas Leiche in Goose Cove gefunden wurde. Die ganze Stadt war in heller Aufregung. Das Clark's war brechend voll: Es wimmelte von Gästen und Journalisten, die Fragen stellten. Es war die Hölle! Irgendwann war ich dann am Ende und bin früher als sonst nach Hause gegangen. Vor unserem Haus stand ein Auto, das ich nicht kannte. Ich bin hineingegangen und habe laute Stimmen gehört. Ich habe die Stimme von Chief Pratt erkannt. Er hat sich mit Travis gestritten. Sie haben mich nicht bemerkt.«

12. Juni 2008

»Ganz ruhig, Travis!«, sagte Pratt mit sonorer Stimme. »Keiner wird dahinterkommen, du wirst sehen.«

»Wie kannst du dir so sicher sein?«

»Sie werden alles Quebert anhängen! Die Tote lag neben seinem Haus! Alles deutet auf ihn hin!«

»Verdammt, und wenn er freigesprochen wird?«

»Wird er nicht. Wir dürfen die Sache nie wieder erwähnen, verstanden?«

Dann hörte Jenny Schritte und versteckte sich im Wohnzimmer. Sie sah, wie Chief Pratt das Haus verließ. Kaum hörte sie seinen Wagen losfahren, stürzte sie in die Küche, wo sie Travis fand. Er war völlig aufgelöst.

»Was geht hier vor, Travis? Ich habe eure Unterhaltung mitangehört! Was verheimlichst du mir? Was verheimlichst du mir in Bezug auf Nola Kellergan?«

Jenny Dawn: »Da hat Travis mir alles erzählt. Er hat mir die Kette gezeigt und gesagt, dass er sie behalten hat, damit er nie vergisst, was er getan hat. Ich habe die Kette an mich genommen und gesagt, dass ich mich um die Sache kümmere. Ich wollte meinen Mann

schützen, ich wollte meine Ehe schützen. Ich war immer allein, Sergeant. Ich habe keine Kinder. Travis ist der einzige Mensch, den ich habe. Ich wollte ihn auf keinen Fall verlieren … Ich hatte die Hoffnung, dass die Ermittlungen schnell abgeschlossen würden und man Harry anklagen würde … Aber dann hat Marcus Goldman angefangen, in der Vergangenheit herumzustochern, weil er von Harrys Unschuld überzeugt war. Auch wenn er recht hatte, ich durfte das nicht zulassen. Ich durfte nicht zulassen, dass er die Wahrheit herausfand. Deshalb habe ich beschlossen, ihm anonyme Briefe zu schicken … Und ich habe diese verdammte Corvette angezündet. Aber er hat meine Warnungen in den Wind geschlagen! Da habe ich beschlossen, sein Haus in Brand zu stecken.«

Auszug aus dem Verhör von Robert Quinn

Sergeant P. Gahalowood: »Warum haben Sie das getan?«

Robert Quinn: »Wegen meiner Tochter. Sie schien sehr beunruhigt über die Aufregung, die seit der Entdeckung von Nolas Skelett in der Stadt herrschte. Ich fand, dass sie bedrückt wirkte und sich seltsam benahm. Sie hat das Clark's immer wieder grundlos verlassen. An dem Tag, an dem die Zeitungen Goldmans Seiten veröffentlicht haben, war sie furchtbar wütend. Das war schon fast erschreckend. Als ich von der Personaltoilette kam, habe ich gesehen, wie sie sich durch den Hintereingang davongestohlen hat. Ich habe beschlossen, ihr zu folgen.«

Donnerstag, 10. Juli 2008

Sie stellte den Wagen auf dem Waldweg ab, sprang eilig heraus und nahm den Benzinkanister sowie den Sprühlack mit. Sie hatte sich vorsichtshalber Gartenhandschuhe angezogen, um keine Fingerabdrücke zu hinterlassen. Mühsam und mit großem Abstand folgte er ihr. Als er aus dem Wald trat, hatte sie bereits den Range

Rover besprüht und goss gerade das Benzin unter dem Vorbau aus. »Jenny! Hör auf!«, rief ihr Vater.

Hastig riss sie ein Streichholz an und warf es zu Boden. Sofort fing der Hauseingang Feuer. Die Wucht der Flammen überraschte sie. Sie musste ein paar Meter zurückweichen und hielt sich schützend die Hand vors Gesicht.

Ihr Vater packte sie an der Schulter. »Jenny! Du bist wahnsinnig!«

»Das kannst du nicht verstehen, Papa! Was machst du hier? Hau ab! Hau schon ab!«

Er riss ihr den Kanister aus der Hand. »Lauf!«, befahl er. »Lauf, bevor sie dich schnappen!«

Sie verschwand im Wald und lief zu ihrem Wagen. Er musste den Kanister loswerden, aber vor lauter Panik konnte er nicht klar denken. Schließlich rannte er zum Strand hinunter und versteckte ihn im Gebüsch.

Auszug aus dem Verhör von Jenny E. Dawn

Sergeant P. Gahalowood: »Und was war danach?«

Jenny Dawn: »Ich habe meinen Vater angefleht, sich aus allem herauszuhalten. Ich wollte nicht, dass er in die Sache verwickelt wurde.«

Sergeant P. Gahalowood: »Das war er bereits. Was haben Sie dann getan?«

Jenny Dawn: »Nachdem Chief Pratt gestanden hatte, dass er Nola zum Oralsex gezwungen hatte, wuchs der Druck auf ihn. Er, der anfangs so optimistisch gewesen war, stand kurz davor, die Nerven zu verlieren und auszupacken. Wir mussten ihn loswerden und die Waffe an uns bringen.«

Sergeant P. Gahalowood: »Er hatte die Waffe behalten?«

Jenny Dawn: »Ja. Es war seine Dienstwaffe. Schon immer …«

Auszug aus dem Verhör von Travis S. Dawn

Travis Dawn: »Ich werde mir nie verzeihen, was ich getan habe, Sergeant. Seit dreiunddreißig Jahren denke ich immerzu daran. Seit dreiunddreißig Jahren lässt es mir keine Ruhe.«

Sergeant P. Gahalowood: »Eines begreife ich nicht: Sie sind Polizist und haben die Kette behalten, obwohl sie einen erdrückenden Beweis darstellt?«

Travis Dawn: »Ich konnte sie nicht verschwinden lassen. Diese Kette ist meine Strafe. Eine Mahnung an die Vergangenheit. Seit dem 30. August 1975 vergeht kein Tag, an dem ich mich nicht irgendwohin zurückziehe, um die Kette anzusehen. Außerdem: Wie hoch war das Risiko denn schon, dass jemand sie fand?«

Sergeant P. Gahalowood: »Was war mit Pratt?«

Travis Dawn: »Er wollte auspacken. Seit Sie das mit ihm und Nola herausgefunden hatten, hatte er schreckliche Angst. Eines Tages hat er mich angerufen: Er wollte mich sehen. Wir haben uns an einem Strand getroffen. Er hat gesagt, dass er gestehen will, dass er einen Deal mit dem Staatsanwalt eingehen will und ich das auch tun soll, weil die Wahrheit sowieso irgendwann ans Licht kommt. Noch am selben Abend bin ich zu ihm in sein Motel gefahren, um noch mal zu versuchen, ihn zur Vernunft zu bringen, aber er hat sich quergestellt. Dann hat er mir seinen alten Colt Kaliber .38 gezeigt, den er in der Nachttischschublade aufbewahrte, und gesagt, dass er Ihnen den Colt am nächsten Tag bringen würde. Er wollte reden, Sergeant! Also habe ich gewartet, bis er mir den Rücken zugedreht hat, und ihn mit dem Gummiknüppel erschlagen. Dann habe ich den Colt genommen und bin abgehauen.«

Sergeant P. Gahalowood: »Mit dem Gummiknüppel? Wie Nola?«

Travis Dawn: »Ja.«

Sergeant P. Gahalowood: »Mit derselben Waffe also?«

Travis Dawn: »Ja.«

Sergeant P. Gahalowood: »Wo ist sie?«

Travis Dawn: »Es ist mein Dienstknüppel. Das hatte Pratt mir damals geraten. Er hatte gesagt, die beste Art, eine Tatwaffe zu verstecken, besteht darin, sie für alle sichtbar mit sich herumzutragen. Der Colt und der Schlagstock, die wir bei der Suche nach Nola am Gürtel trugen, waren die Tatwaffen.«

Sergeant P. Gahalowood: »Warum wollten Sie den Revolver dann doch loswerden? Und wie kam Robert Quinn in den Besitz des Colts und der Kette?«

Travis Dawn: »Jenny hat mich unter Druck gesetzt, und ich habe nachgegeben. Seit Pratts Tod konnte sie nicht mehr schlafen. Sie war fix und fertig. Sie hat gesagt, wir dürfen sie nicht bei uns aufbewahren, denn wenn man bei den Ermittlungen im Mordfall Pratt auf uns käme, wären wir erledigt. Am Ende hat sie mich überzeugt. Ich wollte den Colt und die Kette ins Meer werfen, weit draußen, wo sie nie jemand finden würde, aber Jenny ist durchgedreht und ist mir zuvorgekommen. Ohne mich zu fragen, hat sie ihren Vater gebeten, sich darum zu kümmern.«

Sergeant P. Gahalowood: »Warum ihren Vater?«

Travis Dawn: »Weil sie es mir wohl nicht zutraute. Ich hatte es dreiunddreißig Jahre lang nicht geschafft, mich von der Kette zu trennen, und sie fürchtete, dass ich es nie fertigbringen würde. Und sie hatte schon immer unerschütterliches Vertrauen zu ihrem Vater gehabt und glaubte, dass er der Einzige war, der uns helfen konnte. Außerdem wirkte er so harmlos … Der rührende Robert Quinn!«

9. November 2008

Jenny kam in ihr Elternhaus gestürmt. Sie wusste, dass ihr Vater allein war. Er saß im Wohnzimmer.

»Papa!«, rief sie. »Papa, ich brauche deine Hilfe!«

»Jenny? Was ist denn los?«

»Stell keine Fragen. Du musst das hier für mich verschwinden lassen.« Sie hielt ihm eine Plastiktüte hin.

»Was ist das?«

»Frag nicht. Und schau nicht rein. Es ist eine ganz schlimme Sache. Nur du kannst mir helfen. Du musst das irgendwo wegwerfen, wo garantiert nie jemand danach suchen wird.«

»Hast du Probleme?«

»Ja, ich glaube schon.«

»Dann tue ich es, mein Schatz. Sei beruhigt. Ich werde alles tun, um dich zu beschützen.«

»Mach die Tüte bloß nicht auf, Papa. Lass sie einfach nur für immer verschwinden.«

Doch kaum war seine Tochter gegangen, öffnete Robert die Plastiktüte. Vor Entsetzen über seine Entdeckung und aus Angst, seine Tochter könnte eine Mörderin sein, beschloss er, den Inhalt nach Einbruch der Dunkelheit in den See von Montburry zu werfen.

Auszug aus dem Verhör von Travis S. Dawn

Travis Dawn: »Als ich hörte, dass Jennys Vater verhaftet worden war, war mir klar, dass es eng wurde und ich etwas unternehmen musste. Ich musste es so aussehen lassen, als wäre er der Täter, zumindest vorübergehend. Ich wusste, dass er seine Tochter schützen wollen und ein, zwei Tage durchhalten würde. Zeit genug für Jenny und mich, uns in ein Land abzusetzen, das uns nicht ausliefern würde. Also habe ich mich auf die Suche nach einem Beweisstück gegen Robert gemacht. Ich habe Jennys Fotoalben durchstöbert in der Hoffnung, ein Bild von Robert und Nola zu finden, auf dessen Rückseite ich etwas Kompromittierendes schreiben konnte. Dabei bin ich auf das Foto von ihm und dem schwarzen Monte Carlo gestoßen. Ein unglaublicher Zufall! Ich habe *August 1975* hinten draufgeschrieben und es Ihnen gebracht.«

Sergeant P. Gahalowood: »Chief Dawn, es ist Zeit, uns zu sagen, was am 30. August 1975 wirklich passiert ist …«

»Schalten Sie aus, Marcus!«, rief Harry. »Ich flehe Sie an, schalten Sie aus! Ich ertrage es nicht, mir das anzuhören.«

Ich stellte den Fernseher aus. Harry weinte. Er stand von der Couch auf und stellte sich dicht vors Fenster. Draußen schneite es dicke Flocken. Die erleuchtete Stadt sah wunderschön aus.

»Es tut mir leid, Harry.«

»New York ist eine außergewöhnliche Stadt«, sagte er leise. »Ich frage mich oft, wie mein Leben wohl verlaufen wäre, wenn ich im Frühsommer 1975 hiergeblieben und nicht nach Aurora gezogen wäre.«

»Sie wären der Liebe nie begegnet«, sagte ich.

Er starrte in die Nacht hinaus. »Wann ist es Ihnen klar geworden, Marcus?«

»Klar geworden? Was? Dass Sie *Der Ursprung des Übels* nicht geschrieben haben? Kurz nach Travis Dawns Festnahme. Die Presse hat ja ausführlich darüber berichtet, und ein paar Tage später habe ich einen Anruf von Elijah Stern erhalten, der mich unbedingt sehen wollte.«

Freitag, 14. November 2008
Anwesen von Elijah Stern in der Nähe von Concord, NH

»Danke, dass Sie gekommen sind, Mr Goldman.« Elijah Stern empfing mich in seinem Büro.

»Ihr Anruf hat mich überrascht, Mr Stern. Ich dachte, Sie mögen mich nicht besonders.«

»Sie sind ein begabter junger Mann. Stimmt es, was die Zeitungen über Travis Dawn schreiben?«

»Ja, Sir.«

»Das ist ungeheuerlich …«

Ich nickte, dann sagte ich: »Was Caleb angeht, habe ich mich auf ganzer Linie getäuscht. Das bedaure ich.«

»Sie haben sich nichts vorzuwerfen. Wenn ich es recht verstanden habe, ist es auch Ihrer Hartnäckigkeit zu verdanken, dass die Polizei den Fall am Ende doch noch aufklären konnte. Einer der Polizisten hält große Stück auf Sie … Perry Gahalowood heißt er, glaube ich.«

»Ich habe meinen Verleger gebeten, *Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert* aus dem Handel zurückzurufen.«

»Das freut mich zu hören. Werden Sie das Buch überarbeiten?«

»Vermutlich. Ich weiß zwar noch nicht, wie, aber der Gerechtigkeit wird Genüge getan werden. Ich habe mich für Quebert starkgemacht, jetzt werde ich dasselbe für Caleb tun.«

Auf sein Gesicht trat ein Lächeln. »Genau deshalb wollte ich Sie sprechen, Mr Goldman. Ich muss Ihnen die Wahrheit sagen. Dann werden Sie auch verstehen, warum ich es Ihnen nicht vorwerfe, dass Sie Luther ein paar Monate lang für den Täter gehalten haben. Ich habe selbst dreiunddreißig Jahre in der festen Überzeugung gelebt, dass Luther Nola Kellergan getötet hat.«

»Tatsächlich?«

»Ich war mir absolut sicher. Ab-so-lut.«

»Warum haben Sie das der Polizei gegenüber nie erwähnt?«

»Ich wollte Luther nicht ein zweites Mal töten.«

»Ich verstehe nicht, worauf Sie hinauswollen, Mr Stern.«

»Luther war von Nola besessen. Er hat eine Menge Zeit in Aurora verbracht und sie beobachtet …«

»Das weiß ich. Ich weiß auch, dass Sie ihn einmal in Goose Cove ertappt haben. Sie haben mit Sergeant Gahalowood darüber gesprochen.«

»Aber ich glaube, Sie unterschätzen das Ausmaß von Luthers Besessenheit. Im August 1975 hat er ganze Tage in Goose Cove verbracht. Er hat sich im Wald versteckt und Harry und Nola bespitzelt: auf der Terrasse, am Strand, überall. Überall! Er war vollkommen durchgeknallt, er wusste alles über sie! Alles! Er hat ständig mit mir darüber geredet. Er hat mir jeden Tag erzählt, was sie gemacht und zueinander gesagt hatten. Er hat mir ihre ganze

Geschichte erzählt: dass sie sich am Strand kennengelernt hatten, dass sie an einem Buch arbeiteten, dass sie eine ganze Woche zusammen weggefahren waren. Er wusste alles! Alles! Mit der Zeit habe ich begriffen, dass er durch die beiden eine Liebesgeschichte erlebte. Er erlebte so aus zweiter Hand eine Liebe, wie er sie wegen seines abstoßenden Äußeren selbst nie hätte erleben können. Das ging so weit, dass ich ihn tagsüber nicht mehr zu sehen bekam! Mir blieb nichts anderes übrig, als mich selbst hinters Steuer zu setzen, um zu meinen Terminen zu fahren.«

»Verzeihen Sie, dass ich Sie unterbreche, Mr Stern, aber eines kann ich mir nicht erklären: Warum haben Sie Luther nicht entlassen? Ich meine, das ist doch absurd. Man gewinnt ja den Eindruck, dass Sie Ihrem Angestellten hörig waren: Er verlangt, Nola malen zu dürfen, er lässt Sie hängen, um seine Tage in Aurora zu verbringen … Entschuldigen Sie meine Frage, aber was war das zwischen Ihnen? Waren Sie …«

»Verliebt? Nein.«

»Aber was war das für ein sonderbares Verhältnis zwischen Ihnen? Sie sind ein einflussreicher Mann, keiner von denen, die sich auf der Nase herumtanzen lassen. Und trotzdem …«

»Ich stand in seiner Schuld. Ich … Ich … Gleich werden Sie es begreifen. Luther war also von Harry und Nola besessen, und die Sache artete allmählich aus. Eines Tages kam er übel zugerichtet nach Hause. Er erzählte, dass ihn ein Polizist aus Aurora zusammengeschlagen hatte, weil er ihn beim Herumlungern ertappt hatte, und dass ihn eine Kellnerin aus dem Clark's sogar angezeigt hatte. Diese Geschichte steuerte auf eine Katastrophe zu. Also habe ich zu ihm gesagt, dass er nicht mehr nach Aurora fahren darf, dass er Urlaub nehmen und eine Weile wegfahren soll, zu seiner Familie nach Maine oder sonst wohin. Ich wollte für sämtliche Kosten aufkommen …«

»Aber er hat sich geweigert«, mutmaßte ich.

»Er hat sich nicht nur geweigert, sondern auch noch von mir verlangt, dass ich ihm einen Wagen leihe, weil er fand, dass sein blauer Mustang mittlerweile zu auffällig war. Natürlich habe ich das abgelehnt und gesagt, jetzt reicht es. Da hat er gerufen: ›Du verstehst das nicht, Eli! Sie wollen weggehen! In zehn Tagen, am 30., gehen sie für immer zusammen weg! Das haben sie am Strand beschlossen! Am 30. werden sie für immer verschwinden. Ich möchte Nola nur Adieu sagen können, es sind meine letzten Tage mit ihr. Du kannst sie mir nicht vorenthalten, jetzt, wo ich weiß, dass ich sie verlieren werde.‹ Aber ich bin standhaft geblieben und habe ihn im Auge behalten. Dann kam dieser vermaledeite 29. August. An jenem Tag habe ich überall nach Luther gesucht. Er war nirgends zu finden. Sein Mustang stand am gewohnten Platz. Schließlich ist einer meiner Angestellten mit der Sprache herausgerückt und hat mir gestanden, dass Luther mit einem Wagen aus meinem Fuhrpark weggefahren ist, mit einem schwarzen Monte Carlo. Luther hatte behauptet, ich hätte es ihm erlaubt, und da bekannt war, dass ich ihm alles durchgehen ließ, hatte keiner Fragen gestellt. Das hat mich rasend gemacht. Ich bin sofort in sein Zimmer gegangen und habe es durchsucht. Dabei bin ich auf das Gemälde von Nola gestoßen, bei dessen Anblick mir ganz elend wurde, und habe, in einer Schachtel unter seinem Bett versteckt, all diese Briefe gefunden … Briefe von Harry und Nola, die er gestohlen hatte. Offenbar hatte er sie aus ihren Briefkästen herausgefischt. Ich habe auf ihn gewartet, und als er abends nach Hause kam, hatten wir eine schreckliche Auseinandersetzung …« Stern verstummte und starrte ausdruckslos vor sich hin.

»Was genau ist passiert?«, fragte ich.

»Ich … Ich wollte, dass er damit aufhört, nach Aurora zu fahren, verstehen Sie? Ich wollte, dass diese Besessenheit in Bezug auf Nola ein Ende hat! Aber davon wollte er partout nichts wissen! Er hat gesagt, dass das mit ihm und Nola so stark sei wie noch nie! Dass niemand sie daran hindern könne, zusammen zu sein! Da bin ich

durchgedreht. Wir sind aufeinander losgegangen, und ich habe ihn geschlagen. Ich habe ihn am Kragen gepackt, ihn angeschrien und geschlagen. Ich habe ihn einen Hinterwäldler genannt. Er hat auf dem Boden gelegen und sich an die blutende Nase gefasst. Ich war wie versteinert. Und dann hat er zu mir gesagt … Er hat gesagt …«

Stern brachte kein Wort mehr heraus. Er machte eine angewiderte Geste.

»Mr Stern, was hat er zu Ihnen gesagt?«, hakte ich nach, damit er den Faden nicht verlor.

»Er hat gesagt: ›Du warst es!‹ Er hat geschrien: ›Du warst es! Du warst es!‹ Ich stand wie gelähmt da. Er ist losgerannt, hat ein paar Sachen aus seinem Zimmer geholt und ist mit dem Chevrolet davongefahren, bevor ich reagieren konnte. Er hatte … Er hatte meine Stimme wiedererkannt.« Jetzt weinte Stern und ballte die Fäuste.

»Er hatte Ihre Stimme wiedererkannt?«, wiederholte ich. »Was meinen Sie damit?«

»Es … Es gab mal eine Zeit, in der ich mich mit alten Kumpels aus Harvard getroffen habe. Aus so einer schwachsinnigen Studentenverbindung Wir sind übers Wochenende nach Maine gefahren und zwei Tage in teuren Hotels abgestiegen, um zu saufen und Hummer zu essen. Wir hatten Spaß daran, uns zu prügeln und irgendwelchen armen Kerlen eine Abreibung zu verpassen. Wir haben uns eingeredet, dass in Maine nur Hinterwäldler leben und es unsere Mission ist, sie zu vermöbeln. Wir waren noch nicht mal dreißig, eingebildete Schnösel aus reichem Elternhaus. Wir waren ein bisschen rassistisch, wir waren unglücklich, und wir waren gewalttätig. Wir hatten uns ein Spiel ausgedacht: Field Goal. Es bestand darin, mit dem Fuß gegen den Kopf unserer Opfer zu treten, als würde man einen Ball wegschießen. Eines Tages im Jahr 1964 waren wir in der Nähe von Portland unterwegs. Wir waren sehr aufgedreht und ziemlich betrunken. Auf der Straße sind wir einem jungen Kerl begegnet. Ich habe den Wagen gefahren … Ich habe

angehalten und vorgeschlagen, dass wir uns ein bisschen amüsieren …«

»*Sie* haben Caleb überfallen?«

»Ja! Ja!«, brach es aus ihm hervor. »Ich habe es mir nie verziehen! Als wir am nächsten Morgen in unserer Luxussuite im Hotel aufgewacht sind, hatten wir einen Mordskater. Alle Zeitungen haben über den Überfall berichtet. Der Junge lag im Koma. Die Polizei fahndete regelrecht nach uns, man nannte uns die Field-Goals-Bande. Wir haben beschlossen, eisern zu schweigen und den Vorfall tief in unserem Gedächtnis zu vergraben. Aber mir hat es keine Ruhe gelassen: In den Tagen und Monaten danach konnte ich an nichts anderes denken. Es hat mich richtig krank gemacht. Irgendwann habe ich damit angefangen, ab und zu nach Portland zu fahren, um zu sehen, wie es dem Jungen ging, den wir so malträtiert hatten. So verstrichen zwei Jahre, aber irgendwann konnte ich nicht mehr. Da habe ich beschlossen, ihm Arbeit und eine Chance zu geben, aus seinem Elend herauszukommen. Ich habe eine Reifenpanne vorgetäuscht, ihn um Hilfe gebeten und als Fahrer eingestellt. Ich habe ihm alles gegeben, was er wollte … Ich habe ihm im Wintergarten meines Hauses ein Atelier eingerichtet, ihm Geld gegeben, ein Auto geschenkt, aber das alles hat nicht gereicht, um meine Schuldgefühle zu besänftigen. Ich wollte noch mehr für ihn tun! Ich hatte seine Karriere als Maler zerstört, und deshalb habe ich allerlei Ausstellungen finanziert und ihn oft tagelang malen lassen. Irgendwann hat er gesagt, dass er sich einsam fühlt, weil keine ihn will. Er hat gesagt, das Einzige, was er mit einer Frau tun kann, ist, sie zu malen. Er wollte blonde Frauen malen, weil ihn das an seine ehemalige Verlobte aus der Zeit vor dem Überfall erinnerte. Also habe ich haufenweise blonde Prostituierte herankarren lassen, damit sie für ihn posierten. Aber eines Tages ist er in Aurora Nola begegnet und hat sich in sie verliebt. Er hat gesagt, dass er zum ersten Mal seit seiner Verlobten wieder jemanden liebt. Und dann ist Harry aufgekreuzt, der geniale, gut aussehende Schriftsteller. Er war so, wie

Luther gern gewesen wäre. Und Nola hat sich in Harry verliebt. Darum hat Luther beschlossen, dass auch er Harry sein möchte … Was hätte ich denn tun sollen? Ich hatte ihm sein Leben gestohlen, ich hatte ihm alles genommen. Konnte ich ihm verbieten zu lieben?«

»Sie haben das alles getan, um sich von Ihrer Schuld freizukaufen?«

»Nennen Sie es, wie Sie wollen.«

»Was ist am 29. August passiert?«

»Als Luther klar geworden ist, dass ich einer derjenigen war, die damals … hat er seine Tasche gepackt und ist mit dem schwarzen Chevrolet abgehauen. Ich bin ihm sofort hinterhergefahren. Ich wollte ihm alles erklären. Ich wollte, dass er mir vergibt. Aber ich konnte ihn nirgends finden. Ich habe den ganzen Tag und die halbe Nacht vergeblich nach ihm gesucht. Ich habe mir solche Vorwürfe gemacht und gehofft, dass er von allein zurückkommt. Aber dann wurde am nächsten Tag abends im Radio gemeldet, dass Nola Kellergan verschwunden war. Der Tatverdächtige fuhr einen schwarzen Chevrolet … Mehr brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Ich habe beschlossen, kein Wort darüber zu verlieren, damit Luther nicht verdächtigt wurde. Oder vielleicht auch, weil ich im Grunde genauso schuldig war wie Luther. Deshalb konnte ich es auch nicht ertragen, dass Sie die Geister wieder zum Leben erwecken wollten, Mr Goldman. Aber dank Ihnen weiß ich jetzt endlich, dass Luther Nola nicht getötet hat. Das ist so, als hätte auch ich sie nicht getötet. Sie haben mein Gewissen erleichtert, Mr Goldman.«

»Und der Mustang?«

»Der steht unter einer Plane in meiner Garage. Seit dreiunddreißig Jahren verstecke ich ihn dort.«

»Und die Briefe?«

»Die habe ich auch aufgehoben.«

»Ich würde sie gern sehen. Bitte.«

Stern hängte ein Bild von der Wand ab und legte die Tür eines kleinen Tresors frei. Er öffnete ihn und entnahm ihm einen

Schuhkarton voller Briefe. So bekam ich die gesamte Korrespondenz von Harry und Nola zu Gesicht, die es möglich gemacht hatte, *Der Ursprung des Übels* zu schreiben. Den ersten Brief erkannte ich sofort wieder: Es war der, der das Buch eröffnete. Der Brief vom 5. Juli 1975, dieser furchtbar traurige Brief, den Nola geschrieben hatte, nachdem Harry sie zurückgewiesen und sie erfahren hatte, dass er den Abend des 4. Juli mit Jenny Dawn verbracht hatte. An jenem Tag hatte sie einen Umschlag mit dem Brief und zwei in Rockland aufgenommenen Fotos darin an seine Tür gelehnt. Eines der Fotos zeigte den Möwenschwarm am Meeresufer, das andere sie beide bei ihrem gemeinsamen Picknick.

»Wie zum Teufel hat Luther nur all diese Briefe an sich gebracht?«, fragte ich.

»Ich weiß es nicht«, entgegnete Stern. »Aber es würde mich nicht wundern, wenn er in Harrys Haus eingedrungen ist.«

Ich überlegte: Er hätte die Briefe ohne Weiteres an den Tagen entwenden können, an denen Harry nicht in Aurora gewesen war. Aber warum hatte mir Harry nie erzählt, dass die Briefe verschwunden waren? Ich bat Stern, den Karton mitnehmen zu dürfen, und er willigte ein. Eine ungeheuerliche Ahnung stieg in mir auf.

Das Gesicht New York zugewandt, hörte Harry mir zu und weinte still vor sich hin.

»Als ich diese Briefe gesehen habe«, erklärte ich ihm, »haben sich meine Gedanken überschlagen. Ich musste an Ihr Buch *Die Möwen von Aurora* denken, das Sie im Garderobenschrank des Fitnessclubs hinterlegt hatten. Und mir ist etwas aufgefallen, was ich die ganze Zeit übersehen hatte: In *Der Ursprung des Übels* kommen keine Möwen vor! Wie hatte mir das entgehen können? Nicht eine Möwe! Dabei hatten Sie versprochen, über die Möwen zu schreiben! In diesem Augenblick ist mir klar geworden, dass Sie *Der Ursprung des Übels* nicht geschrieben haben. Das Buch, das Sie im Sommer 1975

verfasst haben, heißt *Die Möwen von Aurora*. Das ist das Buch, das Sie geschrieben haben und das Nola auf der Schreibmaschine getippt hat! Die Bestätigung habe ich erhalten, als ich Gahalowood gebeten habe, die Schrift aus den Briefen, die Stern mir überlassen hatte, mit dem handgeschriebenen Vermerk auf dem bei Nola gefundenen Manuskript vergleichen zu lassen. Als er mir mitgeteilt hat, dass die Schriften übereinstimmen, ist mir klar geworden, dass Sie mich schlicht und ergreifend benutzt haben, als Sie mich baten, Ihr angeblich eigenhändig geschriebenes Manuskript zu verbrennen. Es war nämlich gar nicht Ihre Handschrift! Sie haben das Buch, das Sie als Schriftsteller berühmt gemacht hat, nicht selbst verfasst! Sie haben es Luther gestohlen!«

»Seien Sie still, Marcus!«

»Irre ich mich etwa? Sie haben ein Buch gestohlen! Gibt es für einen Schriftsteller ein schlimmeres Vergehen? *Der Ursprung des Übels* – deshalb haben Sie das Buch so genannt! Und ich habe nie verstanden, wie man einer so schönen Geschichte einen so düsteren Titel geben kann! Dabei bezieht sich der Titel überhaupt nicht auf das Buch, sondern auf Sie. Dabei hatten Sie mir das immer wieder gesagt: Ein Buch stellt nicht unser Verhältnis zu den Wörtern dar, sondern das zu den Menschen. Dieses Buch ist der Ursprung des Übels, das Sie seither quält, nämlich das schlechte Gewissen wegen Ihres Betrugs!«

»Hören Sie auf, Marcus! Schweigen Sie!«

Er schluchzte. Trotzdem fuhr ich fort: »Eines Tages hat Nola einen Briefumschlag an Ihre Haustür gelehnt. Das war am 5. Juli 1975. Der Umschlag enthielt zwei Fotos und einen auf ihrem Lieblingspapier verfassten Brief, in dem sie von Rockland schrieb und darüber, dass sie Sie nie vergessen würde. Das war zu der Zeit, als Sie sie bewusst gemieden haben. Aber diesen Brief haben Sie nie erhalten, weil Luther Ihr Haus beobachtet und ihn an sich genommen hat, kaum dass Nola gegangen war. Und an diesem Tag hat er angefangen, sich mit Nola zu schreiben. Er hat auf ihren Brief geantwortet und sich als

Sie ausgegeben. Sie hat ihm in der Annahme geantwortet, dass sie Ihnen schrieb, aber er hat ihre Post aus Ihrem Briefkasten abgefangen. Er hat ihr zurückgeschrieben und dabei immer so getan, als wäre er Sie. Deshalb hat er sich an Ihrem Haus herumgetrieben. Nola hat geglaubt, mit Ihnen zu korrespondieren, und aus dem Briefwechsel mit Luther Caleb ist *Der Ursprung des Übels* entstanden. Wie konnten Sie nur, Harry …«

»Ich war am Ende, Marcus! In jenem Sommer ist mir das Schreiben unsäglich schwergefallen. Ich habe geglaubt, ich würde es nie schaffen. Ich habe an diesem Buch, an *Die Möwen von Aurora*, geschrieben, aber es kam mir miserabel vor. Nola fand es wundervoll, aber mich konnte nichts beruhigen. Ich habe richtige Tobsuchtsanfälle bekommen. Sie hat meine handgeschriebenen Seiten auf der Maschine getippt, ich habe sie anschließend durchgelesen und zerrissen. Sie hat mich angefleht, damit aufzuhören, sie hat gesagt: ›Tun Sie das nicht! Es ist großartig! Bitte schreiben Sie das Buch fertig. Allerliebster Harry, ich ertrage es nicht, wenn Sie es nicht zu Ende schreiben!‹ Aber ich habe ihr nicht geglaubt. Ich dachte, aus mir würde nie ein Schriftsteller werden. Und dann hat eines Tages Luther Caleb an meiner Tür geklingelt. Er hat gesagt, er wüsste nicht, an wen er sich sonst wenden sollte, und sei deshalb zu mir gekommen. Er hatte ein Buch geschrieben und wollte wissen, ob es sich lohnte, es ein paar Verlegern zu zeigen. Ach, Marcus, er hat mich für einen bedeutenden Schriftsteller aus New York gehalten und gedacht, ich könnte ihm helfen.«

---

20. August 1975

»Luther?« Als Harry die Haustür öffnete und ihn sah, verbarg er sein Erstaunen nicht.

»Gut … Guten Tag, Harry.«

Betretenes Schweigen. »Kann ich etwas für Sie tun, Luther?«

»Ich bin auf perfönlichen Gründen hier. Um Fie um Rat fu fragen.«

»Um Rat? Ich höre. Aber möchten Sie nicht lieber hereinkommen?«

»Danke.«

Die beiden Männer setzten sich ins Wohnzimmer. Luther war nervös. Er hatte ein dickes Kuvert dabei, das er fest an sich drückte.

»Also, Luther, was gibt's?«

»Ich … Ich habe ein Buch gefrieben. Eine Liebefgefichte.«

»Ach, wirklich?«

»Ja. Aber ich weif nicht, ob ef gut ift. Woher weif man eigentlich, ob ein Buch ef wert ift, veröffentlicht fu werden?«

»Keine Ahnung. Wenn Sie das Gefühl haben, dass Sie Ihr Bestes gegeben haben … Haben Sie den Text dabei?«

»Ja, aber nur alf handgefriebenef Manufkript«, entschuldigte sich Luther. »Daf habe ich gerade erft gemerkt. Ef gibt auch eine Freibmafinenfaffung, aber auf Verfehen habe ich den verkehrten Umflag mitgenommen. Foll ich den anderen holen und fpäter nochmal wiederkommen?«

»Nein, zeigen Sie mal her.«

»Ef ift …«

»Na, na, nicht so schüchtern. Ich bin sicher, Ihre Schrift ist gut zu lesen.«

Luther reichte ihm den Umschlag. Harry zog die Seiten heraus und überflog einige von ihnen. Er war verblüfft, wie makellos die Schrift war. »Ist das Ihre Handschrift?«

»Ja.«

»Donnerwetter! Man könnte meinen … Das ist … Das ist unglaublich. Wie machen Sie das?«

»Keine Ahnung. Ich freibe eben fo.«

»Wenn Sie einverstanden sind, lassen Sie es mir doch zum Lesen hier. Ich werde Ihnen meine ehrliche Meinung sagen.«

»Wirklich?«

»Selbstverständlich.«

Luther nahm das Angebot gern an und ging. Doch anstatt Goose Cove zu verlassen, versteckte er sich im Gebüsch und wartete wie immer auf Nola. Kurz darauf erschien sie, voller Vorfreude auf ihre baldige Abreise. Sie bemerkte die im Dickicht versteckte Gestalt nicht, die sie beobachtete, sondern betrat das Haus, ohne zu klingeln, wie sie es in letzter Zeit immer tat.

»Allerliebster Harry!«, rief sie, um sich anzukündigen.

Keine Antwort. Das Haus wirkte verlassen. Sie rief noch einmal. Stille. Sie sah im Ess- und im Wohnzimmer nach, fand ihn jedoch nicht. Auch in seinem Arbeitszimmer und auf der Terrasse war er nicht. Also ging sie die Treppe zum Strand hinunter und rief dort nach ihm. Vielleicht war er schwimmen gegangen? Das tat er manchmal, wenn er zu viel gearbeitet hatte. Doch auch am Strand war niemand. Sie spürte, wie sich Unruhe in ihr breitmachte. Wo konnte er nur sein? Sie kehrte ins Haus zurück und rief erneut. Nichts. Sie sah in allen Zimmern im Erdgeschoss nach und ging dann nach oben. Als sie die Tür zu seinem Schlafzimmer öffnete, sah sie ihn auf dem Bett sitzen und einen Stapel Papiere lesen.

»Harry? Hier sind Sie. Seit zehn Minuten suche ich Sie überall …«

Er fuhr zusammen, als er sie hörte. »Entschuldige, Nola, ich habe gelesen … Ich habe dich nicht gehört.« Er stand auf, schob die Blätter in seinen Händen zusammen und legte sie in eine Schublade der Kommode.

Mit einem Lächeln fragte sie: »Und was lesen Sie so Spannendes, dass Sie nicht mal gehört haben, wie ich im Haus nach Ihnen gerufen habe?«

»Nichts Wichtiges.«

»Ist das die Fortsetzung Ihres Romans? Zeigen Sie her!«

»Nichts Wichtiges, ich zeige es dir gelegentlich.«

Sie sah ihn schelmisch an. »Sind Sie sich sicher, dass alles in Ordnung ist, Harry?«

Er lachte. »Es ist alles in Ordnung, Nola.«

Sie gingen an den Strand. Nola wollte die Möwen sehen. Sie breitete die Arme wie Flügel aus und lief in großen Kreisen umher. »Ich wollte, ich könnte fliegen, Harry! Nur noch zehn Tage! In zehn Tagen fliegen wir davon! Wir gehen für immer aus dieser Unglücksstadt fort!«

Sie glaubten sich allein am Strand. Weder Harry noch Nola ahnten, dass Luther Caleb sie von oberhalb der Felsen aus dem Wald beobachtete. Er wartete, bis sie ins Haus zurückkehrten, bevor er sein Versteck verließ. Dann rannte er die Auffahrt von Goose Cove entlang und zu seinem im parallel verlaufenden Waldweg geparkten Mustang. Er fuhr nach Aurora, hielt vor dem Clark's und stürzte hinein. Er musste unbedingt mit Jenny reden. Jemand musste davon erfahren. Er hatte eine böse Vorahnung. Aber Jenny wollte ihn nicht sehen.

»Luther? Du solltest nicht hier sein«, sagte sie zu ihm, als er an der Theke auftauchte.

»Jenny … Ef tut mir leid wegen neulich früh. Ich hätte deinen Arm nicht fo feft anpacken dürfen.«

»Ich habe davon einen blauen Fleck bekommen.«

»Ef tut mir fo leid.«

»Du musst jetzt gehen.«

»Nein, warte …«

»Ich habe dich angezeigt, Luther. Travis hat gesagt, wenn du dich in der Stadt blicken lässt, soll ich ihn anrufen, und dann kriegst du es mit ihm zu tun. Du gehst jetzt besser, bevor er dich hier sieht.«

Der hünenhafte Luther wirkte gekränkt. »Du haft mich angefeigt?«

»Ja. Du hast mir neulich früh solche Angst eingejagt …«

»Aber ich muff dir waf Wichtigef erfählen …«

»Es gibt nichts Wichtiges, Luther, und jetzt geh …«

»Ef geht um Harry Quebert …«

»Um Harry?«

»Ja, fag mir, waf du von Harry Quebert hälft …«

»Warum willst du das wissen?«

»Trauft du ihm?«

»Ob ich ihm traue? Aber sicher. Warum fragst du mich das?«

»Ich muff dir waf fagen …«

»Mir was sagen? Was denn?«

Gerade als Luther antworten wollte, fuhr ein Polizeiauto auf den Platz gegenüber vom Clark's.

»Das ist Travis!«, rief Jenny. »Verschwinde, Luther, schnell! Ich will nicht, dass du Ärger bekommst.«

»Es war ganz einfach das schönste Buch, das ich je gelesen hatte«, erklärte mir Harry. »Und ich wusste nicht einmal, dass es für Nola war! Ihr Name taucht nirgends auf. Es war eine außergewöhnliche Liebesgeschichte. Caleb habe ich nie wiedergesehen. Ich hatte keine Gelegenheit, ihm seinen Text zurückzugeben, denn was dann geschah, wissen Sie ja. Vier Wochen später habe ich erfahren, dass Luther Caleb bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen war. Und ich befand mich im Besitz eines Originalmanuskripts, von dem ich wusste, dass es ein Meisterwerk war. Ich beschloss, es mir anzueignen. Ich habe meine Karriere und mein Leben auf einer Lüge aufgebaut. Wie hätte ich ahnen können, dass das Buch so erfolgreich sein würde? Dieser Erfolg hat mir mein Leben lang zu schaffen gemacht. Mein Leben lang! Und dann findet die Polizei dreiunddreißig Jahre später Nola und das Manuskript in meinem Garten. Ausgerechnet in meinem Garten! In diesem Augenblick hatte ich solche Angst, alles zu verlieren, dass ich behauptet habe, ich hätte das Buch für sie geschrieben.«

»Sie haben in Kauf genommen, dass man Sie des Mordes anklagt, nur damit die Wahrheit über dieses Manuskript nicht ans Licht kommt?«

»Ja! Weil mein ganzes Leben eine einzige Lüge ist, Marcus!«

»Nola hatte gar keine Kopie mitgenommen, stimmt's? Das haben Sie nur behauptet, damit niemand Ihre Autorenschaft anzweifelt.«

»Ja. Aber woher stammt das Exemplar, das sie bei sich hatte?«

»Luther hatte es ihr in den Briefkasten gelegt«, erklärte ich.

»In den Briefkasten?«

»Luther wusste, dass Sie mit Nola durchbrennen wollten, er hatte Sie beide am Strand belauscht. Er wusste, dass Nola ohne ihn fortgehen würde, und so hat er seine Geschichte auch enden lassen: mit dem Fortgang der Hauptfigur. Er schreibt ihr einen letzten Brief, in dem er ihr ein schönes Leben wünscht. Dieser Brief findet sich auch in dem Manuskript, das er Ihnen gebracht hat. Luther wusste alles. Doch am Tag der Abreise, vermutlich in der Nacht vom 29. auf den 30. August, verspürt er das Bedürfnis, den Kreis zu schließen: Er will seine Geschichte mit Nola so beenden, wie sie in seinem Manuskript endet. Deshalb legt er einen letzten Brief in den Briefkasten der Kellergans oder, besser gesagt, ein letztes Paket: den Abschiedsbrief und das Manuskript seines Buchs, damit sie weiß, wie sehr er sie liebt. Und weil er weiß, dass er sie nie wiedersehen wird, schreibt er *Adieu, allerliebste Nola* auf das Deckblatt. Bestimmt hat er bis zum Morgen dort gewartet, um sicherzugehen, dass auch wirklich Nola die Post hereinholt. Das hat er immer so gemacht. Aber als Nola den Brief und das Manuskript findet, geht sie davon aus, dass Sie ihr geschrieben haben. Sie glaubt, dass Sie nicht zum Treffpunkt kommen werden, und dekompensiert. Sie dreht durch.«

Harry sackte in sich zusammen und legte beide Hände aufs Herz. »Erzählen Sie es mir, Marcus! Erzählen Sie es mir! Ich möchte es mit Ihren Worten hören! Erzählen Sie mir auf Ihre unvergleichliche Art, was am 30. August 1975 passiert ist.«

---

30. August 1975

An einem Tag Ende August wurde in Aurora ein fünfzehnjähriges Mädchen ermordet. Es hieß Nola Kellergan. Alle Beschreibungen, die Sie über Nola hören werden, werden sie als vor Lebendigkeit und Träumen gerade zu überschäumend schildern. Es wäre zu kurz

gegriffen, die Ursachen ihres Todes auf die Geschehnisse des 30. August 1975 zu reduzieren. Vielleicht beginnt alles schon Jahre früher. Etwa in den 1960er-Jahren, in denen die Eltern nicht mitkriegen, was für eine Krankheit sich in ihrem Kind eingenistet hat. Oder in einer Nacht des Jahres 1964, in der ein junger Mann von einer Bande angetrunkener Rowdys entstellt wird und in deren Folge einer von ihnen, von Schuldgefühlen geplagt und ohne sich zu erkennen zu geben, die Nähe des Opfers sucht, um sein Gewissen zu beruhigen. Oder in jener Nacht des Jahres 1969, in der ein Vater beschließt, Stillschweigen über das Geheimnis seiner Tochter zu bewahren. Vielleicht nimmt aber auch alles an einem Nachmittag im Juni 1975 seinen Anfang, als Harry Quebert Nola begegnet und die beiden sich ineinander verlieben.

Dies ist die Geschichte von Eltern, die die Wahrheit über ihr Kind nicht sehen wollen.

Dies ist die Geschichte eines reichen Erben, der in seinen verspäteten Flegeljahren die Träume eines jungen Mannes zerstört hat und bis heute von seiner Tat verfolgt wird.

Dies ist die Geschichte eines Mannes, der davon träumt, ein großer Schriftsteller zu werden, und von seinem Ehrgeiz allmählich aufgefressen wird.

Am 30. August 1975 hielt im Morgengrauen ein Wagen vor der Terrace Avenue 245. Luther Caleb war gekommen, um Nola Lebewohl zu sagen. Er war total durcheinander. Er wusste nicht mehr, ob sie sich geliebt hatten oder ob er alles nur geträumt hatte. Er wusste nicht mehr, ob sie sich wirklich all diese Briefe geschrieben hatten. Aber er wusste, dass Harry und Nola heute fliehen wollten. Auch er wollte weg aus New Hampshire – weit weg von Stern. In seinem Kopf ging es drunter und drüber: Der Mann, der ihm die Freude am Leben zurückgegeben hatte, war derselbe, der sie ihm einst genommen hatte. Ein Albtraum! Doch jetzt zählte nur eines: Er musste seine Liebesgeschichte beenden. Er musste Nola

den letzten Brief noch geben. Er hatte ihn schon vor knapp drei Wochen geschrieben, nämlich an dem Tag, an dem er Harry und Nola hatte sagen hören, dass sie am 30. August fliehen wollten. Danach hatte er in aller Eile sein Buch fertig geschrieben. Das Original hatte er Harry Quebert überlassen, weil er wissen wollte, ob es sich lohnte, es verlegen zu lassen. Doch jetzt spielte das alles keine Rolle mehr. Er hatte sogar darauf verzichtet, sich seinen Text zurückzuholen. Er hatte die Schreibmaschinenfassung behalten und sie für Nola hübsch binden lassen. An diesem Samstag, dem 30. August, wollte er den letzten Brief, der ihre Geschichte beenden sollte, in den Briefkasten der Kellergans legen, zusammen mit dem Manuskript, damit Nola sich immer an ihn erinnerte. Welchen Titel sollte er dem Buch geben? Er hatte keine Ahnung. Das Buch würde nie erscheinen – warum ihm also einen Titel geben? Er hatte lediglich eine Widmung auf das Deckblatt geschrieben, um ihr gute Reise zu wünschen: *Adieu, allerliebste Nola.*

Er wartete in seinem Wagen, bis es hell wurde. Er wartete, bis sie herauskam. Er wollte sichergehen, dass sie diejenige war, die das Buch fand. Seit sie sich schrieben, hatte immer sie die Post hereingeholt. Er wartete und versteckte sich, so gut er konnte. Niemand durfte ihn sehen, schon gar nicht dieser brutale Travis Dawn, sonst würde er sein blaues Wunder erleben. Er hatte für den Rest seines Lebens genug Schläge eingesteckt.

Um elf Uhr trat sie endlich aus dem Haus. Wie immer schaute sie sich um. Sie strahlte und trug ein hinreißendes rotes Kleid. Eilig lief sie zum Briefkasten und lächelte, als sie das Kuvert und das Paket erblickte. Als sie den Brief gelesen hatte, musste sie sich an der Wand festhalten. Dann rannte sie weinend ins Haus. Sie würden nicht zusammen fortgehen, Harry würde nicht im Motel auf sie warten. Sein letzter Brief war ein Abschiedsbrief.

Sie flüchtete sich in ihr Zimmer und warf sich kreuzunglücklich aufs Bett. Warum? Warum verstieß er sie? Warum hatte er ihr eingeredet, dass sie sich immer lieben würden? Sie blätterte im

Manuskript. Was war das für ein Buch, von dem er ihr nie erzählt hatte? Ihre Tränen tropften aufs Papier und befleckten es. Das waren ihre Briefe! All die Briefe, die sie sich geschrieben hatten, waren darin, auch der letzte: Mit ihm endete das Buch. Er hatte sie von Anfang an belogen. Er hatte nie vorgehabt, mit ihr zu fliehen. Vom vielen Weinen bekam sie Kopfschmerzen. Ihr war so elend zumute, dass sie sterben wollte.

Leise öffnete sich ihre Zimmertür. Ihr Vater hatte sie schluchzen hören. »Was ist los, mein Schatz?«

»Nichts, Papa.«

»Von wegen nichts! Ich sehe doch, dass etwas nicht stimmt …«

»Ach, Papa! Ich bin traurig! Ich bin ja so traurig!« Sie fiel dem Reverend um den Hals.

»Lass sie los!«, rief plötzlich Louisa Kellergan. »Sie verdient keine Liebe! Lass sie los, David, hörst du?«

»Hör auf, Nola … Fang nicht wieder damit an!«

»Sei still, David! Du bist ein Versager! Du hast damals nichts unternommen! Jetzt muss ich die Sache selbst in die Hand nehmen.«

»Nola! Um Himmels willen! Beruhige dich! Beruhige dich doch! Ich werde nicht zulassen, dass du dir wieder etwas antust.«

»Lass uns allein, David!«, fauchte Louisa und stieß ihren Mann heftig von sich.

Hilflos wich er in den Flur zurück.

»Komm her, Nola!«, schrie die Mutter. »Komm hierher! Ich werd’s dir zeigen!«

Die Tür fiel zu. Reverend Kellergan war wie gelähmt. Durch die Wand hörte er, was sich im Zimmer abspielte.

»Mutter, bitte nicht! Hör auf! Bitte hör auf!«

»Hier, das kommt davon! Das macht man mit Mädchen, die ihre Mutter getötet haben.«

Der Reverend stürzte in die Garage, stellte den Plattenspieler an und drehte die Lautstärke voll auf.

Den ganzen Tag dröhnte die Musik durch das Haus und die Nachbarschaft. Die Passanten blickten missbilligend zu den Fenstern. Ein paar von ihnen sahen sich vielsagend an: Man wusste ja, was bei den Kellergans los war, wenn so laute Musik lief.

Luther hatte sich nicht vom Fleck gerührt. Er saß immer noch am Steuer seines zwischen den am Straßenrand geparkten Autos versteckten Chevrolets und ließ das Haus nicht aus den Augen. Warum hatte sie angefangen zu weinen? Hatte ihr sein Brief nicht gefallen? Und sein Buch? Gefiel es ihr etwa auch nicht? Warum die Tränen? Er hatte sich solche Mühe gegeben. Er hatte für sie einen Liebesroman geschrieben, und die Liebe sollte einen nicht zum Weinen bringen.

Er wartete bis achtzehn Uhr. Er war sich unschlüssig, ob er warten sollte, bis sie erneut erschien, oder ob er an der Tür klingeln sollte. Er wollte sie sprechen, wollte ihr sagen, dass sie nicht weinen sollte. Da sah er sie im Garten auftauchen: Sie war aus dem Fenster geklettert. Sie beobachtete die Straße, um sicherzugehen, dass niemand sie sah, und trat dann unauffällig auf den Gehsteig. Sie hatte sich eine Schultertasche umgehängt. Kurz darauf fing sie an zu rennen. Luther ließ den Motor an.

Der schwarze Chevrolet hielt auf ihrer Höhe.

»Luther?«, fragte Nola.

»Nicht weinen … Ich bin nur gekommen, um dir zu fagen, daff du nicht weinen follft.«

»Ach, Luther, mir ist gerade etwas so Trauriges passiert … Nimm mich mit! Bitte nimm mich mit!«

»Wohin willft du?«

»Weit weg von allem!«

Ohne Luthers Antwort abzuwarten, schlüpfte sie auf den Beifahrersitz. »Fahr los, mein guter Luther! Ich muss zum Sea Side Motel. Es ist ausgeschlossen, dass er mich nicht liebt! Wir lieben uns wie niemand sonst auf der Welt!«

Luther gehorchte. Weder er noch Nola hatten den Streifenwagen bemerkt, der an der Kreuzung aufgetaucht war. Travis Dawn war gerade zum x-ten Mal bei den Quinns vorbeigefahren, um zu warten, bis Jenny allein zu Hause war, weil er ihr die wilden Rosen schenken wollte, die er für sie gepflückt hatte. Ungläubig sah er, wie Nola in diesen unbekannten Wagen stieg. Da erkannte er Luther am Steuer. Als der Chevrolet losfuhr, wartete er ein wenig, bevor er ihm folgte. Er durfte ihn nicht aus den Augen verlieren, aber auch nicht zu dicht auffahren. Er wollte unbedingt herausfinden, warum Luther so viel Zeit in Aurora verbrachte. Kam er, um Jenny nachzuspionieren? Warum nahm er Nola mit? Plante er ein Verbrechen? Beim Fahren griff Travis nach dem Mikrofon seines Bordfunkgeräts: Er wollte Verstärkung anfordern, um Luther in die Zange nehmen zu können, falls die Festnahme missglückte. Aber er überlegte es sich anders. Er wollte sich nicht mit einem Kollegen belasten, sondern die Sache auf seine Art regeln. Aurora war ein beschauliches Städtchen, und er wollte dafür sorgen, dass es das blieb. Er wollte Luther eine Lektion verpassen, die er nie vergessen würde. Das würde das letzte Mal sein, dass er einen Fuß hierher gesetzt hatte. Und wieder fragte sich Travis, wie Jenny sich in dieses Monster hatte verlieben können.

»Du hast die Briefe geschrieben?«, empörte sich Nola im Wagen, nachdem sie Calebs Erklärungen gehört hatte.

»Ja …«

Sie trocknete mit dem Handrücken ihre Tränen. »Luther, du spinnst! Die Post anderer Leute stiehlt man nicht! Das gehört sich nicht!«

Beschämt ließ er den Kopf hängen. »Ef tut mir leid … Ich war fo einfam …«

Sie legte ihm freundschaftlich die Hand auf die kräftige Schulter. »Ist ja nicht so schlimm, Luther! Das bedeutet nämlich, dass Harry auf mich wartet! Er wartet auf mich! Wir gehen zusammen weg!« Bei dieser Vorstellung hellte sich ihre Miene auf.

»Du haft ef gut, Nola. Ihr liebt euch … Daf heift, daff ihr nie allein fein werdet.«

Sie waren nun auf der Route 1 unterwegs und kamen gerade an der Abbiegung nach Goose Cove vorbei.

»Leb wohl, Goose Cove!«, rief Nola glücklich. »Dieses Haus ist der einzige Ort hier, an den ich glückliche Erinnerungen habe.«

Sie lachte ohne Grund. Luther lachte mit. Er und Nola gingen auseinander, aber sie trennten sich im Guten. Plötzlich hörten sie hinter sich eine Polizeisirene. Sie waren nicht mehr weit vom Wald entfernt. Travis hatte beschlossen, sie dort abzufangen und Luther einen Denkzettel zu verpassen. Im Wald würde sie niemand sehen.

»Daf ift Travif!«, rief Luther. »Wenn er uns erwift, find wir verloren.«

Nola überkam panische Angst. »Keine Polizei! Oh, Luther, ich flehe dich an, tu was!«

Der Chevrolet beschleunigte. Es war ein leistungsstarkes Modell. Travis fluchte und forderte Luther per Lautsprecher auf, am Straßenrand zu halten.

»Nicht anhalten!«, bettelte Nola. »Gib Vollgas!«

Luther trat das Gaspedal des Chevrolets durch. Der Abstand zu Travis vergrößerte sich ein wenig. Hinter Goose Cove beschrieb die Route 1 mehrere Kurven. Luther nahm sie sehr eng und schaffte es, seinen Vorsprung weiter auszubauen. Sie hörten, wie sich die Sirene entfernte.

»Er fordert beftimmt Verftärkung an«, meinte Luther.

»Wenn er uns einholt, werde ich nie mit Harry fortgehen!«

»Dann laff unf in den Wald fliehen. Der Wald ift riefig, dort findet unf niemand. Du kannft von dort fum Motel gehen. Wenn fie mich fnappen, werde ich nichtf verraten. Ich werde nicht erfählen, daff du bei mir warft. Dann kannft du mit Harry fliehen.«

»Ach, Luther …«

»Verfprich mir, daff du mein Buch aufhebft! Verfprich, daff du ef alf Andenken an mich aufhebft!«

»Ich verspreche es!«

Bei diesen Worten riss Luther jäh das Lenkrad herum. Der Wagen drang durch das Dickicht am Waldrand und kam hinter dichten Brombeersträuchern zum Stehen. Hastig sprangen sie heraus.

»Lauf!«, befahl Luther Nola. »Lauf!«

Sie schlugen sich durch das Gestrüpp. Die Dornen zerfetzten Nolas Kleid und zerkratzten ihr das Gesicht.

Travis fluchte. Der schwarze Chevrolet war nicht mehr zu sehen. Travis gab Gas und fuhr auf der Route 1 weiter, ohne die schwarze Karosserie im Gebüsch zu entdecken.

Sie rannten durch den Wald. Nola vorneweg, Luther hinterher. Ihm fiel es wegen seiner kräftigen Statur schwerer, sich unter den niedrigen Ästen hindurchzuschlängeln.

»Lauf, Nola! Nicht ftehen bleiben!«, schrie er.

Sie hatten sich, ohne es zu merken, dem Waldrand genähert und befanden sich nun unweit der Side Creek Lane.

Deborah Cooper stand am Küchenfenster und spähte in den Wald. Plötzlich war ihr, als hätte sie eine Bewegung wahrgenommen. Sie sah genauer hin und erblickte ein Mädchen, das um sein Leben rannte und von einem Mann verfolgt wurde. Da stürzte sie ans Telefon und wählte die Nummer der Polizei.

Travis hatte gerade am Straßenrand angehalten, als er der Ruf aus der Zentrale kam: In der Nähe der Side Creek Lane war ein Mädchen gesichtet worden, das offenbar von einem Mann verfolgt wurde. Er bestätigte, dass er die Sache übernahm, machte auf der Stelle kehrt und fuhr mit eingeschaltetem Blaulicht und heulender Sirene in Richtung Side Creek Lane. Nach etwa einer halben Meile wurde sein Blick von einem Lichtreflex angezogen: eine Windschutzscheibe! Er hielt an und ging mit gezückter Waffe auf das Fahrzeug zu, doch es

war leer. Sofort kehrte er zum Wagen zurück und raste weiter zu Deborah Cooper.

In Strandnähe blieben sie stehen, um Atem zu schöpfen.

»Glaubst du, wir haben es geschafft?«, fragte Nola.

Luther spitzte die Ohren: Es war nichts zu hören.

»Wir follten hier kurf warten. Im Wald find wir gefüft.«

Nolas Herz pochte heftig. Sie dachte an Harry. Und an ihre Mutter. Ihre Mutter fehlte ihr.

»Ein Mädchen in einem roten Kleid«, erklärte Deborah Cooper Officer Dawn. »Sie ist in Richtung Strand gerannt. Ein Mann war hinter der Kleinen her. Ich konnte ihn nicht richtig sehen, aber er wirkte eher stämmig.«

»Das sind sie«, sagte Travis. »Darf ich Ihr Telefon benutzen?«

»Selbstverständlich.«

Travis rief bei Chief Pratt zu Hause an. »Chief, es tut mir leid, dass ich Sie an Ihrem freien Tag störe, aber hier passiert wahrscheinlich gerade etwas Schlimmes. Ich habe Luther Caleb in Aurora erwischt …«

»Schon wieder?«

»Ja. Aber diesmal hat er Nola Kellergan in seinen Wagen gelockt. Ich habe versucht, sie aufzuhalten, aber er hat mich abgeschüttelt. Er ist mit Nola in den Wald geflohen. Ich glaube, er hat sich an ihr vergangen, Chief. Der Wald ist so dicht, da habe ich allein keine Chance.«

»Großer Gott! Gut, dass du angerufen hast! Ich komme sofort!«

»Wir wollen nach Kanada gehen. Ich liebe Kanada. Wir werden in einem hübschen Haus am See wohnen. Wir werden so glücklich sein.«

Luther lächelte. Er saß auf einem Baumstumpf und hörte sich Nolas Träumereien an.

»Ein föner Plan«, meinte er.

»Ja. Wie spät ist es?«

»Gleich Viertel vor Fieben.«

»Dann muss ich los. Ich bin um neunzehn Uhr in Zimmer 8 verabredet. Jetzt sind wir außer Gefahr.«

Doch in diesem Augenblick hörten sie Geräusche und gleich darauf laute Stimmen.

»Die Polizei!«, rief Nola in Panik.

Chief Pratt und Travis durchkämmten in Strandnähe den Waldrand. Mit den Gummiknüppeln in der Hand schlugen sie sich durchs Gehölz.

»Geh, Nola«, sagte Luther. »Geh. Ich bleibe hier.«

»Nein! Ich kann dich nicht allein hierlassen!«

»Geh, verdammt! Geh endlich! Du kommft noch rechtfeitig fum Hotel! Harry wird dort fein! Und dann flieht! Fo fnell wie möglich! Flieht und werdet glücklich!«

»Luther, ich …«

»Adieu, Nola. Werde glücklich. Liebe mein Buch fo, wie ich mir gewünft hätte, daff du mich liebft.«

Nola weinte wieder. Sie winkte ihm zu und verschwand zwischen den Bäumen.

Die beiden Polizisten kamen zügig voran. Nach ein paar hundert Metern erblickten sie eine schemenhafte Gestalt.

»Das ist Luther!«, brüllte Travis. »Das ist er!«

Luther saß noch immer auf dem Baumstumpf. Er hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Travis stürzte sich auf ihn und packte ihn am Kragen.

»Wo ist die Kleine?«, rief er und schüttelte ihn.

»Wen meinst du?«, fragte Luther. Er versuchte auszurechnen, wie lange Nola zum Motel brauchen würde.

»Wo ist Nola? Was hast du mit ihr angestellt?«, wiederholte Travis.

Als Luther nicht antwortete, trat Chief Pratt vor und zertrümmerte ihm mit einem kräftigen Schlag mit dem Gummiknüppel das Knie.

Nola hörte einen lauten Schrei. Sie blieb mitten im Lauf stehen und erschauerte. Sie hatten Luther gefunden und verprügelten ihn. Für den Bruchteil einer Sekunde zögerte sie: Sie musste umdrehen und sich den Polizisten zeigen. Es war nicht fair, wenn Luther ihretwegen solchen Ärger bekam. Schon wollte sie zum Baumstumpf zurücklaufen, als sie spürte, wie sich eine Hand auf ihre Schulter legte.

»Mutter?«, fragte sie.

Mit zertrümmerten Kniescheiben lag Luther auf dem Boden und stöhnte. Travis und Pratt traten und schlugen abwechselnd mit den Knüppeln auf ihn ein.

»Was hast du mit Nola gemacht?«, brüllte Travis. »Du hast ihr was angetan, stimmt's? Du bist total gestört, verdammt noch mal! Konntest dich wohl nicht beherrschen, was?«

Luther schrie bei jedem Schlag auf und flehte die Polizisten an, damit aufzuhören.

»Mutter?«

Louisa Kellergan lächelte ihrer Tochter liebevoll zu. »Was machst du hier, mein Schatz?«, fragte sie.

»Ich bin weggelaufen.«

»Warum?«

»Weil ich zu Harry will. Ich liebe ihn so sehr.«

»Du darfst deinen Vater nicht allein lassen. Er wäre ohne dich so unglücklich. Du kannst nicht einfach davonlaufen …«

»Mutter … Mutter, es tut mir leid, was ich dir angetan habe.«

»Ich verzeihe dir, mein Schatz. Aber du musst endlich aufhören, dir selbst wehzutun.«

»Ist gut.«

»Versprichst du es mir?«

»Ich verspreche es dir, Mutter. Was soll ich jetzt machen?«

»Geh nach Hause zu deinem Vater. Er braucht dich.«

»Und was wird aus Harry? Ich will ihn nicht verlieren.«

»Du wirst ihn nicht verlieren. Er wird auf dich warten.«

»Wirklich?«

»Ja. Er wird bis ans Lebensende auf dich warten.«

Wieder hörte Nola Schreie. Luther! So schnell sie konnte, rannte sie zum Baumstumpf zurück, und dabei schrie sie. Sie schrie aus Leibeskräften, damit die Schläge aufhörten. Aber als sie aus dem Dickicht kam, lag Luther tot auf dem Boden. Chief Pratt und Officer Travis standen vor der Leiche und starrten sie entgeistert an. Alles war voller Blut.

»Was haben Sie getan?«, keuchte Nola.

»Nola?«, entfuhr es Pratt. »Was …«

»Sie haben Luther umgebracht!« Nola stürzte sich auf Chief Pratt, aber er stieß sie von sich und schlug ihr ins Gesicht. Sofort trat Blut aus ihrer Nase. Sie zitterte vor Angst.

»Verzeih mir, Nola, ich wollte dir nicht weh tun«, sagte Pratt stockend.

Sie wich zurück. »Sie … Sie haben Luther umgebracht!«

»Bleib stehen, Nola!«

Sie rannte Hals über Kopf davon. Travis griff nach ihren Haaren, um sie festzuhalten, und riss ihr ein Büschel blonder Strähnen aus.

»Schnapp sie dir, gottverdammt!«, schrie Pratt Travis an. »Schnapp sie!«

Nola brach durchs Unterholz und schürfte sich die Wangen auf. Hinter der letzten Baumreihe erblickte sie ein Haus. Ein Haus! Sie stürzte zur Küchentür. Ihre Nase blutete noch immer, ihr Gesicht

war blutverschmiert. Erschrocken öffnete Deborah Cooper ihr und ließ sie herein. »Hilfe!«, stöhnte Nola. »Rufen Sie Hilfe!«

Abermals eilte Deborah Cooper zum Telefon, um die Polizei zu verständigen.

Nola spürte, wie ihr eine Hand den Mund zuhielt. Mit einer kraftvollen Bewegung hob Travis sie hoch. Sie schlug um sich, aber er hatte sie fest im Griff. Ihm blieb jedoch nicht die Zeit, sie aus dem Haus zu zerren, denn in diesem Augenblick kam Deborah Cooper aus dem Wohnzimmer zurück. Vor Entsetzen stieß sie einen Schrei aus.

»Keine Sorge«, stammelte Travis. »Ich bin von der Polizei. Es ist alles in Ordnung.«

»Hilfe!«, rief Nola und versuchte sich zu befreien. »Diese Polizisten haben einen Mann getötet! Sie haben einen Mann umgebracht! Im Wald liegt ein toter Mann!«

Es verging ein Augenblick von unbestimmter Dauer. Deborah Cooper und Travis starrten sich schweigend an: Sie wagte nicht, ans Telefon zu stürzen, er wagte nicht zu fliehen. Da knallte ein Schuss, und Deborah Cooper sank zu Boden. Chief Pratt stand in der Tür. Er hatte sie mit seiner Dienstwaffe erschossen.

»Sie sind ja verrückt!«, schrie Travis. »Vollkommen verrückt! Warum haben Sie das getan?«

»Ich hatte keine Wahl, Travis. Du weißt, was mit uns passiert wäre, wenn die Alte gequatscht hätte …«

Travis zitterte. »Was machen wir jetzt?«, fragte der junge Officer.

»Keine Ahnung.«

Voller Todesangst und mit der Kraft der Verzweiflung nutzte Nola den Moment der Unentschlossenheit, um sich aus Travis' Gewalt zu befreien. Bevor Chief Pratt reagieren konnte, stürzte sie durch die Küchentür ins Freie. Doch auf den Stufen verlor sie das Gleichgewicht und fiel hin. Sie rappelte sich sofort wieder auf, aber der Chief hatte sie an den Haaren zu fassen bekommen. Sie heulte laut auf und biss ihm in den Arm, der sich direkt vor ihrem Gesicht befand. Der Chief ließ sie los, doch ihr blieb keine Zeit zur Flucht:

Travis verpasste ihr mit dem Gummiknüppel einen Schlag auf den Hinterkopf. Nola brach zusammen. Entsetzt wich Travis zurück. Überall war Blut. Sie war tot.

Travis beugte sich über die Leiche. Fast hätte er sich übergeben. Pratt zitterte. Im Wald zwitscherten die Vögel. »Was sollen wir bloß tun?«, murmelte Travis verstört.

»Immer mit der Ruhe! Jetzt bloß keine Panik.«

»Jawohl, Chief.«

»Wir müssen Caleb und Nola verschwinden lassen. Auf so was steht der elektrische Stuhl, kapierst du?«

»Ja, Chief. Und was ist mit der alten Cooper?«

»Wir lassen es wie einen Mord aussehen. Ein Raubüberfall, der böse geendet ist. Du tust genau, was ich dir sage.«

Travis weinte. »Jawohl, Chief. Ich tue alles, was nötig ist.«

»Du hast gesagt, du hast Calebs Wagen an der Route 1 gesehen?«

»Ja. Die Schlüssel stecken.«

»Sehr gut. Wir schaffen die Leichen ins Auto. Und du beseitigst sie, in Ordnung?«

»Ja.«

»Sobald du weg bist, fordere ich Verstärkung an, damit auf uns kein Verdacht fällt. Wir müssen uns beeilen, hörst du? Wenn die Kavallerie anrückt, bist du schon weit weg. In dem Durcheinander wird niemandem auffallen, dass du nicht hier bist.«

»Ja. Chief … Aber ich glaube, die alte Cooper hat noch mal die Notrufzentrale angerufen.«

»Scheiße! Dann müssen wir uns ranhalten!«

Sie schleppten Luthers und Nolas Leichen zum Chevrolet. Danach ging Chief Pratt sofort durch den Wald zurück zu Deborah Coopers Haus und den beiden Polizeiautos. Er griff nach dem Mikro seines Bordfunkgeräts, um die Zentrale zu informieren, dass er Deborah Cooper erschossen aufgefunden hatte.

Travis setzte sich hinters Steuer des Chevrolets und ließ den Motor an. Als er aus dem Unterholz rollte, begegnete er einem

Streifenwagen des Sheriffs, den die Zentrale nach Deborah Coopers zweitem Anruf als Verstärkung losgeschickt hatte.

Gerade wollte Pratt Kontakt mit der Zentrale aufnehmen, als er in der Nähe eine Polizeisirene aufheulen hörte. Über Funk wurde eine Verfolgungsjagd auf der Route 1 zwischen einem Einsatzfahrzeug des Sheriffs und einem schwarzen Chevrolet Monte Carlo gemeldet, der unweit der Side Creek Lane gesichtet worden war. Chief Pratt gab durch, dass er sofort zur Verstärkung eilen würde. Er schaltete die Sirene an und nahm den parallel zur Route 1 verlaufenden Waldweg. An der Einmündung zur Route 1 wäre er um ein Haar mit Travis zusammengestoßen. Voller Entsetzen starrten sich die beiden kurz an.

Im Verlauf der Verfolgungsjagd gelang es Travis, den Wagen des Hilfssheriffs abzuschütteln. Anschließend folgte er der Route 1 Richtung Süden und nahm die Abzweigung nach Goose Cove. Pratt hielt sich dicht hinter ihm, als würde er ihn verfolgen. Über Funk gab er eine falsche Position durch und behauptete, er befände sich auf der Straße nach Montburry. Dann schaltete er die Sirene aus, bog nach Goose Cove ab und traf dort vor dem Haus auf Travis. Die beiden Männer stiegen aus. Sie waren geradezu hysterisch vor Angst, sie standen mit dem Rücken zur Wand.

»Ist es nicht Wahnsinn, hier anzuhalten?«, fragte Pratt.

»Quebert ist nicht zu Hause«, erwiderte Travis. »Ich weiß, dass er ein paar Tage nicht in der Stadt ist. Er hat es Jenny erzählt, und sie hat es mir erzählt.«

»Ich habe angeordnet, sämtliche Straßen sperren zu lassen. Ich musste es tun.«

»Scheiße! Scheiße!«, stöhnte Travis. »Ich sitze in der Falle! Was machen wir jetzt?«

Pratt sah sich um. Sein Blick fiel auf die leere Garage.

»Stell den Wagen da rein, verriegle die Tür, und sieh zu, dass du über den Strand zurück zur Side Creek Lane kommst. Dort tust du

so, als würdest du Coopers Haus durchsuchen. Ich nehme die Verfolgung wieder auf. Die Leichen beseitigen wir heute Nacht. Hast du in deinem Wagen eine Jacke?«

»Ja.«

»Dann hol sie dir und zieh sie über. Du bist voller Blut.«

Als Pratt eine Viertelstunde später kurz vor Montburry den zur Verstärkung gerufenen Streifenwagen begegnete, riegelte Travis schon in seiner Jacke und mit Unterstützung der aus ganz New Hampshire herbeigeeilten Kollegen die unmittelbare Umgebung des Hauses in der Side Creek Lane ab, wo man Deborah Coopers Leiche gefunden hatte.

Mitten in der Nacht kehrten Travis und Pratt nach Goose Cove zurück. Sie vergruben Nola zwanzig Meter vom Haus entfernt. Pratt hatte zuvor mit Captain Rodik von der State Police das zu durchsuchende Terrain abgesteckt und wusste daher, dass Goose Cove nicht dazugehörte und dorthin niemand kommen würde. Um Nolas Hals hing immer noch die Schultertasche, und sie begruben sie mit ihr, ohne einen Blick hineinzuwerfen.

Als das Loch wieder geschlossen war, stieg Travis in den schwarzen Chevrolet und schlug sich auf der Route 1 mit Luthers Leiche im Kofferraum bis nach Massachusetts durch. Unterwegs musste er zwei Straßensperren passieren.

»Die Papiere, bitte!«, verlangten die Polizisten beide Male nervös, als sie den Wagen sahen.

Und beide Male wedelte Travis mit seiner Dienstmarke. »Polizei Aurora, Jungs. Ich bin hinter dem Verdächtigen her.«

Die Polizisten grüßten ihren Kollegen respektvoll und wünschten ihm viel Erfolg.

Travis fuhr zu einem kleinen Küstenort, den er gut kannte: Sagamore. Dort bog er in die Straße ein, die an den Klippen von Sunset Cove entlangführte. Der Parkplatz lag verlassen da. Tagsüber genoß man von hier oben einen traumhaften Blick. Er hatte schon oft

davon geträumt mit Jenny eine Spritztour hierher zu machen. Travis stellte den Wagen ab, hievte Luther auf den Fahrersitz und schüttete ihm billigen Fusel in den Rachen. Dann legte er den Leerlauf ein und schob den Wagen an. Langsam rollte der Chevrolet das leichte, grasbewachsene Gefälle hinab, kippte über die Felskante und verschwand mit metallischem Krachen in der Tiefe. Travis ging die Straße ein paar Hundert Meter zurück. Dort wartete am Rand ein Auto auf ihn. Schweißgebadet und blutverschmiert, ließ er sich auf den Beifahrersitz fallen.

»Das wäre erledigt!«, sagte er zu Pratt, der am Steuer saß.

Der Chief fuhr los. »Wir dürfen über das, was passiert ist, nie wieder reden, Travis. Wenn der Wagen gefunden wird, müssen wir die Sache vertuschen. Nur wenn es keinen Verdächtigen gibt, können wir sicher sein, dass wir nie behelligt werden, kapiert?«

Travis nickte. Er schob eine Hand in die Tasche und umschloss die Kette, die er Nola beim Verscharren heimlich abgerissen hatte: eine hübsche Goldkette mit dem eingravierten Namen NOLA.

Harry hatte sich wieder auf die Couch gesetzt. »Also haben die beiden Nola, Luther und Deborah Cooper getötet.«

»Ja. Und sie haben dafür gesorgt, dass die Ermittlungen nie zu einem Ergebnis kommen. Harry, Sie wussten, dass Nola psychotische Phasen hatte, stimmt's? Sie haben damals mit Reverend Kellergan darüber gesprochen …«

»Die Sache mit dem Brand wusste ich nicht. Aber schon als ich zu den Kellergans gegangen bin, um ihnen wegen der Misshandlung ihrer Tochter die Meinung zu sagen, hatte ich begriffen, dass Nola labil war. Ich hatte ihr zwar versprochen, nicht zu ihren Eltern zu gehen, aber ich konnte doch nicht einfach tatenlos zusehen, verstehen Sie? Bei diesem Besuch ist mir dann klargeworden, dass ihre ›Eltern‹ nur aus Reverend Kellergan bestanden, der seit sechs Jahren Witwer und mit der Situation vollkommen überfordert war.

Er … Er weigerte sich, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen. Ich musste Nola aus Aurora wegbringen, um sie behandeln zu lassen.«

»Sie wollten fliehen, um sie behandeln zu lassen?«

»Für mich war das immer mehr zum Hauptgrund geworden. Wir hätten gute Ärzte gefunden, und sie wäre geheilt worden! Sie war ein außergewöhnliches Mädchen, Marcus! Sie hätte einen großen Autor aus mir gemacht, und ich hätte ihre schlimmen Gedanken vertrieben! Sie hat mich inspiriert und geführt! Sie hat mich mein ganzes Leben geführt! Sie wissen das, nicht wahr? Sie wissen es besser als jeder andere!«

»Ja, Harry. Aber warum haben Sie mir das nicht erzählt?«

»Ich wollte es! Ich hätte es getan, wenn Ihr Manuskript nicht an die Öffentlichkeit gelangt wäre. Damals dachte ich, Sie hätten mein Vertrauen missbraucht. Ich war wütend auf Sie. Ich wollte wohl sogar, dass Ihr Buch ein Misserfolg wurde. Nach der Sache mit Nolas Mutter würde niemand Sie mehr ernst nehmen. Ja, genau – ich wollte, dass Ihr zweites Buch ein Flop wurde – so wie meines, im Grunde.«

Wir schwiegen eine Weile.

»Das bedaure ich jetzt, Marcus. Ich bedaure alles. Sie müssen unendlich enttäuscht von mir sein …«

»Nein.«

»Ich weiß, dass Sie es sind. Sie haben mir so sehr vertraut. Aber ich hatte mein Leben auf einer Lüge aufgebaut!«

»Ich habe Sie immer für das bewundert, was Sie sind, Harry. Und mir ist es herzlich egal, ob Sie dieses Buch geschrieben haben oder nicht. Sie haben mir so viel über das Leben beigebracht. Das gilt auch weiterhin.«

»Nein, Marcus. Sie werden mich nie wieder so sehen wie früher, und das wissen Sie! Mein Leben ist ein einziger Schwindel! Ich bin ein Hochstapler! Deshalb habe ich zu Ihnen gesagt, dass wir keine Freunde mehr sein können. Es ist vorbei, Marcus. Sie sind im Begriff, ein fabelhafter Schriftsteller zu werden, aber ich bin nichts

mehr. Sie sind ein wahrhaftiger Schriftsteller, ich bin es nie gewesen. Sie haben für Ihr Buch gekämpft, Sie haben darum gekämpft, Ihre Inspiration wiederzufinden, und Sie haben die Schwierigkeiten gemeistert! Als ich dagegen in derselben Lage wie Sie war, habe ich Verrat begangen.«

»Harry, ich …«

»So ist das Leben, Marcus, und Sie wissen, dass ich recht habe. Sie werden mir von jetzt an nicht mehr in die Augen blicken können. Und ich werde Sie nicht mehr ansehen können, ohne eine überwältigende, zerstörerische Eifersucht zu verspüren, weil Sie dort, wo ich versagt habe, erfolgreich waren.« Er drückte mich an sich.

»Harry«, murmelte ich. »Ich will Sie nicht verlieren.«

»Sie werden sehr gut allein zurechtkommen, Marcus. Sie sind ein verdammt anständiger Kerl und ein verdammt guter Autor geworden. Sie werden bestens klarkommen, das weiß ich! Jetzt trennen sich unsere Wege für immer. Das nennt man Schicksal. Mein Schicksal war es nie, ein großer Schriftsteller zu werden, aber ich habe versucht, das zu ändern: Ich habe ein Buch gestohlen und dreißig Jahre lang gelogen. Aber das Schicksal lässt sich nicht überlisten: Am Ende setzt es sich immer durch.«

»Harry …«

»Ihr Schicksal, Marcus, war es schon immer, Schriftsteller zu werden. Das habe ich von Anfang an gewusst. Und ich habe gewusst, dass der Augenblick, den wir jetzt erleben, eines Tages kommen würde.«

»Sie werden immer mein Freund bleiben, Harry.«

»Marcus, schreiben Sie Ihr Buch zu Ende. Schreiben Sie dieses Buch über mich zu Ende! Jetzt, wo Sie alles wissen, müssen Sie der ganzen Welt die Wahrheit erzählen. Die Wahrheit wird uns alle erlösen. Schreiben Sie die Wahrheit über den Fall Harry Quebert. Erlösen Sie mich von dem Übel, das mich seit dreißig Jahren quält. Das ist das Letzte, worum ich Sie bitte.«

»Aber wie? Ich kann die Vergangenheit nicht ungeschehen machen.«

»Nein, aber Sie können die Gegenwart verändern. Darin liegt die Macht der Schriftsteller. Das Paradies der Schriftsteller – erinnern Sie sich? Ich weiß, dass Sie wissen, wie es geht.«

»Harry, mit Ihrer Hilfe bin ich erwachsen geworden! Sie haben aus mir den gemacht, der ich heute bin!«

»Das bilden Sie sich nur ein, Marcus. Ich habe gar nichts gemacht. Sie sind von ganz allein erwachsen geworden.«

»Nein! Das stimmt nicht! Ich habe Ihre Ratschläge befolgt! Ich habe Ihre einunddreißig Ratschläge befolgt! So habe ich mein erstes Buch geschrieben! Und auch das nächste! Und alle anderen! Ihre einunddreißig Ratschläge, Harry, wissen Sie noch?«

Er lächelte traurig. »Natürlich weiß ich noch, Marcus.«

Burrows, Weihnachten 1999

»Frohe Weihnachten, Marcus!«

»Ein Geschenk? Danke, Harry. Was ist das?«

»Machen Sie es auf. Es ist ein Minidisc-Player, offenbar der neueste Stand der Technik. Sie machen sich andauernd Notizen zu allem, was ich Ihnen erzähle, aber wenn Sie sie verlieren, muss ich alles wiederholen. Damit können Sie alles aufnehmen, habe ich mir gedacht.«

»Sehr gut. Los geht's!«

»Was?«

»Geben Sie mir den ersten Rat. Ich werde alle Ihre Ratschläge gewissenhaft aufnehmen.«

»In Ordnung. Was für Ratschläge?«

»Was weiß ich …? Für Schriftsteller, Boxer und Menschen.«

»Für alle drei? Von mir aus. Wie viele wollen Sie?«

»Mindestens hundert!«

»Hundert? Ein paar sollte ich mir schon aufheben, damit ich Ihnen später noch etwas beibringen kann.«

»Sie werden mir immer etwas beibringen können. Sie sind der große Harry Quebert.«

»Ich werde Ihnen einunddreißig Ratschläge geben, und zwar im Lauf der nächsten Jahre. Nicht alle auf einmal.«

»Warum gerade einunddreißig?«

»Weil einunddreißig ein wichtiges Alter ist. Das erste Jahrzehnt formt Sie als Kind. Das zweite als Erwachsener. Und das dritte macht Sie zum Mann oder auch nicht. Mit einunddreißig sind Sie aus dem Gröbsten raus. Wie sehen Sie sich mit einunddreißig?«

»So wie Sie.«

»Na, na, reden Sie keinen Unsinn, nehmen Sie lieber auf. Ich werde in absteigender Reihenfolge vorgehen. Ratschlag Nummer 31 betrifft die Bücher. Hier kommt also die 31: Das erste Kapitel, Marcus, ist entscheidend. Gefällt es den Lesern nicht, werden sie Ihr Buch nicht weiterlesen. Was für ein Einstieg schwebt Ihnen vor?«

»Keine Ahnung, Harry. Glauben Sie, ich schaffe es irgendwann?«

»Was?«

»Ein Buch zu schreiben.«

»Da bin ich mir sicher.«

Er sah mich eindringlich an und lächelte. »Demnächst werden Sie einunddreißig, Marcus. Sie haben es geschafft: Sie sind ein fabelhafter Mensch geworden. *Der Fabelhafte* zu werden war nichts dagegen, aber ein fabelhafter Mensch zu werden ist die Krönung eines langen, großartigen Kampfes gegen sich selbst. Ich bin sehr stolz auf Sie.« Er zog seine Jacke an und band sich den Schal um.

»Wohin wollen Sie, Harry?«

»Ich muss jetzt gehen.«

»Gehen Sie nicht! Bleiben Sie!«

»Ich kann nicht …«

»Bleiben Sie, Harry! Nur noch ein bisschen!«

»Ich kann nicht.«

»Ich will Sie nicht verlieren!«

»Auf Wiedersehen, Marcus. Sie sind das Beste, was mir im Leben passiert ist.«

»Wohin gehen Sie?«

»Ich muss irgendwo auf Nola warten.« Er drückte mich noch einmal. »Finden Sie die Liebe, Marcus! Die Liebe gibt dem Leben einen Sinn. Wenn man liebt, ist man stärker, größer und bringt es weiter!«

»Harry! Verlassen Sie mich nicht!«

»Auf Wiedersehen, Marcus.«

Er ging und ließ die Tür hinter sich offen. Ich machte sie lange nicht zu, denn dies war das letzte Mal, dass ich meinen Lehrmeister und Freund Harry Quebert sah.

Mai 2002, Finale der Hochschulmeisterschaften im Boxen

»Sind Sie bereit, Marcus? In drei Minuten steigen Sie in den Ring.«

»Ich habe Schiss, Harry.«

»Das kann ich mir denken. Umso besser: Ohne Angst kann man nicht gewinnen. Und vergessen Sie nicht: Boxen Sie so, wie man ein Buch aufbaut … Erinnern Sie sich? Kapitel 1, Kapitel 2 und so weiter …«

»Ja. Eins: zuschlagen. Zwei: fertigmachen …«

»So ist es gut, Sie Champion. Bereit? Ha, wir sind im Finale, Marcus! Im Finale! Vor Kurzem haben Sie noch auf Säcke eingedroschen, und jetzt stehen Sie bei den Meisterschaften im Finale! Hören Sie die Ansage? ›Marcus Goldman und sein Coach Harry Quebert vom Burrows College.‹ Das sind wir! Auf geht’s!«

»Warten Sie, Harry!«

»Was ist?«

»Ich habe ein Geschenk für Sie.«

»Ein Geschenk? Sind Sie sich sicher, dass das der richtige Moment ist?«

»Absolut. Ich möchte, dass Sie es vor dem Kampf bekommen. Es ist in meiner Tasche, holen Sie es heraus. Es ist zu klein, ich komm mit den Handschuhen nicht dran.«

»Ist es eine Disc?«

»Ja, eine Zusammenstellung! Ihre einunddreißig wichtigsten Sätze. Über das Boxen, das Leben und die Bücher.«

»Danke, Marcus. Ich bin tief gerührt. Bereit für den Kampf?«

»Mehr denn je …«

»Na, dann los.«

»Halt, eine Frage habe ich noch …«

»Marcus! Es wird Zeit!«

»Aber es ist wichtig! Ich habe mir alle Aufnahmen noch einmal angehört, aber diese Frage haben Sie mir nie beantwortet.«

»Also gut, schießen Sie los. Ich höre.«

»Harry, wie weiß man, dass ein Buch fertig ist?«

»Bücher sind wie das Leben, Marcus. Sie sind nie wirklich zu Ende.«

NACHWORT

Oktober 2009

Ein Jahr nach Erscheinen des Buchs

»Ein gutes Buch lässt sich nicht allein an seinen letzten Worten bemessen, sondern an der Gesamtwirkung aller vorausgegangenen Worte, Marcus. Ungefähr eine halbe Sekunde nachdem der Leser mit Ihrem Buch fertig ist, nachdem er das letzte Wort gelesen hat, muss er spüren, wie ihn ein starkes Gefühl überkommt. Er muss einen Moment lang an nichts anderes denken als an das, was er gerade gelesen hat, und den Einband mit einem Lächeln, aber auch mit einer Spur von Traurigkeit betrachten, weil ihm alle Figuren fehlen werden. Ein gutes Buch, Marcus, ist ein Buch, bei dem man bedauert, dass man es ausgelesen hat.«

Am Strand bei Goose Cove, 17. Oktober 2009

»Es geht das Gerücht um, dass Sie ein neues Manuskript fertig haben, Schriftsteller.«

»Das stimmt.« Ich saß mit Gahalowood am Meer. Wir tranken Bier und betrachteten die Sonne, die hinter dem Horizont unterging.

»Der neue große Erfolg des unvergleichlichen Marcus Goldman!«, rief Gahalowood. »Wovon handelt es?«

»Sie werden es bestimmt lesen. Übrigens kommen Sie darin vor.«

»Wirklich? Darf ich mal reinschauen?«

»Kommt nicht infrage, Sergeant.«

»Aber wenn es schlecht ist, erstatten Sie mir den Kaufpreis.«

»Goldman erstattet nichts mehr, Sergeant.«

Er lachte. »Sagen Sie, Schriftsteller, wer hat Sie auf die Idee gebracht, das Haus wieder aufzubauen und daraus ein Refugium für Nachwuchsschriftsteller zu machen?«

»Das habe ich mir einfach so ausgedacht.«

»Die *Harry-Quebert-Stiftung für Autoren*. Macht was her, finde ich. Ihr Schriftsteller seid schon ein Völkchen … Ihr geht es gemütlich an. Hier zu wohnen und mit Blick aufs Meer Bücher zu schreiben, das könnte mir als Beruf auch gefallen … Haben Sie eigentlich die Sonderbeilage in der heutigen *New York Times* schon gelesen?«

»Nein.«

Er zog eine Zeitungsseite aus der Tasche, faltete sie auseinander und las vor:

»Die Möwen von Aurora*, ist ein Werk, das man gelesen haben muss! Der zu Unrecht des Mordes an Nola Kellergan beschuldigte Luther Caleb war nicht nur ein begabter Maler, sondern in erster Linie ein begnadeter Schriftsteller, von dessen Talent niemand*

etwas ahnte. Der Verlag Schmid & Hanson lässt ihm nun Gerechtigkeit widerfahren, indem er posthum seinen fulminanten Roman über die Beziehung von Nola Kellergan und Harry Quebert herausbringt. Dieses großartige Buch beschreibt, wie seine Beziehung mit Nola Kellergan Harry Quebert zur Niederschrift des Werkes Der Ursprung des Übels *inspiriert hat.«*

Gahalowood hielt inne und brach in schallendes Gelächter aus.

»Was ist, Sergeant?«, fragte ich.

»Nichts. Sie sind einfach nur genial, Goldman! Absolut genial!«

»Tja, nicht nur die Polizei kann für Gerechtigkeit sorgen, Sergeant.«

Wir tranken unser Bier aus.

»Morgen fahre ich zurück nach New York«, sagte ich.

Er nickte. »Lassen Sie sich hier in der Gegend ab und zu blicken. Einfach nur, um Hallo zu sagen. Vor allem meine Frau würde sich darüber freuen.«

»Gern.«

»Eines haben Sie mir noch nicht verraten: Wie soll Ihr neues Buch heißen?«

»Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert.«

Er machte ein nachdenkliches Gesicht. Wir gingen zu unseren Wagen zurück. Eine Möwenschar zog über den Himmel. Wir blickten ihnen eine Weile nach. Dann fragte mich Gahalowood: »Was haben Sie jetzt vor, Schriftsteller?«

»Harry hat mal zu mir gesagt: ›Geben Sie Ihrem Leben einen Sinn. Zwei Dinge geben dem Leben einen Sinn: die Bücher und die Liebe.‹ Dank Harry habe ich zu den Büchern gefunden. Jetzt mache ich mich auf die Suche nach der Liebe.«

***

BURROWS COLLEGE
Ehrenurkunde
für

Marcus P. GOLDMAN
Sieger der
Hochschulmeisterschaften im Boxen
des Jahres 2002

Und seinen Trainer:
Harry L. Quebert

DANKSAGUNG

Ich danke von ganzem Herzen Erne Pinkas aus Aurora in New Hampshire für seine wertvolle Hilfe.

Außerdem danke ich Sergeant Perry Gahalowood von der Mordkommission der State Police von New Hampshire und Officer Philip Thomas von der Autobahnpolizei der State Police von Alabama.

Mein besonderer Dank gilt schließlich meiner Assistentin Denise, ohne die ich dieses Buch nicht hätte beenden können.